

914-I R. PRŪSIJA. Lankos apskritis (Elchniederung)
Asmenvardžiai:
Autoriai:
Vietovardžiai: Rytų Prūsija, Klaipėda (Memel), Lankos apskritis (Elchniederung)

Reikšminiai žodžiai: vietovės, kaimai, istorija, pastatai, gamta, potvyniai

Santrumpos: MD- „Memeler Dampfboot“, OB – „Das Ostpreußenblatt“, DOD – „Deutscher Ostdienst“

Nr.	Pavadinimas	Objekto rūšis	Data	Puslapis	Pastaba
1.	Segtuve informacija apie Lankos apskritį : potvyniai, pastatai, istorija, vietovės, kaimai, Minimios vietovės: Ahilla, Beek, Cranz, Elchwerder, Gilge, Gowarten, Friedrichsgraben, Friedrichsdorf, Moosbruch, Heinrichswalde, Inse, Juwendt, Karkeln, Kuckerneese (Kaukehnen), Kunzen, Labiau, Loye, Maßgirren, Neukirch, Nemonien, Rinderort, Seckenburg, Skaisgirren, Skirwieth, Schaaken, Schakuhnen, Schenkendorf, Schwentlund, Untereißeln,	Nuotraukos Iškarpos Iliustracijos Straipsniai			Yra priklijuotų nuotraukų
2.					
3.					
4.					
5.					
6.					
7.					
8.					
9.					
10.					
11.					
12.					

Pastabos ir pataisymai:

Lankos apskritis (vok. Landkreis Niederrung, nuo 1939 m. spalio 1 d. Landkreis Elchniederung, Pakalnės apskritis)



1920 Volksabstimmung in Masuren und Teilen Westpreußens (97,8 % für den Verbleib beim Deutschen Reich, bzw. 92,3 %), Ostpreußen durch einen Korridor vom Reich getrennt., da Westpreußen ohne Abstimmung an Polen gegeben wird, damit sind die Grundlagen für den 2. Weltkrieg geschaffen.

1923 das Memelgebiet von Litauen besetzt, der Gewaltakt von den Alliierten anerkannt.

1939 Beginn des 2. Weltkrieges, Frage des Polnischen Korridors.

1945 Königsberg wird durch sowjetische Truppen eingenommen. - Die Konferenz in Potsdam (17.7. - 2.8.) duldet die Austreibung der Ostdeutschen, verschiebt aber die Regelung der Grenzfragen bis zu einem künftigen Friedensvertrag.

Die ostpreußische Ostgrenze ist bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges - d.h. mehr als ein halbes Jahrtausend - die älteste Grenze Europas nördlich der Pyrenäen geblieben!

DAS LANDSCHAFTSBILD DER ELCHNIEDERUNG UND SEINE ENTWICKLUNG

Der Kreis Elchniederung wich als einziger Kreis in der Provinz Ostpreußen von der Regel ab, seinen Namen nach der Kreisstadt zu führen. Es gab in diesem Kreis keine Stadt. Das Landratsamt und die anderen Kreisbehörden befanden sich in dem Marktflecken Heinrichswalde, der mit rund 3.500 Einwohnern der zweitgrößte Ort des Kreises hinter dem Marktflecken Kuckerneese (Kaukehmen) war, der 1.000 Einwohner mehr zählte.

Der Kreis Elchniederung, der bis 15.7.1938 Kreis Niederung hieß, führte seinen Namen nach der Eigenart der Landschaft, der Niederung, und dem Elch, der in den Wäldern des Kreises beheimatet war.



Die Elchniederung war ein wartendes Land. Sie drängte sich dem Wanderer nicht mit eindrucksvollen Schönheiten auf, sie verlangte vielmehr besinnliche Einkehr, sie wollte entdeckt werden. Wer mit dem Auto die Straßen dahinraste, fand sie eintönig, wer sich aber die Zeit nahm, sich in ihr dem Hasten des Alltages abgewendet umzublicken, dem erschloß sich dieses Land, dem wußte es von seinen heimlichen Wundern zu erzählen.

Aus Schlick und Moor aufgebaut, war der Boden mit Hilfe von Düngung sehr fruchtbar. Es stellte jedoch die Herrschaft über das Wasser das entscheidende Problem dar, das aber im Laufe der Jahrhunderte durch Bedeichung und Entwässerung gelöst wurde. Die Bewirtschaftung und Nutzung des Bodens war auf den Anbau von Nahrungs- und Futterpflanzen gestellt. Die Hauptanbaufrüchte waren Roggen, Weizen, Hafer, Gerste, Kartoffeln und Rüben. Den größten Teil des Landes bedeckten jedoch saftgrüne Wiesen und Weiden, auf denen bedächtig schwarzbuntes Niederungsvieh graste. Infolge des Anbaues verschiedener Gewächse wirkten die Ackerflächen gar nicht eintönig, wie man es annehmen sollte. Allerdings brachte die Einfarbigkeit und Einförmigkeit eines jeden Ackers und der Grünflächen sowie die geradlinigen Umgrenzungen, teilweise durch Wassergräben, etwas Starres und Schematisches in das Landschaftsbild. Wenn jedoch das Getreide hoch stand und seine Oberfläche im Winde wogte und über dem reifen Goldgelb der Halme das satte Himmelblau stand, dann löste sich die Starre in eine lebendige Bewegtheit.

Die Elchniederung liebte die Stille. Sie bot dem Besucher, der sich in der Weite der Wiesen und Felder verloren fühlte, in den stattlichen Einzelhöfen und Bauernhäusern Geborgenheit und beschauliches Glück. Der Einzelhof war die Siedlungsform der Bauern der Elchniederung. Er ist die Siedlungsform der Viehwirtschaft treibenden Landmannes und paßt zu dem selbständigen Charakter des Elchniederungers. Der Einzelhof lag mitten in seinem Landbesitz, der damit der Bewirtschaftung bequem zugänglich war. Er lag, bestehend aus dem Wohnhaus, den Stallgebäuden, der Scheune und dem Speicher, stattlich anzusehen rings umgeben von Acker, Wiesen und

Weiden. Das zu betreuende Rindvieh graste meistens in der Nähe des Hofes unter den Augen des Bauern. Einst hatten viele Einzelhöfe ihren eigenen Namen und ihre Eigenständigkeit als Verwaltungseinheit. Erst durch den Bevölkerungszuwachs und durch Erbteilungen nach verbesserter Bodennutzung, bewirkt durch Bedeichungen und Entwässerungen, wuchsen die eigenständigen Einzelhöfe zu kleinen Gemeinden zusammen. Der Staat bemühte sich, die Zwerggemeinden zwecks Vereinfachung der Verwaltung zu größeren zusammenzuschließen, was aber auf den hartnäckigen Widerstand der Einwohner solcher Zwerggemeinden stieß.

Der Kreis Elchniederung lag westlich der Stadt Tilsit am Kurischen Haff im breiten Delta des Memelstromes. Geologisch betrachtet, gehörte die Elchniederung dem Alluvium an, und zwar der allerjüngsten Jetztzeit.

Dem Großen Kurfürsten lag die Besiedlung der fruchtbaren Böden der Memelniederung sehr am Herzen. Er benötigte nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges 1648 zur Durchführung seiner vielfachen Reformen ständig Geld. Da ihm jedoch die preußischen Stände eine Erhöhung der Abgaben verweigerten, begann er, Waldgebiete, die sein persönliches Eigentum als Landesherr waren, an Siedler, damals Neusassen genannt, auszugeben. Die Neusassen zahlten ihren Zins nicht an die Amtskassen, sondern über die Wildnisbereiter an die kurfürstliche Privatkasse, an die Schatulle. Von dieser Zeit an unterschied man Amtsbauern und Schatullbauern.

Zur Besiedlung des wasserreichen Landes wurden vielfach Holländer herangezogen, und zwar zunächst Mennoniten aus dem Danziger Werder, weil diese sich den vorgekommenen Werbungen zum Kriegsdienst wegen dort nicht sicher fühlten und gerne zur Memelniederung abwanderten. Doch wurden auch besonders Handwerker, wie Zimmerleute, Schleusen- und Wassermühlenmeister, Strom-, Bagger- und ähnliche Arbeiter direkt aus Holland nach Preußen gerufen, und zwar auf ausdrückliche Anordnung des Kurfürsten durch den aus Cleve nach Preußen versetzten Land- und Wasserbaumeister Cerlis Gerhard Rabbise.

So schuf der Mensch im 17. Jahrhundert allmählich das Antlitz der Elchniederung, wie sie sich bot, als wir aus dieser unserer Heimat vertrieben wurde. Zwischen dem unter Kultur stehenden Land und dem Kurischen Haff lag ein etwa 6 Kilometer breiter Erlenbruchwaldstreifen. Ein Deich dazwischen, der Haffdeich, schützte das Kulturland vor Überschwemmungen durch den Haffrückstau. Die in der Nähe des Haffdeiches gelegenen Kulturflächen, die der Rückstau des Haffes vor der Bedeichung alljährlich überschwemmte, führten zu dem Namen "Tiefe Niederung", die weiter östlich gelegenen nicht vom Haffrückstau betroffenen nannte man "Hohe Niederung".

Die Bevölkerung eines jeden Landschaftsgebietes ist abhängig von dessen Bodengüte.

40 bis 60 Einwohner, im Durchschnitt 55,2 auf einen Quadratkilometer, waren für die Elchniederung charakteristisch. Nur im Westen, wo sich in Haffnähe ausgedehnte Flachmoore mit zum Teil aufgesetzten Hochmooren ausbreiteten, bildeten die darauf stehenden Erlenbruchwälder große unbewohnte Flächen, in deren Nähe wieder eine dichtere Bevölkerung anzutreffen war. Das waren die Fischerdörfer am Haff und die Gegend um Seckenburg und südwärts am Kleinen Friedrichsgraben. Diese Gebiete wiesen eine Bevölkerungsdichte von mehr als 80 Einwohner auf den Quadratkilometer auf.

Eine Urkunde aus dem Jahr 1645 aus dem Preußischen Staatsarchiv in Königsberg/Pr. beurkundet die Ansiedlung von neun Familien in einem "Ort aus gehauner Wildnis in unserem Amte Tilsit am Neuendorff". Leider kann man aus der Urkunde nicht ersehen, aus welchem Gebiet diese neun Familien gekommen sind.

Diese Urkunde ist ein Beweis der friedlichen Besiedlung des deutschen Ostens. Sie ist enthalten im Grundbuch des Kreises Niederung, Kirchspiel Neukirch Vol. III a (Preußisches Staatsarchiv Königsberg/Pr. Fol. Nr. 15275) und hat folgenden Wortlaut:

— — — — —
In der Schule des Lebens bleibt man stets ein Schüler.

Nr. 540

" Von Gottes Gnaden Wir Friedrich Wilhelm, Marggraf zu Brandenburg, des heilig. Römischen Reiches Ertz Cämmerer und Churfürst in Preußen, zu Gülich, Cleve, Berge, Stettin, Pommern, der Caßuben und Wenden, auch in Schlesien zu Croßen und Jägerndorff Hertzog, Burggraff zu Nürnberg, Fürst zu Rügen, Graf zu der Marck und Ravensberg, Herr zu Ravenstein, Thun kund und bekennen hiermit vor Uns, Unsere Erben und nachkommende Herrschaft, gegen jeder männiglich bevorab denen daran gelegen und solches zu wißen von nöthen, was maaßen bey Uns

Peter Jansen,
Heinrich Brosche,
Ginter Brau,
Hans Faack,

Hans Budwech,
Siemon Knopf,
Jacob Frischmuth,
George Faack

und Daniel Danntz

demüthigste Ansuchung gethan und gebethen, Wir geruheten ihnen einen Orth aus gehauer Wildnis

in unserem Amte Tilsit an Neuendorff

gelegene, Neun Huben zehn Morgen inhaltende, so vor diesem Christoph Woitcke eine Zeitlang inne gehabt und noch meistens urbar ist, gegen Entrichtung eines gewissen jährlichen Zinses und Verstattung etlicher Frey Jahre in Gnaden einzureimen und erblich zu verschreiben, welchem unterthänigsten Ansuchen angemercket, das dadurch Unsere Intraden und Einkünfte vermehret werden, Wir in Gnaden raum und stattgegeben und ist folgendermaßen mit ihnen Handlung getroffen, daß sie zum Anfang, weiln das roden und graben nicht wenig Mühe und Arbeit kostet, zwey frey Jahre haben und nach Verflüßung derselben auf Martini Anno 1648 von jeder Hube, wie sie dieselben untereinander vertheilet Und von Unserm Land Meßer Sebastian Berendts einen jeden unter ihnen zu gemessen worden, Acht und Fünffzig Marck 30 Schilling,

thut zusammen von Neun Huben Zehn Morgen Fünf Hundert Sechs und Vierzig Marck, richtig zinsen auch folglich Jahre jährl. auf Martini solchen Zins an Unser Amt Tilsit unfehlbar erlegen sollen, verschreiben und reinem demnach hiermit und Kraft dieser vor Uns Unsere Erben und nachkommende Herrschaft gedachten

Peter Jansen, Hans Budweg, Jacob Frischmuth,
Siemon Knop, Ginter Braun, Heinrich Brosche,
Hans Faacken, George Faacken, und Daniel Dantzen

aus ihren Erben und Erbnehmen obbemeldte Neun Huben Zehn Morgen im Tilsitschen Amte gelegen, so viel davon Unser Landmeßer Sebastian Berendt einen jeden unter ihnen richtig zugemeßen und begrenzt hat, Erb- und ewiglich zu Cölimischen Rechten inne zu haben und zu genießen, auch vollends urbahr zu machen, zu bebauen und ihren und der ihrigen Nutzen und besten anzurichten frey von allen Pflichten und Beschwerden, wie die Nahmen haben mögen, ausgenommen die Contributiones so auf öffentlichen Land-Tagen laudiret und gewilliget werden, welche sie und ihre Erben jedesmahls gleich andern Landes Einsaßen richtig abtragen und erlegen sollen. Auch wollen Wir Uns und nachkommender Herrschaft alle Eichen so auf solchen 9 Huben 10 Morgen sind, vorbehalten haben. Im Falle aber sie oder ihre Erben einiger Eichen zu Gebäuden oder sonsten wozu benöthiget werden, haben sie sich beym Forstmeister oder Holtz-Forster anzugeben, alsdann ihnen umb gebürliche Zahlung die Eichen abgefolget werden sollen. Mit dem andern Holtze, so binnen derselben Neun Huben Zehn Morgen Grentzen vorhanden, stehet ihnen und ihren Erben frey, ihres Gefallens zu gebahren und in ihren Nutzen zu verwenden. Danebenst sollen sie und ihre Erben sich alles schiesens nach Wildprett, wie es Nahmen haben mag, gänzlich enthalten, den Zinß wie obgedacht von solchen 9 Huben 10 Morgen zusammen uff 546 Marck ihre Erben und Erbnehmen nach verfloßenen Zwey Frey-Jahren auf Martini des 1648ten Jahres, so viel auf einen jedweden kombt, in Unser amt Tilsit zum ersten Mahl zu erlegen. Und künftige Jahre Jährlichen auf Martini baar zu entrichten und abzugeben schuldig und verbunden seyn, welchen die Tilsitsche Beambte also unfeilbar einzufordern, und in

Rechnung zu bringen hiemit befehliget werden.
Uhrkundlich mit Unserer eigenhändigen Subscription und
Churfürstlichen Secret bekräftiget.

Datum Königsberg den 23ten Novbr. 1645.

Friedrich Wilhelm Churfürst"

Aufgrund der Volkszählung vom 17. Mai 1939 bewohnten
den Kreis Elchniederung an diesem Tag:

55.376 Personen,
davon 27.965 männliche, 27.411 weibliche.

Die Bewohner des Kreises Elchniederung verteilten sich
auf 220 Dorfgemeinden und 5 Gutsbezirke. Aufgrund der
Verfügung des Oberpräsidenten von Ostpreußen vom 3. Juni
1938 wurden zahlreiche Ortsnamen geändert.

Der Kreis Elchniederung war ein Landkreis. An seiner
Spitze stand ein Landrat. Vom 1.9.1928 bis zur Vertreibung
bekleidete dieses Amt Landrat Erich Stockmann.

Unter Leitung des Torfmeisters August Martscheit unter-
hielt der Kreis Elchniederung u.a. einen eigenen Torf-
gewinnungsbetrieb. Der in der Nähe von Heinrichswalde
gelegene Betrieb lieferte Preßtorf, Moostorf und Torf-
kompost. Der Moostorf wurde den Bauern als Streuersatz
für Stroh abgegeben. Er war auch ein vorzügliches Heiz-
material zum Brotbacken. Die Torfabfälle wurden zur
Kompostierung verwendet.



Es gibt nur ein Mittel, sich wohl zu fühlen:
man muß lernen, mit dem Gegebenen zufrieden zu sein,
und nicht immer das verlangen, was gerade fehlt.

Theodor Fontane

Kreis Elchniederung



Zu beiden Seiten des Stromes

Da wo, von Kaukehmen (Kuckerneese) kommend, die Straße bei Kloken zur Fähre führt, grüßt aus den dunklen Kiefernwäldern jenseits des Ruß-Stromes mein Elternhaus. Zwischen den fruchtbaren Stromwiesen, Äckern, Wald und Moor lag das für mich schönste Fleckchen Erde, das meine Heimat war. Der Hof gehörte zur Gemeinde Groß-Schillingen, die später in Heinrichsfelde umbenannt wurde.

Wie schön war es doch in dem großen Garten mit der alten Linde und der Kastanie im Schutz der hohen Tannenhecken! Leidenschaftlich gern suchte ich Pilze in dem hügeligen Waldgelände dicht am Hof; aus dieser Zeit stammen wohl auch meine Pilzkenntnisse und das Geschick, sie zu finden.

So manches könnte ich aus den Tagen der Kindheit berichten, aber da habe ich wohl nicht mehr erlebt als jedes andere Kind. Es gab aber auch aufregende Erlebnisse. So führte einmal der Strom infolge der Eisversetzung weiter unterhalb Hochwasser, und die Flut drang in Hof und Ställe ein, das Vieh mußte in höhergelegenen Gehöften untergebracht werden. Im Hause löschte das eindringende Wasser das Feuer in den Öfen aus. Vorsorglich hatten die Eltern die Möbel und das Klavier aufgebockt. Ich aber saß auf dem Küchenherd, angetan mit Papas kleinem Pelz und die lederne Posttasche mit Postwertzeichen um den Hals und harzte der Dinge, die da kommen sollten. Schließlich bugsierte man mich von meinem Thron auf höher gelegenes Gelände außerhalb des Hofes und zum nächsten Nachbarn, wo ich in meiner Vermummung zuerst gar nicht erkannt, dann aber mit großem Hallo begrüßt wurde.

Der erste Weltkrieg war gerade ausgebrochen und das Memelland besonders gefährdet. Mein Vater war Amtsvorsteher und verwaltete auch die Postagentur, in jenen Tagen ein verantwortungsvoller Posten. Hatten wir doch jede Veränderung der Lage sofort dem Postamt Kaukehmen, besonders bei Feindeinwirkung, zu melden. So geschah es denn auch, daß – mein Vater war im Torbruch – eine russische Patrouille auf dem Hof erschien. Ich hatte gerade noch so viel Zeit, das Postamt in Kaukehmen anzurufen, Meldung zu machen und den Hörer anzuhängen. Da kam auch schon ein Russe ins Amtszimmer. Gottlob hatte er nichts bemerkt; aber den Telefonapparat zerschlagen und Papas goldene Uhr mit Kette einstecken war eins. Dann verschwanden die Russen so schnell wie sie gekommen waren, und es kamen auch keine mehr.

Nun will ich auch verraten, wie mein Zuhause die Bezeichnung „das schönste Fleckchen Erde“ erhielt. Im September 1923 heiratete ich. Mein Mann, der in Neukirch beschäftigt war, und ich waren, so oft es ging, drüben bei den Eltern. In dieser Zeit verließ mein Mann, der gebürtige Rheinländer, so der herben Schönheit meiner Heimat, daß er sie das „schönste Fleckchen Erde“ nannte. Einmal überraschte er mich mit einem Fotoalbum voll der schönsten Aufnahmen von unserem Hof, und dazu schrieb er folgende Zeilen:

DEIN ELTERNHAUS

Weit oben am Rußstrom,
am Rande unendlicher Wiesen und
Wälder –
Dein Elternhaus.
Gleich schön zu schauen,
wenn des Fieders betäubende Düfte
und festlicher Schmuck der Kastanie
den Frühling künden;

oder im Winter der Schnee
alles in zärtliche Weiße verhüllt.
Auf des Stromes Breite
ziehen gleich heimlichen Wünschen
schwellende Segel dahin –
lockend und rufend ins Weite. –
Ich aber lasse sie ziehen –
Erfüllung schon fand ich hier.

Im Jahre 1923 wurde das Memelland litauisch. War bis dahin der Rußstrom mit dem Fährbetrieb unser Schicksal, so wurde er nun noch zur Grenze, wodurch die seit 1422 bestehende Zugehörigkeit des Memellandes zu Ostpreußen aufgehoben wurde. Paß- und Zollkontrollen lähmten das wirtschaftliche Leben des Landes und erschwerten in großem Maße den Verkehr der Menschen diesseits und jenseits des Stromes zueinander. Dies hielt uns aber nicht ab, so

Grüße

auf Heimatansichtskarten
erfreuen besonders!

oft es ging zu den Eltern zu fahren. Das Passieren der Zollstellen zu beiden Seiten der Grenze erfolgte wohl mit einem bösen Gewissen; etwas Zollpflichtiges hatte wohl jeder Grenzgänger immer bei sich. Die Zustände im Memelgebiet waren trostlos, so kostete ein Pfund Wagenschmiere ebensoviel wie ein Pfund Butter. Ähnlich verhielt es sich mit anderen Sachen. Die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse standen in keinem Verhältnis zu denjenigen der übrigen Bedarfsartikel.

Ja, die Grenze war nun das Schicksal des Memellandes geworden, und der Strom erschwerte zusätzlich den Verkehr, zumal nur eine Brücke bei Tilsit über ihn führte. Es war in den milder werdenden Vorfrühlings-

tagen; während es in den Nächten noch bitter froh, taute es am Tage, und ständig erwarteten wir das Aufbrechen des Stromes. Aber wie es so ist – der ständige Kontakt mit der Gefahr macht die Menschen leichtsinnig. Mutter war in dieser Zeit wieder einmal in aller Frühe in Kaukehmen gewesen und ging gegen Mittag über das schon brüchige Eis zurück. Kaum hatte sie die litauische Paßkontrolle passiert, da hörte sie hinter sich ein Geräusch. Erschrocken drehte sie sich um und sah die Eisschollen treiben – der Eisgang hatte eingesetzt.

An den Zollkontrollstellen passierten die unmöglichsten Dinge. Frauen wurden von Gänsen, Enten, Butter usw. entbunden. Kleine Kinder wurden ausgeborgt, um die Kinderwagen für den Transport zollpflichtiger Waren auszunutzen. Mal glückte es, mal nicht. So waren die Verhältnisse an der Grenze, und die Deutsche Mark stand hoch im Kurs. Dann aber kam der Tag, den ich nie vergessen werde. Es war der 22. März 1939. Der Rundfunk meldete: „Litauen gibt das Memelland an Deutschland zurück.“ Unsere Freude kann sich ein Fremder nur schwer vorstellen, und zu keiner anderen Begebenheit hatten jene Worte wohl mehr Berechtigung:

„Laßt läuten die Glocken von Turm zu Turm
frohluckend, frohluckend im Jubelsturm.“

Überall wehten die Fahnen. Die Menschen strömten über die Fähren und die nun nicht mehr geteilte Luisenbrücke in Tilsit hinüber und herüber. Nun kam auch für meinen Mann und mich der große Augenblick, da wir zum ersten Mal nach der Rückkehr des Memellandes ohne Zollabfertigung und Paß in meine alte Heimat gehen konnten.

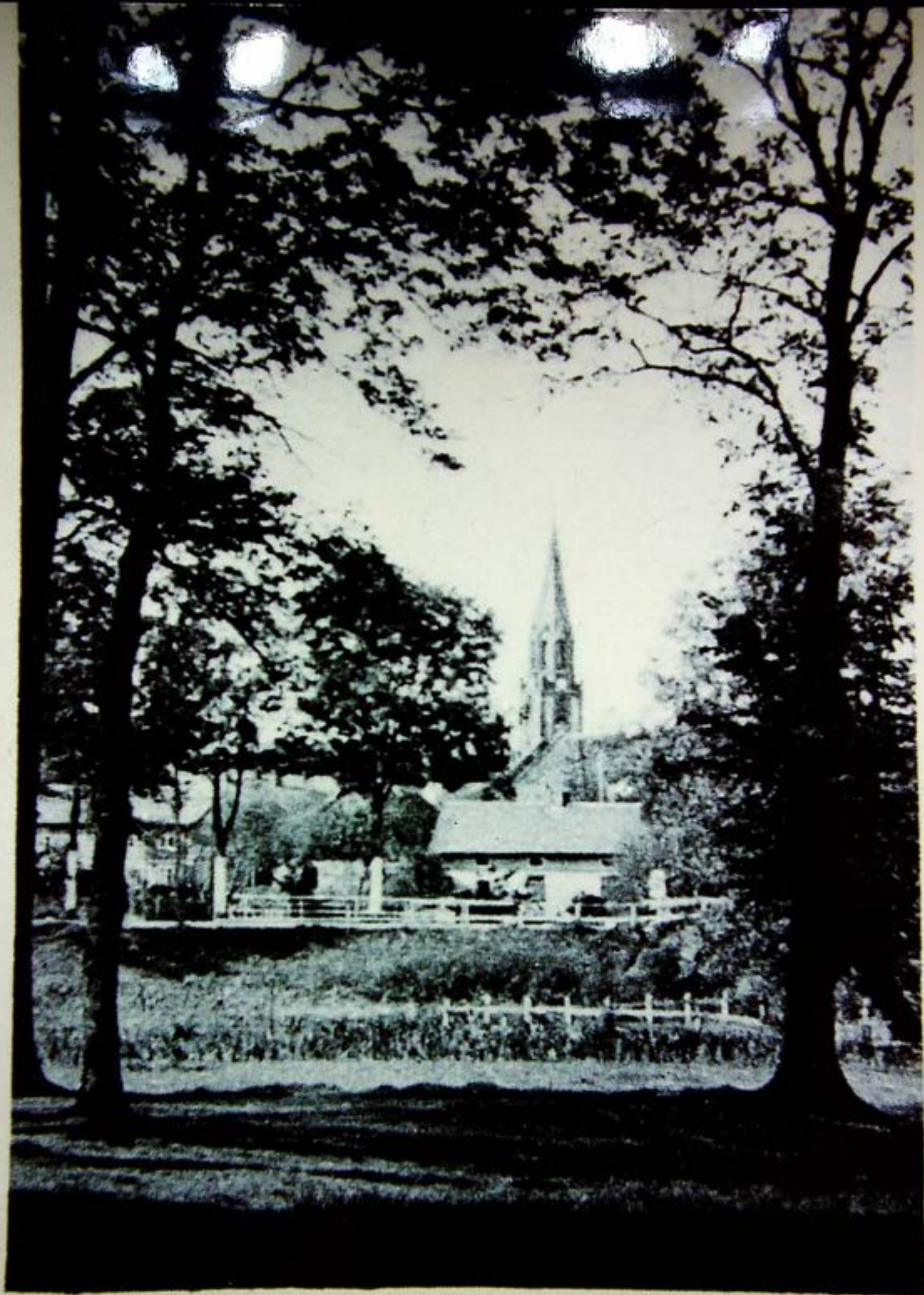
Noch nie war uns die Heimatluft so weich, so schmeichelnd vorgekommen wie an diesem Tag, da wir durch unseren Wald und unseren Kirchhof mit den hohen Kiefern gingen. Es war uns, als ob wir überall verkünden müßten: „Das Memelland ist wieder deutsch!“

Anna Zirbel, geb. Kuttkat



Demals in Ruß

Die stolze Petersbrücke, die die Atmath überspannte, wurde gegen Ende des Krieges gesprengt. Bis heute haben es die Russen nicht fertiggebracht, die so dringend notwendige Brücke neu herzustellen. Noch immer gibt es zwischen Ruß und Atmath einen umständlichen, schwerfälligen Fährverkehr, der zu Zeiten des Hochwassers, des Schacktarps und des Eisganges ganz fortfällt.



Rautehmen, die Eingangspforte zum Schreber

Elchniederung

Im Delta von dem Memelfluß
dort, zwischen Gilge und der Russ,
westlich von Tilsit bis zum Haff
zog sich so hin diese Landschaft.

Ich meine die Elchniederung,
die damals war so recht in Schwung.
Es gab dort sehr viel Wildbestand,
bis runter hin zum Haffesrand.

Viel Hasen, Rehe, noch mehr Füchs'
liefen dem Jäger vor die Büchs'
und Elche gab es, alt und jung.
Daher der Nam' Elchniederung.

Der Elch, das ist ein riesig' Hirsch.
Auf den ging jeder gern auf Pirsch.
Er war recht groß, der Elchbestand.
Das hatten viele schnell erkannt.

Nur Prominenz, das war ganz klar,
der Abschuß vorbehalten war.
Es biß so mancher Elch ins Gras,
weil es 'nem Großen machte Spaß.

Und trotzdem wußte man genau,
es gab dort keinen Wildabbau.
Behörden waren so gescheit,
es durfte keiner geh'n zu weit.

Es hätte keinen Sinn gehabt,
wäre der Elch geworden knapp.
Wo sollten *die* auf *Anstand* Steh'n
wenn Elchbestand zurück würd geh'n?

Die vielen Gäste war'n der Grund
wenn doch entstand ein großer Schwund
am Wildbestand. Elche, die Guten,
die mußten damals kräftig bluten.

Natürlich, wie sollt' es sonst sein?
Auch dieses steckt der Russ' sich ein.
Die Elchniederung meine ich.
Auf Gutes er noch nie verzicht'.

Ob ein Bestand ist heut noch da?
Ich möchte hoffend sagen ja!
Die Niederung verlör den Sinn,
wenn keine Elche wären drin.

Gewiß, nicht nur das Wild allein
ließ dieses Land so super sein.
Die Landwirtschaft blühte hier groß.
Das lag bestimmt an dem Humus.

Kartoffel erntete man dort,
da warf ich jede andre fort.
'Ne weißfleischige, sehr, sehr zart,
dort überall gezüchtet ward.

Auch sonst gab es sehr viel, jawohl!
Nicht nur den riesig großen Kohl.
Der Waldbestand war groß und dicht.
Bestand aus Eiche, Birk' und Ficht'.

Es lohnte sich, ihr seht es schon
in der Elchniederung zu wohn'.

Wenn es gekonnt hätten, die Leut,
wie würden wohnen dort noch heut!

Elchniederung

Weit ist meiner Heimat Land,
weit die Wiesen, Weiden, Felder,
weit die See, das Haff, der Sand,
weit die alten, tiefen Wälder.

Meilenweit das Wollgras blüht,
weiter Blick, wohin ich schaue,
weit der Memelstrom sich zieht
durch die segensreichen Gäue.

Ebene, die bis zum Rand
“ fernen Erdenkreises reicht.
Ein gar seltsam schönes Land,
wie kein anderes ihm gleicht.

*

Der Verfasser dieser Verse, Ernst Johannes Schwabe, hat seine Heimat in unzähligen Gedichten besungen. Er ist ein Schwager des verstorbenen Sprechers der Landsmannschaft Ostpreußen, Reinhold Rehs. Ernst J. Schwabe beging in Berlin am 24. Juni seinen 80. Geburtstag; er kam im Kreis Elchniederung, in Lentenbude, zur Welt.

DER KREIS ELCHNIEDERUNG

(bis 15. 7. 1938 Kreis Niederung)

Ein ostpreußisches Heimatbuch

Band I

Arbeitsgemeinschaft
der Memellandkreise

L. d. Landsm. Ostpreußen e. V.
29 OLDENBURG (Oldb.)
Münsterhagen, 11

Herausgegeben von der
Kreisgemeinschaft Elchniederung in der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.
unter Mitarbeit zahlreicher Landsleute

Zusammengestellt im Auftrag der Kreisgemeinschaft Elchniederung von
Lehrer a. D. Paul Lemke, früher in Gründann

Inhaltsverzeichnis

Die Landschaft der Elchniederung	
Das Landschaftsbild der Elchniederung und seine Entstehung; Paul Lemke	17
Die Wasserstraßen der Elchniederung; Oskar Krueger	25
Die Eindeichungen und Entwässerungen im Mündungsgebiet der Memel; Albert Neef, mit Berichten von Karl Schillak (Seite 62) und Ulrich Behr (Seite 63)	33
Nach Fertigstellung des Wilhelmsbrucher Polders; Erwin Kammer und Ruth Kammer-Pempe	65
Mein Fluß, die Wiepe; Walter Grönick	69
Schack tarp; Paul Lemke	71
Das Elchwinkler Moor; Herbert Rohde	73
Aus der Geschichte der Elchniederung	
Die Ureinwohner der Elchniederung; Paul Lemke	75
Das Wikingerschiff von Altengilge (Schaugsten); Friedrich Patrick	89
Die Bevölkerung der Elchniederung	
Die Bevölkerungsbewegung in der Elchniederung; Paul Lemke	91
Ansiedlungsurkunde von neun Familien; Leo Frischmuth †	95
Der Personenstand im Kreis Elchniederung; Paul Lemke	98
Die Verwaltung des Kreises Elchniederung	
nach Berichten von Johannes Klaus †, Willy Kröhnke, Fritz Komossa, Arno Doehring und Käthe Kusentzer; zusammengestellt von Paul Lemke	109
Der Kreis Elchniederung 1928 bis 1945 — in der Rückschau des letzten Land- rats — Erich Stockmann	123
Wirtschaft und Verkehr in der Elchniederung	
Landwirtschaft und Viehzucht in der Elchniederung; Otto Buskies, mit Berichten von Ernst Schulz † (Seite 133), Ulrich Wohlgemuth (Seite 134 und 154), Lothar Bindert (Seite 137), Heinrich Rosenfeld † (Seite 139), Benno Marquart (Seite 140)	132
Geflügelzucht in der Landwirtschaft; Margarete Frischmuth	151
	13

Die Forstwirtschaft in der Elchniederung; zusammengestellt von Paul Lemke	156
Das Forstamt Ibenhorst	156
Das Forstamt Tawellenbruch (Tawellingken); Willy Dirwehlis und Fritz Neumann	157
Das Forstamt Schnecken; Rudolf Mensing	165
Das Forstamt Wilhelmsbruch; Max Buttner	172
Der Elch, seine Heger und Jäger; Paul Lemke, mit Berichten von Peter Orłowski (Seite 177) und Dr. Friedrich Weber (Seite 182)	174
Herbstmorgen im Elchmoor; Fritz Anspieler	186
Unter dem Kurenwimpel; Paul Lemke, Michael Mainus und Hugo Pallutt	187
Die Flußfischerei in der Elchniederung; Willy Dirwehlis	196
Die Bienenhaltung in der Elchniederung; Franz Thomek	199
Industrie und Handwerk; Paul Lemke und Friedrich Schmelschus	201
Die Mühlenwerke in Kreuzingen (Gr.-Skaisgirren); Alwin Wisbar	206
Die „Kreis-Nachrichten“; Franz Kröhnert	210
Post und Eisenbahn in der Elchniederung; Ernst Müller, mit Berichten von Alwin Wisbar (Seite 224)	212
Die Zollgrenze an der Elchniederung; Richard Seidenberg	226
Die Kreissparkasse der Elchniederung; Karl F. Götzl	231
Aus dem Kulturleben der Elchniederung	
Der Kirchenkreis Elchniederung; Paul Kaschade †	239
Zur Geschichte der evangelischen Kirchen des Kreises Elchniederung; Paul Lemke, Otto Engelke, Richard Kröhnert, Ulrich Behr, Michael Mainus, Ruth Beck, Franz Reinecker †, Kurt Kampmann, Albert Becker, Paul Baltruschat, Friedrich Schmelschus, Franz Kröhnert, Karl Schillak, Emil Krüger, Wilhelm Packschies, Johannes Stephan	243
Die Mennoniten der Elchniederung; Adalbert Goertz	266
Freikirchen und Sekten; Emma Surkus und Berta Wabbels-Puck	272
Volksglaube und Brauchtum in der Elchniederung; Walter Grönick, mit Berichten von Erna Jurkies (Seite 285), Maria Lemke-Kopp (Seite 286), Egon Barkowski (Seite 287), Helmut Zerrath (Seite 287), Emilie Kopp (Seite 288) und Michael Mainus (Seite 288)	275
Sagen der Elchniederung; Paul Lemke, Fritz Brosowski, A. Dumschat, Michael Mainus und Berta Wabbels-Puck	290
Die Sprache der Kirchenglocken; zusammengestellt von Paul Lemke	298
Gesundheitswesen in der Elchniederung	
Das Kreiskrankenhaus Heinrichswalde; Dr. Wilhelm Sakobielski †	300
Volksmedizin; Berta Wabbels-Puck	305

Die großen Orte des Kreises Elchniederung

Kuckerneese (Kaukehmen); Kurt Sturies	310
Kuckerneese; Hans Petereit	327
Das grüne Heinrichswalde; Valentin Zirbel	328
Kreuzingen (Gr.-Skaisgirren) größter Marktflächen der Elchniederung Karl Schillak	332
Neukirch im Zentrum der Elchniederung; Richard Kröhnert, Martha Schubert † und Margarete Frischmuth	340
Seckenburg, Tor zum Elchrevier; Karl Engelke †	345
Groß-Friedrichsdorf; Egon Barkowsky	348
Haffbad Karkeln; Michael Mainus	354
Rauterskirch (Alt-Lappienen) an der Gilge; Bernhard Plocksties und Paul Thiel	359
Rautenburg; Adalbert Graf von Keyserlingk und Sabine Gräfin von Keyserlingk	365
Herdenau (Kallningken), 1904—1914; Friedrich Schmelschus	370
Inse am Haff; Hugo Pallutt und Otto Engelke	372
Gowarten; Wilhelm Packschies	378

Das Schicksal der Elchniederung im Kriege und danach

Die Elchniederung im zweiten Weltkrieg; Gustav Artschwager, Fritz Szameitat, Bernhard Plocksties, Michael Mainus, Kurt Sturies und Paul Lemke	379
Der Kampf um den letzten Fluchtweg; Paul Lemke mit Berichten von Elisabeth Waschat (Seite 387) und Hilde Tautorat (Seite 387)	387
Der Volkssturm der Elchniederung im Einsatz; Otto Lepenies †	389
So vieles schwand; Fritz Anspieler	404
Unter den Russen; Michael Mainus und Emil Krüger	405
Ostdeutsche Heimat; Walter Grönick	413
Ostpreußen und unsere Kinder; Margarete Fischer	415

Da ein großer Teil unserer Landsleute sicher nicht mit den neuen Orts- und Flußnamen nach der Umbenennung vertraut ist, wurden die alten Namen jeweils in Klammern dahintergesetzt.

Die richtige amtliche Schreibweise der Ortsnamen ergibt sich aus der Aufstellung auf den Seiten 100—108.
(Entnommen aus „Statistik des Deutschen Reiches“, Band 559).



SITUATIONS PLAN
 von der
TILSITSCHEN NIEDERUNG
 und
 der Haupt-Ströme M. mel. Giltze und Rufe
 welche diese Niederung durchströmen.
 gezeichnet von Carl Fättnig
 zu Berlin
 1796.

Die Elchniederung nach einem Stich von Carl Fättnig aus dem Jahre 1796. Der Stich ist seitenverkehrt und steht auf dem

Wiedergabe — das Gebiet nicht von Königsberg Richtung Tilsit gesehen hat, sondern von Tilsit Richtung Königsberg.

Das Landschaftsbild der Elchniederung und seine Entwicklung

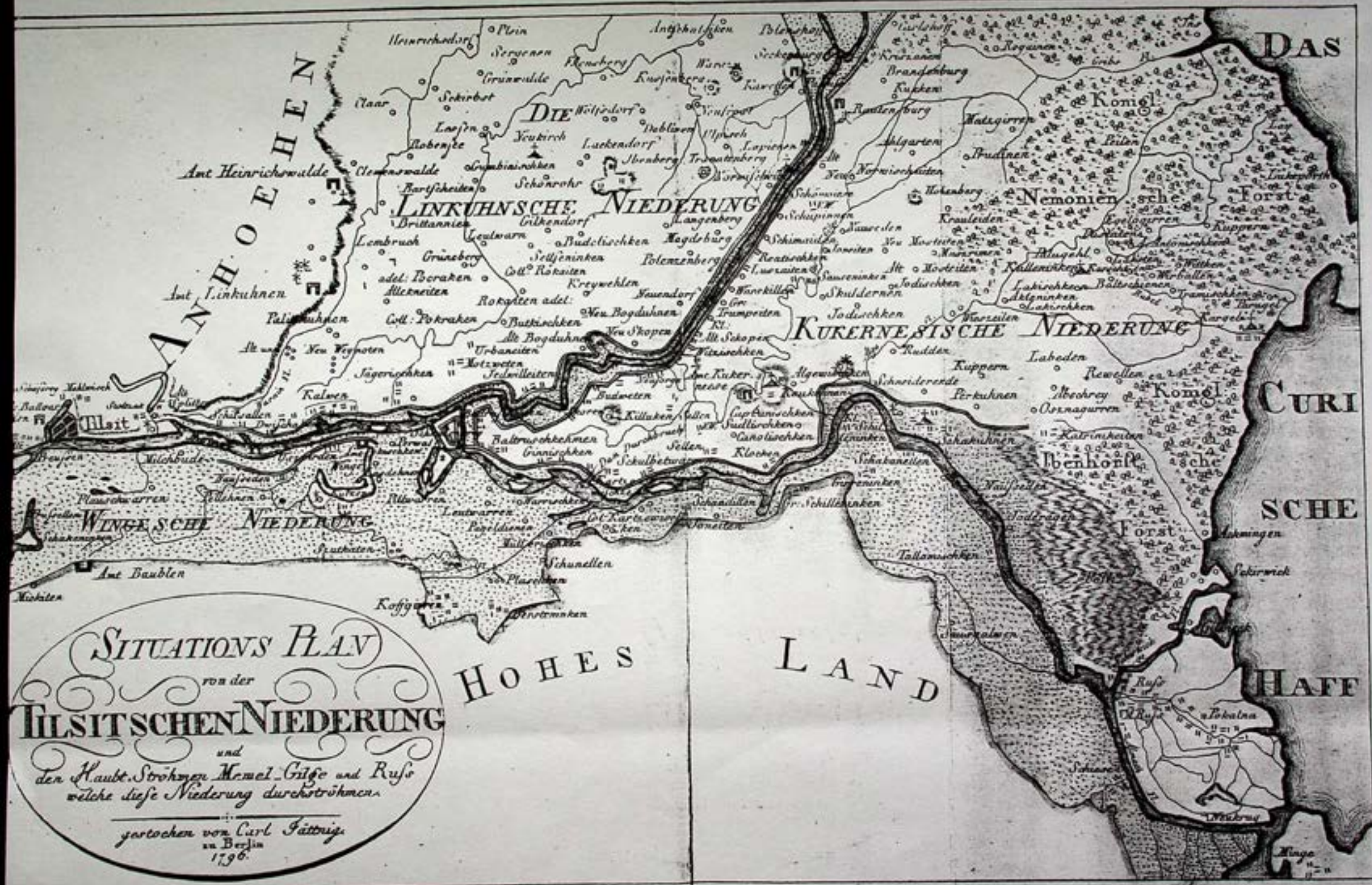
Von Paul Lemke, früher in Gründann

Der Kreis Elchniederung wich als einziger Kreis in der Provinz Ostpreußen von der Regel ab, seinen Namen nach der Kreisstadt zu führen. Es gab in diesem Kreis keine Stadt. Das Landratsamt und die anderen Kreisbehörden befanden sich in dem Marktflecken Heinrichswalde, der mit rund 3 500 Einwohnern der zweitgrößte Ort des Kreises hinter dem Marktflecken Kuckerneese (Kaukehmen) war, der 1000 Einwohner mehr zählte.



Landschaft der Elchniederung, Blick auf Heinrichswalde

Foto: Rappuhn



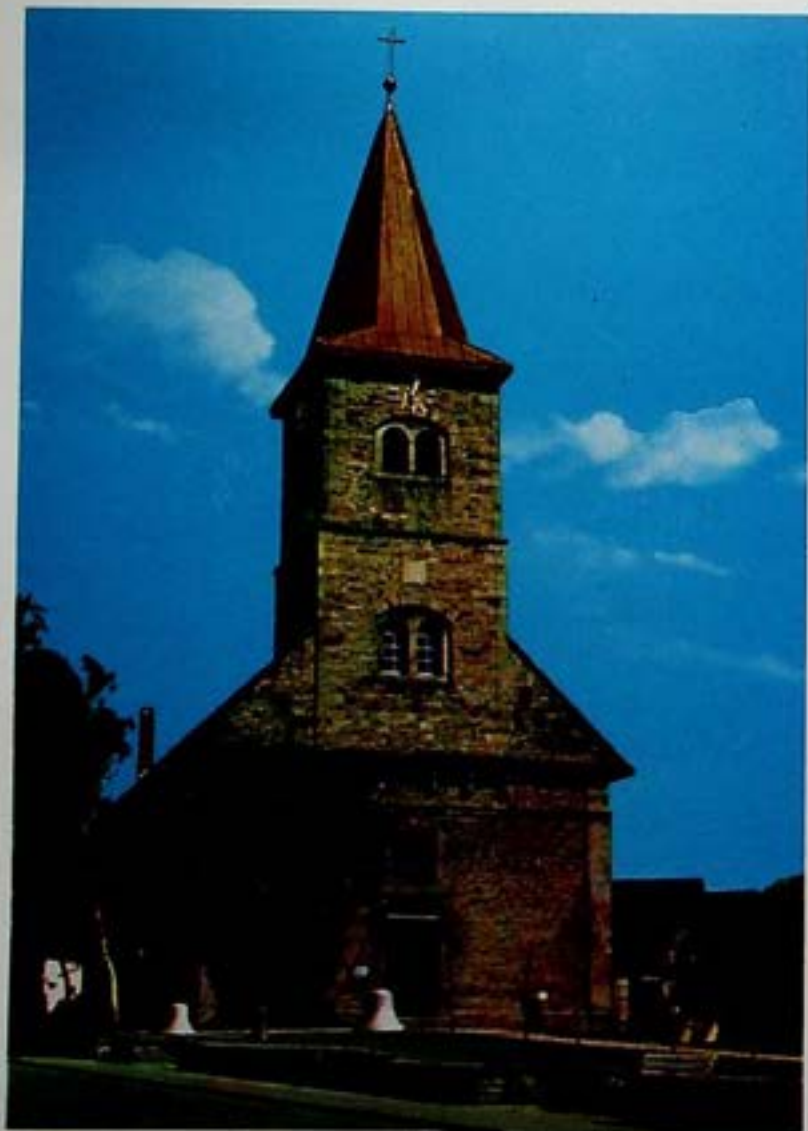
Die Elchniederung nach einem Stich von Carl Fättnig aus dem Jahre 1796. Der Stich ist seitenverkehrt und steht auf dem

Wiedergabe — das Gebiet nicht von Königsberg Richtung Tilsit gesehen hat, sondern von Tilsit Richtung Königsberg.





PETRUSKIRCHE DER EV.-LUTH. KIRCHENGEMEINDE
ZU STEINHUDE



Die Elchniederung



1991

EINLADUNG

zur

E. 28. März 1991 *SP*

EINWEIHUNG UNSERER TOTENGEDENKSTÄTTE

in der

EVANGELISCH-LUTHERISCHEN PETRUSKIRCHE

in

STEINHUDE AM MEER

am Freitag, den 26. April 1991, 16.30 Uhr

PROGRAMM

EINWEIHUNG DER TOTENGEDENKSTÄTTE
DER
KREISGEMEINSCHAFT ELCHNIEDERUNG

am Freitag, den 26. April 1991
in der evangelisch-lutherischen Petruskirche
Am Anger, Steinhude

16.30 Uhr Glockengeläut

Orgelspiel Christiane Schweer

Kirchenchor der ev.-luth. Petruskirchen-
gemeinde Steinhude
Leitung: Christiane Schweer

Begrüßung durch Pastor Reinhard Koller
als Hausherr der Kirche

Begrüßung durch Ortsbürgermeister
Dr. med. Dietrich Bredthauer, Steinhude

Begrüßung durch Horst Frischmuth
Kreisvertreter der Kreisgemeinschaft
Elchniederung

Rede Pastor Reinhard Koller

Rede Horst Frischmuth

Trompete Dieter Nolte

Kranzniederlegung
(Trompete: Ich hatt' einen Kameraden)

Gebet Pastor Reinhard Koller

Gesang: Land der dunklen Wälder

Kreisgemeinschaft Elchniederung
in der Landsmannschaft Ostpreußen

Horst Frischmuth
Horst Frischmuth

- Kreisvertreter -

So war die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 15

VON WOLFRAM GIESELER

Es dauert lange, bis endlich der massige Körper hervortritt und von mir als ein starker und alter „Endenhirsch“ mit Schwimmhaut“ angesprochen werden kann. Mit Erleichterung bitte ich den Gast, zu schießen. Mit einem guten Blattschuß liegt der Hirsch im Feuer. Es kostet anschließend wieder ein hartes Stück Arbeit, mit acht Männern das schwere Tier bis zu einem Kahn zu schleifen und dann bis unter die alte Eiche auf dem Hof meines Forstamts zu schaffen. Wieder erschallt feierlich das „Elch tot“, und mein Gast ist beglückt und begeistert über dieses Erlebnis. — Im Herbst 1945 sollte ich Milch in einem Gefangenenlager in Neu-Ulm wiedersehen. Wir drehten unsere Runden um den Kasernenblock und gedachten des gemeinsamen Jagderlebnisses in dem nun so fernen und von den Russen überfluteten, einsamen Elchrevier.

Die Ruhe in Pait tut wohl, wenn alle Gäste zufrieden abgereist sind. Dort verbringen meine Frau und ich noch einige erholsame Tage. An Eßvorräten ist noch genug übrig geblieben. Fahrten in das Revier zur Wildbeobachtung und auf das Haff zur Entenjagd bringen genug Abwechslung, und auch die Arbeitsmädchen freuen sich, noch einige Tage „aufräumen“ und mit uns Kahn fahren zu können.

Meine Frau und ich erleben an einem Abend noch einen erbitterten Kampf von zwei Schaulern. Auf einer schmalen und von breiten Gräben eingefassten Schneise zieht uns ein Hirsch entgegen, der ständig mit gesenktem Haupt über einen Graben äugt. Plötzlich spritzt das Wasser hoch auf, und es erscheint ein zweiter Hirsch ebenfalls auf unserer Grabenseite. Schon prasseln beide mit ihren Geweihen aufeinander, und es beginnt ein Kampf, der an Heftigkeit und Ausdauer nichts zu wünschen übrig läßt. Die Kolosse schieben sich vor- und rückwärts, die Lichter verdrehen sich in grenzenloser Wut und Eifersucht. Die Leiber dampfen. Sie kommen uns immer näher, die wir notdürftig hinter einem Busch

sind rund eintausend Hektar wertvolle Kunstwiesen, die mit Hilfe eines großen Maschinenparks unterhalten, neu eingesät und entwässert werden müssen. Einschließlich der ebenso umfangreichen Naturwiesen muß der jährliche Verkauf des Grasschnitts erfolgen. Da sind Hunderte von Grundstücksverkäufen und -ankäufen abzuwickeln, da die stets im Überschwemmungsgebiet gefährdeten Menschen hinter die Deiche umgesiedelt werden sollen und müssen. Bei der Dickköpfigkeit der Partner keine einfache Angelegenheit. Außerdem ist der Forstmeister in zwei Kreisen Forstguts- und Forstamtsvorsteher mit zusammen einhundertsechzig Einwohnern, die weit verstreut wohnen und sich nur aus Waldarbeitern und Forstbeamten zusammensetzen, dazu Deichgeschworener in mehreren Deichverbänden. Viele Forstdienstgehölfte einschließlich Pait bedürfen der Unterhaltung, Hunderte von Kleinparzellen der Verpachtung.

Ich sehe es als eine große Kulturtat des preußischen Staates an, den Elch hier auf einer genügend großen Fläche in freier Wildbahn trotz mannigfacher Gegenkräfte erhalten und planmäßig geschützt zu haben, obwohl es im Lauf der letzten Jahrhunderte oft genug so aussah, als ob mit dem Wissent, dem Bär und dem Lux auch er hier endgültig ausgerottet werden würde. Es gab aber immer wieder energische und weitblickende Männer, die dies mit Hilfe der preußischen Könige und später des Ministerpräsidenten Braun zu verhindern wußten. Wie mag das heute unter den Sowjets aussehen?

Am 24. September 1938 erliege ich in meinem väterlichen Forstamt Trappönen an der Memel als Gast meines Freundes Angern in Begleitung meiner Frau den letzten ostpreußischen Rothirsch, einen ungeraden Zwölfender. Es ist des Morgens noch stockdunkel, als wir schon auf der mir so vertrauten Kanzel an den Galbraster Wiesen sitzen. Wir lauschen mit Andacht dem viestimmigen Konzert, das die Brunfthirsche



Waldarbeiter aus Skirwieth: Der Forstmeister ist für viele verantwortlich

Foto Meiser

Deckung genommen haben. Jetzt sind sie nur noch zehn Schritt von uns entfernt. Die Läufe werfen dunkle Moorerde auf, aus ihrem Windfang stößt heißer Odem aus, ächzend und stöhnend erfolgt Angriff und Abwehr. Es geht um Leben und Tod. Beide sind so mit sich beschäftigt, daß sie uns nicht wahrnehmen. Meine Frau befürchtet, von den Kämpfern geforkelt oder getreten zu werden, und so muß ich ein lautes Machtwort sprechen. Der Kampf ist zu Ende; denn einer von den beiden löst sich blitzschnell und springt in den Graben, dessen Wasser hoch aufspritzt. Ein solches Erlebnis haben wohl nur wenige Menschen auf diese kurze Entfernung.

Die Schilderung der vielen Jagderlebnisse könnte bei dem Leser den Eindruck erwecken, daß der Forstmeister in Tawellenbruch nur auf Jagd ging. „Am besten hat's die Forstpartie, die Bäume wachsen ohne sie“, lautet ein bekanntes Scherzwort. Dem ist natürlich nicht so, auch wenn gerade in Tawellenbruch die Jagd und die Elchhege eine große Rolle spielten und das eigentlich Forstliche einfach und unkompliziert ist. Da

um uns herum auf allen Brunftplätzen bei einem kühlen und klaren Herbstwetter veranstalten. Vor uns auf der Wiese schlagen heftig die Geweihe aufeinander, Kampftruf folgt auf Kampftruf. Dann hört man nur noch einen Hirsch, der mit Siegerstolz sein Rudel röhrend und anhaltend hierhin und dorthin treibt. Bei Eintritt des Büchsenlichts steht der Platzhirsch mit seinem Mutterwild deutlich vor uns. Da er eine einseitige und unedle Krone hat, entschieße ich mich zum Schuß. Im Feuer bricht er zusammen. Als wir ihn später mit dem Ackerwagen meines Gastgebers abholen, liegt dicht neben ihm in einem Graben ein zweiter, gut veranlagter Kronenhirsch, der ganz offensichtlich an dem gleichen Morgen im Kampf mit seinem Rivalen geforkelt wurde. Der Stich zwischen die Rippen in das Herz mit einem der Kronenenden des Gegners war tödlich. Nun müssen wir beiden ritterlichen Kämpfern gemeinsam das „Hirschtot“ blasen. Dieser letzte Brunftmorgen in Trappönen bleibt mir besonders wegen dieses tragischen und miterlebten Zwischenfalls unvergeßlich.

Schluß folgt

Wenn an stockdunklen Oktober- und Novemberrächten die Riesenschwärme der Neunaugen und Quappen stromaufwärts ziehen, ist die hohe Zeit des Damwilds da. Dieses Wild ist in Tiergärten recht zahm, in freier Wildbahn dagegen äußerst vorsichtig und scheu. In Marienbruch einen starken Schauler anzupirschen, ist eine große Kunst. Es kostet viel Ausdauer, Glück und manchen Schweißtropfen, bis Freund Angern als Gegengabe für den Rothirsch seinen Schauler auf der Decke liegen hat.

Anfang Dezember führt die Gilge das erste Grundeis, ein Zeichen, daß der Winter im Anzug ist. Wieder „steht“ der Fluß, und das Eis wird dicker und dicker. Jetzt kann ich wieder auf Schlittschuhen schnell und bequem das Revier erreichen. Eine leichte Schneedecke läßt auch ein sicheres Fahren zu. So gleite ich eines Nachts bei Vollmond die Tawelle hinunter, um nach den Füchsen zu sehen. Das lange Schneehemd über meinem Gehpelz tarnt mich gut.

Drilling, Fernglas und der Eispickel zur Balance und zur gelegentlichen Abstützung dürfen nicht fehlen. Die große Kälte schneidet ins Gesicht. Bei einem solchen Wetter sind auch die Wilddiebe unterwegs, die manchmal sogar in Banden aus Litauen über die Grenze kommen, um auf Schlittschuhen

in mich hinein. Hilferufe verhallen ungehört in der stillen und erstarrten Nachtlandschaft. Nachdem ich eine lange Rinne in Richtung Ufer gebrochen habe, gelingt es, mit letzter Kraft den Körper über den wohl dicker gewordenen Eisrand zu wälzen. Endlich! Endlich! Ein Schutzengel hat mir geholfen.

So schnell mich meine Beine tragen, renne ich in Richtung der Försterei Kastaunen, wo der „Elchvater“ Weber wohnt. Doch die schneidende Kälte läßt meine Kleider in kurzer Zeit gefrieren, so daß ich immer unbeweglicher und steifer werde. Pelz und Hose legen sich wie ein Panzer um meinen Leib. Meine Gangart verlangsamt sich; trotzdem muß ich weiter, um nicht zu erfrieren. Schwer atmend bleibe ich stehen, rufe gellend um Hilfe. Tatsächlich hört mich Weber und kommt herbeigelaufen. In der schnell unter Wasser gesetzten Wohnstube reißt er mir die Kleider vom Leib, und ich trinke eine halbe Flasche Cognac in einem Zug aus. Das tut wohl. „Da haben Sie aber ganz großes Glück gehabt. Wußten Sie denn nicht, daß das Schöpfwerk bis vor kurzem noch gepumpt hat und daß deshalb die Eisedecke davor noch sehr dünn ist?“ So klärt mich Weber auf. Das habe ich natürlich auf meiner romantischen Fahrt nicht bedacht. Auch die gesteckten Strohwische bemerkte ich nicht.

Als ich am nächsten Morgen anrufe, hat meine Frau gerade erst meine Abwesenheit bemerkt. Noch nicht einmal einen Schnupfen hole ich mir. Der unerforschliche Ratschluß Gottes wollte es, daß ich noch so gerade dem Tod des Ertrinkens und dann des Erfrierens entronnen bin. „Media vita in morte sumus.“ Mitten im Leben sind wir vom Tod umfassen.

Wieder feiern wir Weihnachten im großen Familienkreis und in der vertrauten Form, das letzte vor dem großen Weltbrand. Winterjagden, Eisfahrten mit dem Schlitten, Holzverkäufe, Büroarbeiten und



Staatliches Forstamt Tawellenbruch im Kreis Eickniederung: Elchjagd im Revier...

chen Haufen vorbeifährt, sieht er einen bewaffneten Mann im Schneehemd vor sich stehen, der, sich entdeckt fühlend, sein Gewehr auf den Beamten in Anschlag bringt. Dieser aber kommt ihm zuvor und trifft den Wilddieb tödlich durch einen Kopfschuß. Den Toten bringen wir in das Spritzenhaus der Gemeinde, und niemand weiß, wer es ist. Großes Rätselraten. Erst am Mittag sagt ein kleiner Junge, der sich neugierig den Erschossenen besehen hat: „Ei, das ist doch der Gastwirt P. aus K., ich kann ihm doch.“ Tatsächlich, er ist es und wohnt nur zwanzig Kilometer entfernt. Der auf sich allein gestellte Forstbeamte muß in solchen Situationen Mut, Kaltblütigkeit und Überlegung haben, um den Frevlern gewachsen zu sein. Weichlinge hat es bei uns nicht gegeben.

gen — hat zum 16. August einen Gestellungsbefehl zu einer „Übung“ von sechs Wochen Dauer in den Händen. Wir wissen, daß der Krieg in greifbare Nähe gerückt ist. In meiner Ansprache bringe ich deshalb auch unser aller Wunsch zum Ausdruck, daß diese Übung sich nicht zu einer jahrelangen kriegerischen Auseinandersetzung entwickeln möge.

Am 16. August 1939 habe ich mich in Szillen bei der Truppe zu melden. Ich werde Zugführer des 1. Zuges in der 1. Kompanie des 356. bodenständigen Grenadierregiments, das zur 206. Infanteriedivision mit dem taktischen Zeichen der Wolfsangel gehört. Beim Umschauen entdeckte ich überall bekannte Gesichter. Da ist der Sägewerksbesitzer, der Lehrer, der Kaufmann, der Fischer und Bauer, der Waldarbeiter und Förster, die ich alle begrüßen kann. Sie wohnen ja alle in der Eickniederung. Die Verschiebung unseres Verhältnisses zueinander aufgrund der militärischen Dienstgrade tut unserer alten Kameradschaft und Zuneigung keinerlei Abbruch. So haben wir genug Grund, uns wie zu Hause zu fühlen. Die umliegenden Dorfkrüge haben Mühe, den in den dienstfreien Stunden zur Bekräftigung der Kameradschaft benötigten Alkohol in ausreichender Menge zu beschaffen.

Am 3. September 1939 marschieren wir über die Grenze südlich Ortelsburg nach Polen hinein. Mit meinen Männern im Zug bewältige ich täglich durchschnittlich vierzig Kilometer und das mit vollem Marschgepack und ungewohntem Schuhwerk, auf staubigen, schlechten und schattenlosen Straßen. Dieser Blitzfeldzug verlangt uns in achtzehn Tagen eine Marschleistung von fast siebenhundert Kilometern ab. Eine beachtliche Leistung trotz des immer klaren und sonnigen Herbstwetters. Zu größeren Kampfhandlungen kommt es nicht, da wir meist in der zweiten Welle marschieren und die gegnerischen Armeen schnell geschlagen sind.

Und dann treffen wir Ende September vereinbarungsgemäß mit der sowjetischen Armee, die aufgrund des Vertrags zwischen Stalin und Hitler von Osten anmarschiert, an dem Fließchen Pisa zusammen. Wir machen uns gegenseitig einen steifen und formellen Besuch, beschauen uns neugierig und argwöhnisch und haben nicht das Gefühl einer freundlichen Waffenkameradschaft, obwohl wir doch eigentlich Bundesgenossen sind.

Meine Gedanken allerdings gehen immer wieder nach Tawellenbruch, zur Familie, in den Stall, auf Feld und Wiese, in den Wald und zu den Elchen, die jetzt gerade ihre hohe Zeit haben. ENDE

So war die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 16

VON WOLFRAM GIESELER

tiefsinnige Gespräche am prasselnden Kaminfeuer.

Im Morgengrauen stehen zwei Elchfahrten vor meinem Schlafzimmerfenster im frisch gefallenem Schnee, klumpig und breit. Unser Teckel „Watzel“ hat sie schon aufgenommen und gibt hinter der Scheune unentwegt Standlaut. Nach einem kleinen Umweg sehe ich folgendes Bild: Am wärmenden Dunghaufen sitzen wiederkäuend beide Elche und lassen sich durch das giftige Bellen des Hundes nicht aus der Ruhe bringen. Ihren Aufenthalt bei uns scheinen sie in keiner Weise als ungemütlich oder gar gefährlich anzusehen, erst Stunden später wechseln sie gemächlich auf das Feld hinaus, um an einem Weidenstrauch zu äsen. Plagegeist Watzel gibt es auch auf, sich nutzlos weiter heiser zu bellen. So werden oft unsere Elche in der Winterszeit zu vertrauten Hausgenossen, aber auch zu einer leichten Beute der Wilddiebe, denen das schwere Wildbret das Wasser im Mund zusammenlaufen läßt.

In einer klaren und kalten Winternacht ereignet sich ein Drama, das ich noch erzählen möchte. Ein Forstbeamter macht auf Schneeschuhen eine Forstschutzfahrt über die großen Wiesen des Innendeichs, auf denen noch immer einige Heuhaufen auf ihre Abfuhr warten. Als er an einem sol-

Wieder birst im Frühjahr das Eis auf der Gilge, wieder werde ich vom Außendeich und seinen Menschen durch Schack tarp einige Zeit abgeschnitten. Später reite ich auf der Deichkrone wieder nach Nemonien und begrüße vom Pferderücken aus auf der Pamurgis die heimkehrenden Kraniche, Gänse, Schwäne und Enten. Birkhahnbalz, Schnepfenstrich, Storchengeklapper auf dem Scheunendach, Wiesenverpachtung und Heuaustrich schließen sich an. Die Wochen vergehen und sind ausgefüllt mit Arbeit und Freuden, aber auch mit Sorgen wegen der politischen Gewitterwolken, die am Horizont stehen. Natürlich freuen gerade wir Grenzbewohner uns ganz besonders, daß das nahegelegene deutsche Memelland im März 1939 wieder zu Deutschland kommt. Doch als im Spätsommer wieder die Getreidegarben auf den Feldern stehen, fühlen wir immer deutlicher, daß sich wegen des Korridors, der seit 1920 unser Ostpreußen vom übrigen Deutschland trennt, mit Polen und seinen Verbündeten ein ernster Konflikt anbahnt.

Anfang August 1939 findet das übliche Schelbenschießen der Beamten des Forstamts mit ihren Damen auf den Meyruher Bergen statt. Die sonst übliche frohe und unbefangene Stimmung will nicht aufkommen, denn jeder von uns — mit Ausnahme der beiden über sechzig Jahre alten Kolle-



... Störche auf Telegrafentangen und ...

die schweren Elche auf das blanke Eis zu treiben, wo sie ausgleiten und sich dabei das Schloß brechen. Es ist dann eine Kleinigkeit, das hilflos daliegende Tier mit einem Speiß zu „speeren“, also zu töten. Lautlos wird das schwere Wildbret zerlegt und auf Handschlitten verladen. Wenn Kopf, Aufbruch, Läufe und Decke in einem Eisloch verschwunden und Schweiß und Haare sorgfältig von der Eisfläche abgespült sind, geht es schnell heimwärts. So bleibt keine Spur von dieser ruchlosen Tat zurück.

Kurz nach dem Ersten Weltkrieg mußten Militärkommandos zur Bekämpfung des Wildererunwesens und zum Schutz der letzten Elche eingesetzt werden. Noch viele Jahre später erlappte ein Forstbeamter am hellen Tag eine Bande, die gerade einen gesperrten Elch zerlegte. Auf Schlittschuhen lief er auf sie zu, um sie stellen. Dabei achtete er aber nicht auf eine unvollkommen zugefrorene Stelle, auf der er einbrach. Nur mit Mühe hielt er sich am Schilf fest, um nicht zu ertrinken. Die Wilddiebe sahen den Unglücklichen, umringten ihn auf ihren Schlittschuhen und machten ihm „eine Nase“. Dann stoben sie davon. Der Förster wäre elend und unauffindbar ertrunken, wäre nicht auf seine Hilferufe hin ein Forstlehrerling auf der Bildfläche erschienen, der ihn aus dem Wasser zog und rettete.

Solche Gedanken beschäftigen mich, als ich auf dem Eis der Tawelle im Mondschein einsam und sorglos dahinlaufe. Plötzlich bricht unter meinen Füßen krachend die Eisedecke — und ich versinke im eiskalten Wasser. Bleiern zieht der Pelz mich nach unten. Trotz des Schrecks kann ich noch gerade meinen Drilling fassen und schnell auf das Eis werfen. Nun versuche ich immer wieder, mich am Eisrand hochzustemmen oder mich quer über den Eisrand zu rollen, um das Gewicht zu verteilen. Ein bedrückendes Gefühl, jedesmal zu erleben, wie das Eis abbricht und mich wieder im Wasser landen läßt. Nur sich nicht bei der — gottlob — schwachen Strömung unter das Eis drücken lassen! Die Kälte frißt sich



... Eis auf der Hochwasser führenden Gilge: Ein unvergessenes Paradies

Aus den Heimatkreisen . . .

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift. Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel. Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimort angeben.

Angerburg
Kreisvertreter: Friedrich-Karl Mithaler, Postfach Nr. 5071, 2000 Hamburg 13, Telefon 44 65 41.

Gratulation — Am 10. Februar vollendete der frühere Landwirt Arthur Langanke, der jetzt Faustmühlenweg 31, 3500 Kassel 13, wohnt, sein 85. Lebensjahr. Nachdem er im Ersten Weltkrieg als Offizier gedient hatte, machte er sich 1919 auf dem Gut Adlig Masehnen selbständig und bewirtschaftete es — trotzdem er durch den Zweiten Weltkrieg mehrfach daran gehindert wurde — bis 1944. Er war Bezirksbauernführer und gehörte dem Gemeinderat an. Als Angehöriger des Volkssturms noch zur Verteidigung der Heimat eingesetzt, blieben er und seine Familie — wie so viele Landsleute — nicht vom Schicksal der Vertreibung verschont. Nach dem Krieg nahm Langanke regen Anteil an der Arbeit unserer Kreisgemeinschaft und gehörte bis 1965 dem Kreistag als Vertreter des Kirchspiels Rosengarten an, von 1953 bis 1956 auch dem Kreisausschuß. Seit 1966 lebt der Jubilar im Eigenheim seines Sohnes in Hessen. Die Kreisgemeinschaft gratuliert Arthur Langanke herzlich zu seinem Altersjubiläum und wünscht ihm weiterhin einen geruhsamen Lebensabend bei guter Gesundheit.

Elniederung
Kreisvertreter: Horst Frischmuth, Hildesheimer Straße 115, 2000 Hannover 1, Telefon (05 11) 80 40 57.

Diamantene Hochzeit — Vor sechzig Jahren haben Karl Elbe und seine Frau Martha sich das Ja-Wort gegeben: Am 21. Februar 1919. Wenn man sie heute in ihrer Wohnung besucht, kann man sich freuen, mit solchen Landsleuten, die man schon so lange kennt, aber lange, lange nicht gesehen hat, nette Gespräche über die Jetztzeit und über die Zeit in der Heimat zu führen. Ab 1. April 1913 war Karl Elbe Lehrer in Jodekand (bei Ruß), Windenburg und Skirwieth. 1914 ging er als Kriegsfreiwilliger an die Front. Zuerst kämpfte er im Osten und dann im Westen bei der Fußartillerie. 1916 erfolgte seine Versetzung nach Neukirch. Den Dienst konnte er aber erst 1919, also nach Kriegsende, antreten. 1938 erfolgte die Versetzung nach Tilsit. Weitere Stationen waren Kiel, Bergedorf und schließlich Glinde, Kreis Stormarn. Dorthin kam 1946 aus Sachsen auch seine Frau. Den stärksten Schmerz, den es auch noch nicht überwinden hat, traf das Ehepaar, als ihr einziger 19jähriger Sohn 1944 in Frankreich fiel. Nach Kriegsende hat Elbe etwa zwei Jahre als Bauarbeiter gearbeitet. 1948 wurde er in Glinde als Lehrer eingestellt und am 31. März 1957 in den Ruhestand versetzt. Möge unser alter Lehrer mit seiner Frau das Fest der diamantenen Hochzeit bei bester Gesundheit begehen und möge Gott ihnen noch viele Jahre in Gesundheit und Zufriedenheit geben. Dieses wünscht ein früherer dankbarer Schüler aus Neukirch. Die Kreisgemeinschaft Elniederung schließt sich den Wünschen der alten Schüler an und würde sich freuen, wenn die Jubilare noch oft zu den Treffen kommen könnten. Willi Döhring

Gerdaun
Kreisvertreter: Georg Wokulat, Knusperhäuschen 5, 2000 Lübeck-Moیشing, Telefon (04 51) 80 18 18.

Kreistreffen — Nachdem die Heimatkreisgemeinschaft Gerdaun im September vorigen Jahres aus Anlaß des 25jährigen Bestehens des Patenschaftsverhältnisses ihr Hauptkreistreffen mit großem Erfolg in Rendsburg durchführen konnte, stehen für das Jahr 1979 zwei Kreistreffen in Aussicht. Das 1. Heimatkreistreffen findet Pfingsten im Rahmen des Bundestreffens der Landsmannschaft Ostpreußen in Köln statt. Hierzu bitte ich alle Gerdauner Landsleute, die laufenden Hinweise im Ostpreußenblatt zu beachten, die von der Bundesgeschäftsführung herausgegeben werden. Das 2. Treffen ist wiederum das jährliche sogenannte Hauptkreistreffen. Genaueres hierüber läßt sich noch nicht berichten. Ort und Zeitpunkt gebe ich bekannt, sobald die Planungen zu konkreten Ergebnissen geführt haben. Zeitpunkt: voraussichtlich im September; Tagungsort: eventuell in der Gegend von Bielefeld.

Johannisburg
Kreisvertreter: Gerhard Wippich, Everhardtstr. 54, 5 Köln 20, Telefon (02 21) 52 94 23.

Bildband des Kreises Johannisburg — Es kommt immer wieder vor, daß Einsendungen für den Bildband wie auch für den Heimatbrief an unseren Kreisvertreter Gerhard Wippich geschickt werden. Das ist nicht richtig. Wir möchten an dieser Stelle nochmals darauf hinweisen, daß alle Einsendungen an unseren Landsmann Gerhard Bosk, Immenweg 3, 2358 Oersdorf, zu richten sind. Lm. Wippich zeichnet lt. rechtlicher Verordnung nur als Kreisvertreter für die Artikel im Ostpreußenblatt verantwortlich. Deswegen bitte alle Zuschriften, die den Heimatbrief betreffen, an den Redakteur Gerhard Bosk schicken.

Königsberg-Stadt
Stadtvorsitzender: Arnold Bistrick, Balham, Geschäftsstelle: Lepstraße 63, 2000 Köln 20, Telefon (02 21) 52 21 24. Kartei: Haus Königsberg, Mülheimer Straße 39, 4100 Duisburg, Telefon (03 63) 30 13 21 21.

Heimattreffen der Königsberger — Wir treffen uns Pfingsten, am 2. und 3. Juni, in Köln beim großen Ostpreußentreffen. Bitte, melden Sie jetzt bereits Ihren Platzbedarf für Ihre

Bürgerbrief XV. 1978. — Der Bürgerbrief wurde bis auf einen kleinen Rest ausgeliefert. Leider sind wegen Anschriftenänderungen einige Exemplare zurückgekommen. Wir bitten alle, die noch keinen Bürgerbrief erhalten haben, sich beim Haus Königsberg zu melden. Weitere Interessenten, insbesondere Königsberger Vereine und Gruppen, die den Bürgerbrief für ihre Mitglieder haben möchten, werden gebeten, sich schnellstens zu melden.

„Unsere Heimatstadt heute“ — Der Lichtbildvortrag, den Willi Scharloff, Hannover, im Duisburger Haus Königsberg auf Einladung der Stadtgemeinschaft halten wird, mußte auf Freitag, 23. März, 19.30 Uhr, vorverlegt werden. Die für diesen Tag im Haus Königsberg vorgesehene Dichterlesung wird zu einem anderen Zeitpunkt erfolgen.

Gertrud Papendick begeht am 28. März in Hamburg ihren 89. Geburtstag. Bei dieser Gelegenheit verleiht ihr die Stadtgemeinschaft Königsberg in Würdigung ihrer schriftstellerischen Verdienste um unsere Heimat die Königsberger Bürgermedaille, die vor ihr u. a. Agnes Miegel und Fritz Kudnig erhalten haben. Die Landesgruppe Hamburg und die Stadtgemeinschaft Königsberg werden zur Ehrung der Jubilarin eine Abendveranstaltung am Donnerstag, dem 29. März, bei Lackemann, Hinterm Stern 14, Wandsbeker Markt, durchführen. Hanna Wangerin wird die Laudatio sprechen und der Königsberger Pianist Professor Peter-Jürgen Hofer wird durch Musikdarbietungen der Veranstaltung eine künstlerische Note verleihen. Gäste der Königsberger Gruppe in Hannover haben auch ihr Erscheinen zugesagt. Zum Abschluß wird der Custos des Hauses Königsberg, Dipl.-Ing. Albinus, Bonn, über die Arbeit der Stadtgemeinschaft und die Vorbereitung der Feier des 30jährigen Bestehens der Stadtgemeinschaft, die im Rahmen des Ostpreußentreffens in Köln durchgeführt wird, berichten. Die in und um Hamburg lebenden Ostpreußen sind herzlich eingeladen.

Im Haus Königsberg, Mülheimer Straße 39, 4100 Duisburg, wurde die erfolgreiche Ostpreussische Postschau geschlossen. In den Räumen 3 und 4 wurden die Kant-Gedenkstätte wie auch die ständige Schau über Agnes Miegel wieder eingerichtet. So kann die ständige Ausstellung der Königsberger Sammlungen wieder vollständig betrachtet werden. Dabei wird der aufmerksame Besucher feststellen, daß unablässig an der Vervollständigung der Sammlungen gearbeitet wird. Als Beispiele erwähnen wir, daß jetzt am Modell des Königtores der originale Tor Schlüssel aus dem Jahre 1843 betrachtet werden kann. Ihn hat der einst in der Burg Lochstedt tätige Pfleger Sommer gegen Kriegsende nach Pinneberg gerettet. Zudem wurde die Ausstellung über die Königskronung von 1701 durch Anfügung einer Zeichnung des Schulgebäudes des Friedrichs-Kollegiums und jener Gedenkmonde aus dem Jahre 1898 vervollständigt, die Professor Dr. Fritz Gause bei der Eröffnung des Hauses Königsberg am 20. Oktober 1968 feierlich überreichte. Ihn ehrte die Stadt Duisburg durch eine von dem Künstler Hermy gefertigte große, wohlgelungene Porträtzeichnung, die auch mit den Wappen der drei Altstädte Königsberg ausgestattet ist und im Fritz-Gause-Saal hängt. Wir sind Duisburg für diese großartige Gabe dankbar.

Lötzen
Komm. Kreisvertreter: Rudolf Madeya, Telefon (0 44 02) 80 73, Edewechterdamm, 2908 Friesoythe.

Kein Jahreshaupttreffen 1979 — Da dieses Jahr kein Jahreshaupttreffen in Neumünster turnusgemäß stattfindet, wird bei einer Begegnung im August/September des 25jährigen Bestehens der Patenstadt gedacht werden.

Über die Regionaltreffen, die für den Herbst geplant sind, gibt der Lötzen Heimatbrief Nr. 45 Auskunft, der Ende März oder Anfang April erscheint.

Lötzen Oberlehrer — Wer sich von den Lötzen Oberlehrern noch nicht anlässlich des 100. Geburtstages des Gymnasiums zu dem Treffen in Bad Pyrmont vom 27. bis 29. April gemeldet hat, möge dies umgehend bei Rudolf Madeya, Edewechterdamm, 2908 Friesoythe, tun. Wer an dem Pyrmont Treffen nicht teilnehmen kann, hat die Möglichkeit, die Schuljubiläumsschrift gegen eine Spende bei der Geschäftsstelle der Kreisgemeinschaft zu erhalten. Die Teilnehmer am Treffen erhalten sie in Bad Pyrmont. Außerdem hat Landsmann Kawlath auch „Heimat Lötzen, Stadt und Land“ mit wesentlichen Texten aus 22 Jahren „Lötzen Heimatbrief“ auf 196 Seiten vorrätig.

Lyck
Kreisvertreter: Hellmut Rathke, Flensburg, Geschäftsstelle: Telefon (04 21) 21 21 13, Wätjenstraße 42, 2000 Bremen.

Bezirkstreffen in Lübeck am 4. März, 11 Uhr, im Lysia-Hotel — Wir wollen bei diesem Treffen unserer verstorbenen Gertrud Schmidt gedenken. Ich bitte Sie, uns zu helfen, den Tag schön zu gestalten und auch bei der Leitungsführung am Eingang mitzuwirken. Das Programm war noch vor unserem „Bernstein“ vorbereitet; Begrüßung und Eröffnung, Ehrung der Verstorbenen, Bericht des Kreisvertreters über das Jahr 1978 und Vorschau, Festrede von Uwe Grewe, Kiel, der uns vom Bezirkstreffen in Hannover noch in bester Erinnerung ist. Die Veranstaltung wird durch Chorlieder festlich umrahmt. Von 13 bis 14 Uhr ist Mittagessen und von 14 bis 15 Uhr ein gemütliches Gespräch.

Kaffeetrinken und Beisammensein bis gegen 16 Uhr. Ich bitte alle herzlich, zu diesem Bezirkstreffen zu kommen. Zwei bis drei Lübecker möchte ich bitten, sich mit mir wegen der Vorbereitung telefonisch unter 04 61 / 3 62 66 ab 16 Uhr in Verbindung zu setzen.

Ostpreußen-Fahrten mit dem Standort Lötzen in der Zeit vom 20. bis 31. Mai und vom 8. bis 19. September — Aufgrund einer erst jetzt erfolgten Bestätigung durch das polnische Reisebüro Polorbis, Warschau, ist es nun möglich, die Fahrten offiziell bekanntzugeben. Die Fahrt vom 20. Mai ist bereits auf vorherige Bestellung von Landsleuten, die in Berlin ihren Wohnsitz haben, in Verbindung mit deren Verwandten und Bekannten aus der Bundesrepublik ausgebucht. Bei der Fahrt im September sind noch einige Plätze frei. Die Gesamtkosten für die 12tägige Fahrt betragen etwa 780 DM. Die Fahrten erfolgen mit einem Fernreisebus über Berlin mit eintägigem Aufenthalt in Allenstein, etwa fünf Tage Lötzen/Lyck und zwei Tagen Marienburg/Danzig. Interessenten für die September-Fahrt können Programm anfordern und sich unverbindlich anmelden bei Heinrich Neuwald, Telefon 0 59 71 / 5 56 91, Im Sundern 25, 4440 Rheine.

Mohrungen
Kreisvertreter: Siegfried Kloth, Lindenweg 4, 2144 Adendorf, Telefon (0 41 31) 1 81 87.

Unserer ältesten Kreisangehörigen, Martha Legal, geb. Pinkall, aus Alt Christburg, gratulieren wir zum 98. Geburtstag. Sie lebt jetzt in Schleswig und wird in rührender Weise von ihren Kindern betreut. Geboren wurde die Jubilarin in Altchristburg, wo sie später als Bäuerin in dem sehr schönen Vorlaubenhäuser bis zur Vertreibung für das Wohl ihrer siebenköpfigen Familie sorgte. Ihr ältester Sohn ist noch in den letzten Wochen des Krieges im Kampf um Berlin gefallen. Die goldene Hochzeit konnte sie 1957 in Schleswig feiern. Unsere Kreisgemeinschaft und viele andere Landsleute aus der Heimat wünschen Martha Legal weiterhin alles Gute.

Die Dokumentation für das Kirchspiel Liebowalde/Pr. Mark übernehmen: für Liebowalde: Sophie-Charlotte Vetter, Absenreuter Weg 4, 7980 Ravensburg; für Pr. Mark: Waltraut Ziehe, Grünstraße 13/4101 Hilden; für Goyden: Käthe Kattoll, Zuckerberg 24, 5000 Köln 50; für Heinrichsdorf: Max Kattoll, Fresenfelde, 2361 Seedorf; für Kunzendorf: Dr. Hans-Werner Mehlah, Ennenfeldstraße 4, 5284 Wiehl; für Vorwerk: Rita Fritz, Mautpad 19, 4018 Langenfeld. Die Familienlisten bitte an die oben genannten Anschriften zu senden.

Neidenburg
Kreisvertreter: Wolf-Joachim Becker, Roseggerstraße 11, 0444 Kaarst 2, Telefon (0 21 04) 6 82 72.

Ostpreußentreffen in Köln — Pfingsten 1979 findet das Ostpreußentreffen in Köln statt. Die Kreisvertretung erwartet, daß — wie bei früheren Treffen — wieder viele Landsleute daran teilnehmen werden.

Unser diesjähriges Heimattreffen findet am 16. September wieder in Hannover, Wülfeiler Brauerei Gaststätten, Hildesheimer Straße 300, statt. Es wird gebeten, schon jetzt diesen Termin vorzumerken. Weitere Hinweise werden das Ostpreußenblatt und unser nächster Heimatbrief bringen.

Ortelsburg
Amtierender Kreisvertreter: Gustav Heybowitz, 4791 Thüle über Paderborn, Telefon (0 52 58) 78 82.

Der Wahlausschuß der Kreisgemeinschaft Ortelsburg hat in seiner Sitzung am 31. Januar in Bremen zur Neuwahl des Kreistages den nachstehenden Beschluß gefaßt: Im Ostpreußenblatt, Folge 47/1978 ist der Wahlvorschlag zum Kreistag veröffentlicht worden. Da weitere Wahlvorschläge beim Wahlausschuß nicht eingegangen sind, gilt die Wahl der Kreistagsmitglieder hiermit als abgeschlossen. Als gewählt gelten die im Ostpreußenblatt, Folge 47/78 aufgeführten Vertreter der 14 Amtsbezirke als auch der Städte Ortelsburg, Passenheim und Willenberg. Diese Veröffentlichung erfolgt gleichzeitig als Benachrichtigung für die Gewählten. Der Vorstand hat den Beschluß gefaßt, den neugewählten Kreistag für Sonnabend, 3. März, zu seiner ersten Sitzung einzuladen. Eine schriftliche Einladung wird rechtzeitig erfolgen. Erforderliche Hinweise werden an dieser Stelle im Ostpreußenblatt bekanntgegeben.

Nachruf — Um die Jahreswende verlor die Kreisgemeinschaft Ortelsburg drei treue Zeitgefährten: Im 100. Lebensjahr verstarb Luise Bloch, geborene Sengotta, Ebendorf, zuletzt Ravensburg, im 99. Lebensjahr ging Auguste Schefzick, geborene Matrisch, Waplitz, zuletzt Castrop-Rauxel, von uns; und im 85. Lebensjahr verließ uns Ernst Lomans, Ortelsburg, zuletzt Laasphe. Ernst Lomans war im Ortelsburger Vereinsleben eine sehr geschätzte Persönlichkeit. Im Polen-Feldzug war er Zugführer in der Pionierkompanie Kossmann und wurde als korrekter Vorgesetzter und treuer Kamerad sehr geachtet. Unsere Kreisgemeinschaft trauert um einen allzeit frohen Landsmann und Förderer. Die ehemaligen Angehörigen der Pionierkompanie Kossmann rufen ihm nach „Wir hatten einen guten Kameraden!“

Das Programm für unser Treffen in Bremen, Trefflokal „Glocke“, am 10. Mai, wird in der nächsten Ausgabe des Ostpreußenblattes bekanntgegeben.

Schloßberg (Pillkallen)
Kreisvertreter: Georg Schiller, 2129 Bremen, Geschäftsstelle: Eckermannstr. 29 a, 2000 Winsen (Luhe), Telefon (0 41 71) 24 96.

Hans Kalcher 80 Jahre — Der letzte Obervorsteher (seit 1935) der Schützengilde Pillkallen/Schloßberg, Hans Kalcher, beging am 11. Februar in Köln seinen 80. Geburtstag. Die Schloß-

berger Schützentraktion, der sich der Jubilareng verbunden fühlt, wird vom Winseener Schützentrupp fortgesetzt unter Mitwirkung aktiver Schloßberger Schützen. Kalcher stiftete den Kommandeursorden, der bei jedem Winseener Schützenfest für Schloßleistungen in seiner Anwesenheit neu verliehen wird. Als Mitinhaber der Firma Hans Kalcher & Söhne war er in Schloßberg eine angesehene Persönlichkeit. Der 1899 geborene Jubilar bestand das Abitur 1917 am Altstädtischen Gymnasium in Königsberg, war anschließend Soldat, absolvierte dann das Studium des Hochbauwerks in Danzig, das er 1924 mit dem Diplom-Examen abschloß. Zunächst als Bauführer bei der Preussischen Regierung tätig, wurde er 1928 Regierungsbaumeister in Bartenstein und später Betriebsingenieur bei den IG-Farben in Ludwigshafen. 1935 wurde er Mitinhaber des väterlichen Betriebes. Nach 2jährigem Kriegsdienst konnte Kalcher sich ab 1941 wieder um den Betrieb kümmern, teilte dann das Schicksal seiner Landsleute, als Flüchtling 1944, als er Schloßberg verlassen mußte. Wieder Soldat, geriet er in englische Gefangenschaft, aus der er 1945 entlassen wurde. Kalcher war dann im Rheinland im Baugewerbe tätig, zuletzt bis zu seiner Pensionierung 1966 beim Planungsamt der Stadt Köln. Zu den Gratulanten gehören außer seinen drei Kindern und drei Enkelkindern zahlreiche Freunde, die Kreisgemeinschaft Schloßberg und das Schützenkorps Winsen/Luhe.

Ostpreußenfahrt der Schloßberger — Zu den im Schloßberger Heimatbrief Nr. 16 angekündigten Ostpreußenfahrten vom 20. bis 30. Mai und vom 12. bis 22. August sind bereits mehrere Anmeldungen eingegangen. Wer noch im August mitfahren will, sollte sich sofort einen Platz durch Anmeldung sichern, spätestens bis Mitte März, sonst werden freie Plätze anderweitig vergeben. Teilnehmerpreis für 16- bis 24jährige und Studenten einschließlich Hotel-Vollpension 400 DM, für sonstige Teilnehmer 650 DM. Die Fahrt führt nach kurzer Vorbereitung im Jugendgästehaus Rotenburg/Wümme in einem modern ausgestatteten Reisebus nach Stettin, Danzig/Zoppot, Marienburg, Frauenburg und Allenstein. Eine Rundfahrt durch Masuren einschließlich einer Schiffsreise von Lötzen nach Nikolaiken ist ebenfalls vorgesehen. Rückfahrt über Bromberg/Thorn. Anmeldungen oder Rückfragen sind an Georg Schiller, Telefon (04 21) 63 90 11, Wolgaster Straße 12, 2820 Bremen 77, zu richten.

Tilsit-Stadt
Stadtvertreter: Bruno Lamke, Geschäftsstelle: Rudolf Suttkus, Gaudener Straße 6, 2300 Klei 14, Telefon (04 21) 3 45 14.

Traditionsgemeinschaft Tilsiter Sport-Club — Dem Vorstand ist es gelungen, für das kommende Wiedersehenstreffen im Niedersächsischen Fußballverbandshaus zu Barsinghausen den beliebten Ostpreußenchor aus Osnabrück unter Leitung von Dr. Max Kunellis zu gewinnen. Der Chor wirkt am Sonnabend, 19. Mai, beim Festakt und im anschließenden Abendprogramm mit. Damit wird ein ersehnter Wunsch aus Kreisen der Sportler und Turner in Erfüllung gehen. Der Festakt beginnt nicht wie angekündigt um 17 Uhr, sondern bereits um 16.30 Uhr.

Verein für Bewegungsspiele Tilsit — In Trene zur unvergesslichen Heimatstadt Tilsit am Memelstrom und zum Tilsiter Rasensport werden die ehemaligen Mitglieder und Freunde des VfB Tilsit aufgefordert, am diesjährigen Wiedersehenstreffen der Traditionsgemeinschaft des Tilsiter Sport-Clubs vom 18. bis 20. Mai im Niedersächsischen Fußballverbandshaus Barsinghausen bei Hannover teilzunehmen. Den Auftakt bildet am Freitag, 18. Mai, um 19.30 Uhr, ein Begrüßungsabend mit hochaktuellen Farblichtbildervorträgen aus der Heimat und Neuestem aus Tilsit. Der Festakt mit anschließender Tombola sowie Sportler- und Turnervereinigung am Sonnabend, 19. Mai, um 16.30 Uhr. Zimmerbestellungen sind umgehend zu richten an den TSC-Vorsitzenden Fredi Jost, Telefon 0 54 31 / 35 17, Hasestraße 60, 4570 Quakenbrück.

Wehlau
Kreisvertreter: Rudolf Meitsch, Telefon (05 11) 1 24 06, Körnerstraße 8, 2000 Hannover.

Auszeichnung — Allen Angehörigen unseres Heimatkreises wird hiermit bekanntgegeben, daß unser Kreisvertreter Rudolf Meitsch für seine langjährigen Verdienste um die Vertriebenarbeit im BvD Niedersachsen durch den Innenminister mit dem Niedersächsischen Verdienstorden ausgezeichnet wurde. Wir beglückwünschen ihn aufrichtig für diese Ehrung und wünschen ihm erfolgreiches Wirken für die Belange unserer Kreisgemeinschaft Wehlau.

Kirchliche Mitteilungen

Gemeinschaft ev. Ostpreußen e. V.
Hamburg — Einen ostpreussischen Kirchentag, verbunden mit der Mitgliederversammlung, führt die Gemeinschaft evangelischer Ostpreußen e. V. am Sonnabend, dem 24. Februar, ab 10 Uhr in der St.-Johannis-Kirche und im Gemeindehaus St. Johannis (gegenüber dem Winterhuder Fährhaus), Hamburg-Eppendorf, durch. Tagungsfolge: 10 Uhr Gottesdienst mit Feiern des hl. Abendmahls. Predigt: Superintendent Reinhold George, früher Königsberg, jetzt Berlin. Liturgie in der heimatischen Form: Professor i. R. Fritz Kolhoff, früher Marienfelde, Kreis Osterode, dann Hamburg-Wilhelmsburg, jetzt Oberursel (Taunus). 11.30 Uhr Mitgliederversammlung. 12.30 Uhr Mittagessen. 14 Uhr Dia-Vortrag „In Werschau spricht man deutsch“, ein Bericht über eine Reise von Journalisten in die polnische Hauptstadt. Referent: Horst Zander, 15.45 Uhr Schlußgebet.

Hier leben noch Tiere, die mit dem gefährlichen Homo sapiens anscheinend keine schlechte Erfahrung gemacht haben. Darum sind sie so vertraut, wie die Fischottermutter, die gerade mit ihren drei diesjährigen Welpen in Kiellinie vom jenseitigen Ufer auf unser Kahn zuschwimmt, ganz nah im Spiel mit ihren Kindern vor mir Tauchübungen ausführt, mich neugierig mustert und dann leise pfeifend wieder verschwindet. Eine Wasseramsel setzt sich so nahe neben mich auf die Bordwand des Bootes, daß ich sie fast streicheln kann.

In einem lautlosen und schwankenden Flug kommt eine große Rohrdommel angestrichen. Sie, die im Frühsommer als Paarungsruf den weithin hörbaren Brüllton von sich gibt und daher auch „Große Mooskuh“ heißt, sitzt nun stockstill neben mir am Schilfrand und mustert mich scharf. Dann zieht sie es doch vor, das Weite zu suchen.

Ähnliche Verhältnisse wie hier gibt es noch in der „Tawe-Eszern“, die in der Forsterei Meyruhnen liegen und deren Fischerei ich persönlich vom Staat gepachtet habe. Nur in den von mir bestimmten Monaten darf ein von mir bestimmter Fischer Reusen stellen, von deren Fang er wöchentlich

So war die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 14

VON WOLFRAM GIESELER

zwölf Pfund Fisch an mich abzuliefern hat. Auf diese Weise bleiben auch diese Gewässer als Laichschongebiet unbedingt ruhig und ein Dorado für alles Wassergetier. An einem warmen und stillen Maitag hatte ich auf diesen Tawe-Teichen einmal das Abtauchen der Bressen miterlebt. Bei strahlender Sonne und absoluter Windstille ist das Wasser auf der ganzen Fläche aufgerührt und in Bewegung gewesen, als wenn es kochte. Tausende und Abertausende von weißbäuchigen Fischen hatten sich im Bogensprung über den Wasserspiegel gehoben, und das Klatschen der breiten, flunderartigen Leiber war weithin hörbar. Das Erleben eines solchen Phänomens bleibt unvergessen.

schönen Herbstnachmittag zu Fuß vom Jagdhaus in Richtung Loye auf, um nacheinander von verschiedenen Kanzeln aus unser Waidmannsheil zu versuchen. Von der dritten Kanzel sehen wir ein Tier mit einem Hirsch, der gerade ein Bad in einem Graben nimmt. Aus der massigen Figur und dem kurzen, wammigen Bart unter dem Hals schließe ich, daß es sich um einen alten Herrn handelt, dessen kümmerliches Stanglergeweih nicht im Verhältnis zu seinem Alter steht. Also ein abschußreifer, typischer Sechser.

Plötzlich kommt Bewegung in das Bild. Der Hirsch entsteigt dem Graben und „flämt“, d. h. er hebt mit vorgestrecktem Haupt die Oberlippe wohl als Ausdruck von einem stillen Liebeskummer. Und dann treibt er das Tier heftig den Damm entlang genau auf uns zu. Ich gebe den Schuß frei, doch der Gast hat Mühe, auf den treibenden und nun auch schreienden Hirsch abzukommen. Der Schuß bricht, als er unmittelbar unter der Kanzel stehen bleibt, und ich sehe richtig, wie die Kugel auf dem Blatt sitzt. Nach fünfzig Gängen bricht der Hirsch zusammen. In der Ansprache habe ich mich nicht geirrt.

Die quakenden Frösche sind inzwischen längst verstummt

Solden und ähnlichen Gedanken nachhängend, erwarte ich in meinem Kahn auf den Escherick-Teichen den Morgen. Unbeweglich liegen die großen Blätter der Seerose auf dem Wasser und zeigen damit an, daß kein Fisch unterwegs ist, der auch nur versehentlich gegen ihre Stengel stößt. Die Frösche sind ja längst verstummt, und auch Insekten lassen sich weder hören noch sehen. Noch immer beherrscht der vollrunde Mond mit seinem milden Schein friedlich die Szenerie. Kein Nebel braut heute über dieser Urlandschaft.

Doch nun kündigt sich langsam durch einen immer heller werdenden Streifen im Osten der kommende Morgen an. In der Luft wird es plötzlich lebendig. Über die alten Erlenkronen hinweg fallen im Sturzflug immer mehr Enten auf das Wasser herunter, Hunderte und Tausende. Nun rollen die Schüsse über das Wasser. Neue Ketten folgen. Sie kommen alle vom Festland, wo sie die Nacht über auf den Stoppeln Getreide aufgenommen haben. Jetzt wollen sie, wie gewohnt, den Tag auf den Teichen verbringen. Darzwischen mischen sich Wasserläufer, Rohrdommel, Fischreiher und Wasserhühner, die erschreckt weiter ziehen.

Ein neuer Schöpfungstag ist angebrochen. Gott spricht: „Es werde Licht.“ Und es wird Licht. Die Sonne geht strahlend über den Wassern auf und spiegelt sich millionenfach in allen Wassertropfen, die an den Pflanzen und Spinnweben hängen. Die Kanonade ist verstummt. Die schwierige Suche nach den gefallen Enten kann beginnen. Auf einer auf Pappe gemalten Windrose hat der Kahnschieber genau notiert, wie viele Breitschnäbel in jeder Richtung liegen müssen.

Meter um Meter arbeiten wir uns weiter, um möglichst viele von ihnen schon mit der Hand aufnehmen zu können, denn für den ungeduldig im Kahn wartenden Hund gibt es noch genug schwere Arbeit, um die geflügelten Enten zu suchen und zu apportieren. Obwohl überall Witterung verbreitet ist, weiß Harras noch so manche zu finden und mit Stolz herbeizubringen, trotz des unbegehbaren, breiigen Moors.

Lebendige Urlandschaft

Als wir drei Jäger uns wieder treffen, ist es inzwischen sieben Uhr geworden. In den Kähnen liegen dreißig, ja bis zu fünfzig Enten, darunter Löffel-, Knäk-, Krick-, Moor-, Spieß- und Eisenten, außerdem einige Wasserläufer, Wasserhühner und ein Fischreiher. Eine bunte Strecke. Wegen der zu erwartenden Wärme muß das Wild jetzt „ausgezogen“ werden. Während unseres Frühstücks schaukelt hoch über uns ein Fischadlerpaar seine ruhigen Kreise, und neugierig schaut der bunte Wiedehopf von einem Erlenstamm zu uns herüber.

Was uns dieser Morgen an Schönerm in dieser Urlandschaft bietet, bleibt auf immer in Herz und Gemüt lebendig. Auf einer gemächlichen Rückfahrt, die nun in grellem Sonnenlicht die gleichen Landschaftsbilder an uns vorüberziehen läßt, die wir einige Stunden früher in einem matten und rosigen Mondlicht hatten schauen dürfen, wird uns bewußt, daß nur eine ständige Verbindung mit der fruchttragenden, allseits belebten Muttererde das wahre Glück des Menschen ist.

Es beginnt nun die mit Spannung erwartete Elchbrunft. In den Hauptbrunftgebieten sind die Gräben sorgfältig entkrautet, die Kanzeln instandgesetzt und die zahlreichen Schußschnelsen freigehauen.

Als erster Staatsjagdtag wird der Senatspräsident der Freien Stadt Danzig,

Arthur Greiser, mit seiner Frau in Pait empfangen. Sie — von Haus aus Pianistin — ist eine zierliche Dame, die es nicht leicht hat, mit dem Millionener der Insekten und der Schwierigkeit des Geländes fertig zu werden. Nach zwei vergeblichen Jagdunternehmungen auf „gut Glück“ wegen fehlender Meldungen brechen wir an einem

Greiser erlegt im Jahre 1945 als Gauleiter in Posen ein entwürdigender und grausamer Tod.

Als zweiter Staatsgast ist aus Berlin der Reichsverweser von Ungarn, Admiral Horthy von Nagybanya, gemeldet. Da es sich um ein Staatsoberhaupt handelt, müssen die notwendigen polizeilichen Sicherheitsmaßnahmen getroffen werden. Das Jagdhaus wird daher ständig durch ein Polizeikommando bewacht. Die von mir für die Dauer des Aufenthalts von Jagdgästen zu deren Bedienung erbetenen und beorderten acht Arbeitsmädchen geraten gefügt darüber in Streit, wer von ihnen im Jagdsaal und wer in der Küche Dienst tun soll. Ich muß da eingreifen und für einen zeitlichen Wechsel sorgen.

Elchjägermeister Kramer

Seine Durchlaucht, die mit einer starken deutschen und ungarischen Begleitung eingetroffen ist, ist eine stattliche, gut aussehende und aristokratische Erscheinung. Ein Kavaliere im Umgang mit hoch und niedrig. Ein Waidmann von echtem Schrot und Korn. Am zweiten Tag geht es mit einer — leider — viel zu großen Begleitung in zwei Autos zur berühmten Hindenburg-Kanzel nach Nemonien, wo ein starker Achterschafter bestätigt ist. Wir lassen alle mitgekommenen Personen vorher weit zurück und besteigen zu dritt — Horthy, Elchjägermeister Kramer und ich — den Hochsitz. Da sich der Elch nicht zeigt, läßt verabredungsgemäß nach einiger Zeit Revierförster Dischinger das Jagen mit zwei Mann durchgehen, wobei natürlich strenge Weisung besteht, sich auf keinen Fall sehen zu lassen. Tatsächlich kommt nun der Hirsch mit seinem Tier ruhig über die Schneise, erhält die Kugel, ohne zu zeichnen, und verschwindet wieder im Bestand. Beim Überqueren der zweiten Schneise erhält er die zweite Kugel, die ihn zusammenbrechen läßt. Als wir zu ihm treten, ist er bereits verendet. Sichtlich bewegt steht nun der hohe Gast mit entblößtem Haupt vor seinem ersten Elch, ein Bild, das mich tief beeindruckt. Der Elchjägermeister überreicht ihm auf seinem Hut den Schützenbruch, den er mit Dank entgegennimmt. Ich habe indessen Mühe, die Schar der ungestüm herbeigelaufenen Begleiter diskret fernzuhalten.

Ein starker Halbschaufler

Erst sehr spät am Abend liegt endlich der Elch, zünftig gestreckt, vor dem Jagdhaus Pait. Vier brennende Holzfeuer beleuchten ihn und seine nächste Umgebung. Waldarbeiter und Forstbeamte sind hinter dem urwüchsigen Recken angetreten, am rechten Flügel stehen die Hornbläser. Im Jagdsaal melde ich dem Gast, daß sein Elch nunmehr vor dem Haus zum Verblasen liege, worauf wir alle gemeinsam hinaustreten, um das eindrucksvolle Bild auf uns wirken zu lassen. Das von Forstbeamten feierlich geblasene „Elch tot“ und „Hätali“ hallt durch die dunkle Nacht. Auf diese Weise bezeigen wir dem edlen Wild und dem Herrn über Leben und Tod unsere Ehrfurcht. Welch ein tiefer Sinn liegt doch in einer solchen Zeremonie, die auf einem uralten deutschen Brauchtum beruht.

Nach Kriegsende ist Horthy auf abenteuerliche Weise nach Portugal geflüchtet, wo er 1957 gestorben ist.

Als dritter Gast erscheint in Pait Reichsarbeitsführer Hierl, der von Göring anlässlich seines 60. Geburtstags auf den Elch eingeladen ist. Sehr schnell erlegt dieser unweit des Jagdhauses mit sauberem Schuß einen starken Halbschaufler.

Hirsch mit Schwimmhaut

Als letzter Gast kommt der Fliegergeneral und spätere Generalfeldmarschall Erhard Milch. Die Brunft ist bereits stark im Abflauen, die täglichen Meldungen bringen ein mageres Ergebnis. Auf gut Glück setzen wir uns eines Morgens in Kastaunen auf eine Kanzel und hoffen auf Waidmannsheil. Ein stiller und klarer Herbstmorgen kündigt sich an, als die Sterne am Firmament verblassen und sich der Himmel im Osten zunehmend rot färbt. Enten klingeln vorüber, eine Schnepfe hastet eilig zu den Meyruhner Bergen. Kraniche begrüßen laut trompetend den kommenden Tag und erhalten Antwort von anderen, die bereits zur Pamurgis ziehen, um dort gemeinsam den Geschwaderflug für die spätere Reise zum Süden zu trainieren. Als die Konturen allmählich in der Umgebung deutlicher hervortreten, zeigt sich kein Stück Wild weit und breit. Erst nach einer Stunde werde ich, etwa hundert Meter vor mir, auf eine Bewegung hinter einem Erlenbusch aufmerksam und erkenne mit dem Glas einen Elchkopf mit den sich bewegenden Lauschern. Stundenlang muß dieses urige Tier dort absolut still gestanden haben. Fortsetzung folgt

Im Juli veranstaltet das staatliche Forstamt einen Betriebsausflug nach Rossitten auf der Kurischen Nehrung, an dem alle Forstbeamten, Angestellten und Waldarbeiter mit ihren Angehörigen teilnehmen. Bei strahlendem Sonnenschein gehen morgens in aller Frühe über zweihundertfünfzig Personen vor dem Gasthaus Ebner in Tawellenbruch an Bord eines über und über mit bunten Wimpeln geschmückten Rad-dampfers. Eine Musikkapelle unterhält die Gäste, die sich in einer frohen und erwartungsvollen Stimmung die Gilge und den Nemonienstrom abwärts auf das Haff fahren lassen. Dann überqueren wir, begleitet von zahlreichen Möwen, dieses seichte und größte deutsche Brackwasser mit 1613 Quadratkilometern und die „Sahara Europas“, die mehr als zwölf Kilometer lange Wanderdünenkette der Nehrung rückt immer näher. An der größten „Oase“, dem Dorf Rossitten, geht es nachmittags an Land. Die unter ihrem „Vogelprofessor“ Thienemann weltberühmt gewordene Vogelwarte sowie die wegen ihrer besonders günstigen Windverhältnisse hier stationierte Segelflieger-

ren, was für die Kahnschieber keine leichte Arbeit ist.

Die vor uns in großen und kleinen Schöfen, aber auch einzeln aufsteigenden Enten werden beschossen. Manche stürzt getroffen ins Wasser, andere werden gefehlt. Die Kahnschieber verstehen es, im Augenblick des Schusses den Kahn stillzuhalten, damit der Schuß nicht „verwackelt“. Auch wissen sie immer genau, wo die getroffene Ente niederfällt, so daß man sie auffischen kann, sofern sie bereits verendet ist. Andernfalls muß Harras die Nachsuche aufnehmen. Eine harte Arbeit für ihn, da er den Sumpf weder durchschwimmen noch unter den Läufen festen Boden finden kann. Zu hunderten, ja tausenden streichen die aufgeschreckten Enten in großer Höhe über uns hinweg, desgleichen Fischreiher, Rohrdommeln und Wasserhühner. Eine ständig wehende, frische Brise bewegt das bis zu zwei Meter hohe Schilf in immer neuen Wellen.

Trotz regelmäßig im Frühjahr vorgenommenen Teerung sind die Kähne meist nicht ganz wasserdicht. Mit einer kleinen Holzschaufel, der „Pille“, muß das Wasser daher von Zeit zu Zeit ausgeschöpft werden. Dabei hat an heißen Tagen mancher Kahnschieber die Angewohnheit, die Schaufel an den Mund zu setzen, um seinen Durst zu löschen. Nun, das modrige Teerwasser ist ihnen anscheinend immer gut bekommen.

Während einer ausgiebigen Mittagspause verspeisen wir die mitgebrachten und obligaten Räucheraale mit frischen Brötchen, dazu gibt es einen kräftigen Schluck aus der Schnapsulle. Man genießt die warme Sonne in den nebeneinanderliegenden, in leichtem Wind schaukelnden Booten, erzählt sich Geschichten oder lauscht dem unermüdelichen Gesang des Rohrsängers. Die leicht



Eisschollen auf der Gilge: Der Strom ist wieder offen

Foto Daudert

In Europa einzigartiger Blick

schule werden besichtigt. Bis zu fünfzig Meter hohe, weiße Wanderdünen, vom Seewind aufgetürmt und halbwärts steil abfallend, umgeben Rossitten. Es ist ein überwältigender und in Europa einzigartiger Anblick, wenn man auf ihnen steht und nun die ständig wechselnden Farben auf dem Meer, dem Haff und dem ewig rieselnden Sand sieht. Das bekannte Wort Wilhelm von Humboldts aus dem Jahre 1809, das einem ein wunderbares Bild in der Seele fehle, wenn man die Kurische Nehrung nicht gesehen habe, kommt mir in den Sinn. Im Osten, weit am Horizont, schimmert das Ufer unserer Elchniederung. Nach Norden und Süden aber verfolgt unser Blick das schmale und gestreckte Band der 97 Kilometer langen Nehrung. Wer kann heute, dreißig Jahre nach unserer Vertreibung, trotz der in die entferntesten Länder führenden, modernen Reiseweile dieses großartige und einmalige Fleckchen Erde in voller Freiheit aufsuchen und genießen? Hier stehen Raketen, auf Europa gerichtet. Darum ist die Nehrung militärisches Sperrgebiet, und niemand darf sie aufsuchen. Wie lange?

Nach der Getreideernte im Juli und August gibt es eine Reihe stürmischer Tage, die eine erfolgreiche Jagd auf Enten erlauben lassen. Die Jungenten sind inzwischen flügge geworden. Sie streichen schon hin und her und liegen bei unruhigem Wasser besonders gern in den dichten und breiten Schilfholmen am Haffufer. So fahre ich denn eines Tages mit zwei Gästen zur Försterei Loye, wo jeder von uns einen der bestellten

So war die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 13

VON WOLFRAM GIESELER

gekräuselte, weite Wasserfläche des Haffs findet ihre ferne Begrenzung durch das grau schimmernde Band der Nehrung. Flotten von fischenden Keitelkähnen scheinen sich nicht weiter zu bewegen. Welch Zauber der Landschaft in einer noch vom Menschen unbeeinflussten Natur. Welch wohlthuende Stille ringsum.

Wir setzen die Entensuche bis zum Abend fort. Als die Sonne rotglühend im Wasser untertaucht, sitzen wir, weit getrennt, in unseren Kähnen, die wir gut getarnt in einen Schilfholm gezogen haben, um den Abendstich wahrzunehmen. Die mit dem Wind anfliegenden, kleinen Krick- und Knäkten sind besonders schwer herunterzuholen. Man muß da schon ganz gehörig vorhalten, um sie zu treffen. So mancher Schuß geht daneben.

Als es dunkel geworden und das Flintenlicht erloschen ist, erlebe ich noch ein seltsames Bombardement. Es pfeift, es rauscht und es sirrt tausend- und abertausendfach plötzlich in der Luft. Vom Himmel stürzen und fallen ausgerechnet auf meinen Kahn und seine Umgebung ungezählte Stare, die hier im Schilf übernachten wollen. Das einzelne Tier achtet dabei im Anflug nicht darauf, wo es landet. Und so lassen sie sich im Kahn, auf der Bordwand, ja auf meinem

Hut nieder oder klammern sich einen Augenblick an meinen Lodenmantel, bis sie den Irrtum erkennen und erschreckt davontreiben. Immer neue Scharen folgen, wenn die ersten verscheucht sind. Ein tausendfaches Gekreisch der entsetzt Davonfliegenden erfüllt die Luft. Stare und Menschen sind froh, als das ungewollte Zusammentreffen sein Ende gefunden hat. Wie auch

Wenn dann vorher Revierförster Kuhrke meldet, daß der Weg freier ist und „die Entenfedern bereits die ganze freie Wasserfläche bedecken“, ist es soweit. Kurz nach Mitternacht breche ich mit einem Jagdgast im Auto auf, um über die Fähre bei Rauterskirch zum Jagdhaus Pait zu fahren. Dort empfängt uns um ein Uhr nachts am Paitfluß der Revierförster mit drei Kähnen und je einem Kahnschieber. Jeder von uns besteigt ein Boot, auf dessen Boden Stroharben zum Ausruhen liegen. Nun kann die stundenlange Fahrt beginnen.

Wohlig streckt man sich auf der Strohschütte aus und schaut in den sternenbedeckten und klaren Herbsthimmel hinein, der von einem stahlenden Vollmond überglänzt ist. Niemand spricht mehr; denn die Szenerie, die an uns vorübergleitet, ist zu überwältigend. Das dunkle Wasser des Paitflusses führt uns zunächst durch silbrig glänzende Wiesen, auf denen ein leichter Nebeldunst liegt. Auf ihm kann unsere kleine Flotte noch zügig dahingleiten. Dann aber biegen wir links in den Kerschauer Graben ab, der unter den Kronen hoher Erlen verläuft und daher ganz in einem tiefen Schatten liegt. Die Männer stoßen unsere Fahrzeuge mal vom rechten, mal vom linken Ufer mit ihrem Ruder vorwärts. Das Mondlicht wirft durch das dichte Geäst seinen mosaikartigen Schatten auf Was-

bei den Menschen vernebelt der blinde Herdentrieb den Staren die instinktsichere und bedachte Handlungsweise des Individuums.

Den dunklen Schilfrand entlang gleiten in tiefer Nacht schließlich unsere Kähne heimwärts. Der westliche Abendhimmel hat seine letzte Helle verloren. Von fern her leuchten die Lichter einiger Leuchttürme,

Im Sturzflug fallen die Enten auf das Wasser herunter

nach denen sich unsere Kahnschieber orientieren. Es ist erstaunlich, wie sicher sie die Einfahrt durch den Schilfgürtel zur Försterei Loye wiederfinden.

Solch ein Tag auf dem Haff erfreut und stärkt wirklich Herz und Sinne.

Kurz vor der Elchbrunft, also in den ersten Tagen des September, steigt noch eine ganz besonders eigenartige, jagdliche Expedition, deren ich hier gedenken möchte. Ich meine den Morgeneinfall der Enten auf den mitten in meinem Revier gelegenen und sehr schwer zugänglichen Escherick-Teichen oder „Eszern“. Da die Zufahrt dorthin in jedem Jahr durch das Hochwasser und schwimmende Inseln verändert oder gar abgeriegelt ist, muß sie jährlich vorher neu erkundet und notfalls von Waldarbeitern freigemacht werden.

ser und Sumpf. Und nun verlassen wir auch diesen noch von Menschenhand geschaffenen Graben und gelangen in ein wahres Labyrinth von gewundenen, wechselnd breiten natürlichen Wasserrinnen, wobei die Kähne an besonders flachen und engen Stellen sogar über Land gezogen werden müssen. Ein abenteuerliches Unternehmen! Ein Rätsel für uns, daß in der Nacht die Kahnschieber den rechten Weg finden.

Nach einer mehr als zweistündigen Fahrt fahren wir endlich in die mondüberglänzten, weithin zugewachsenen und stark versumpften Teiche ein und verteilen uns auf den seit Jahren bekannten „Fürstenständen“. Der Kahnschieber drückt schaukelnd das Boot rückwärts tief in das hohe Schilf hinein, so daß ich gerade noch vom vorderen Sitzbrett aus eine freie Wasserfläche übersehen kann. Dann tarnt er sich und das Fahrzeug mit eingeknicktem Schilfrohr von den Seiten her, so gut es geht.

Erwartungsvoll sitze ich auf meinem Brett, die Flinte geladen und neben mir griffbereit einhundert Schuß Munition. Harras ist ganz still hinter mir, voller Spannung und Aufmerksamkeit. Weiß er doch genau, worum es geht. Noch herrscht weithin Stille ringsum. Ab und zu quakt eine Ente oder ruft ein Wasserhuhn. Ein wohl schon brunftig gewordener Elch planscht durch den Bestand, in dem das Wasser steht. Eine große Eule, wohl eine Waldohreule, streicht lautlos am Teichrand entlang, der Vollmond spiegelt sich silbern im blanken Wasser, das nur durch einen springenden Fisch biswellen ein wenig in Unruhe gerät.

Die „Escherick-Ezern“ werden nur zwei- oder dreimal im Jahr von uns Entenjägern aufgesucht. Sonst betritt oder befährt schon wegen ihrer Unerreichbarkeit und Unzugänglichkeit niemand jemals diese Gegend. Die Fischerei ist nicht verpachtet. In einer unberührteren Umwelt als hier können Pflanze und Tier wirklich nicht leben. So gibt es doch tatsächlich in Deutschland noch ein Fleckchen Erde, auf dem der Mensch nichts zu sagen hat.

Lautlos durch die Wildnis

Kähne besteigt, die von je einem Kahnschieber gestakt oder vom Heck aus mit nur einem Ruder geschickt gelenkt und gleichzeitig gerudert werden. Lautlos gleiten unsere Boote durch eine wahre Wildnis von Binsen, Schilfrohr und vielen anderen Wasserpflanzen. Nur die Bugwelle glückt gegen die schwarz geteerte Holzwand. Große und kleine Wasservogel aller Art lassen ihre verschiedenartigen Rufe hören. Das Ruder erzeugt nur bei der Berührung des Kahnes einen leisen und dumpfen Ton. Schließlich formieren wir uns, um in breiter Front die dichten Schilfgürtel zu durchfah-



Fähre bei Nemonien (Elchwerder): Wichtigstes Verkehrsmittel

Foto Mauritius

Den Kälterekord hält Königsberg

Das Wetter im Dezember in Ostpreußen analysiert Diplom-Meteorologe Wolfgang Thüne

Mainz — Rangiert im Sommer im Mittelpunkt des Interesses der Sonnenschein, so ist es im Winter eindeutig der Schnee. Dies betrifft nicht nur Wirtschaftszweige wie die Mineralöl- oder Salzindustrie. Es ist ein allgemeiner Wunsch des Menschen. In der Sehnsucht nach weißer Weihnacht kommt dieser am klarsten zum Ausdruck. Kaum aber ist der herbeigesehnte Schnee Wirklichkeit, da gerät er bereits in Interessenkollision mit anderen Bedürfnissen des Menschen und er wird schnell wieder hinweggewünscht. Denn die Dosierung hat der Mensch nicht im Griff, geschweige denn die Kopplung von Schnee mit anderen Wetterelementen wie beispielsweise Wind und Sturm. Da zeigt sich plötzlich die unverändert vorhandene Verwundbarkeit unserer technisierten Welt. Die scheinbare Sicherheit verleitet den Menschen zu Sorglosigkeit, Kurzsichtigkeit. Aber die Natur kann immer noch — kurzfristig und unverhofft — die Technik außer Gefahr setzen. Dann steht der Mensch wieder hilflos und auf sich allein gestellt da, als winziges Geschöpf im großen Räderwerk der Natur.

Seine Hybris schwindet, wenn vielleicht auch wieder nur für kurze Zeit. Aber für manchen Nachdenklichen waren die paar Tage der Naturherrschaft wohl nicht ganz vergebens. Gewisse Abhängigkeiten lassen sich nicht wegleugnen. Sie werden immer wieder schmerzlicher Stolpersteine sich un-

gehemmt glaubender Fortschrittseuphorie bleiben.

In unserer Heimat zeichnete sich bereits Ende November eine Umstellung der Wetterlage auf Winter ab. Indiz war das Auftauchen, das Sichverstärken und die Südwärtsverlagerung eines Hochs über Skandinavien und Nordrußland. Als Gegenpol lag über dem Balkan und Schwarzen Meer ein umfangreiches Tief, das warme Luft über die Ukraine und Weißrußland Richtung Baltikum beförderte. Von dieser profitierte in den ersten beiden Dezembertagen auch noch Ostpreußen. Es war bedeckt, regnerisch und die Temperaturen lagen noch bei Werten um 3 Grad.

Am 3. wurde dann endlich die Luftzufuhr aus Süden unterbunden. Das Winterhoch weitete sich nach Süden bis zum Schwarzen Meer und nach Südwesten über Ostpreußen Richtung Pommern und Schlesien aus. Es wurde der erste Eistag in unserer Heimat, d. h. ein Tag, an dem die Temperaturen unter dem Gefrierpunkt blieben. In den Folgetagen verstärkte sich der Hochdruckeinfluß, der Himmel klarte auf und die Temperaturen sanken weiter auf Werte um minus 5 Grad am Mittag und minus 8 Grad in der Nacht. Am 5. schneite es etwas, aber es reichte nicht zu einer geschlossenen Schneedecke. Trotzdem nahm nun der Frost etwas schärfere Formen an. Am 6. meldete Königsberg morgens minus 12 Grad und klaren Himmel. Als Kontrast verzeichnete Danzig bei bedecktem Himmel nur minus 1 Grad. Auch die nächsten Tage blieben bei meist heiterem Himmel trocken-kalt bei leichten bis mäßigen Südostwinden und Temperaturen zwischen minus 6 Grad am Tage und bis zu minus 12 Grad in der Nacht.

Am 9. näherte sich dann von Westen eine Warmfront. Der Luftdruck fiel beträchtlich, der erste Wintereinbruch schien ein Ende zu haben. Die Warmluft zog jedoch, verbunden mit einem Teiltief, südlich an Thorn und Posen vorbei Richtung Galizien. Schneidemühl in Pommern meldete 5 Grad Wärme, aber Ostpreußen wurde nur vom Wolkenschirm gestreift. Am 11. platzten die Wolken wieder weg und damit sackten die Temperaturen auch wieder etwas stärker ab. Trotzdem war Bewegung in das Wetter gekommen. Von Westen näherte sich ein zweiter, dritter und vierter Warmluftswall. Ihnen konnte das Winterhoch nun nicht mehr widerstehen und zog sich in die Weiten Rußlands zurück.

Erstmals nach zehn Tagen überschritt am 13. die Quecksilbersäule wieder die Null-Grad-Marke. Die Temperaturen kamen zwar nicht über 4 Grad hinaus, aber starke Bewölkung und Regen ließen die Winterträume vorerst schwinden. Am 14. waren ganz Ostpreußen sowie Teile Litauens und Weißrußlands schnee- und eisfrei. Nach zwei Tagen Maritimluft holte der Winter jedoch wieder zu einem Gegenschlag aus. In den Morgenstunden des 15. brach Kaltluft mit Schnee ins Memelland ein und mittags hatte sie sich bereits in der ganzen Heimat durchgesetzt. Es bildete sich eine

2 bis 7 Zentimeter hohe Schneedecke und die skandinavische Kaltluft tat ein übriges, die Nachttemperaturen wieder verbreitete unter minus 10 Grad abfallen zu lassen. Am 20. vermochten zwar noch einmal kurzfristig für ein paar Stunden die Temperaturen den Gefrierpunkt zu überschreiten, aber der Winter hielt stand. Mit minus 15 Grad meldete am 22. Königsberg die bisher kälteste Nacht.

Dann kamen der Heilige Abend und das Weihnachtstauwetter. Es brachte unserer Heimat keine frühlingshaften Temperaturen, zum Tauwetter reichen aber auch schon 2 bis 3 Grad. Die Schneedecke verschwand also in den westlichen und südlichen Teilen. Nur im Norden und Nordosten im Raum Königsberg, Gumbinnen, Tilsit hielt sich eine 1 bis 5 cm hohe Schneedecke. Mit Weihnachten verschwand auch das Phänomen Weihnachtstauwetter wieder. Am 27. hielt der Winter wieder Einzug. Diesmal war er mit heftigeren Schneefällen verbunden. So schneite es am 28., 29. und 31. Dezember und bildete eine 10 bis 20 cm hohe Schneedecke. Die eingeflossene Luftmasse war diesmal nicht mehr nur skandinavisch, sondern sibirisch. Meldete Elbing am 27. mittags noch 1 Grad, so waren es am 28. schon minus 6 Grad, am 29. gar minus 15 Grad, am 30. sogar minus 20 Grad. Am 31. betrug der Wert nur minus 18 Grad. Von den gemeldeten Nachttemperaturen schlug Königsberg mit minus 23 Grad die Rekorde. Hier blieb mit minus 21 Grad selbst das Mittagsmaximum am letzten Tag des Jahres unter minus 20 Grad.

Der diesjährige Dezember kann also durchaus das Prädikat „Ostpreußischer Winter“ beanspruchen. Drei sich zum Monats-Schneedecke. Die eingeflossene Luftmasse den nur kurzfristige schwache Tauwetterphasen gegenüber. So lag die höchste Temperatur des Monats in Königsberg bei 4 Grad, die tiefste dagegen bei minus 23 Grad.



BONN — Der 9. März 1979 ist der 100. Geburtstag der 1964 verstorbenen ostpreußischen Balladen-Dichterin, Lyrikerin und Erzählerin Agnes Miegel. Die Deutsche Bundespost ehrt die Mutter Ostpreußens, Verfasserin bekannter Erzählungen, Gedichte und Balladen, wie „Die Nibelungen“, „Die Frauen von Nidden“, „Die Mär vom Ritter Manuel“, durch die Herausgabe eines Sonderpostwertzeichens. Damit haben die Ostpreußen endlich wieder einmal die Möglichkeit, Briefe an Freunde, Verwandte und Bekannte mit einem Motiv ihrer Heimat zu frankieren. Die Sondermarke, die am 14. Februar erscheint, wurde von Elisabeth von Janota-Bzowski, Düsseldorf, entworfen und zeigt das Porträt der jungen Agnes Miegel. Der Vierfarbentiedruck ist 25,5 x 43 mm groß und kostet 60 Pfennig. C. K.

Wann streuen?

Vor Schadenersatz schützen

Hamburg — Glatteisunfälle können schwere Folgen haben; auch für den, der seine Streupflicht verletzt hat. Daher hat die Deutsche Angestellten-Krankenkasse (DAK) einige Hinweise zur Streupflicht zusammengestellt:

Für die Bürgersteige innerhalb der geschlossenen Ortslage ist zwar grundsätzlich die Gemeinde streupflichtig. Sie kann die Streupflicht jedoch durch Polizeiverordnung oder Ortssatzung auf die Eigentümer der anliegenden Grundstücke übertragen. Städte und Gemeinden haben davon überwiegend Gebrauch gemacht. Polizeiverordnungen und Ortssatzungen regeln auch, in welchen Zeiten und in welchem Umfang zur Sicherung des Fußgängerverkehrs Schneeräum- und Streumaßnahmen erforderlich sind. In einigen Ländern wird dies für die Anlieger bereits durch das Straßengesetz ohne Ortssatzung geregelt.

Ist kein Bürgersteig vorhanden, gilt ein entsprechend breiter Streifen der Fahrbahn als Fußweg und muß ebenso für den Fußgänger gesichert werden wie ein Bürgersteig.

Streupflichtig auf Hausgrundstücken, Zugängen zu Wohnungen und Hofflächen ist der Hauseigentümer. Er kann sich zur Erfüllung der Streupflicht der Mieter bedienen oder Verkehrssicherungspflicht vertraglich an andere übertragen.

Jeder sollte seine Pflichten genau kennen, die ihm durch Gesetz, Ortsstatut oder Mietvertrag auferlegt sind. Bei Unterlassung droht nicht nur Bußgeld; die Schadenersatzansprüche bei einem Unfall können erheblich sein und können zu wirtschaftlichen Schwierigkeiten führen, soweit sie nicht durch Haftpflichtversicherungen abgedeckt sind. R. F.

Deutsche zwischen Oder und Memel

Erster Schülerwettbewerb des Landes Schleswig-Holstein

Kiel — Für eine friedliche Zukunft und ein gegenseitiges gutes Verstehen ist es wichtig, daß wir wissen, wie die Menschen heute in dem Gebiet östlich von Oder und Neiß leben und wie es um die gemeinsame Vergangenheit der deutschen Bewohner jenes Landstrichs und ihrer Nachbarn bestellt ist. Um dieses Wissen weiter zu fördern und zu vertiefen, hat das Land Schleswig-Holstein erstmalig einen Wettbewerb „Die Deutschen und ihre Nachbarn im Osten“ ausgeschrieben.

Dieses Preisausschreiben ist in drei Teile gegliedert. Dadurch können die Schüler wählen zwischen einem Aufsatz, einer bildnerischen Arbeit und einem Preisrätsel. Die Aufsatzthemen sind altersmäßig unterteilt. So finden wir in der Altersgruppe A (5. bis 7. Klasse) Vorschläge wie „Erzähle ein ostdeutsches Märchen“ oder, für Pferdefreunde, „Schreibe über Trakehner- und Pferdezucht in Ostpreußen und Schleswig-Holstein“.

Gruppe B (8. bis 10. Klasse) enthält Themen wie „Kennst du ein Werk eines ostdeutschen Dichters? Gib dann den wesentlichen Inhalt wieder und nimm dazu Stellung“.

An die Gruppe C (Berufsbildende Schulen und Oberstufe der Gymnasien) werden weit höhere Anforderungen gestellt. Themen wie

„Interpretieren Sie ein Werk eines ostdeutschen oder osteuropäischen Dichters in seinem geistesgeschichtlichen Zusammenhang“ oder „Stellen Sie die soziale Marktwirtschaft der staatlichen Planwirtschaft gegenüber“ sollten jeden jungen kritischen Staatsbürger anregen, sich an diesem Wettbewerb zu beteiligen.

Die Gestaltung der bildnerischen Arbeiten ist jedem selbst überlassen. Bei Collagen mit Bildern ostdeutscher Städte, Gebäude oder Landschaften, bei Druckgraphiken oder zeichnerischen Darstellungen einer Szene aus einem Märchen oder einer Sage kann jeder Teilnehmer seiner Kreativität freien Lauf lassen.

Zur letzten Aufgabe, dem Preisrätsel, gehören 15 Fotos, die erkannt und der entsprechenden Landschaft zugeordnet werden müssen.

Dieser Wettbewerb ist für alle Schülerinnen und Schüler im Land Schleswig-Holstein gedacht. Die erforderlichen Unterlagen hierfür können beim zuständigen Kreisschulamt, beim Landesschulamt, Kehdenstraße 2, 2300 Kiel 1, oder beim Kultusministerium, Landeshaus, 2300 Kiel 1, angefordert werden.

Wie wir auf Anfrage beim Ministerium erfahren, ist der Abgabetermin für diese Arbeiten bis zum 24. Februar verlängert worden. el

Liederabend und Rezitationen

Veranstaltungen zum 100. Geburtstag von Agnes Miegel

Bad Nenndorf — Wir können unseren Lesern heute einen ersten Überblick über die Veranstaltungen geben, die aus Anlaß des 100. Geburtstags Agnes Miegels vom Vorstand der Agnes-Miegel-Gesellschaft vorbereitet werden. Sie finden in Bad Nenndorf statt.

Freitag, 9. März, Jahresversammlung der Agnes-Miegel-Gesellschaft. Den Mitgliedern geht demnächst die Einladung und genaue Planung zu. 20 Uhr festlicher Liederabend in der Wandelhalle des Staatsbads Nenndorf. Solisten, der gemischte Chor Walringhausen-Haste, der Jugendchor des Nenndorfer Gymnasiums und eine Blockflötengruppe singen Vertonungen von Gedichten Agnes Miegels, darunter verschiedene Uraufführungen. Eintrittskarten 8 DM; Mitglieder der Agnes-Miegel-Gesellschaft und Kurgäste 4 DM.

Sonnabend, 10. März, 10.30 Uhr, Festakt ebenfalls in der Wandelhalle. Die Festansprache hält Professor Dr. Helmut Motekat, München. Musikalische Umrahmung: Gottfried Herbst, Icking (Isartal), Pianist. Verleihung der Agnes-Miegel-Plakette für das Jahr 1979. 15 Uhr Gedenken an der Ruhstätte von Agnes Miegel, Bergfriedhof. 18 Uhr Rezitation aus dem Werk Agnes Miegels im Kurhaussaal. Vortragende: Frau Lais, Detmold.

Am 9. und 10. März kann in den Zwischenzeiten das Agnes-Miegel-Haus besucht werden. Genaue Zeitangaben werden noch bekanntgegeben.

Seit dem 1. November 1978 hat das nach dem Heimgang von Heimgart von Hingst verwaiste Miegel-Haus eine neue Betreuerin gefunden. Liselotte Dumke-Kadow, gebürtige Königsbergerin, war seit 1937 mit Agnes Miegel gut bekannt und hatte bis zur Flucht in Königsberg viele Kontakte mit ihr, die sie 1953 wiederaufnehmen konnte. So war ihr das Agnes-Miegel-Haus seit vielen Jahren bekannt und vertraut, und sie sieht in der Betreuung des Hauses eine neue, ihr sehr liebe Lebensaufgabe.

Die Agnes-Miegel-Gedenkstätte in Bad Nenndorf (Agnes-Miegel-Platz 3) kann zu folgenden Zeiten besucht werden: Jeweils am Mittwoch von 15 bis 17 Uhr, am Sonntag von 11 bis 13 Uhr; für Gruppen nach Vereinbarung. Telefon der Betreuerin im Miegel-Haus: (05723) 2916. Die Gedenkstätte erfreut sich nach wie vor eines sehr regen Besuchs. Im November 1978 konnte der 5000. Besucher, eine Ostfriesin, begrüßt werden. Es war eine große Überraschung für diesen Kurgast, der mit einem Blumenstrauß und einem Buch von Agnes Miegel geehrt und erfreut wurde. Wa.

Kamerad, ich rufe Dich

II./1. (Pr.) Infanterie-Regiment

Düsseldorf — Sonnabend, 31. März, 14 Uhr, findet das nächste Treffen der Kameraden des ehemaligen II./1. (Pr.) Infanterie-Regiments aus den Garnisonen Tilsit und Insterburg in Düsseldorf im Lokal Dietrich am Worringer Platz, Kölner Straße 67, statt. Alle Kameraden mit ihren Angehörigen sowie die Hinterbliebenen der gefallenen und verstorbenen Kameraden sind eingeladen. Bitte Termin vormerken. Weitere Auskünfte erteilt: Willy Neufeld, Telefon (0201) 44 07 74, Wittekindstraße 17, 4300 Essen 1.



Storch im Schnee: Spätwinter bei Bialla, Kreis Johannisburg, aufgenommen am 1. Mai 1935. Was steht uns in diesem Jahr noch bevor? Foto Margarethe Schöneken

Den nächsten Tag fülle ich mit einer langen Rad- und Kahnfahrt in das Revier aus. Einige Stunden verbringe ich auch auf einer Kanzel im Innendeichgelände von Kastaunen, von der aus man alle Elche beobachten kann, die an die einzige Fütterung des Forstamts kommen. Gefüttert wird mit Rüben und Trockenschnitzeln. Es fällt auf, daß die alten, in dieser Jahreszeit natürlich gewöhnlichen Hirsche ständig alles schwächere Wild abdrängen und sich den Pansen mit den womöglich noch aufquellenden, gefrorenen Rüben allzu vollschlagen. Daher wohl auch die jährlich festzustellenden großen Eingänge gerade unter den Hirschen.

Da auch die Vermutung nahe liegt, daß eine Massierung des Elchwilds an der Fütterung Infektionskrankheiten und den Befall durch die Elchrachenbremse fördert, soll in Zukunft jede künstliche Fütterung unterbleiben. Stattdessen soll eine örtlich weit verstreute Weidenäsung in vermehrt anzupflanzenden Weidenhegen dargeboten werden. So hat Tawellenbruch 1945 neben den großen natürlichen Weidenvorkommen nicht weniger als fünfhundert Hektar künstlich angelegte Weidenhege, die natürlich von Zeit zu Zeit auf den Stock gesetzt werden müssen.

Nach zwei Tagen ist die Eisbarriere vorübergeflossen, und ich kann endlich zu den meinen wieder zurückkehren. Nun weiß ich, was „Schacktarp“ bedeutet.

Das Hochwasser sinkt langsam auch auf den Wiesen und im Wald. Die sogenannte Baumflut, eine nachhinkende erneute Hochwasserwelle, die von den Schmelzwässern der russischen und polnischen Wälder am Oberlauf der Memel herrührt, ist ebenfalls vorüber. Nun belebt sich die Pamurgis mit Wassergeflügel aller Art, das hier auf dem Zug gen Norden eine verschiedene lange Rast einlegt. Wenn ich auf meinem „Greifer“, dem braunen Trakehner, auf der Deichkrone von Tawellenbruch nach Nemonien reite, sehe ich sie alle jenseits der noch stürmisch dahinfließenden Gilge. Hier steht ein Trupp der klugen und stolzen Kraniche beieinander, dort verruht von langer Reise eine große Schar der eleganten, schneeweißen Singschwäne. Hier verweilen zu Hunderten dicht nebeneinander die immer wieder rufenden Saatgänse, unter denen sich

Wir wissen nun, daß der Frühling wirklich da ist.

In den ersten Apriltagen liegt ein dichter und milchiger Nebel über der Landschaft. Das ist ein Wetter, wie man es sich für den Gänsestich wünscht. Und so brechen Revierförster N. und ich noch in völliger Dunkelheit auf, um auf holprigen und unsichtbaren Wiesenwegen mühselig einige Kilometer dahinzutappen und auf diese Weise ein mitten in den großen Böhne-Wiesen liegendes Weidengebüsch zu erreichen. Das ist ein anstrengendes Unternehmen. Endlich sind wir an Ort und Stelle, setzen uns nebeneinander auf unsere Jagdstühle und harren der Dinge, die da kommen sollen. Der erfrischende Duft erwachender Muttererde umgibt uns, ein wattiger und undurchsichtiger Nebel läßt auch im allerersten Morgenschimmer keinen, noch so beschränkten Ausblick zu. Doch da hören wir auch schon das Gekacker der ersten Gänsestaffel, die wegen des Nebels ganz besonders niedrig von ihrer nächtlichen Asungsfläche genau über uns hinweg zu ihrem Tagesrastplatz auf der Pa-

fen besonders gut. Wenn die gleichzeitig eintreffende Bachstelze uns anzeigt, daß der Langschnabel da ist, stehe ich fast täglich auf meinem Stand und erlebe immer wieder mit Andacht aufs neue das Vergnügen des alten Tages in einer neu erwachten Natur. Über mir meckern die Bekassinen, wenn sie sich im Balzflug fallen lassen. Im Graben verfolgt der Märzperpel mit Ungestüm seine ständig quakende Geliebte, Drossel und Rotkehlchen verkünden schmelzend ihre Lebensfreude und ihre Liebesehsucht. Elche stehen verhoffend am Wegesrand, um anschließend auf der grünenden Wintersaat des Försters auf den Knien oder mit nach vorn gespreizten Vorderläufen zu äsen, weil sie als Baumäser sonst nicht mit ihrem kurzen Hals und Kopf auf den Erdboden kämen. Ein Rehbock mit einem hohen Bastgehörn flüchtet vor mir schreckend wieder in den Bestand. Bis zu fünfzehn balzende Schnepfen höre und sehe ich täglich an linden Abenden, wenn sie einzeln oder paarweise am Wald-

gendlichen Ansitz eine bequeme Höhle herichtet. Doch was tut man, wenn der Hahn, um auch nicht auf der nassen Wiese sitzen zu müssen, sich fröhlich auf der Spitze des Haufens einschwingt und von dort aus sein ganz nabes, kräftiges Kullern und Fauchen vernehmen läßt? Es bleibt dann eben nichts anderes übrig, als nach schließlichem Abreiten dieses kleinen, aber höchst temperamentvollen Minnesängers schlotternd vor Kälte die Behausung zu verlassen und über die quatschnasse Wiese düpiert den weiten Weg nach Hause wieder anzutreten. Die Aussicht auf einen Erfolg bleibt unter diesen Umständen immer sehr gering. Außerdem muß man neben viel Zeit und Geduld eine große Passion und eine robuste Gesundheit für diese Jagdart haben. Als ich übrigens einmal in völliger Dunkelheit auf der „Rackerei“ in der Försterei Meyrühnen meinen vorbereiteten Platz in einem Heuhaufen beziehen will, weigert sich ein Iltis mit heftigem Fauchen, mich einzulassen. Es dauert eine Weile, bis es mir mit Hilfe einer Stange gelingt, diesen unrechtmäßigen Mieter zur Räumung meiner „Wohnung“ zu veranlassen, wenigstens vorübergehend, solange ich hier ansitzen will.

Spät, aber dann sehr schnell, kehrt um den ersten Mai in Ostpreußen der volle Frühling ein. In verschwenderischer Fülle sprießt, grünt und blüht es plötzlich überall. Die Mündungsarme der Memel sinken in ihre alten Betten zurück und geben das umliegende Gelände wieder ganz frei. Aus dem wilden und ungebärdigen Chaos ist ein liebliches Idyll geworden. Elche und Rehe beziehen ihre Sommerstände und rücken wieder bis an das Haffufer vor. Auf den Wiesen schlägt die Wachtel und krächzt der Wachtelkönig, im Weidengebüsch am Wasser schluchzt überall der Sprosser, die ostpreußische Nachtigall, am Tage und in den hellen Nächten. Schon um die Mitte des April läßt erst ein, später ein zweiter Storch auf unserem Scheunendach sein lautes Geklapper vernehmen, von allen Hausgenossen mit großer Freude begrüßt. Gelegentliche Rivalenkämpfe gehen schnell vorüber. In Ruhe werden Eier gelegt und bebrütet.

Das Vieh verläßt die Ställe und stürmt, freudig brüllend, auf die hinter dem Gehöft liegenden, weiten Koppeln, wo es bis zum Herbst bleibt und auch gemolken wird. Selbst die Schweine dürfen nun im geräumigen Schweinehof herumtollen und nach Herzenslust wühlen. Im Garten drängt die Arbeit, die Gemüse- und Blumenbeete herrn der Herrichtung, Einsaat und Bepflanzung. Pösche bestellt mit unseren Pferden den Acker zur Saat mit Hafer und Gerste, zum Legen der Kartoffeln und zum Setzen der Rüben.

So war die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 12

VON WOLFRAM GIESELER

murgis zieht. Nur schemenhaft gleiten die dunklen Leiber ungemein schnell dahin. Mit grobem Schrot schießen wir von hinten in die Gänse hinein, da die Schrote von vorne an dem festen Federpanzer abprallen würden. Zwei Gänse fallen wie Steine zu Boden. In kurzer Folge schließen sich weitere Staffeln an, die ihr Kommen immer wieder durch ihr lautes Rufen anzeigen. Weitere Schüsse fallen. Als kurz darauf Ruhe eingetreten ist und sich allmählich nach Anbruch des Tages der suppige Nebel ein wenig lichtet, liegen sieben Gänse vor uns auf der Wiese. So erfolgreich ist selten der Gänsestich. Bei klarem Wetter eräugen die sehr scheuen und klugen Vögel den Jäger schon von weitem, und ihre ausgeschickten Kundschafter umkreisen in gehöriger Höhe mehrmals vorher die Stelle, auf der das Gros einfallen will. Dabei fällt ihnen jede verdächtige Gestalt oder Bewegung sofort auf.

Neben dem Gänsestich lockt in diesen Frühlingstagen natürlich auch der Schnepfenstich und die Birkhahnbalz. Auf den Meyrühner Bergen — nur zwei Meter über dem Meeresspiegel — ziehen die Schnep-

rand entlanggaukeln. Manche erlege ich, manche fehle ich, wenn der Abendstern, die Venus, am Himmel aufglüht. Eine hohe Poesie ist mit einer solchen Jagd verbunden, wenn die letzten Singvögel verstummen und die Schnepfe torkelnden Fluges „putzend“ und „quorrend“ wie ein Gespenst vorüberstreicht. Nicht der Schuß, sondern das besonders reizvolle Erleben inmitten einer stürmisch erwachenden Natur ist der Sinn dieser auch von vielen Dichtern gepriesenen Jagdart. Auf dem Heimweg in stockdunkler Nacht begleitet mich noch lange mit ihrem so anmutigen Flugspiel schnurrend die Nachtschwalbe, auch Ziegenmelker genannt, weil sie nach einem alten Volksglauben nachts die Ziegen ausmelken soll.

Unendlich viel schwieriger und anstrengender ist in Tawellenbruch die Jagd auf den Birkhahn während der Frühjahrsbalz. Da es auf den immer noch unter Wasser stehenden Wiesen keinerlei sonstige Dekkung gibt, müssen die wenigen, noch stehenden, großen Heuhaufen hierzu benutzt werden, in denen man sich für den mor-

Wie eine große Offenbarung der Seele empfinden Auge und Herz den Blick in die Weite

Im Wald werden viele Gräben geräumt, Kanzeln und Übergangssteg instand gesetzt und vom Wasser ausgerissene Gehwege wiederhergestellt. Die bereits im Vorfrühling geschnittenen Weidenstecklinge kommen als Äsung für das Elchwild auf den Ruhehügeln im Überschwemmungsgebiet, an Dämmen und Deichen sowie in den trockenen gelegten Poldern in die vorbereitete Erde. Mit Hilfe unseres großen Maschinenparks werden auf den umfangreichen forstfiskalischen Meliorationswiesen weite Flächen umgerissen, gewälzt, eingesät und gedüngt. So herrscht überall ein reges Leben.

Auch die Motorboote sind wieder zu Wasser gelassen und versehen ihren täglichen Dienst. Immer wieder kommen Naturfreunde, Jagd- und Naturschutzvereine, Forststudenten mit ihren Professoren und Kollegen, um die völlig aus dem Rahmen fallenden forstlichen, landschaftlichen und jagdlichen Verhältnisse in Tawellenbruch näher kennenzulernen. Unter den rund sechshundert preußischen Forstämtern nimmt zweifellos Tawellenbruch wegen seiner besonderen Eigenart eine Sonderstellung ein. Die Fahrt zu den Haffdörfern darf bei solchen Besuchen natürlich niemals fehlen. So geht es zunächst nach Gilge, das an der Mündung des gleichnamigen Stroms liegt. Vorher bekommt fernmündlich der staatliche Forstschutzgehilfe Georg Norweisch den Auftrag, sich mit einem Ruder an das Ufer der Gilge zu stellen, während wir langsam in Richtung Haff vorüberfahren. Norweisch ist von einem ungewöhnlich kleinen Wuchs, so daß sein Ruder ihn dreifach überragt. Ich stelle ihn laut im Vorüberfahren als den „kleinsten Forstmann Preußens“ vor, was dieser mit einem mehrfachen kleinen Senken des Ruders quittiert. Dann geht es ein Stück hinaus auf das Haff, wo schon bei einem mäßigen Wind die wegen der Untiefen gefährlichen Sturzwellen unserem Boot zu schaffen machen. Daher biegen wir bald wieder bei dem Fischerdorf Tawe in die Tawelle ein. Es wimmelt am Ufer des Flusses von Hausenten und Gänsen, aber auch Kindern, die dort spielen. Über die Wasserstraße fahren laufend Kähne hinüber und herüber, womit die

Dorfbewohner sich selbst und ihre Wirtschaftsgüter auf die andere Seite befördern. Arzt, Hebamme, Pfarrer und Lehrer sind ebenso wie die Schuljugend mit dem Kahn und der Handhabung des Ruders vertraut. Immer wieder erfreuen die am Ufer festgemachten und bunt bewimpelten Keitelkähne, die für den erneuten Fischfang auf dem Haff ausgerüstet werden.

Wieder sind die großen Wiesenverpachtungen des Forstamts vorübergegangen. Mitte Juni beginnt die „Heuauß“. Mit vielen anderen sind auch wir dabei, das Heu auf unserem Dienstland mit der Mähmaschine zu schneiden, zu wenden und später auf „Käpse“ zusammenzuharken. Fleißige Hände sind in- und außendeichs überall am Werk. Das mit der Forke auf die langen Leiterwagen aufgeladene, trockene Heu bringen unsere Pferde in langsamem Schritt nach Hause. Das „Nachharksel“ wird mit

der „Hungerharke“ zusammengereicht. Diese Arbeit macht bei dem schönen Wetter eine besondere Freude. Man sitzt hoch auf der leichten, hochrädigen Maschine, vor sich in ruhigem Schritt „Liese“, die Fuchsstute. So zieht man streifenweise das Nachharksel zusammen, den sonnigen Himmel über sich, über den in leichtem Wind kleine, weiße Wölkchen treiben. Der süße Geruch getrockneten Heus würzt die laue Sommerluft. Storch, Kiebitz und Nebelkrähe schauen meiner Arbeit zu oder suchen nach Heuschrecken, Fröschen und Mäusen. Wer Augen und ein empfindsames Herz hat, dem wird der Blick in die Weite zur großen Offenbarung der Seele. Wald, Wasser, Wiese und Wind, die vier „W“-s, formen sich hier symphonisch zu einer großen Weite aus, die den Körper mit seinen Sinnen, die Seele mit ihrer ewigen Suche nach Erfüllung und Erlösung ganz in ihren Besitz nimmt.

Fortsetzung folgt



Schilfrohr an der Tawelle: Der Winter in der Niederung...

auch einige Bläss- und Ringelgänse befinden. Im Modder stechen einige große Brachvögel, auch „Keilhaken“ genannt. Deutlich sieht man ihre überlangen und krummen Schnäbel. Und dann die vielen, ja unzähligen Wildenten, deren Erpel in ihren Hochzeitkleidern inmitten ihrer unscheinbaren Weibchen durch ihre schillernde Buntheit prahlen. Da gibt es März-, Krick-, Knäk-, Löffel-, Moor-, Reiher-, Schell-, Pfeif- und noch viele andere Entenarten. Von des Pferdes Rücken aus läßt sich das Vogelparadies auf der weiten Wasserfläche so recht in seiner Vielfalt genießen.

Von Tag zu Tag wächst zunächst die Zahl der auf der Pamurgis rastenden Wasservögel, die offensichtlich darauf warten, daß auch im hohen Norden das Eis wegschmilzt. Vornehm und ästhetisch schön wirkt der Balztanz der Kraniche, die sich plötzlich wie auf ein geheimes Kommando aufrichten, gravitatisch umeinander schreiten, Hals und Kopf in gleichmäßigem Takt vor- und rückwärts bewegen und dabei im Gleichklang ihr melodisches und weithin hörbares „Gru, gru“ erschallen lassen. Ein vollendetes Menuett ist kaum denkbar.

Wenn ich des Abends im nächtlichen Dunkel auf meinem Hof stehe, ist die Luft über mir erfüllt von einem vielfältigen Vogelgeschrei. Kibitze, Möwen, Wasserläufer, Brachvögel, Kraniche, Schwäne, Gänse und Enten, sie alle hasten mit sehnsüchtigen Rufen und rauschendem Flügelschlag am verhangenen Himmel gen Norden, wo ihre Heimat liegt.



... ist besonders hart: Eisberge am Haffufer

Fotos Oczerej, Matous

Eine gelungene Geburtstagsfeier

Insterburger Heimatgruppe besteht dreißig Jahre — Landsleute danken Horst Stamm

Köln — Vor kurzem konnte in der Domstadt eine Gruppe vertriebener Ostpreußen ein Ereignis feiern, dessen Ursprung nun 30 Jahre zurückliegt. Im September 1948 fand sich in Köln eine kleine Gruppe Insterburger zusammen. Bei dieser ersten Zusammenkunft hatte man sich soviel zu erzählen von Erlebnissen der schrecklichen Flucht- und von Erfahrungen im neuen Lebensraum; das Wichtigste aber war, daß man sich gleich im vertrauten Familienkreis fühlte und mitten in der Fremde heimatische Laute hörte. Der Abend war natürlich viel zu kurz und man beschloß, sich regelmäßig wiederzutreffen und damit war praktisch die erste Gruppe „Heimattreuer Insterburger“ gegründet. Unter Leitung von Max Kühnast wurde sie im Laufe der Zeit eine der aktivsten und mitgliedstärksten in der Bundesrepublik.

Jetzt konnte sie ihren 30. Geburtstag feiern. Ihr jetziger Leiter, Horst Stamm, konnte eine stattliche Zahl von Geburtstagsgästen begrüßen, unter ihnen auch Ehrengäste aus Krefeld, der Patenstadt der Insterburger. Der letzte Pfarrer der Insterburger Lutherkirche, Superintendent i. R. Ernst Füg, sprach Worte des Gedenkens. Er führte seine Zuhörer in Gedanken in die Heimat zurück, die allenthalben mit Denkmälern und Gedenkstätten ihre Toten und

Gefallenen ehrte; am eindrucksvollsten waren jene, an Golgatha erinnernd, drei Kreuze, die in Jägerhöh über den See grüßten, den Toten zu Ehren, den Lebenden zur Mahnung. Der Redner erwähnte auch die in der Kölner Antoniterkirche befindliche Skulptur Ernst Barlachs, den „Schwebenden Engel“, der die herben Gesichtszüge unserer ostpreußischen Künstlerin Käthe Kollwitz trägt, in seiner Haltung jedoch alle Fragen offen läßt und in die Zukunft weist: ... und damit sind wir gemeint, wir die Verschiedenen, wenigstens am Leben Verschiedenen. Und doch wären wir nicht hier ohne die Trauer, ohne die Nöte, ohne die Verluste und Bitterkeiten, die hinter uns liegen. Mit dem Gedanken an die Fehlenden schauen wir nach vorn. Und wie es auch mit unserem Glauben bestellt ist: Wir haben Zukunft und wollen uns in ihr bewähren, wollen versuchen, so lange sie uns gewährt wird, sie zu bestehen.“

Professor Dr. Georg-Winfried Schmidt, der für beide Insterburger Kreisgemeinschaften sprach, betonte den Glauben an die Zukunft, die uns doch einmal das uns bisher vorenthalte Recht auf Heimat bringen müßte, wenn wir es nicht selber aufgeben. Unsere ständige Forderung auf Heimatrecht hätte durch die Übernahme der Patenschaft des Freistaates Bayern für die Lands-

mannschaft Ostpreußen ein vermehrtes Gewicht bekommen. Dem Leiter der Heimatgruppe, Horst Stamm, dankte er für seine unermüdete Tätigkeit und überreichte ihm die ihm von den Kreisgemeinschaften verliehene Goldene Ehrennadel der Stadt Insterburg. Die Grüße und Wünsche des Oberbürgermeisters der Patenstadt Krefeld, Hansheinz Hauser MdB, überbrachte Georg Mliethke. Die Heimatgruppe Hannover grüßte durch ihren Leiter Albert Zobel; ihr Geburtstagsgeschenk in Form einer Diarreihe über Insterburg einst und heute übergab mit launigen Worten Heinz Albat.

Zum Sprecher der Heimatgruppe machte sich Otto Radtke. Er gab einen kurzen Überblick über die 30jährige Geschichte der Kölner „Heimattreue Insterburger“ und fand herzliche Dankesworte für den derzeitigen Leiter. Ihm überreichte er eine eigens angefertigte, künstlerische Wandplakette, die die Wappen der Städte Köln und Insterburg in Emaille und die in Kupfer getriebenen Reliefs des Kölner Doms

und der Insterburger Lutherkirche zeigte. Vorstandsmitglied Robert Nossbach, der leider einige Tage nach dem Treffen starb, dankte Monika Stamm für ihre verständnisvolle, unermüdete Arbeit für die Heimatgruppe mit einem wundervollen Blumengebilde. Das international bekannte Rosenau-Trio bestritt den kulturellen Teil des Abends. Willy Rosenau, gebürtiger Angerburger, hatte zum Thema „Eine Reise durch Ostpreußen und den Kreis Insterburg“ einen blühenden Heimatstrauß aus Gedichten, Erzählungen, Volks- und Kunstliedern gebunden. Die Künstler erhielten für ihre einmaligen Darbietungen nicht endenwollenden Beifall.

Besonders zu erwähnen wäre noch das Geschwisterpaar Vera (Klavier) und Ralf Eichberger (Trompete), das mit gekonnt vortragenen Soli den Heimateabend umrahmte. Am Sonntag trafen sich die Teilnehmer bereits am Vormittag im gleichen Lokal. Eine Musikkapelle sorgte für Unterhaltung. Höhepunkt jedoch waren die Vorfürungen des Krefelder Tanzcorps Grün-Weiß-Grün, dessen Vorsitzender Ulrich Rehmer, ein Norkittener Landsmann, seine Mädchen mit launigen Worten vorstellte und die Tanz und Tanzakrobatik in hohem Maße beherrschten. Gerhard Ulrich



Die Angerapp bei Insterburg: In Gedanken daheim

Foto Hallensleben

Nach neuen Wegen suchen

26. Jahrestagung des Wicker Kreises mit starker Resonanz

Lüneburg — Drei neue Variationen im Programm der alljährlichen Begegnung des Wicker Kreises fanden diesmal in Lüneburg die besondere Zustimmung der Teilnehmer: eine Dichterlesung, eine Podiumsdiskussion und die Meditation.

Da war zunächst der Versuch, den drei Generationen umspannenden Zuhörerkreis an die verschiedenen Werke der literarischen Aufarbeitung des Vertreibungsschicksals heranzuführen. Dieser Aufgabe unterzog sich mit großer Einfühlung der pommerische Erzähler Klaus Granzow. Seine Lesung aus eigenen Werken zu den Themen „Heimat, Vertreibung und Wiederbegegnung“ spiegelte eigenes Erleben und nachdrückliche Beschäftigung mit diesen Fragen wider.

Dann bleibt das Podiumsgespräch zwischen Jugendlichen zu erwähnen, weil es

sich der eigentlich selbstverständlichen Frage widmete: „Was bedeuten die Ziele der Landsmannschaft der Jugend heute?“ Selbstverständlich ist die Frage — wie das Gespräch sehr bald zeigte — aus zwei Gründen: Einmal kann es der Landsmannschaft nicht gleichgültig sein, ob und wie ihre Ziele im Zeitablauf von der nachwachsenden Generation aufgenommen werden, zum zweiten erwartet die Jugend heute, daß sie zur Äußerung, zum Mitarbeiten und auch zur differenzierten Kritik angeregt wird. Alle provokanten Fragen, die heute in der öffentlichen Diskussion zu finden sind, — ob die Ziele zeitgemäß sind, zu abstrakt oder zu utopisch oder ganz einfach die Jugend damit überfordert ist — sie wurden in erstaunlicher Offenheit beantwortet. Ein knappes Fazit: Wo sich die Landsmannschaft darstellt, hat sie gute Chancen, in ihrem gesamtdeutschen Anliegen bei Jugendlichen ernst genommen zu werden. Sie müßte allerdings stärker herauszufinden suchen, wo diese Jugendlichen und ihre Meinungsträger anzutreffen sind und wie sie angesprochen werden müssen.

Ein sehr bemerkenswertes Echo fand schließlich der brillante Vortrag der bekannten Autorin und Kindertherapeutin Christa Meves zur Frage: „Lieben — was ist das?“ Meditationen über die Fragen nach dem Sinn des Lebens und über Fehlentwicklungen der Gesellschaft heute erhalten zunehmende Bedeutung und rechtfertigen jeden Aufwand bei der Suche nach geeigneten Persönlichkeiten, die diese Sinnvermittlung übernehmen können.

Der Wicker Kreis und die mitveranstaltenden Jugend- und Studentengruppen können mit der Resonanz auf die Jahrestagung zufrieden sein. Die Hoffnung ist berechtigt, daß mit dieser Arbeit neue Kreise angesprochen werden können. Die lockere organisatorische Anbindung an die Landsmannschaft Ostpreußen ist jedenfalls geeignet, interessierte neue Freunde zu gewinnen. H. S.

DIE KRIMINALPOLIZEI RÄT



Wiesbaden — Die Zahl der Wohnungseinbrüche steigt von Jahr zu Jahr. In der Polizeilichen Kriminalstatistik wurden im Jahr 1977 insgesamt 97 353 Delikte dieser Art erfasst. Begünstigt werden diese Straftaten nach Angaben der Kripo oftmals durch unzureichend oder mangelhaft gesicherte Fenster. Diese „Gelegenheit“ nutzen Einbrecher, um schnell und unbemerkt und ohne spezielle Werkzeuge einzusteigen. Bevorzugt wird nach Bargeld gesucht. Aber auch alles, was sich schnell in bare Münze umsetzen läßt, wie Bilder, Teppiche, Schmuck, Fernseher, Fotogeräte und Stereoanlagen, wird entwendet.

Diese Gelegenheit sollte man den Tätern jedoch nicht geben. Leicht erreichbare Fenster im Keller oder Erdgeschoß sollten besonders gesichert werden, um Einbrechern Widerstand zu leisten.

Deshalb rät die Kriminalpolizei: Sichern Sie leicht erreichbare Fenster zusätzlich und halten Sie Einbrecher „weg vom Fenster“. Ebenerdige Fenster von Nebenräumen sollten stabile Gitter erhalten. Rollläden können gegen Hochschieben gesichert werden. Fenstergriffe sollten abschließbar sein.

Noch ein Hinweis: Vertrauen Sie nicht allen, die Ihnen Sicherheit verkaufen wollen. Wie Sie Fenster sichern können, erfahren Sie bei Ihrer Kriminalpolizeilichen Beratungsstelle. H. L.

Experten rechnen mit stabilem Zins

Positive Entwicklung bei Geldanlagen zu erwarten

Köln — Zum Jahresbeginn ist die Frage nach der künftigen Entwicklung besonders aktuell, auch im Bereich der Geldanlage. Wie wird es 1979 weitergehen am deutschen Pfandbriefmarkt?

Faßt man alles zusammen, was Experten inzwischen dazu geäußert haben, so werden die Aussichten überwiegend positiv beurteilt. Niemand rechnet in diesem Jahr mit nachhaltigen größeren Zinsschwankungen. Denn die private Geldvermögensbildung ist nach wie vor groß, so daß die Finanzierung des staatlichen Geldbedarfs trotz größerer Kreditwünsche wieder zu meistern sein dürfte. Und ob die Kreditnachfrage der privaten Wirtschaft tatsächlich wesentlich zunehmen wird, ist in Anbetracht der langsamen Konjunkturbelebung keineswegs sicher. Stabile Zinsen sind gerade für den privaten Sparer eine wichtige Vorausset-

zung für ein solides Engagement am Pfandbriefmarkt. Und rentabel ist eine solche Geldanlage auf jeden Fall. Denn Pfandbriefe bringen heute bei überschaubaren Laufzeiten von sechs bis zehn Jahren einen Jahresertrag von 6,5 Prozent bis 7 Prozent.

Mit dieser Rendite haben Pfandbriefe, real gesehen, jetzt sogar einen Höchststand erreicht. Nach Abzug der Inflationsrate von derzeit 2,6 Prozent verbleiben noch ca. 4 Prozent Reingewinn. Ein so hoher Satz ist in der Nachkriegszeit nur selten zu erzielen gewesen. Dabei ist gerade der Realzins für die Beurteilung einer Geldanlage wichtig. Denn den privaten Anleger interessiert ja vor allem, was beim Sparen unter dem Strich tatsächlich herauskommt. Und da sind Pfandbriefe gegenwärtig kaum zu schlagen. F. K.

KULTURNOTIZEN

Stiftung Deutschlandhaus Berlin — Das ostdeutsche Schauspielporträt: Heinz Erhardt. Freitag, 19. Januar, 17 Uhr, Sonntag, 21. Januar, 16 Uhr; Freitag, 26. Januar, 17 Uhr. — Galerie im Deutschlandhaus: Reinhard Schuster — Malerei und Zeichnungen. Die Ausstellung dauert noch bis zum 25. Januar.

Haus des Deutschen Ostens Düsseldorf — Ostpreußen im Kartenbild der Jahrhunderte. — Buchausstellung: Johann Gottfried Herder. Beide Ausstellungen sind noch bis zum 26. Januar zu sehen.

Westdeutscher Rundfunk — 1. Lebenshilfe für Umsiedler — Fehlanzeige. Ein nicht genutztes Angebot und seine Ursachen. Von Helga Ehlers. 2. Danziger Buch 1945. Erinnerung an dramatische Rettungsversuche von Flüchtlingen. Ein Beitrag von Werner Hühne zu einer Dokumentation. Sonntag, 21. Januar, 8 bis 9 Uhr, II. Programm.

„Von Lessing ist keine Notiz zu nehmen“ ist der Titel einer Ausstellung, die das Museum für Hamburgische Geschichte in der Finanzbehörde am Gänsemarkt aus Anlaß des 250. Geburtstages von Gotthold Ephraim Lessing veranstaltet. Die Ausstellung wird am 22. Januar eröffnet und ist bis zum 22. Mai zu sehen.

Graphik des 20. Jahrhunderts aus eigenen Beständen zeigt die Hamburger Galerie Brinke & Riemenschneider (Büschstraße 9) noch bis zum 9. Februar.

Im Rahmen der Eröffnung der Ausstellung „Zeichnungen und Aquarelle deutscher Meister 1750—1900. Aus den Sammlungen der Stiftung Pommern Kiel“ im Haus Schleswig-Holstein zu Bonn (Kurt-Schumacher-Str. 17) wurde dem Vorsitzenden des Kuratoriums der Alfred-Krupp-von-Bohlen-und-Halbach-Stiftung, Berthold Beitz, die Große Ernst-Moritz-Arndt-Medaille durch den Sprecher der Pommerschen Landsmannschaft, Dr. Philipp von Bismarck MdB, verliehen. Berthold Beitz erhielt die Medaille in „Würdigung seiner Förderung für die Errichtung des Berghusen-Hauses im Schleswig-Holsteinischen Freilicht-Museum und des Koepselhauses im internationalen Freilichtmuseum Old World Wisconsin (USA) zur Erhaltung pommerschen und gesamtdeutschen Kultur-gutes“.

Conrad-Borchling-Preis 1979 — Der von der Stiftung F.V.S. im Jahre 1962 zur Verfügung gestellte Preis für wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiet der niederdeutschen, altfriesischen, ost- und nordfriesischen Philologie ist für das Jahr 1979 erneut ausgeschrieben worden. Der Preis ist mit DM 10 000,— ausgestattet und wird alle zwei Jahre vergeben. Interessenten werden gebeten, ihre Arbeiten bis spätestens 31. März 1979 in dreifacher Ausfertigung an die Stiftung F.V.S., Georgsplatz 10, 2000 Hamburg 1, einzureichen.

Ein Krankenhaus für Landsleute

Initiative des Johanniterordens endlich im südlichen Schleswig-Holstein verwirklicht

Nieder-Moos — Die Preußische Genossenschaft des Johanniterordens beging ihren diesjährigen Rittertag in Nieder-Moos (Vogelsbergkreis). Dort amtierte als Pfarrer der Ehrenritter Gottfried von Dietze. Kommandator Dr. Ulrich von Witten, früher in Lötzen, Marienwerder und Memel, jetzt Stadtdirektor von Celle, leitete die Tagung traditionsgemäß mit dem Ordensgebet ein. Dabei wurde auch des Mitte August verstorbenen Rechtsritters Landrat a. D. Franz-Adalbert Freiherr von Rosenberg gedacht, der aus Kloetzen (Kreis Marienwerder) stammte. Im Rahmen der Tagesordnung sprach das Mitglied der Ordensregierung, der Ordensdekan und frühere Generaldekan der Bundeswehr Albrecht von Musius, der die Größe des Herrenmeisters, S.K.H. Prinz Wilhelm Karl von Preußen, überbrachte und die Problematik der Eingliederung der aus den deutschen Ostgebieten ausgesiedelten Landsleute in Westdeutschland aufzeichnete. Mehrere Subkommenden, Untergliederungen des Ordens, kümmern sich, wie die Aussprache zeigte, seit Jahren um die Aussiedler. Der Ordensdekan sprach dann vom reformatorischen Erbe, von der gewonnenen individuellen Freiheit und der daraus resultierenden eigenständigen Verantwortung des einzel-

treuung von bedürftigen Landsleuten ein. Diese Aktion soll erweitert werden, da sie ein entscheidendes Bindeglied zur Heimat darstellt und geldliche und zeitliche Opfer verlangt. Die seit mehreren Jahren verfolgte Übernahme eines Krankenhauses im südlichen Schleswig-Holstein steht vor dem Abschluß. Sie ist nicht zuletzt abhängig vom Votum der politischen Parteien im Stadtparlament, das in den nächsten Wochen darüber entscheiden wird, ob die ostpreußischen Johanniter nach Jahrzehnten erstmals wieder ein Krankenhaus in eigener Regie führen werden.

Im Verlauf des Gottesdienstes am folgenden Tag wurden vor dem Altar der 200jährigen Kirche Nieder-Moos Michael Freiherr von Mirbach und Bernd Kunhardt von Schmidt als Ehrenritter, Albrecht Freiherr von Quadt als Anwärter angenommen, während Arved Benefeldt, Graf Richard zu

Eulenburg und Adalbert Freiherr von Rosenberg junior die vom Herrenmeister verliehenen Ehrenritterkreuze umgehängt wurden. Das Heilige Abendmahl, an dem auch die Angehörigen der Ordensritter teilnahmen, beendete den von Pfarrer von Dietz gehaltenen Gottesdienst. Ein interessanter Vortrag über die Orgel im allgemeinen und die 200jährige Orgel in der Nieder-Mooser Kirche, gehalten von Landeskirchenmusikdirektor Opp, schloß sich an. Die theoretischen Ausführungen über Bauweise, Materialien, Klangfarbe und deren Veränderungen wurden durch verschiedene künstlerisch dargebotene Orgelstücke, vorwiegend von Bach und Mozart, untermalt und dem Hörer nähergebracht. Ein gemeinsames Mittagessen beendete auch diesen Rittertag. Der nächste im folgenden Jahr wurde vom Kommandator für das erste Wochenende im Oktober nach Celle einberufen. H.D.B.

Erstmalig Investitur in Bonn

Leitspruch der Ritter des Ordens: „Helfen und Heilen“

Bonn — Zum erstenmal feierten Ritter des Deutschen Ordens Investitur in Bonn. Darüber berichtete der Bonner Generalanzeiger: „Flaggengeschmückt und mit vollem Geläut bot die Bonner Münsterkirche eine prächtige Kulisse, als der auf eine über 700jährige Tradition basierende ‚Deutsche Orden‘ in Bonn zum erstenmal eine Investitur feierte. 15 neue Ordensmitglieder — Familien genannt — wurden in feierlicher Zeremonie in die Schar einiger hundert Priester, Schwestern und Laien aufgenommen, die sich getreu ihrem Leitspruch ‚Helfen und Heilen‘ neben seelsorgerischen Aufgaben dem sozialen Engagement verschrieben haben. Zu den neu investierten Familien zählte auch der Bayerische Minister für Wirtschaft und Verkehr, Anton Jau-mann.

patronin des Ordens, der heiligen Elisabeth, nachzueifern und wie diese stets ein Beispiel der Nächstenliebe und der ritterlichen Haltung des Mutes zu geben. Wer viel habe, solle viel geben, und wer wenig habe, solle wenigstens gerne geben. In den Statuten des Ordens sei verankert, daß man den Mut aufbringen müsse, auch gegen den Strom der Zeit zu schwimmen, wenn das Gewissen dies erfordere.

Zur Investitur wurden die 15 neuen Familien einzeln namentlich aufgerufen und erhielten, nachdem sie sich mit Handschlag den Ordensregeln unterworfen hatten, als Zeichen ihrer Ordenszugehörigkeit kniend das Ordenskreuz am Bande und den schwarzen Mantel mit dem Ordensembleme auf der linken Brustseite aus der Hand des Hochmeisters.

Ordensangehörige gibt es in Schweden, Italien, Deutschland, Österreich, Jugoslawien und der Tschechoslowakei. In Belgien sind die ersten Schritte zu einer Gründung unternommen. Früher wohnten die Orden in Kommenden. Die Ramersdorfer und die Muffendorfer Kommende in Bonn waren solche Ordenssitze. Mitglied des Deutschen Ordens war auch Konrad Adenauer, der 1958 Ehrenritter wurde.“ -ger-

ÄRGERLICH...

Ist es für den Einsender von Manuskripten wie für Mitarbeiter der Redaktion, wenn die veröffentlichten Texte Setzfehler enthalten. Deshalb unsere Bitte: Schreiben Sie Ihre Manuskripte stets eineinhalbzeilig, damit sie gut zu lesen sind, und lassen Sie links einen zehn Zentimeter breiten Rand frei für redaktionell erforderliche Umstellungen. Sie erleichtern uns und der Druckerei die Zusammenarbeit.

DAS OSTPREUSSENBLATT
Redaktion

nen unmittelbar Gott und damit auch der Umwelt und den übrigen Menschen gegenüber. Dieses reformatorische Erbe würde man in das ökumenische Gespräch einbringen. Es sei keine antikatholische Reaktion, sondern eine bewußte evangelische Ergänzung in der Ökumene. Die katholischen Gesprächspartner würden regulär dieses Einbringen verlangen.

Breiten Rahmen nahm die besondere Aktivität der Ostpreußischen Johanniter sowie die seelische und materielle Be-

Das Bild der Kreuzzüge wurde wieder lebendig, als die Ritter des geistlichen Ordens in ihren schwarzen Umhang-Mänteln mit Ordensembleme vom Kreuzgang in die Kirche einzogen. Durch ein Spalier der Ritter zog deren Hochmeister, Dr. P. Ide-fons Pauler (Wien), der 1971 in Rom zum Abt geweiht worden war, in das Kirchenchor ein. Der Investiturfeier assistierten Vertreter des Ritterordens vom Heiligen Grab und des Malteserordens. Den Rahmen gab eine von einem Frankfurter Chor gesungene Messe in G-Dur von Franz Schubert, dessen 150. Todestages gedacht wurde.

In seiner Predigt ermahnte der Hochmeister die Ordensangehörigen, der Schutz-

Sachliche Fragen und Antworten

LO-Informationenstand anlässlich einer polnischen Woche

Augsburg — Die Vorbereitungen zur „Polnischen Woche“ durch die Stadt Augsburg, die erhebliche Gelder dafür bereitstellte, und die Presse, die die Bevölkerung schon lange vorher darauf aufmerksam machte und während dieser Zeit täglich in längeren Abhandlungen darüber berichtete, hat uns, die Kreisgruppe der Landsmannschaften Ost- und Westpreußen, angeregt, als Gegenstück zu den schon peinlich wirkenden Lobhudeleien alles dessen, was polnisch ist, in der Fußgängerzone der Stadt einen Informationsstand über den deutschen Osten aufzustellen.

Er war während der polnischen Woche an allen Tagen (mit Ausnahme des Freitags) von 9 bis 19 Uhr von freiwilligen Helfern, darunter Jugendlichen aus Donauwörth und München, besetzt. Außerdem lagen dort Zeitungen, Schriften und Flugblätter aus, zu denen auch die Landsmannschaften der Schlesier und Pommern Beiträge geliefert hatten. Es war die erste Veranstaltung dieser Art, mit der wir die Öffentlichkeit in Augsburg wieder an den deutschen Osten (Ost- und Westpreußen, Danzig, Pommern und Schlesien) erinnern wollten. Die Menschen sollten sich angesichts der polnischen Propaganda auch mit den deutschen Ostgebieten beschäftigen. Der Erfolg übertraf unsere Erwartungen. Das Spruchband über dem Stand veranlaßte die Fußgänger, stehen zu bleiben, sich der ausgelegten Schriften zu bedienen und mit unseren Helfern ins Gespräch zu kommen. Bereits nach den ersten Tagen waren einige Titel vergriffen; wir mußten dringend „Nachschub“ anfordern und auslegen. Besonders erfreulich

war das Interesse junger Menschen, die sich hier die Auskunft holten, die ihnen bis dahin vorenthalten war. Sachliche Fragen und eben solche Antworten waren es, die unseren Helfern die Zeit nicht lang werden ließen.

Das, was wir mit diesem Unternehmen erreichen wollten, traf ein: Die Menschen beschäftigten sich wieder mit dem deutschen Osten. Besucher haben uns angeregt, im nächsten Jahr wieder etwas Ähnliches durchzuführen. Wir halten es darüber hinaus für dringend angebracht, in allen Städten, in denen es personell möglich ist, derartige Informationsstände an Wochenden mit dem „langen Sonnabend“ aufzustellen.



Spruchband über der Straße: Fußgänger zum Stehenbleiben veranlaßt

Ein kritischer Preuße

Dr. Gerhard Krause sprach vor der „Preußischen Tafelrunde“

Flensburg — Die „Preußische Tafelrunde Flensburg“, die vom Kreisverband der vertriebenen Deutschen — Vereinigte Landsmannschaften —, vom Zollernkreis und von der Donnerstaggesellschaft und Gesellschaft für Wehrkunde e. V. wieder im Hotel Europa durchgeführt wurde, widmete ihre vierte Zusammenkunft dem Gedenken an einen Schriftsteller, der heute wieder zunehmend Publizistik und Literaturforschung beschäftigt. Theodor Fontane (1819 bis 1898), sein Leben, sein Werk, seine Zeit und seine Bedeutung für die deutsche Literatur, wurden vor einem annähernd 250 Personen starken Kreis interpretiert und gedeutet von Ministerialrat a. D. Dr. Gerhard Krause, der sich lebenslang mit dem märkischen Lyriker und Romanschriftsteller beschäftigt und sich nicht zuletzt auch durch seine Mitarbeit an der Fontane-Ausgabe des Flensburger Germanisten Professor Dr. Helmuth Nürnberger in der Fachwelt einen Namen gemacht hat.

„Fontane regt an und beruhigt in einem“, meinte Dr. Krause am Schluß seines komplexen Vortrags, und deshalb sei er nicht nur Episode wie die meisten Schriftsteller und Dichter seines Zeitalters geblieben. „Er spricht noch zu uns und wird auch noch zu den Kommenden sprechen.“ Fontane gilt zwar in der Literaturgeschichte als der ironische Geschichtsschreiber des preußisch-märkischen Adels, als scharfer, oft pessimistischer und geradezu bissiger Kritiker einer Zeit, in deren Realität er sich doch resigniert ergab — von seinem Verhältnis zu Preußen ist aber nach Meinung von Dr. Krause in den Arbeiten über ihn nur wenig die Rede. Für ihn (Krause) ist Fontane ein Preuße, und zwar ein aus Liebe kritischer.

Der gelehrte Apotheker Fontane kam bekanntlich erst in mittleren Jahren über den



Berlin — In einer über den üblichen Rahmen hinausgehenden Veranstaltung überreichte die Frauengruppe der Ostpreußen in Berlin einen von ihren Mitgliedern in monatelanger, mühseliger Arbeit gestickten Wandteppich. Bei der Übergabe an den Vorstand der Landesgruppe Berlin der Landsmannschaft Ostpreußen wies die Vorsitzende der Frauengruppe, Gertrud Bethke, darauf hin, daß die Initiative für diesen Wandteppich von Dora Schwabe, einer Schwester des damaligen Sprechers Reinhold Rehs, ausgegangen sei. Mit über 350 000 Kreuzstichen ist ein Wandbehang geschaffen worden, der sich in den Rahmen der Arbeit „Gestalten und Erhalten“ in hervorragender Weise einfügt. Die Damen Schwabe und Barth führten in einer hervorragend gestalteten winterlichen Reise in Rezitation und Lied durch Ostpreußen. Die alten Bräuche wurden ebenso angesprochen wie die vertrauten heimatlichen Stätten. Alle Teilnehmer erhielten durch diese Veranstaltung neuen Ansporn für die weitere Arbeit, und der Vorsitzende der Landesgruppe, Werner Guillaume, dankte den Frauen für die bisher geleistete Arbeit.

Journalismus zur Dichtkunst, und erst im Greisenalter wurde er einzigartig produktiv, dabei von Werk zu Werk reifend. Angefangen vom Elternhaus bis hin zu den Menschen und Zeiterschmelzungen, die ihn mitprägten, und den literarischen Zirkeln, in denen er verkehrte, zeichnete der Referent ein Fontane-Bild, das sich nicht auf das Werk beschränkt, sondern erst durch die oft bis ins Detail gehende Beschäftigung mit dem Menschen Fontane und seiner Zeit Konturen gewinnt. Nach literarischen Jugendsünden ist er als konservativer Liberaler einzuordnen. Wie in dem Referat klar zum Ausdruck kam, schrieb sich Fontane, namentlich in seinen Berliner Romanen, als ein strikter Anhänger der alten preußischen Formen und Begriffe seinen Ekel über die innere Auflösung eines Zeitalters von der Seele, sein Mißbehagen über ein materialistisch gewordenes Bürgertum. Aber Fontane sah kein konkretes Heilmittel für seine Zeit, meinte der Referent.

Die Nöte sind geblieben

Den Menschen Fontane deutete Dr. Krause als von Gegensätzen und Widersprüchen geprägt. Jeder Versuch, Fontane für eine ganz bestimmte Geistesrichtung oder Ideologie in Anspruch zu nehmen, sei verfehlt. Daß Fontane auch heute noch seinen Lesern viel Gültiges und Bleibendes zum Nachdenken zu sagen hat, davon ist der Fontane-Kenner Dr. Krause überzeugt. Die entscheidenden menschlichen Nöte blieben sich schließlich über die Zeiten hin gleich, und der Dichter habe diese Nöte gekannt und sie zu großer Kunst der Sprache und des Stils verarbeitet.

Alle Beteiligten sind sehr daran interessiert, den Holzeinschlag so schnell wie möglich zu beenden. Sollte das Tauwetter zu früh eintreten, wird die Abfuhr über die zugefrorenen Wasserläufe hinweg unmöglich. Bei Hochwasser schwimmt dann das Brennholz in einzelnen Stücken im Wald oder gar auf dem Haff und kann bequem von jedermann mit dem Kahn ohne Bezahlung aufgefischt werden. Das wäre ein großer Schaden für den Forstfiskus oder für den rechtmäßigen Käufer. Und die dringend auf ihr Brennholz angewiesene Bevölkerung bleibt ohne Heizmaterial für den nächsten Winter. Daher das verständliche Bemühen aller, mit Einschlag und Abfuhr möglichst schnell fertig zu werden.

An Arbeitskräften mangelt es dabei nicht. Die in der Umgebung wohnenden Bauern und Fischer haben ja jetzt Zeit und möchten auch gern die tariflichen Hauerlöhne zusätzlich verdienen. Vom Dorf zum Holzschlag bilden sich schnell ausgetretene Trampelpfade, oft viele Kilometer lang; denn um die Mittagszeit kommen in langer Reihe auch noch die vielen Frauen herbei, um das Essen, z. B. geräucherten Aal, warme Flecksuppe, Labskaus, Speck, Brot und natürlich auch den begehrten Schnaps zu bringen und anschließend bei der Aufarbeitung des Reissigs zu helfen. Sippenweise sitzt man an den zahlreichen, lodernnden Feuern beisammen, sorgfältig vermummt gegen die Unbilden der kalten Witterung.

Unmittelbar nach der öffentlichen Versteigerung der ersten Brennholzpartien setzt die Holzabfuhr ein, und es entstehen schnell ausgefahrene Schlittenbahnen auf den Gräben und Strömen, auf denen mit Glockengeläut ein Schlitten dem anderen folgt. Jeder will mit seinem gekauften Holz schnell zu Haus sein.

Unter das Eis gerissen

Nicht selten passiert es, daß die schweren Pferde mit ihrer Last auf unvollständig zugefrorenen Stellen einbrechen und zu ertrinken drohen. Dann hört man weit den gellenden Notruf des Fahrers. Von überall her eilen die in der Nähe befindlichen Schlitten herbei, um Hilfe zu leisten. Immer wieder muß ich die große Hilfsbereitschaft und auch die Geschicklichkeit bewundern, mit der die oft bis an die Ohren im eiskalten Wasser liegenden Pferde mittels Hebebäumen und Brettern aus ihrer gefährlichen Lage befreit werden. Es kann aber auch vorkommen, daß alle Hilfe erfolglos bleibt oder zu spät kommt, so daß die Pferde und der vollbeladene Schlitten etwa von der Wasserströmung unter das Eis gerissen werden und plötzlich verschwinden, was besonders bei schon längerem Tauwetter vorkommt. Wenn dann der Fahrer noch rechtzeitig hat abspringen können, kann er von großem Glück reden.

In diesen Wochen besuche ich oft mit meinem Schlitten die verschiedenen Holzschläge, um mich von dem Fortgang der Arbeiten zu überzeugen. Bei einer dieser Fahrten sehe ich mir auch einmal die Bauweise der alten Fischerhäuser in Loye genauer an, die leider auf Grund der neuen Bauvorschriften wegen der besonders großen Feuersgefahr immer seltener werden. Baumaterial ist natürlich nur das Holz und für das Dach das hier reichlich vorkommende Schilfrohr. In der geräumigen Wohnküche findet sich ein selbstgefertigter, aus luftgetrockneten Lehmziegeln hergestellter, etwa drei mal drei Meter im Geviert weiter Schornstein, der nur bis zur Balkenhöhe des Raumes reicht und offen auf der „Lucht“, dem Boden, endet. Die Folge davon ist, daß der Rauch sich auf dem Boden ausbreitet und irgendwo entweder durch das Dachrohr oder durch die Bretterritzen des Giebels nach außen entweicht. Dadurch taut natürlich auch bei stärkstem Frost teilweise der auf dem Dache liegende Schnee, und es bilden sich durch das wieder gefrierende Wasser an den Dachrändern ringsum jene langen und dicken Eiszapfen, die man „Kukerusen“ nennt. Diese verwandeln das in den lebhaftesten Farben gestrichene Holzhauschen mit seiner kleinen Vorlaube wahrlich in ein verwünschtes Heim.

Eiserne Ration für Notzeiten

Auf der rauchgeschwängerten „Lucht“ werden übrigens die auf Stangen hängenden Netze imprägniert und Fleisch sowie Fische als eiserne Ration für Notzeiten — wie etwa Hochwasser — geräuchert. Das Ganze ist allerdings äußerst feuergefährlich. Gegenüber dem Pfannendach ist jedoch das Rohdach im Winter wärmer und im Sommer kühler.

Bei dieser Gelegenheit fahre ich auch an das Haffufer, um mir die Ernte des Schilfrohrs anzusehen, das hier in langgezogenen und breiten Holmen in einer besonderen Güte wächst. Die Domänenverwaltung verpachtet es an Unternehmer, die es ihrerseits durch Einwohner des Dorfes mit starken Sensen mähen lassen. Die lang und gerade gewachsene Ware wird von Rohrgewebe-fabriken aufgekauft, die kurzen Halme nehmen die Dachdecker ab. Die Wasserjagd



Schneedecke in idyllischer Winterlandschaft: Für Fischer, Forstarbeiter und Landarbeiter kein Anlaß zum Ausruhen

Foto Maslo

des Schilffufers hat die staatliche Forstverwaltung als Elchschutzbildung angepachtet. In den Schilf- und Binsengürteln, die oft eine Breite von tausend Metern haben, werden jährlich nur von den Forstbeamten und einigen Gästen bis zu tausend Enten und anderes Wasserwild erlegt. Der dem Wald des Forstamts vorgelagerte Schilfgürtel hat immerhin eine Länge von fast siebzehn Kilometern.

Weit in der Ferne sehe ich auf dem Eis mitten auf dem Haff eine Gruppe Menschen, die die Eisfischerei betreibt. Es ist eine wahre Freude, mit den flotten Pferden und dem leichten Schlitten über die große, beschneite Fläche zu ihr zu traben. Ein schneidender Luftzug erfordert guten Schutz der Ohren, der Nase und der Backen. Aus Baschkimütze, Schal und Pelzkragen lugen nur noch die Augen hervor. Schon bin ich bei den Eisfischern, die bereits in bestimmten Abständen Löcher in das dicke Eis gehackt oder gesägt haben, durch die sie mit Stangen etwa dreißig Meter lange Netze ziehen. Ein kleines Feuer brennt auf dem

lang erwartete Winterfest des Kriegervereins statt, natürlich bei Vollmond und Frost. Die auswärtigen Pferde sind meist bei Verwandten und Bekannten auf den Scheunentennen oder in Ställen untergebracht. Einige stehen aber auch draußen angebunden an den langen Barrieren vor der Gastwirtschaft, zugedeckt mit warmen Decken, an der Außenseite abgesträngt von den Schlittenrungen und den Fressack vor dem Kopf. Ostpreussische Pferde können viel vertragen.

In der Mitte des Monats März erleben wir nun zum erstenmal jenes einzigartige und geradezu grandiose Naturereignis vor unserem Haus, von dem wir schon so viel gehört hatten. Nach einem kurzen Tauwetter, das auf der Gilge bereits zu einer leichten Hebung der starken Eisdecke geführt hat, hören wir des Nachts plötzlich ein lautes Getöse. Das Eis hat sich in Bewegung gesetzt und ist in Schollen zerbrochen. Der Strom „geht“. Im Morgengrauen stehe ich auf dem Deich und betrachte mit Staunen den jetzt fast bis an die Deichkrone ange-

schwellenen, sich unbändig wild gebärdenden, tosenden Fluß, dessen Wasser wie rasend dahinschießt. Dicke und große Eisschollen treiben dicht bei dicht schnell dahin, sich gegenseitig stoßend, übereinander schiebend, sich überschlagend und hörbar aneinander reibend. Ein wahrhaft großartiger Anblick, dieses ungezügelt wütende Element Wasser, das jeden sich ihm entgegenstellenden Widerstand augenblicklich bricht. Diese Breite, diese Tiefe und diese Menge schäumender Raserei!

Gewaltiger Wasseranstieg

Der plötzliche und sich in jedem Frühjahr wiederholende gewaltige Wasseranstieg ist darauf zurückzuführen, daß das Tauwetter im Quellgebiet der Memel vierzehn Tage früher eintritt als bei uns und nun das angeschwollene Tauwasser auf die noch unter einer starken Eisdecke liegende Memelmündung sowie das noch zugefrorene Haff trifft. Der Strom muß schon eine gewaltige Kraftanstrengung vollbringen, bis er bei uns das Eis gebrochen hat und wieder normal in seinem Bett dahinfließen kann. Wenn dann auch noch starke West- oder Nordwestwinde aufkommen und den Abfluß des Haffwassers in das Meer bei der Stadt Memel behindern, kann man sich denken, warum — oft wochenlang — die noch dazu durch Eindeichungen stark verkleinerte Überschwemmungsfläche unter hohem Wasser steht. Auch die nicht eingedeichten Waldflächen sind in dieser Zeit unbetret- und unbefahrbar.

Das Wort „Schacktarp“ kommt anscheinend nicht aus dem Litauischen, sondern stammt wohl aus vorgeschichtlicher Zeit. „Schacken“ heißen Eisschollen in Schleswig-Holstein, ein „Schlaks“ ist ein hoch aufgeschossener, aber noch nicht voll entwickelter junger Mann. „Schack“ ist also ein Übergangszustand, wie hier zwischen dem festen und tragenden Eis und dem offenen Wasser, der weder die Benutzung eines Schlittens oder Schlittschuhs noch die eines Kahns möglich macht. Der Übergang zwischen Schnee und Regen ist der „Schlackerschnee“. Das Wort „Schacktarp“ scheint uns von den auch im Memeldelta nachgewiesenen Wikingern oder Warägern, also Nordgermanen, überliefert zu sein.

Achtzig Kilometer Eisschollen

Nach einiger Zeit sinkt endlich wieder der Wasserstand. Die Wiesen am Haffufer und an den Strömen sind aber noch lange überschwemmt. Auf ihnen liegen hier und da hohe Eisberge, die nur zögernd auftauen. Ebners Fähre geht auf der Gilge wieder hinüber und herüber. Ich lasse mich mit meinem Rad auf das andere Ufer übersetzen, um in Kastaunen Dienstliches mit Oberförster Weber zu besprechen. Der Fährmann warnt mich; denn mit dem Anfang einer neuen, etwa achtzig Kilometer langen Eisschollenbahn sei in etwa zwei Stunden zu rechnen. Dann sei ein Übersetzen in den nächsten Tagen nicht möglich. Ich lasse mich von dieser Warnung nicht beeindrucken und komme erst nach vier Stunden wieder am jenseitigen Ufer an. Da sehe ich die Bescherung. Neue Eisschollen sperren den Fluß und haben mich von meiner Wohnung abgeschnitten. Die einzige Brücke über die Gilge bei Sköpen erfordert auf aufgeweichten und schlechten Wegen einen Umweg von fünfzig Kilometern, den ich nicht machen will. So bleibt mir nichts anderes übrig, als meiner Frau mit dem Taschentuch über den breiten Strom zuzuwickeln und ihr fernmündlich mitzuteilen, daß ich irgendwann einmal nach Hause kommen werde. Im dörflichen Gasthaus finde ich Nachtquartier.

Fortsetzung folgt

So war die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 11

VON WOLFRAM GIESELER

Eis zur notdürftigen Erwärmung der immer wieder klamm werdenden Glieder. Ein mit einer dicken Decke zugedecktes Pferdchen steht geduldig dabei.

Die alten Fischer wissen genau, wo zu dieser Jahreszeit die großen Fischschwärme bei einer bestimmten Windrichtung stehen. Bei starkem Frost wie heute, wenn auch noch eine Schneedecke liegt, regen sich die Schwärme an einer bestimmten Stelle nicht mehr. Ihr Wandertrieb erlischt. Dann kann man viele Zentner der so begehrten Bressen, Zander und Quappen landen, wenn man eben den richtigen „Riecher“ hat. Das Wiedereinziehen der mit Fischen gefüllten Netze geschieht mit Hilfe einer Winde, die das Pferdchen drehen hilft. Das ist eine schwere und langwierige Arbeit, die sich aber lohnt, wenn man seinen „Reibach“ gemacht hat. Auch der Fischhändler ist bereits an Ort und Stelle, um den Fang aufzukaufen. Wie anstrengend, aber auch gesund ist doch eine solche Tätigkeit in Eis und Schnee.

Zufrieden, aber auch mit klammen Beinen, trotz Pelz und Fußsack, kehre ich nach einer solchen langen Schlittenfahrt an das verschneite und zugefrorene Haff wieder heim. Unterwegs erlege ich wohl auch einmal einen Fuchs mit der Kugel. Es rührt sich immer wieder der Fischotter, der irgendwo an den Wasserläufen oder am Haffufer seinen versteckten Ein- und Ausstieg offenhält. Als allerersten Verkünder des kommenden Frühlings höre ich auch schon den Uhu, der im tiefen Bruch seinen schauerlichen Ruf ertönen läßt, wenn er sein Weibchen nach eingetretener Dunkelheit verfolgt und bebalzt. Über mir funkelt ein Meer von Sternen am klaren und bitterkalten Nachthimmel, und der Schlitten singt sein eintöniges Lied.

Im Februar findet schließlich auch bei Kischke im Marktflecken Seckenburg das

Die Verbindung nach drüben ist abgeschnitten. Die Beamten des Deichamts und die angrenzende Bevölkerung beobachten mit Aufmerksamkeit und einiger Sorge das weitere Anschwellen des Flusses. Sandsäcke und Bohlen liegen bereit, um mit ihnen rechtzeitig das kleinste Loch am Deich flicken zu können. Werden die Deiche halten? Wann wird der Wasserstand wieder zurückgehen? Die letzte große Katastrophe des Jahres 1923, bei der unterhalb unseres Hauses ein breiter Deichbruch erfolgte und die große Verwüstungen in unserem Polder anrichtete, ist allen noch in frischer Erinnerung. Es kommt jetzt entscheidend darauf an, daß der Abfluß in das Haff nicht durch fest gebliebene Eisbarrieren behindert und gestoppt wird. Deshalb stampfen auch in langsamer und mühsamer Fahrt unsere Eisbrecher flußaufwärts, um Eisversetzungen rechtzeitig zu verhindern und die Eisschollen in Bewegung zu halten.

Die Pamurgis ist eine große Wasserfläche geworden. Aus dieser Wasserwüste, auf der sich auch Eisschollen sammeln und türmen, ragen verlassen und verloren einzelne Gehöfte und Baumgruppen heraus. Der gefürchtete und berüchtigte „Schacktarp“ ist da, der die im Außendeich wohnenden Menschen völlig von der Außenwelt abschneidet. Mit den am Haff wohnenden Förstern besteht nur noch Fernsprechverbindung.

Neujahrstag 1938: Am späten Vormittag des 1. Januar bewegen sich in forschendem Trab vier Pferde vor zwei Schlitten auf der langgestreckten Dorfstraße in Richtung Wald der Försterei Marienbruch. Den Kutschschlitten, den zu fahren meine Mutter sich nicht nehmen läßt, ziehen meine beiden Fische. Vor dem Ackerschlitten, den unser guter Pöschke kutschiert, gehen mein Reitpferd „Greifer“ und ein geborgter Passer des Nachbarn Juckel. Alle Pferde sind „scharfgemacht“, d. h. in ihre Hufeisen sind scharfkantige Stollen geschraubt, die ein Ausgleiten, besonders auf dem blanken Eis, verhindern. Das Riemenzeug knarrt. Die Schlittenkufen singen im harschen Schnee ihr auf die Dauer etwas einschläferndes, langgezogenes Lied, das in seinem Rhythmus nur unterbrochen wird, wenn es durch Schneewehen hindurch oder über unebene Stellen geht. Schlittenglocken fehlen, weil wir ja zur Jagd fahren.

Frohgemut schnauben die Pferde weiße Dampfkegel in die kalte und klare Luft. Auch ihre Kruppen beginnen zu dampfen,

stoßen und uns gegenseitig persönlich, aber auch unserer ostpreußischen Heimat und unserem deutschen Vaterland für die Zukunft Glück und Segen gewünscht.

Nun sitzen wir also in den Schlitten, in dicke Pelze gehüllt. Die Füße stecken in Fuhsäcken oder Pelzdecken, die Hände in den so beliebten Muffs. Warme Mützen und Schals sorgen dafür, daß Ohren und Backen nicht anfrieren; denn es herrscht ein strenger Frost. Gewehre hängen an ihren Riemen um den Hals.

Schon haben wir die Dorfstraße verlassen, indem wir in einen völlig verstiehmten Wiesenweg einbiegen, dessen Verlauf wir nur an den alten Koptweiden erkennen, die hin und wieder an seinem Rand stehen. Die Seitengräben sind gänzlich zugeweht. Man muß gehörig aufpassen, wenn man nicht vom Weg abkommen und einen Unfall verursachen will. Daher können wir jetzt nur im Schritt uns dem immer deutlicher auf uns zukommenden Waldrand nähern. Schließlich ist auch das geschafft, wir halten und

Von Seckenburg zu den vereinzelt liegenden Bauernhöfen

was bei dieser Gangart kein Wunder ist. An den langen Pferdehaaren setzt sich infolge des Luftzugs weißer Reif ab.

Ein wolkenloser, blauer Himmel überspannt die unendlich weit erscheinende Ebene, die von hohem Schnee zugedeckt ist. Nur einzelne Baumreihen an den zugefrorenen und überstiehmten Wasserläufen und die Spitzen der zahlreichen Koppelpfähle auf den Weiden unterbrechen das einfarbige Weiß. Eine niedrig stehende und kaum wärmende Sonne gleißt über die Weite. Geblendet wird das Auge von so viel Helle ringsum.

Die Dorfstraße ist eigentlich nur ein kurvenreicher Verbindungsweg vom Einkaufsort Seckenburg zu den vereinzelt liegenden Bauerngehöften, die wie an einer Perlschnur mal rechts, mal links am Weg liegen. Hinter den Ställen dampfen noch die morgens frisch aufgeschütteten Misthaufen, an denen sich Hühnervolk aufzuwärmen versucht. Eine Kette Rebhühner hockt an einer Scheune, kleine graue Kugeln im Schnee, die sich auf ihren kurzen und klammen Ständerchen nur mühsam und ruckweise vorwärts bewegen. Sie warten wohl auf den Druschabfall, den ihnen der Bauer täglich vor das Scheunentor wirft. Eine jetzt besonders leichte Beute aller Greifvögel, von denen gerade ein besonders starker und auffallend weiß gefärbter Bussard spähend dahersiegt.

Aufgeplustert hocken in dichten Trauben auf den alten Aspen am Klymeszer-Fluß die schlauen Nebelkrähen, nachdem sie rechtzeitig vor uns abgestrichen sind, weil sie uns nicht ganz trauen. Dompfaffen, Sperlinge und Goldammern dagegen lassen sich kaum von unserer Kavalkade beeindrucken, wenn wir vorüberfahren.

Insassen der beiden Schlitten sind unsere Weihnachts- und Sylvestergäste, die mit uns das neue Jahr begossen haben und nun teilweise trotz eines ausgiebigen Frühstücks noch unter einem schweren Kopf leiden. Wie üblich waren um Mitternacht nochmals die Lichter des großen, bis an die Zimmerdecke reichenden Weihnachtsbaums angesteckt worden. Dann hatte meine Mutter auf unserem großen Flügel den Choral „Nun danket alle Gott“ gespielt, wie es Brauch war. Und schließlich war in einer kurzen Ansprache des alten Jahres gedacht und das neue Jahr willkommen geheißenen worden. Wir hatten darauf mit unseren gefüllten Gläsern ange-

beschließen, das Randjagen auf Fuchs und Hase durchzudrücken. Onkel Eberhard, Schwager Wilhelm und Bruder Volkmart werden an der Front und auf einer Längsseite angestellt, während die Damen mit den Schlitten „Wind machen“ müssen, d. h. die zweite Seite, von der aus der Wind in das Jagen steht, zu besetzen haben. Dort werden auch die Pferde zum Schutz gegen eine Erkältung mit warmen „Woylachs“ zugedeckt, solange sie hier stehen müssen.

Nachdem jeder seinen Stand eingenommen hat, gehe ich mit Harras an der Leine langsam und in vielen Windungen in das tief verschneite Erlenbruch hinein. Mühsam stapfe ich vorwärts. Die verschiedensten Spuren und Fahrten kreuzen meinen Weg. Von der kleinen Maus über den Hasen, Iltis, Marder, Fuchs und das Reh bis zum Damwild und schließlich dem starken Elch ist nachts alles unterwegs gewesen. Der „weiße Leithund“ bringt alles an den Tag. Hier „übertritt“ ein Elch eine armdicke, wohl fünf Meter hohe Eschenstange, indem er sich auf den Hinterläufen aufrichtet und das Stämmchen zwischen den Vorderläufen durch sein Gewicht niederdrückt, um die begehrten Äste der Krone äsen zu können. Dort hat ein Fuchs eine Maus geschlagen, und nur ein winziges Tröpfchen Schweiß zeugt von diesem grauisigen Geschehen. Hier saß ein Hase tief in seiner weichen und weißen Sasse. Dort wechselte ein Rudel Damwild des Nachts zu den auf der Wiese stehenden großen Heuhaufen, die bereits ein pilzförmig-

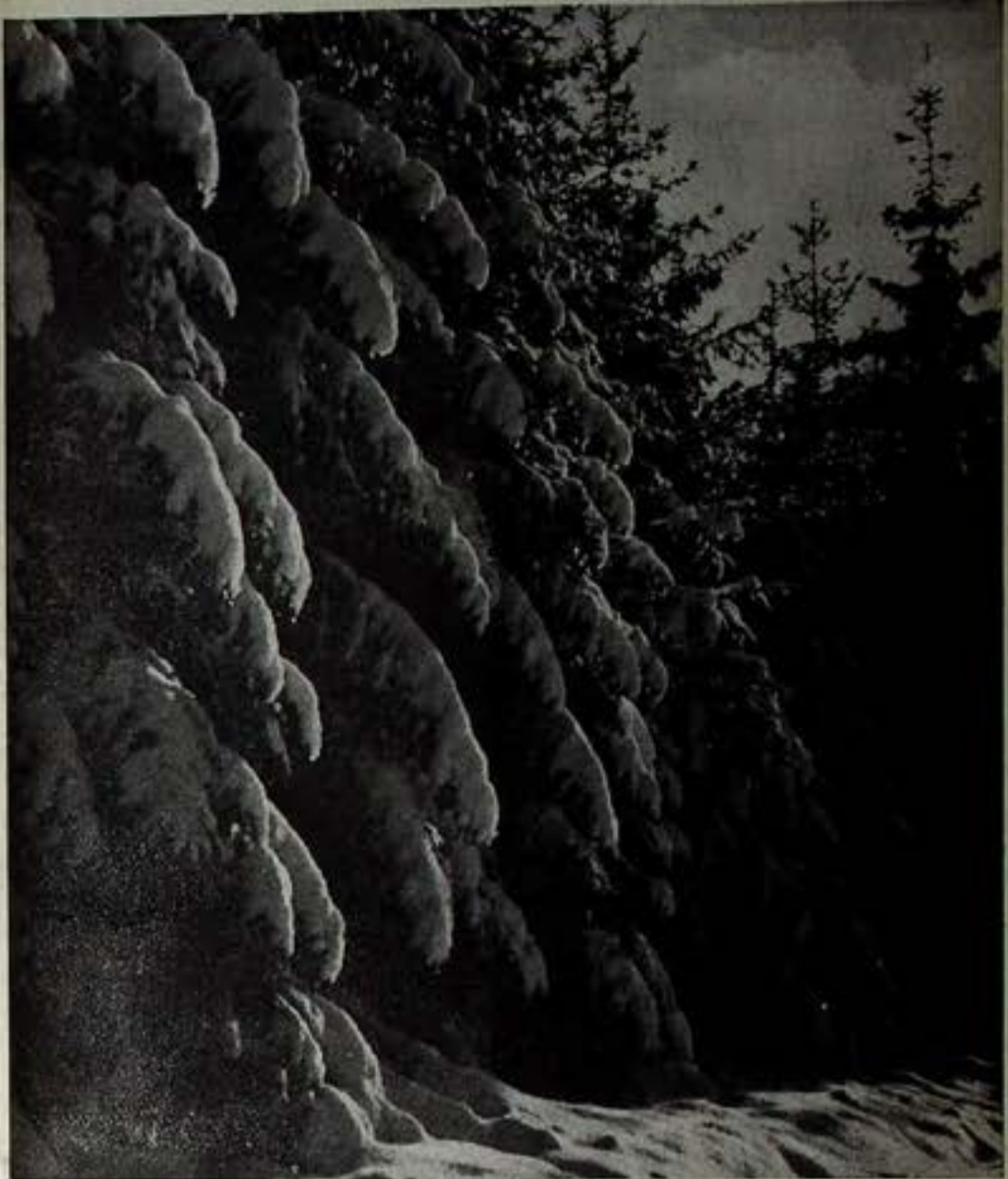
So war die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 10

VON WOLFRAM GIESELER

ges Aussehen bekommen haben und bald einstürzen werden, weil durch das ständige Herauszipfen des Heues an einer Seite das Gleichgewicht verlorengeht.

Ein in einer hohen Erlenkrone sitzender Schwarm Seidenschwänze, die unsere regelmäßigen nordischen Wintergäste sind, stiebt eilig davon. Eine Schar munterer Kohl- und Tannenmeisen turnt vor mir im Geäst herum und sucht unermüdet die Rinde nach



Verschneite Tannen: Winter in der Eicheniederung

Foto Mauritius

Nahrung ab. Sonst sehe ich kein Lebewesen. Dazu bin ich auch zu laut; denn ich will ja das Wild veranlassen, möglichst an den von den Schützen besetzten Ständen das Jagen zu verlassen. Da fällt auch schon der erste Schuß, bald darauf ein zweiter und dritter. Wegen des tiefen und weichen Schnees ist der Knäfl der Flinten nur sehr gedämpft zu hören. Neugierig betrete ich schließlich die gegenüber liegende Schneise und sehe, daß Onkel Eberhard einen unge-

Auf einem schwer erkennbaren Wiesenweg ist der Kutschschlitten mit einer Kufe so nahe an einen Grabenrand gekommen, daß er umkippt und alle seine Insassen in hohem Bogen in den weichen und tiefen Schnee des zugefrorenen Grabens wirft. Die Pferde werden scheu und geben durch. Sie zerreißen die Sielen und Stränge und zerbrechen die Deichsel. Meine Mutter verliert die Zügel, weil sie im Sturz die Fische nicht halten kann. Wir, die wir auf dem Ackerwagen sitzen, erleben ein wildes und bedrohliches Durcheinander.

Gottlob ist niemand zu Schaden gekommen. Die Pferde werden wieder eingefangen, und die Unglücksräben werden mit ihren Pelzen und Decken, mit ihren Mützen, Muffs und Schals wieder auf die Beine gebracht. Auf einem in unserem Gästebuch befindlichen Bildchen sieht man noch heute alle Teilnehmer dieses Unfalls um den wieder aufgerichteten Schlitten versammelt stehen. „Man kickt wie die Uhl ut dem Schmoltopp“, würde ein echter Ostpreuße sagen, wenn er die verschreckten und verdutzten Gesichter sieht. Man schaut wie die Eule aus dem Schmalztopf.

Pöschke repariert notdürftig den Schaden soweit, daß man die Fahrt wenigstens im Schritt fortsetzen kann. Nach einer solchen erlebnisreichen und wechselvollen Neujahrsfahrt schmeckt natürlich zu Hause der von der daheimgebliebenen und fürsorgenden Hausfrau gebackene Kuchen besonders gut, und der starke Kaffee sowie der folgende kräftige Grog beleben und beflügeln den Geist zu einem erneuten und temperamentvollen Gespräch am warmen Kachelofen und prasselnden Kamin.

Nach der Abreise der Gäste kehrt in den ersten Januartagen bei uns der Alltag wieder ein. Jede Revierförsterei hat im großen Bruch ihren Großkahlschlag, den die zahlreichen Fischer und Bauern des jeweiligen benachbarten Dorfes gemeinsam mit den ständigen Waldarbeitern ausführen. Hundertfach hallt der Schlag der Axte wider, und dumpf krachend stürzen die Bäume in den weichen Schnee, wenn die Schrot- und Bügelsägen ihre Arbeit getan haben. Jeder Frosttag muß ausgenutzt werden, da nur bei Frost das Holz geschlagen, nummeriert, verkauft und abgefahren werden kann. Bis auf etwa vierhundert Raummeter Nutzrollen, die für die Bleistift- und Holzschuhindustrie ausgehalten werden, fallen im ganzen Forstamt nur Erlenbrennklößen und -knüppel an, und zwar rund dreißigtausend Raummeter, die — nach Abzug erheblicher Deputatholz-mengen für die Waldarbeiter und Forstbeamten — reißenden Absatz in der umwohnenden Bevölkerung finden. Holz ist hier das einzige Brennmaterial für den Hausbrand; daher die übergroße Nachfrage.

Fortsetzung folgt



Eisernste: In Ostpreußen weit verbreitet

Foto Masilo

Schließlich geht es wieder heimwärts über die weiten Wiesenflächen in Richtung Tawellenbruch. Die Pferde wollen nach Hause, sind übermütig und kaum am Zügel zu halten. Und da passiert das, was wohl allen Teilnehmern dieser Neujahrsfahrt noch heute im Gedächtnis geblieben ist.

Probleme gemeinsam bewältigen

Siebzig Großfamilien Rußland-Deutscher Aussiedler fanden einen neuen Lebensraum

Kaiserslautern — Stellvertretend für alle Gruppen steht dieser Bericht, weil das geschilderte Geschehen besondere Beachtung verdient. Zu einer besinnlichen Stunde in der Vorweihnachtszeit hatte sich die neugegründete Kreisgruppe der Rußland-Deutschen in Kaiserslautern in dem Werberaum der Stadtsparkasse eingefunden. Unter Leitung der Landesfrauenreferentin der Landsmannschaft Ostpreußen, Else Schmidtke, und unter Mitwirkung ihrer rührigen Frauengruppe wurde diesen Aussiedlern zum erstenmal eine feierliche, musikumrahmte Adventsfeier in einem festlich geschmückten Raum geboten.

Da im Lauf der Zeit nahezu 70 Großfamilien in und um Kaiserslautern Wohnungen gefunden hatten, entschloß man sich zur Gründung einer eigenen landsmannschaftlichen Gruppe, um in der ursprünglichen Gemeinschaft den bleibenden Halt zu finden, den sie fern der Heimat brauchen. Dieser Plan konnte nun durch die Unterstützung der LO-Landesgruppe Baden-Württemberg verwirklicht werden. Und so waren sie alle zu der Adventsfeier gekommen, die deutschen Familien aus Odessa am Schwarzen Meer, aus der Ukraine und von der Krim, um mit Gleichgesinnten zusammen zu sein, die vor fast 30 Jahren als bettelarme Flüchtlinge ge-

kommen waren, um hier ein neues Zuhause zu finden.

In seiner Begrüßung sprach Vorsitzender Eduard Walter seine besondere Freude darüber aus, daß seine Landsleute nun endlich das Weihnachtsfest feiern dürfen, was ihnen bisher in der Sowjetunion verwehrt wurde. Er dankte besonders Else Schmidtke, die den Aussiedlern seit ihrer Ankunft mit Rat und Tat zur Seite steht, Pfarrer Seeger für seine wertvolle Betreuung und der Stadträtin Rosemarie Geiger für ihr Erscheinen. Nur die Gemeinschaft, so sagte er, habe ermöglicht, viele Probleme zu bewältigen und nur das Miteinanderleben in einer bis dahin unbekanntem Welt werde helfen, in ihr „eine bleibende Heimat“ zu finden.

In diesem Sinn war auch die Ansprache von Else Schmidtke, die sich mit herzlicher Bitte und ernster Mahnung an alle Mitmenschen wandte, diese Rußland-Deutschen niemals als Ausländer zu betrachten, sondern sie ins Herz zu schließen als schwergeprüfte Landsleute, die jahrzehntelang ihr Deutschtum hochgehalten haben, um endlich heimkehren zu können in das Land, aus dem ihre Väter kamen.

Die Adventsansprache von Pfarrer Seeger war getragen von der Freude über den guten menschlichen Zusammenhalt der Großfamilien, die gemeinsam die Sprachschwierigkeiten und den Anschluß an eine ihnen unbekanntem Gesellschaft zu lösen versuchen, wozu sie unsere Hilfe brauchen und auch bekommen. Seine warmherzigen Ausführungen wurden mit großer Dankbarkeit entgegengenommen.

Für die festliche, kulturelle Umrahmung der Feier sind erwähnenswert: Vier jugendliche Talente an Klavier, Flöte, Cello und Violine, Annette und Nanna Koch, Jan Geiger und Ulrike Trappe, die kleine Inge Jaulmann mit einem Weihnachtsgedicht in einwandfreier deutscher Sprache, die sie noch vor kurzem mit keinem Wort beherrscht hatte, Herta Halbauer mit ihrem Vortrag und Eva Weber-Pallagast mit ihren selbstverfaßten Adventsgedanken an alle.

Ein gemeinsames Lied leitete über zu einer Kaffeetafel und zu der Bescherung der etwa 50 Kinder, deren Augen noch im unverfälschten Kinderglück strahlten. Eine umfangreiche Tombola mit beachtlichem Erlös stärkte mit den abschließenden Worten Else Schmidtkes die Hoffnung, für alle Menschen, die im Osten ihre Heimat aufgeben mußten, einen entsprechenden Raum zu finden, in dem sie ihre schicksalhafte Gemeinschaft erhalten und ihr heimatliches Brauchtum pflegen können. Nicht umsonst sollen diese Deutschen aus Rußland alle Schwierigkeiten auf sich genommen haben, um endlich als Deutsche unter Deutschen zu leben und ihren Kindern und Enkeln die Lebensgrundlage zu beschaffen, die sie so sehr vermißt haben. Eva Weber-Pallagast



Als Deutsche unter Deutschen: Neue Lebensgrundlage für Kinder und Enkel Foto Leppla

„So lang noch untern Linden“

Wer kennt die Noten vom Ostpreußenchoral des Walter Kollo?

Kulmbach — „Walter Kollo gehört nach Berlin, wie Offenbach nach Paris und Johann Strauß nach Wien“ — so lesen wir im Operettenführer von Hellmuth Steger/Karl Howe (Fischer-Verlag). Berlin mit seinem Apollotheater als Revuebühne, dem Metropol, dem Admiralspalast, dem Nollendorftheater, Gilbert, Paul Lincke, Meisel, und eben Walter Kollo (geboren am 28. März 1878 in Neidenburg) — sie gehören wirklich zu Berlin und sie trafen den „Urberliner Ton“. Vielleicht hatten sie etwas mehr Herz als Schnauze, aber sonst schienen sie typische Vertreter der Reichshauptstadt zu sein. „Das war in Schöneberg im Monat Mai, ein kleines Mädchen war auch dabei“. Da mag die „Berliner Weiße“ besonders gut geschmeckt haben und am Ende ging es „immer an der Wand lang“ . . .

Vielleicht war das „junge Mädchen“ die spätere Frau Maria Kollo, einst eine gefeierte Sängerin, der Sohn Willi war noch in Königsberg geboren. Der Wahlberliner Kollo war und blieb Ostpreuße bis zu seinem letzten Atemzug.

Und es lohnt sich schon, diese Behauptung auf ihren Wahrheitsgehalt zu überprüfen, denn Kollo hat nun mal im Berliner Musikleben besondere Bedeutung, seit er 1913 mit der Operette „Wie einst im Mai“ durchschlagenden Erfolg hatte. Wenn einmal ein Gilbert („Puppchen, du bist mein Augenstern“) verärgert von sich sagte: „Ich schreibe Lieder für die Höfe und für die Kaschemmen“, so hätte ein Kollo von sich sagen können, daß er Lieder „für die gute Stube“ schreibe.

„Die schöne, graue Felduniform“ allerdings erscheint kaum als Großtat, aber im Ohr sind sogar hier Text und Melodie geblieben. Wenn wir heute Kollomelodien zusammentragen, dann sind eine Unzahl von „Ohrwürmern“ dabei, d. h. dann können wir viele Melodien sofort mitsummen und mitsingen . . . „Kind, ich schlafe so schlecht“, „Die Männer sind alle Verbrecher“, „Wenn ein Mädel einen Herrn hat“, „Kleine Mädchen müssen schlafen geh'n“, „Warte, warte nur ein Weilchen“, „Was eine Frau im Frühling träumt“, „Alle Englein lachen, wenn zwei Hochzeit machen“, usw., usw. Haben wir da zuviel behauptet? Am Ende ging eben „nachts das Telefon“, wie dann die Leander sang. Kollo komponierte für eine Claire Waldoff, für eine Marika Röck u. a. Schlagermarschlieder im Zwei- und Drei-Takt, kesse Schlager.

Kaum zu glauben, daß dieser Mann einmal Handwerker werden sollte und Geistlicher werden wollte und dann der leichten Muse zugetan war. Andererseits wollte auch ein Johann Strauß einmal ein „vollwertiger Kirchenmusiker“ werden und hat ein Nico Dostal (mit dem zusammen Kollo „Kopfüber ins Glück“ schrieb) am Seminar des Klosters Neuburg studiert und Messen für den Dom zu Linz komponiert. So erstaunlich sind solche Werdegänge nun auch wieder nicht. „Es gibt doch viele Freuden in unseres Herrgotts seiner Welt!“ schrieb schon Goethes Mutter dem Sohne anno 1796.

Kollo war zeitlebens ein fleißiger Mann. Er hatte unter frischen Eindrücken des Berliner Nachtlebens immer die besten Einfälle, aber daheim kochte ihm seine Frau „einen Frühstückskaffee, in dem der Löffel stehen kann!“ und dann meinte er gesprächsweise noch „dann geht's an die Arbeit! Zum Ausschlafen ist hernach Zeit genug!“

„Das war in Schöneberg“, nehmen Sie bitte eine alte Karte — so um 1905 — zur Hand, Schöneberg mit seinem Bayernviertel befand sich noch im Aufbau, keine 2,5 km südlich des Tiergartens, das Tempelhofer Feld war noch Übungsplatz der Berliner Garnison und in der Jungfernheide lag der Artillerieschießplatz, so an die vier Kilometer lang, das genügte damals noch. Und der Kollo, der wohnte in der Nähe der Bäckerei Schwinge, in der Schwäbischen Straße 25, der späteren Staraberger Straße 2. Bayer ist er deswegen auch nicht gerade geworden. Ihm stand der Abendanzug gut an, nicht etwa die Kurze. Aber seine Schlager, Singspiele und Operetten — die schrieb er an einem kleinen Schreibtisch seiner Kinderzeit, den er eigens aus Ostpreußen nach Berlin gebracht hatte. Er blieb der Berliner Ostpreuße, ging nicht nach Los Angeles, wohin ihn ein Lubitsch eingeladen hatte wurde auch nicht Schweizer, wie man ihm antrag.

Als er am 30. September 1940 starb und am 4. Oktober in der Nähe seines Lieblingskomponisten Lortzing beigesetzt wurde, da erklang gemäß seinem letzten Wunsch das Lied „Heimat — du Inbegriff der Liebe“ aus dem „Derfflinger“. Noch 1937 hatte Kollo ein großes Konzert in der Stadthalle zu Königsberg („Heimatkonzert“) dirigiert. Dabei wurde sein „Ostpreußenmarsch“ uraufgeführt. Wer kennt diesen Marsch? Wer besitzt noch dazu die Noten? Laßt sie suchen — das wäre ein Marsch für alle unsere landsmannschaftlichen Treffen

-ron

Bestätigungen

Wer kann bestätigen, daß Rudolf Sobotta, aus Bieberswalde, Kreis Osterode, vom 1. Mai 1932 bis 30. April 1933 bei Bauunternehmer Sczepanski, Liebemühl, Forstweg 3. als Zimmerer gearbeitet hat?

Wer kann bestätigen, daß Willi Gehrmann, geboren 18. August 1903 in Elbing, von etwa 1917 bis 1920 als Schlosserlehrling bei den Schichauwerken, Maschinenfabrik Elbing, und von etwa 1920 bis 31. August 1939 als Seefahrer bei Schiffs- und Räderwerk A. Zedler, Elbing, tätig gewesen ist?

Wer kann bestätigen, daß Heinz Kannenberg, aus Königsberg, Stagemannstraße 69, vom 1. April 1940 bis Februar 1943 bei Maschinenbau Siedler, Königsberg, Hafenstraße 1, als Lehrling tätig gewesen ist und im Februar 1943 seine Gesellenprüfung vor der Handwerkskammer in Königsberg abgelegt hat?

Wer kann bestätigen, daß Gerhard Melzner, geboren 1925 in Obereißeln, Kreis Ragnit, vom April 1939 bis Mitte des Jahres 1942 bei der Firma Gebr. Schröder in Ragnit seine Lehre als Former absolviert und die Notprüfung abgelegt hat?

Wer kann bestätigen, daß Karl Ruppert, geboren am 25. Juni 1911 in Ozoyk, wie folgt beschäftigt gewesen ist? 1. April 1925 bis 30. Oktober 1928 als Kfz.-Mechaniker-Lehrling bei Auto-Rothe in Königsberg; 1. November 1928 bis 1934 als Landarbeiter in verschiedenen landwirtschaftlichen Betrieben bei Königsberg (Namen: Behlau, Klatte, Fischer); 1934 bis 1939 als Kraftfahrer bei Karl Böhm, Quednau bei Königsberg.

Wer kann die nachstehend aufgeführten Arbeitsverhältnisse des Albert Schacht, geboren 1916 in Frauendorf, Kreis Heilsberg, bestätigen? Mai 1932 bis Herbst 1932 Bauer Alois Neumann, Frauendorf; Herbst 1932 bis Mai 1933 Bauer Johann Thiel, Frauendorf; Herbst 1933 bis 28. April 1935 freiwilliger Arbeitsdienst; 1. Mai 1935 bis 30. März 1937 Bäuerin Luzia Lingnau, Rehagen; 1. April bis 2. November 1937 Bauer Otto Pehl, Markeim; sämtlich als Landarbeiter im Kreis Heilsberg.

Wer kann bestätigen, daß Emma Schwarz, verheiratete Gehrmann, geboren 29. August 1911 in Elbing, von September 1925 bis September 1930 als Kodexlehrling, später Köchin, bei Graf von der Gröben, Kreis Preußisch Holland, und von Oktober 1930 bis 1938 als Köchin im Hotel Döring, Bahnhofstraße, Elbing, tätig gewesen ist?

Zuschriften erbittet die Bundesgeschäftsführung der Landsmannschaft Ostpreußen, Abteilung Suchdienst, Postfach 8047, 2000 Hamburg 13.

Kostbare Schätze gezeigt

Lichtbilder über Tilsit betrachtete Hannelore Patzelt

Kiel — Wer unser geliebtes Tilsit, wie ich, nur als Kind erleben durfte, wird sich nach dem Lichtbildervortrag über die Stadt von Ingolf Köhler, Heikendorf, von einem Gefühl des Stolzes auf die einstige Zugehörigkeit zu ihr getragen fühlen. Und wer die Stadt vollständig kannte, wird seine Liebe und Achtung für sie in unerwartet großartiger Weise gerechtfertigt sehen. Wehmüt mag dabei übersehen bleiben. Glück sollte uns erfüllen bei diesem Wiedersehen und Dankbarkeit gegenüber Ingolf Köhler, der diese Schätze zusammengetragen hat und darzubieten bereit war.

Von der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg bis zum Jahr 1977 finden wir Aufnahmen aus unserer Heimatstadt und ihrer Umgebung, ausschweifend über Echniederung, Haff und Nehrung. Einbezogen ist auch der Memellauf über Ragnit bis hin nach Obereißeln.

Der Bogen spannt sich weit und streift dabei manchen Kernpunkt, wie das Heimatfest 1930 mit dem damals über der Stadt schwebenden Zeppelin. Auch die am 22. Oktober 1944 gesprengte, halb im Strom versunkene Luisenbrücke ist zu sehen.

Als Besonderheit weist das Schatzkästchen des Vortragenden Bilder auf von einem Umzug des Circus Busch. Sehr eindrucksvoll ist auch das Bild mit den aufgereihten Heufudern auf der Luisenbrücke, die von Obermemel kommend vor der Zollabfertigung warten müssen.

Wir sehen Kulturstätten, Ausflugslokale,

die Zellstofffabrik, in beispielhafter Vollständigkeit fotografiert.

Es sind Aufnahmen von der Brücke und dem Rathaus in festlichem Lichterglanz dabei. Behördliche Prachtbauten, Renaissancehäuser, Kirchen und Denkmäler, Plätze, Straßen, Gassen und Sportplätze erstehen vor unseren Augen. Die marmorne Königin Luise in Jacobsruh, das Haus, in dem sie 1807 wohnte, wie auch das, in dem Napoleon übernachtete — all diese Dokumente sind in dieser Bilderreihe enthalten.

Wir sehen ferner die Stelle, an der die Memel sich in ihre Quellflüsse teilt. Keltikähne mit Kurenwimpeln sind zu bewundern. Die Orte Inse, Nidden, Schwarzort erstehen vor uns neu und vieles mehr an Landschaftsteilen.

Erstaunen lassen auch die Dias aus dem Jahre 1977. Sie bezeugen, daß vieles verändert ist in unserer Heimatstadt, aber auch einiges erhalten geblieben, manches wieder aufgebaut oder anders genutzt. Doch das Neuaufgebaut, das sich zeigt, befremdet. Der Gruß nach dreißig Jahren ist ein anderer als der einstige Abschiedsgruß aus unserer damals zwar zerstörten, aber vertrauten Stadt.

Das letzte Bild dieser Vortragsreihe, ein abendliches Stimmungsbild aus alter Zeit, das die Stadt als Silhouette von der anderen Seite der Memel zeigt, mit allen Wahrzeichen und wohlvertrauten Dächern, läßt schließendlich vergessen, daß Tilsit nicht mehr das ist, was es einst war. Unser altes, schönes, geliebtes Tilsit.

Mein Schuß ist natürlich in der Försterei gehört worden. Es dauert nicht lange, bis Revierförster Neumann auf der Bildfläche erscheint, mir zu diesem ganz besonderen Waidmannsheil gratuliert und mir auch bei der doch recht schwierigen Arbeit des Aufbrechens hilft. Myriaden von Mücken lassen es sich nicht nehmen, Hände und Gesicht dabei tausendfach anzustechen. Als wir fertig sind, werden sechs kräftige Waldarbeiter mit Kahn herangeholt, die den aufgebrochenen Hirsch mit seinen sieben Zentnern Gewicht in das Boot heben und dieses dann in mühseliger Arbeit zur Gilge ziehen. Ein langwieriges Geschäft.

Als wir am späten Abend wieder in unserem Motorboot sitzen, geht leuchtend der Vollmond hinter den hohen Erlen auf. Den Kahn mit dem Elch ziehen wir an einem Strick hinter uns her. Nebelschwaden liegen über den Wiesen und verhüllen ein wenig zwei Elchtier, die da am Ufer stehen und von ihrem toten Herrn und Gebieter stillen Abschied nehmen. Auf einem der großen Heuhaufen blockt ein Uhu, der ebenfalls unbeweglich unsere Fahrt verfolgt.

Um Mitternacht landen wir endlich wieder vor dem Forstamt, wo mich die Nachricht erreicht, daß am nächsten Tag, nachmittags, als Staatsgast der polnische Botschafter Josef von Lipski im Jagdhaus Pait zur Elchjagd eintrifft. So ziehe ich am folgenden Vormittag mit dem nötigen Proviant nach Pait, einer ausgebauten und stilvoll eingerichteten ehemaligen Försterei, in der schon viele hohe Jagdgäste während der Elchjagd gewohnt haben, u. a. Kaiser Wilhelm II., Feldmarschall von Hindenburg, der preußische Ministerpräsident Otto Braun, die Könige von Bulgarien und Rumänien, der finnische Feldmarschall von Mannerheim.

Jagdgeschichten am Kamin

Als ich am 16. September, nachmittags, „Seine Exzellenz“, der mit einem schweren amerikanischen Wagen und Diener eintrifft, vor dem Haus begrüße, fühle ich sofort, daß ich es mit einem gebildeten, lebenswürdigen, humorvollen und jagdlich versierten Mann zu tun habe. Da es für eine Abendpirsch zu spät ist, machen wir nur einen kurzen Spaziergang bis zur nächsten Kanzel, von der wir wenigstens noch einen geringen Hirsch und zwei Tiere gut beobachten können. Abends sitzen wir am lodernen Kamin, erzählen Jagdgeschichten und besprechen die Jagdmöglichkeiten des folgenden Tags. Auf den wichtigsten Kanzeln sitzen ja morgens und abends die Forstbeamten und besonders für das richtige Ansprechen ausgebildete Waldarbeiter, die den für den jeweiligen Jagdgast in Stärke, Alter und Geweih passenden Hirsch zu bestätigen und entsprechend zweimal täglich nach Pait zu melden haben. Nach dem Ergebnis dieser Meldungen wird dann der Entschluß für das Jagdunternehmen von mir gefaßt.

Am folgenden Morgen bringen die Meldungen nichts, was zu einer erfolgreichen Jagd auf einen passenden Hirsch ermutigen könnte. Die Brunft flaut eben merklich ab; denn das Elchwild bewegt sich nur noch sehr wenig. Um den Jagdgast zu beschäftigen, schlage ich vor, gleich nach dem Mittagessen mit dem Auto in den Innendeich von Nemonien zu fahren, wo morgens ein ungerader Zehner mit geringer Schaufelbildung beim Einwechseln gesehen sein soll. Über Alter und Stärke ist nichts bekannt.

Ein ungerader Zehner

Einen Schrecken bekomme ich, als wir nach dem Mittagessen mit dem schweren amerikanischen Wagen mitten im Wald über die wohl fünfzig Meter lange, nur aus Holz gebaute, hoch über den Griebefluß führende Brücke fahren. In der Eile habe ich nicht bedacht, daß für einen derartigen Wagen die Brücke zu schwach ist. Unter uns knarren und ächzen die Bohlen, und die im Moor eingerammten Holzpfähle schwanken beängstigend hin und her. Jeden Augenblick befürchte ich den Einsturz der alten Brücke und damit das Versinken unseres Autos im tiefen Moorwasser, was den sicheren Tod bedeutet, da uns ja auch niemand helfen kann. Meinen tiefen Seufzer der Erleichterung kann man sich vorstellen, als wir endlich wieder festen Boden unter den Rädern haben.

Schließlich sitzen wir dann doch wohlhalten auf der berühmten Hindenburg-Kanzel, die schon so vieles erlebt hat und noch erleben wird. Wir genießen die absolute Stille um uns. Kein Lüftchen regt sich. Die ersten eingetrockneten Erlenblätter lösen sich ganz still vom Ast und sinken schlaff zur Erde. Zwei Rehe stehen friedlich auf einer der vielen Schaufeln, während wir im Flüsterton uns über Jagd und Wald, über Politik und allgemein über die



Mit Schlitten durch die Wälder: Winter in der Heimat

Foto-Archiv

menschlichen Schwächen unterhalten. Eine wohlthuende und friedliche Stille liegt über der herbstlichen Landschaft und nimmt auch von unseren Herzen Besitz.

Nach einer Weile zieht unerwartet auf zweihundert Gänge ein suchender Elchhirsch über eine Schneise und verschwindet ebenso schnell, wie er auftauchte. Beim Wechseln über die zweite Schneise spreche ich ihn als den ungeraden Zehner an, der nach Alter und recht geringer Schaufelbildung abschlußreif erscheint. Da ich ungefähr weiß, wo der Hirsch über den Oberförsterdamm ziehen wird, veranlasse ich meinen Gast, mit mir die Kanzel zu verlassen und etwa vierhundert Meter im Dauerlauf zurückzulegen, um ihm den Wechsel zu verlegen. Das klappt tatsächlich. Als wir mit hängender Zunge und klopfendem Herzen unseren Zielpunkt erreichen, kreuzt gerade in schnellem Troll der Hirsch den Weg. Ich werfe mich zur Erde, um dem hinter mir herkeuchenden Botschafter des Schußfeld freizugeben. Nach dem schnell hingeworfenen Schuß ist kein Schußzeichen erkennbar. Der Schütze weiß nicht, wo er abgekommen ist. Jedenfalls ist der urige Recke in Sumpf und Schilf verschwunden. Was soll man jetzt tun?

Es dauert Stunden, bis der schwere Elch auf dem Hof des Forstamts vor dem Hauseingang unter der alten Eiche liegt, zünftig gestreckt mit dem „letzten Bissen“ im Geäse und mit dem Inbesitznahmebruch auf dem Blatt. Der Mond strahlt sein fahles Licht vom wolkenfreien Himmel. Ein junger Forstbeamter bläst im Hintergrund das „Elch tot“ und das Halali, als Seine Exzellenz und ich vor das Haus treten. Ergriffen und mit entblöttem Kopf lauscht der Botschafter, vor dem Elch stehend, den klangvollen Tönen des Jagdhorns. Anschließend verbringen wir noch einige frohe Stunden in meinem Haus.

Nach der Damwildbrunft in Marienbruch und den erfolgreichen Entenjagden am Haffufer und auf den Teichen im Revier während des Monats Oktober brausen nun Mitte November die ersten heftigen und langdauernden Weststürme über das flache Wasser des Haffs und peitschen es zu den gefürchteten und unberechenbaren Sturzwellen auf. Sie verhindern den normalen Abfluß des in das Haff einfließenden Memelwassers durch das Memeler Tief ins Meer und verursachen dadurch ein laufendes Ansteigen des Wasserstands. Über das

So war die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 9

VON WOLFRAM GIESELER

Da es bald dunkel wird, beschließen wir, nur eine halbe Stunde zu warten. Dann stelle ich den Gast vorsichtshalber an einer übersichtlichen Stelle auf der gegenüberliegenden Seite des Jagens an und untersuche sorgfältig den Anschuß, auf dem ich aber weder Schweiß noch Schnitthaare finde. Vorsichtig dringe ich dann mit gestochener Büchse in den Bestand ein, wohl wissend, wie leichtsinnig das nach so kurzer Zeit ist. Hat der Hirsch nämlich keine tödliche Kugel, kann man ihn leicht wieder „aufmüden“ und ihn veranlassen, viele Kilometer irgendwohin weiter zu ziehen, wo man ihn dann bestimmt nicht mehr findet. Andererseits ist das Wildpret eines am Abend verendeten Hirsches mit Sicherheit am nächsten Morgen verdorben, da das schwere Tier unaufgebrochen bei der verhältnismäßig noch warmen Witterung sehr schnell übergeht. Bei der Jagd ist es oft wie beim Glücksspiel, Selbstvertrauen und ein instinktsicheres Gefühl führen in solchen Situationen allein zum Erfolg.

Im Innendeichgelände steht das Wasser nur an einigen Stellen knöcheltief. Dafür sind die Brennesseln und das Schilf oft mannhoch. Von allem Ballast wie Mantel und Fernglas befreit, gleite ich, vorsichtig möglichst jeden trockenen Ast meidend, vorwärts, um bei einem etwaigen Aufstehen des Hirsches schnell einen Fangschuß anbringen zu können. Doch das ist nicht mehr nötig; liegt doch nach hundert Gängen der urige Recke verendet in seiner Fährte. Welche Freude und Erleichterung bei uns beiden! Des bedrückenden Gefühls, nicht — die ganze Nacht hindurch — zu wissen, ob und wo die Kugel sitzt und ob am nächsten Morgen die Nachsuche noch Erfolg hat, sind wir gottlob enthoben. Der Einsatz von Schweißhunden ist ja leider unter den hiesigen Verhältnissen wegen des Wassers und der die Hundenasen zerstechenden Brennesseln unmöglich.

flache Ufer der uneingedeichten tiefen Niederung rollen unablässig die gischtigen Fluten landeinwärts und setzen Wälder und Wiesen mehr und mehr unter Wasser. Schon einige Tage vorher ist das Elchwild in seiner Masse — wie auch die Rehe und Füchse — über die schützenden Deiche gezogen, so daß die Förster schon früh aus dem Verhalten des Wildes schließen konnten, daß Hochwasser bevorsteht. Der uralte Instinkt der Tiere ist eben untrüglich. Diejenigen Stücke aber, die auf ihrem Wechsel ins Inland vom Hochwasser überrascht werden, retten sich auf die „Elchruhhügel“, mehr als hausgroße, künstlich aufgeschüttete und hochwasserfreie Erdhügel mitten im Bruchwalde. Wenn das Wasser nicht bald wieder abfließt oder wenn nicht in absehbarer Zeit tragfähiges Eis kommt, über das das Wild fortwechseln und sich so in Sicherheit bringen kann, besteht die Gefahr des Ertrinkens oder des Hungertodes. Um das zu verhindern, werden seitens der Forstbeamten Rettungsaktionen durchgeführt, die sich folgendermaßen abspielen.

Unter Leitung eines erfahrenen Beamten setzen sich mehrere Kähne in Bewegung, die die bekannten Ruhehögel absuchen. Mit einem Lasso wird der dort angetroffene Elch um den Hals gefangen und am langen Seil vorsichtig in das Wasser und dann, hinter dem Kahn rinnend, in Richtung des Deichs gezogen. Dazu gehört viel Erfahrung und Kenntnis der Elchpsyche. Kein lautes Sprechen, keine schnellen Bewegungen und stetiges gleichzeitiges Befolgen der gegebenen Anweisungen führen allein zum Erfolg und verhindern eine Panik des Elchs. Wenn der Elch erst schwimmt, folgt er geduldig dem gleichmäßigen Seilzug. Kritisch wird es wieder, wenn am Deichrand fester Boden unter die Läufe kommt. Dann geht der Elch flüchtig ab und wehe, wenn es nicht gelungen ist, vorher rechtzeitig das Lasso zu lösen. In jedem Fall vermag ihn nie-

mand mehr zu halten, und das Lasso verwindet mit ihm auf Nimmerwiedersehen. Rehe und Füchse lassen sich kaum von den Hügeln retten, wenn sie nicht schon völlig ermattet sind. Der Elch aber scheint zu fühlen, daß man ihm helfen will. Trotz allen menschlichen Bemühens bleiben die Wildverluste, besonders des Elchwildes, durch lang andauerndes Hochwasser immer recht hoch.

Im Dezember kommt dann der Tag, an dem plötzlich die Memel Eisschollen führt. Erst sind es wenige, dann werden es immer mehr. Sie reiben sich aneinander, sie stoßen sich gegeneinander und wälzen sich krachend übereinander. Ein wildes Spiel ungehemmter Naturkräfte. Und als wir am nächsten Tag aufwachen, „steht“ die Gilge vor unserem Haus, ein Ereignis, das wie ein Lauffeuer in der Bevölkerung von Mund zu Mund weitererzählt wird. Mit zunehmender Kälte in den folgenden Tagen wird die Eisdecke bis zu achtzig Zentimeter stark und vermag nun die schwersten Lasten zu tragen. Alle Wasserläufe verwandeln sich plötzlich in belebte Fahrstraßen, auf denen unter Glockengeläut die Schlitten dahingleiten, die Heu von den Wiesen oder Holz aus dem Wald holen. Auch mit dem Auto vermag ich nun bequem auf dem Eis bis nach Königsberg zu fahren. Waldläufe auf Schlittschuhen mit Gehpelz, Muff, Gewehr, Fernglas und dem unentbehrlichen Eispickel sind besonders reizvoll.

Eisblumen am Fenster

Während die Eisblumen die Fenster zieren, ist es in den Stuben warm und mollig, da die großen Kachelöfen Tag und Nacht eine gleichmäßige Wärme ausströmen. In der Küche werden Pfefferküssen, Marzipan und sonstiges Weihnachtsgebäck gebacken. Am Adventskranz flackert die erste Kerze auf und Weihnachtslieder werden mit den Kindern voller Hoffnung und Erwartung in der Schummerstunde gesungen.

Eine Woche vor dem Weihnachtsfest hängt dicker Raureif an den Ästen der Bäume und an den Telefondrähten und kündigt Frostabschwächung und Schneefall an. Und dann fallen Tag und Nacht die dicken Flocken vom Himmel und hüllen Wald und Feld in ein wattiges, weißes Kleid. An den Weidenbüschen stehen steifbeinig die weithin sichtbaren, zottig und klumpig wirkenden Elche, von Schnee überzuckert, mit phlegmatischen Bewegungen die starren Weidenruten äsend. Sie wissen, daß ihnen keiner etwas tut und daß die Forstbeamten ihre schützende Hand über sie halten. Deshalb sind sie zu dieser Zeit verhältnismäßig vertraut. Nur wenn man ihnen zu nahe kommt und sie glauben, etwa wegen der moorigen Gräben beiderseits eines Damms nicht ohne Gefahr ausweichen zu können, legen sie ihre Lauscher zurück, zeigen das Weiß ihrer Lichter und verraten damit, daß sie böse sind und womöglich annehmen. In diesem Fall empfiehlt es sich, stehen zu bleiben und vor allem mit dem Fuhrwerk anzuhalten, bis sie sich wieder beruhigen und langsam abziehen. Andernfalls kann es zu unliebsamen Zusammenstößen und Unfällen mit den scheugewordenen Pferden kommen.

Die Stille und Heilige Nacht

Es finden nun die vielen Feld- und Waldjagden im eigenen Revier und bei den Nachbarn statt, wobei es am Abend beim Schüsseltreiben und danach immer recht feuchtfröhlich zugeht. Schnaubend und voller Übermut bringen mich in der Nacht meine Pferde wieder nach Hause, über das Eis der Ströme und auf weiten festgefahrebenen Straßen, manchmal durch hohe Schneewehen und auf schwer zu findenden Landwegen, wenn sie nicht durch Strohwinde markiert sind. Dabei kommt es wohl auch einmal vor, daß der leichte Schlitten umkippt. Das ist nicht weiter schlimm, wenn man die Zügel und damit die Pferde in der Hand behält. Mit dem großen Fahrpelz und der warmen Pelzdecke fällt man weich in den tiefen Schnee.

Am Heiligen Abend treffen dann unsere Weihnachtsgäste ein. Sie werden von der fünfundzwanzig Kilometer entfernten Bahnstation Groß-Brittannien mit dem Auto abgeholt. Es sind meine Mutter und Tante Isi Burdach aus Königsberg, mein Bruder Volkmar und mein Schwager Wilhelm. Gleich nach den Feiertagen kommen außerdem Onkel Eberhard und Tante Tilla Schoepffer mit Sohn Hilmar dazu. Alle kann das große Haus bequem aufnehmen. Unter zwei Weihnachtsbäumen stehen am Weihnachtsabend auf langen ausgezogenen Tischen die Gaben bereit, und es erklingen bei strahlendem Lichterglanz wie eh und je bei der Bescherung in der Schummerstunde die alten deutschen Weihnachtslieder, diesmal im eigenen Forstamt. Das Ehepaar Pösche mit seinen fünf Kindern, der Knecht und die Mädchen gehören zu uns und unseren Gästen, als mit Klavierbegleitung das Lied von der stillen und heiligen Nacht gesungen wird.

Fortsetzung folgt

Von Heusch zu Heusch

Ernst Rohde (61) wurde mit der Ehrenplakette in Silber der Stadt Goslar ausgezeichnet. 1942 schwer verwundet, führte der gebürtige Marienburger im Januar 1945 eine Genesenen-Kompanie als Hauptfeldwebel in die Kaiserstadt. Nach der Entlassung aus kurzer Gefangenschaft setzte er sich dort sofort für die Belange der Vertriebenen und Flüchtlinge ein. In seiner Laudatio nannte der 1. Bürgermeister der Stadt, Dr. Werner, ihn einen „Mann der ersten Stunde“. Ihm sei es zu verdanken, daß in Goslar aus Heimatvertriebenen und Heimatverbliebenen eine Gemeinschaft wurde. Auf seine Anregung hin wurde die aus Groß Jenwitz in Schlesien stammende Glocke vom Hamburger Glockenfriedhof geholt und in die St. Peter-Kirche gebracht, wurden in Jürgehoil viele Straßen nach ostdeutschen Städten benannt und ein Mahnmal der Vertriebenen vor der Kaiserpfalz errichtet. Seit vielen Jahren ist Ernst Rohde stellvertretender Vorsitzender der LO-Gruppe Niedersachsen-Süd und wurde 1974 zum Vorsitzenden der Gruppe Goslar gewählt. Die Landesgruppe überreichte ihm als Dank für seinen steten Einsatz die silberne Ehrennadel und der BdV ehrte ihn durch die goldene Nadel.

E. L.

Günther Englisch (49) aus Zylz, Kreis Neustadt/Oberschlesien, wurde anlässlich seiner 25jährigen Zugehörigkeit zum Pressereferat der CDU/CSU-Bundestagsfraktion das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen. Neben dieser verantwortungsvollen Tätigkeit ist er auch Pressereferent der Landsmannschaft der Oberschlesier. Er hat sich seit vielen Jahren unermüdet und unter selbstlosem Einsatz immer wieder für die Anliegen der Vertriebenen engagiert. Alle, die ihn aus seiner Arbeit kennen, die aber auch um sein stilles Wirken wissen, werden diese ehrenvolle Auszeichnung als eine gerechtfertigte Würdigung aus vollem Herzen begrüßen.

H. S.

Wie schön ist es, ein Kind zu sein

Der Nikolaus als Freund der Kleinen — Aussiedler feiern Weihnachten fern der Heimat

Hamburg — „Wir sind zusammengewickelt, um Advent zu feiern. Und Sie als Aussiedler wissen besonders, was Advent bedeutet. Advent bedeutet nichts anderes als warten, warten auf Jesus Christus, auf die Heilige Nacht. Es bedeutet aber auch ein frohes Schauen in die Zukunft. Die Menschheit und vor allem die Aussiedler sind irgendwie adventliche Menschen in ihrem Warten auf die Integration in unser Leben und unsere Gesellschaft.“

Diese besinnlichen Gedanken stellte Pastor Rehme in den Mittelpunkt seiner Ansprache anlässlich der Adventsfeier, zu der der Arbeitskreis Aussiedler in Billstedt alle Bewohner des Übergangwohnheims Billbrook-Deich und Billstieg eingeladen hatte. Der Festsaal der katholischen Kirche im Ojendorfer Weg war festlich geschmückt. Stroh- und Goldpapiersterne hingen von der Decke, die Tische waren liebevoll mit Kerzen und Tannengrün ausgerichtet.

Da ich schon zeitig dort war, konnte ich die ankommenden Gäste gut beobachten. Etwas zurückhaltend betraten sie den Raum; ihre Augen strahlten jedoch sofort, wenn

sie die vielen bekannten Gesichter entdeckten. Man schabberte etwas an den verschiedenen Tischen, setzte sich aber dann doch zu seinen Landsleuten. So fand sich neben mir ein Tisch mit Familien aus Danzig zusammen. Fleißige Helferinnen schenkten Kaffee aus und forderten alle auf, sich doch des schmackhaften Kuchens zu bedienen.

Plötzlich wurde es still in dem vom Kerzenschein glänzenden Raum. Ein keckes kleines Mädchen war selbstbewußt an das Mikrofon getreten und sagte ihr Weihnachtsgedicht auf. Petra spielte später dann auch in dem Stück „Die Zwergenklause“ mit, das Frau Watschowsky mit den 7- bis 10-jährigen Aussiedler-Kindern eingeübt hatte.

Die fröhliche und gelöste Stimmung zeigte sich besonders, als Frau Martin am Klavier und die Geschwister Folbert mit Gitarre und Blockflöte einige Weihnachtslieder spielten, in die die Gäste, so gut es die Textkenntnisse erlaubten, mit vollem Herzen einstimmten. Der Ostpreußenchor, der an dieser Feier unter der Leitung von Rolf Ganzow unentgeltlich teilnahm, wurde nach einem kleinen

Auftritt mit viel Applaus entlassen.

Und dann endlich kam der von Jung und alt lang ersehnte Augenblick — begleitet von einem etwas zaghaft gesungenen Weihnachtslied durchschritt der Nikolaus den Raum, angetan mit einem wallenden weißen Bart und einem wunderschön anzusehenden, goldbestickten Gewand. Aufgeregtes Gemurmel erfüllte den Saal, die Kinder blickten mit großen Augen gespannt, aber auch etwas ängstlich auf die Bühne, wo der Nikolaus nun begann, die Namen der Kinder zu verlesen. Zögernd oder auch selbstbewußt, einige begleitet von ihren Müttern oder älteren Geschwistern, gingen sie nacheinander nach vorn, wo sie ihr Geschenk und eine Tüte mit allerlei Leckereien erhielten. Man sah den erwartungsvollen Blick, wenn die Kleinen an ihren Tisch zurückkamen, aber keiner wagte es, sein Paket zu öffnen. Alle steckten nur tief ihre Nase in die Tüte, um wenigstens schon einen Teil ihrer kindlichen Neugierde zu stillen... Wohl jeder der Anwesenden wünschte sich in diesem Moment, wieder einmal Kind zu sein und ehrfurchtsvoll vor den Nikolaus zu treten, der einem schützend die Hand auf den Kopf legte und einige liebevolle Worte sagte. Aber auch an die Erwachsenen hatten die umsichtigen Veranstalter gedacht. Nachdem die Kinder ihre kleinen Aufmerksamkeiten erhalten hatten und der Nikolaus sich verabschiedet hatte, forderte der „Conférencier“ alle Erwachsenen auf, ihre Stühle hochzuheben, unter denen Zettel mit Zahlen klebten. Die vorbereitete Tombola enthielt viele kleine Geschenke und die glücklichen Gewinner nahmen sie mit ebenso strahlenden Augen entgegen, wie vordem die Kinder. Die drei Hauptgewinne, eine selbstgefertigte Decke, ein Aktenkoffer und ein Gutschein für eine Reise in den Harz für zwei Personen mit ihren Kindern wurden unter lautem Beifall überreicht.

Den Abschluß dieser Adventsfeier bildeten Dia-Aufnahmen mit herrlichen winterlichen Motiven, zusammengestellt und vorgeführt von Erich Fischer.

Aber nicht nur Freude bereitete diese Veranstaltung, auch einige Tränen flossen bei dem Gedanken an die Heimat, an die vielen Weihnachten, die man früher in der altvertrauten Umgebung feiern durfte. So erzählte mir eine Allensteinerin, sie selbst habe zwar ihre Ausreisegenehmigung bereits nach fünf Wochen erhalten, ihre Tochter mit den beiden Kindern jedoch sei achtmal abgewiesen worden. So sei dies das zweite Weihnachten, das sie ohne ihre Familie begehen müsse.

Diese menschlichen Schicksale gehen besonders zu Weihnachten geradezu „unter die Haut“. Sollten wir diese Stimmung wirklich nur auf die jetzige Zeit beschränken? Denn gerade die Aussiedler bedürfen unserer Hilfe.

E. L.



Liebevolle Worte besonders für die Kleinen

Foto Privat

Menschenrechte sind unteilbar

Delegiertentagung der LO-Gruppe Bayern — Festredner war Professor Heinrich Wolfrum

Hof — In dem mit Blumenarrangements und Fahnen geschmückten Festsaal der Gaststätte „Kreuzstein“ konnte der Vorsitzende der Landesgruppe Bayern, Erich Diester, die Vorsitzenden der Bezirke sowie der örtlichen und Kreisgruppen fast vollzählig begrüßen. Der Rechenschaftsbericht des Landesvorsitzenden zeigte, daß seit dem letzten Delegiertentag umfangreiche und erfolgreiche Arbeit geleistet wurde. Seit Juni 1977 wurden zwei Kulturtagungen durchgeführt, beteiligte sich die Landesgruppe mit Ausstellungen, Filmvorführungen sowie einer Podiumsdiskussion der Gemeinschaft Jun-

ges Ostpreußen (GJO) mit anderen Jugendverbänden zum Thema „Ostpreußen — eine Aufgabe aller Deutschen“ und Informationsständen maßgeblich an den Ostdeutschen Kulturtagen in Dinkelsbühl. Außerdem war der Landesvorstand mit der Vorbereitung und Durchführung der Festveranstaltung im Cuvillies-Theater anlässlich der Patenschaftsübernahme der Bayerischen Staatsregierung für die Landsmannschaft Ostpreußen betraut. Die Jugendarbeit nahm nach einigen Jahren der Stagnation unter Franz Tessun und Irma Danowski einen erfreulichen Aufschwung. 1978 wurden drei Seminare durchgeführt, weiter zwei Sommerlager, eine Podiumsdiskussion und anderes mehr. In Schwabach entstand eine Kindergruppe unter der Betreuung der Familie Molkentin-Howen. Diese neue Gruppe konnte bereits mit natangischen und ernländischen Trachten ausgestattet werden.

Die eigentliche Tagesordnung endete mit einem Vortrag von Major a. D. Schmidt zu dem Thema „Wie steht es um die Sicherheit Deutschlands und Europas heute?“, der deutlich machte, daß mit den Ostverträgen durchaus nichts „sicherer gemacht“ worden ist, sondern daß die Rüstungssteigerungen des Ostblocks, vor allem die der Sowjetunion, auf vollen Touren weiterlaufen. Der Tag klang aus mit einem heiteren Heimatabend bei Musik, gemeinsam gesungenen Liedern und mundartlichen Darbietungen aus allen deutschen Gauen. Verständnisschwierigkeiten bei einigen mundartlichen Texten taten der Freude kaum Abbruch, wofür dem gewandten Conférencier Georg Stein, einem schlesischen Landsmann, das Hauptverdienst zukam.

Der Sonntag wurde eingeleitet mit einer zweistündigen Sondertagung der Aussiedlerbetreuer unter Leitung des Sozialreferenten Klaus Molkentin-Howen. Eine Grenzlandfahrt für die übrigen Delegierten unter Leitung und sachkundiger Führung von Oberlehrer i. R. Parczanny vermittelte allen Teilnehmern einen interessanten, aber auch

beklemmenden Eindruck von der unmenschlichen Todesgrenze mitten durch unser deutsches Vaterland. Zur gleichen Zeit versammelten sich der Hauptvorstand der Landesgruppe und die Vertreter aller landsmannschaftlichen Gruppen von Hof am Ehrenmal, um der Toten der beiden Weltkriege und der im Krieg und auf der Flucht 1945 umgekommenen Landsleute zu gedenken. Anschließend empfing der Oberbürgermeister der Stadt, Dr. Hans Heun, den Hauptvorstand in der Freiheitshalle.

Ausklang und Höhepunkt war die Feierstunde zum Tag der Heimat in der Freiheitshalle unter der Schirmherrschaft des Oberbürgermeisters. Rolf Burchard, der Bezirksvorsitzende der Ost- und Westpreußen in Oberfranken, konnte außer dem Stadtoberrhaupt eine ganze Reihe weiterer prominenter Gäste begrüßen. Oberbürgermeister Dr. Heun wies auf die enge Verbundenheit der Stadt zu den Heimatvertriebenen hin. Franz Tessun unterstrich für die GJO die Bereitschaft, an einer Wiedervereinigung mit friedlichen Mitteln mitarbeiten zu wollen. Der Festredner, Professor Dr. Wolfrum, stellte in seinem großangelegten Referat „Die historischen und geistigen Beziehungen zwischen Bayern und dem deutschen Osten“ dar.

Vorsitzender Erich Diester beschloß die Veranstaltung mit der Forderung, daß im Osten endlich auch für die Deutschen die primitivsten Menschenrechte verwirklicht werden. Eine Versöhnung und ein friedfertiges Nebeneinander der Völker verlange unabdingbar einen Ausgleich der Interessen. Solange der Nationalismus der einen Seite eine Verleugnung der berechtigten Interessen der anderen Seite fordere, sei das Gerede von der Versöhnung unehrlich. Wie es keine selektive Moral gebe, so gebe es auch keine partiellen Menschenrechte. „Menschenrechte sind unteilbar; Versöhnung ist keine Einbahnstraße!“ Die Veranstaltung wurde umrahmt von meisterhaften musikalischen Darbietungen der Musikgruppe Roßner der Hofer Philharmoniker.



Schneemauern an der Chaussee von Lötzen nach Angerburg Foto Archiv

Walter Lange 80

An vielen Schlachten beteiligt



Osnabrück — 35 Jahre ist es jetzt her, daß dem hervorragenden Regimentskommandeur des I.R. 43 in der 1. (ostpreußischen) Infanterie-Division, Oberst Dr. Walter Lange, das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen wurde. Er war der 300.

Träger dieser hohen Auszeichnung. Der tapfere Soldat war an vielen Schlachten maßgeblich beteiligt, so auch an der Einnahme von Riga. An der Spitze seines Bataillons stürmte er bis vor Leningrad und wehrte mit seinen Soldaten drei schwere Lagodaangriffe erfolgreich ab. Es war auch das Verdienst seiner Mannschaft, daß der Wolchowkessel geschlossen wurde und die Armee Wlossow trotz großer Übermacht in deutsche Gefangenschaft genommen werden konnte. Nach der Abberufung von General Lasch übernahm er das Regiment I.R. 43.

Seinen Lebensabend verlebte Dr. Lange mit seiner Gattin, einer gebürtigen Königsbergerin, in Osnabrück, wo er in diesem Jahr auch seinen 80. Geburtstag feierte. Eines der schönsten Geschenke an diesem Ehrentag war die Verleihung der Medaille „Immanuel Kant“, die ihm von Oberst Richter für seine außerordentlichen Verdienste um seine ostpreußische Infanterie-Division verliehen wurde. Unter den zahlreichen Gratulanten waren auch Major a. D. Weiß und Hauptfeldwebel a. D. W. Rosenau, der die Grüße der 43er überbrachte.

C. K.

Noch liegt die Schwüle eines Spätsommertags über Sumpf und Ried, obwohl der Sonnenball, einem unabänderlichen Gesetz gehorchend, sich schon glühend im Westen dem Horizont nähert. Kein Lüftchen bewegt sich mehr. Über dem Schilf unter uns schießen in rasender Fahrt große Libellen in die Mückenschwarme hinein, die sich in heißer Liebeslust umeinander wirbeln. Es schlagen bisweilen die Netzhaufel der Jäger hörbar zusammen, wenn sie wenden, um immer wieder erneut in den summenden und rotierenden Schwarm der kleinen Blutsauger hineinzustoßen. Geburt und Tod vieltausendfach...

In einiger Entfernung kreist hoch über dem Wald das Schwarzstorchpärchen, das im benachbarten Jagen seinen verschwiegenen Horst hat. Es sucht offenbar in der großen Höhe Kühlung. Mit dem Glas verfolgen wir das schöne und geruhsame Flugspiel dieses kleineren und so heimlichen Velters des weißen, uns so vertrauten Hausstorchs. Leuchtend rot sind Schnabel und Ständer des schwarzen Storchs, sein Bauch ist hellweiß, und der übrige Körper glänzt in den letzten Sonnenstrahlen metallisch-schwarzviolett. Nach einiger Zeit lassen sich beide Störche mit weit vorgestreckten Ständern im Sturzflug nach unten fallen, um nach den schon flügenden Jungen in der Nähe des heimischen Horsts zu sehen.

Aus einer Erlenkrone streicht plötzlich ein kleiner Raubvogel mit einem schnellen, aber mehr schwebenden Flug ab und schaukelt dann unter uns durch das Gebüsch. Es ist die seltene, aber hier noch horstende Sperbereule, die ihre Jagd auf Insekten,



Memeldelta: Im Elchwerder

Foto Mauritius

Mauersegler über dem Wald

kleine Vögel und Lurche auch bei Tageshelle, zu betreiben pflegt. Im Flug ist sie eigentlich nur durch ihren dicken Kopf vom Baumfalken zu unterscheiden.

Allmählich taucht der feurige Sonnenball unter den Horizont, und es wird merklich kühler. Ein Schreiadler rudert seinem Schlafbaum zu, Enten klingeln vorüber, und die letzten Mauersegler verlassen kreischend ihr luftiges Revier über dem Bruchwald. Über den Wasserlöchern braut der erste Nebel. Ob wir wohl heute noch einen guten Anblick in diesem berühmten Elcheinstandsgebiet haben werden? Es ist ja noch Feistzeit, die Ruhe vor dem Sturm, und der Elch ist jetzt besonders träge und faul.

Plötzlich eine Bewegung am Rand einer Jagdschneise. Ein Elchtier und Kalb sind dabei, die Blätter einer Weide abzuzugeln und zu äsen. Auffallend ist der gedrungene Rumpf des alten Tiers auf den weißen, überlang erscheinenden Läufen, der fast waagrecht abstehende Hals und Kopf, der ungewöhnlich hohe Widerrist der Vorderhand und eine übergroße Ramsnase. Alle Bewegungen wirken pflegmatisch und behäbig. Unwillkürlich denkt man an ein Tier der Vorzeit, und doch ist der Elch entwicklungsgeologisch jünger als Rot- und Damwild, verwandt mit dem Reh und dem Rentier.

Nun bricht schnell die Dämmerung herein. Die Konturen der Elche verschwimmen in Nebel und Nacht. Nach Ende des Büchsenlichts hören wir noch ein Brechen hinter uns und sehen schemenhaft einen Hirsch durch den Graben rinnen. Offensichtlich handelt es sich um einen noch jungen Elch-

Hier haust der starke Elch in Sumpf und Moor, der Adler breitet seine Schwingen weit. Jungten schnattern vor uns leis' im Rohr. Wo bist du, Lärm der Welt, Hast uns'rer Zeit?

Nun weitet sich der Blick, die Nebel zieh'n, In's freie Wasser gleiten wir hinein. Den Himmel malt ein erstes zartes Glüh'n Und färbt die Wellchen rings mit Rosenschein.

Da taucht die Sonne über Wald und Halm allmächtig auf und Jubel all das Schweigen bricht. In meiner Seele aber klingt der Psalm, Das ewig neue Schöpfungswort: Es werde Licht.

Zuchtziel entspricht, werden bewußt schon seit dem Jahre 1907 die Stangler zugunsten der Schauler durch Abschluß ausgemerzt. Der heute für alle Schalenwildarten geläufige Begriff der „Hege mit der Büchse“ wurde zuerst beim Elch praktiziert. Mein Vorvorgänger, der schon genannte Oberförster Ernst Meyer, war es, der seinerzeit die dementsprechenden zielbewußten Abschlußrichtlinien beim Kaiser durchsetzte. Natürlich gibt es alle erdenklichen Übergänge vom Vollschauller über den Halbschauller und das „Schwimmbautgewei“ bis zum rundstängigen „Röthysch“, dem reinen Stangler.

Mit den ersten Septembertagen treibt es mich morgens und abends ins Revier, um

Keitelkähne am Ufer, das sich so abspielt: Um den vollbeladenen Gemüse Kahn vom Ufer fernzuhalten, sitzt der Mann pfeiferauchend im Schiff am Ruder. Sein trautes Eheweib leistet Schwerarbeit, indem es, den breiten Gurt über der Brust, am langen Seil die schwere Last auf dem Treidelweg am Ufer im Schneckentempo flüßaufwärts zieht, viele Kilometer weit. Patriarchalische Verhältnisse...

An der Revierförsterei bleibt das Motorboot zurück. Man setzt uns auf das andere Ufer der Gilge über. Dann geht es, entsprechend bekleidet und ausgerüstet, langsam und mühselig auf einem sumpfigen, von breiten Gräben eingefassten Fußweg in den Bruchwald hinein. Hier gibt es kein freies Schußfeld. Wegen des hohen Grases ist auch kein leises Pirschen möglich. Undurchdringlich ist das Dickicht jenseits der Gräben.

Das Schilf wispert leise im Abendwind. Quorrend rudert ein Kolkrabe, der Götterbote der alten Germanen und der Galgenvogel der Christen, über uns hinweg. Erschreckt springen Frösche von unserem Weg in die nasse Flut. Links vor uns dringt der wiederholte Brunntschrei eines Elchs in unser Ohr, dieses urige, nicht weit hörbare „Stöhnen“. Ein Schreiadlerpaar genießt die letzten Sonnenstrahlen, indem es sich immer höher schraubt.

Da der Brunntschrei offensichtlich immer näher kommt, nehmen wir schließlich hinter einem Weidenbusch volle Deckung. Das Schußfeld reicht auf beiden Seiten der Gra-

So war die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 8

VON WOLFRAM GIESELER

Und nun kommt der September mit der lang erwarteten Elchbrunft. Auf dem Abschlußplan stehen in meinem Forstamt nur sechs Stangen-Elche, da in den vorausgegangenen Jahren zu viele der so begehrten alten Schauler durch Göring gestreckt worden sind. Die Hälfte dieser Stangen-Elche ist für hohe Jagdgäste vorgesehen, die das Reichsjagdamt in Berlin auf Grund einer Einladung Görings benennt.

Es ist höchst seltsam, daß nur beim Elch im gleichen Revier zwei verschiedene Geweihformen nebeneinander bestehen, was immer wieder zu einem heftigen Streit über die Ursachen dieses Phänomens unter den Fachleuten geführt hat. Gibt es zwei Rassen oder haben etwa die jeweiligen Umweltbedingungen dies bewirkt? Soll man an eine Mutation glauben oder entwickelt sich diese verhältnismäßig junge Hirschart Elch vom urzeitlichen Breitstirnchen über den Schauler zum Stangenhirsch hin? Ist doch der höhere Kampfwert des Stangengeweihs bei weniger Aufbaustoffen unzweifelhaft. Fragen über Fragen, die noch immer nicht glaubwürdig beantwortet sind.

Die außerordentlich große Variationsbreite des Elchgeweihs in demselben Revier und dort auch schon in den frühesten Zeiten läßt die naheliegende Vermutung zu, daß die Weiterentwicklung des verhältnismäßig noch jungen Elches zur Stangen- oder zur Schaufelbildung eben noch nicht endgültig entschieden ist. Beim einzelnen Hirsch läßt sich die Erblichkeit dieser oder jener Form natürlich nicht abstreiten. Da das Stangengeweihe mit seinen meist wenigen, aber langen Enden und den oft runden Stangen unerwünscht ist, der Schauler aber mit seinen möglichst vollen und breiten Schaufeln dem

das Verhalten des Elchs in der Brunft näher kennenzulernen. Kahn und Motorboot bringen mich in das Außendeichgebiet, Fuhrwerk und Fahrrad in die eingedeichten Bezirke Nemonien und Marienbruch. An den noch hellen Geweihen hängen anfangs noch die Bastfetzen. In sehr kurzer Zeit dunkeln die Stangen aber durch weiteres Fegen an der gerbsäurehaltigen Erle stark nach. Laufend tauchen neue Hirsche auf, der Brunftbetrieb wird überall lebhafter. Ich habe manchen guten Anblick. Nur die hohen Jagdgäste lassen auf sich warten.

Der 15. September 1937 gehört zu den sonnendurchfluteten und windstillen Herbsttagen, wie wir sie in Ostpreußen in so verschwenderischer Fülle gewohnt sind. Kühle und neblige Abend-, Nacht- und Morgenstunden, aber noch wärmende Sonnenstrahlen zur Mittagszeit auf dem Wasser, in Ried und Moor, auf Acker und Weide. Menschen und Tiere ahnen bereits, daß es Abschied vom Blüten, Wachsen und Gedeihen zu nehmen heißt und daß Vorsorge für den kalten Winter vonnöten ist. Trotz der gutgemeinten Sonnenstrahlen liegt über der weiten Landschaft ein leiser Hauch schmerzlicher Melancholie.

Meine Mutter, die bei uns zu Besuch ist, läßt es sich als begeisterte Naturfreundin nicht nehmen, mich auf einer Jagdfahrt in den Außendeich der Försterei Nemonien zu begleiten, der wegen seiner Unaufgeschlossenheit sehr schwer zu begehen ist. So fahren wir beide denn mit der „Edda“ am frühen Nachmittag die Gilge abwärts. Dabei begegnen wir unterwegs einem Schlepper, der pustend stromaufwärts mehrere Lastkähne mit Kohle nach Tilsit bringt, und beobachtet schmunzelnd das Treideln der kleinen

Ein unvergeßliches Erlebnis

benränder nur höchstens fünfzig Meter weit. Aufregende Minuten folgen. Instinktiv habe ich die bereits gestochene Büchse in meinem Arm. Ansprechen und womöglich Schießen müssen in Sekundenschnelle erfolgen.

Unsere Herzen schlagen schneller, als unsere Ohren immer deutlicher das Näherkommen des brechenden und schreienden Hirsches vernehmen. In jedem Augenblick muß der stetig ziehende Hirsch am linken Grabenrand auftauchen. Und da ist er auch schon — nur fünfundsiebzig Schritt von uns entfernt! Sein Haupt trägt ein schaufelloses, randstängiges Zwölfergeweihe, die Decke ist durch Schlamm verkrustet, das Weiß der Lichter verrät Wut und Ärger, die schmutzig grauen Läufe sinken tief in den modrigen Grabenrand. Und — da bricht der Schuß. Der Koloß hebt sich noch einmal steil aufwärts, um krachend und verendend zu Boden zu sinken. Welch ein Anblick! Für uns beide ein erregendes und unvergeßliches Erlebnis.

Nach einigen Minuten des Verharrens und Schwelgens überspringe ich den linken Graben — und stehe nun vor meinem ersten Elch, gleichzeitig dem stärksten meines Lebens. Ein einwandfreier, wenn auch wohl für mich als jungen Anfänger ein zu starker Stangenhirsch von etwa acht Jahren.

Fortsetzung folgt

Im Gänsemarsch zum Kahn

hirsch, dessen Geweih natürlich noch im Bast ist. In drei Wochen wird es hier lebhafter zugehen, wenn die Geweihe blank und fremde, stärkere Hirsch meist von weither zugewandert sind, um in Kastaunen und Umgebung zu brunften.

Erfreut über das Erlebte, verlassen wir leise die Kanzel, wandern wieder im Gänsemarsch zu unserem Kahn, der uns schnell zu unserem Motorboot bringt. Auf der Rückfahrt zum heimischen Herd begleitet uns ein vielstimmiges Froschkonzert aus den zahlreichen Wassergräben.

Auch morgens in aller Frühe werden oft mit dem Kahn ausgedehnte Erkundungsfahrten unternommen. Eine solche Pirschfahrt auf der Dschubbel, einem toten Wasserarm der Memel, inspirierte meine zu Besuch weilende Tante Tilla Schoepffer zu folgenden Versen:

Im Morgengraun zieht leise unser Kahn die schilfumsäumte, dunkle Wasserstraße. Seerosen säumen seine stille Bahn, durch Kraut und Mummeln bahnt der Rudrer seine Gasse. Das Dickicht an den beiden Ufern schweigt, kaum je berührt von eines Menschen Fuß. Ein Mückenschwarm sein Morgenständchen geigt und wilde Rosen nickt uns zum Gruß.

Ein ruhmreiches Schiff

Das Schicksal der Bark Padua beschreibt Kurt Gerdau

Ein Buch, das sich mit der Seefahrt beschäftigt, und gar mit Schiffen ursprünglicher Art, wo Wind und Segel sich paaren, um als geballte Schubkraft der Vorwärtsbewegung des Schiffes zu dienen, hat von vornherein die besten Chancen, einer Vielzahl von Lesern als begehrte Lektüre zu dienen. Ein solches Buch ist soeben erschienen. Andererseits sah sich der Schöpfer des Inhalts vor die nicht leichte Aufgabe gestellt, sich mit berühmten Vorgängern des gleichen Mediums zu messen. An dem 1857 geborenen Joseph Conrad zum Beispiel. Er ging mit siebzehn Jahren zur See und starb 1924 als berühmter gewordener Schriftsteller. Oder Jack London, Matrose, Goldsucher, Landstreicher und wieder Matrose, der 1916 das Zeitliche segnete, indem er selbst Hand an sich legte. Oder sei es auch nur Gorch Fock aus Finkenwerder. Außer dem letzteren sind sie alle Fahrensleute gewesen, die das Glück hatten, den Gefahren der See entronnen zu sein. Eines Tages heuerten sie ab und blieben an Land, um das gesammelte Wissen Gestalt werden zu lassen.

Irgendwie trifft das alles auch auf den Kapitän Kurt Gerdau, u. a. auch Mitarbeiter dieser Zeitung, zu. Er ist der Autor des vorliegenden Buches, und wenn jemand zu erfahren begierig sein sollte, ob er als der Jüngste unter den Verfassern von Seefahrtbüchern das Ziel erreicht hat, als Gleicher unter Gleichen zu gelten, kann ich als Zeuge auftreten: Er hat...! Wenn auch auf eigene Art.

Wenn man die Sätze liest, die Gerdau dem eigentlichen Inhalt vorausgeschickt hat,

weiß man schon eine Menge von dem, warum und für wen er das Buch schrieb: „Der Ruhm eines Schiffes ist der Ruhm der Männer, die es führten. Ihnen, den toten Kapitänen der Viermastbark Padua, ist diese vom letzten angemusterten Zögling geschriebene Chronik in Achtung ihrer großen Leistungen zugeeignet.“ Mit so edlen Motiven hat er sich bereits als guter Seemann wie auch als ernst zu nehmender Schriftsteller qualifiziert.

Wer einigermaßen im und über den Hamburger Hafen früherer Zeiten Bescheid weiß, aus eigener Kenntnis oder vom Hörensagen, wird sich daran erinnern, daß der Reeder Laeisz allen seinen Schiffen Namen gab, die mit einem „P“ angingen: Die Pelikan, die Pirna, die Pamir, die Passat — und eben die Padua, das letzte Schiff, das der angesehene Reeder bei Tecklenburg an der Weser 1925 in Auftrag gab; bereits im Juni 1926 wurde das Schiff getauft. Der Grund, aus dem Gerdau die Padua sozusagen als Träger alles nachfolgenden Geschehens aus-

gewählt hat — er hat es bereits in seinem „Vorwort“ angedeutet, daß er der letzte angeheuerte Zögling an Bord des herrlichen Schiffes war, und nur über das, was man mit eigenen Augen gesehen hat, vermag man eine gültige Aussage zu machen.

Und nun — „Wahrschau!“ meine freundlichen Leser, denn jetzt kommt etwas ausgesprochen Umwerfendes auf uns zu. Unser Kapitän hat einen ergötzlichen wie genialen Einfall gehabt. Wie durch ein geöffnetes Fenster läßt er uns in den weiten Himmelsraum schauen, wo sie alle versammelt sind, sämtliche Kapitäne der Padua, der letzte ist gerade angekommen. Der lichte Raum ist wie eine gemütliche Kapitänskajüte gehalten. Feengleiche Stewardessen schleppen singend Grog in hölzernen Pützen herbei über einen Fußboden, der aus weißgeschuerten Schiffsplanken besteht. Da sieht man sie, Pfeife rauchend und ihre Groggläser erhebend, die ehemaligen Kapitäne der Padua, an der Back aus rötlichem Mahagoni sitzend... Fenster zu! Noch mehr zu entdecken würde bedeuten, die Spannung zu mindern.

Paul Brock
Kurt Gerdau, Viermastbark Padua, ... ein ruhmreiches Schiff, Band 1 der Reihe „Männer, Schiffe, Schicksale“, herausgegeben von Jochen Brennecke. Koehlers Verlagsgesellschaft, 104 Seiten, 12 Seiten Bilder, Linson, 14,80 DM.



Ein Rudel Elche im Trieb: Dieses Foto stammt aus dem Buch „Elche am Meer“ von Martin Kakies mit 82 Aufnahmen des Verfassers, das soeben in dritter Auflage erschien (Verlag Gerhard Rautenberg, 64 Seiten, 56 Bildtafeln, Leinen, 22,80 DM).

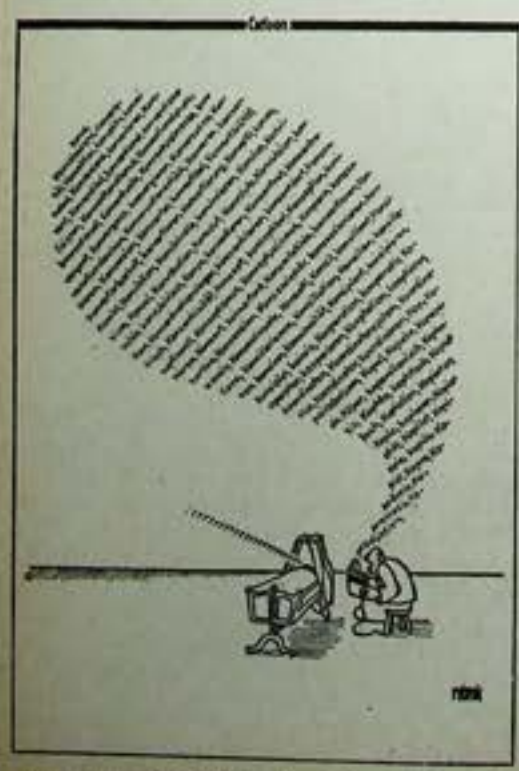
Dämmerstunde

Zwölf Weihnachtserzählungen

Weihnachten — das ist nicht nur ein Fest des Schenkens und Beschenktwerdens, es ist auch oft ein Fest der Geschichten, Geschichten, die man sich zur Dämmerstunde erzählt, wenn die Kerzen am Baum ihr trauliches Licht verströmen und alles in einen warmen Glanz hüllen. Geschichten, die künden von der Freude der Menschen, aber auch von ihrem Kummer und ihrem Leid.

Hannelore Patzelt-Hennig, die viele unserer Leser durch ihre Beiträge im Ostpreußenblatt kennen werden, hat nun einige ihrer Weihnachtsgeschichten in einem Büchlein zusammengefaßt. „In den Stuben überall“ ist der Titel, der im Martin-Verlag erschienen ist, liebevoll illustriert mit graphischen Arbeiten von Fritz Möser. 12 Weihnachtserzählungen und zwei Gedichte sind in dem Band enthalten, und der Autorin ist es gelungen, mit diesen heiteren und oft auch besinnlichen Beiträgen, eine Stimmung hervorzuzaubern, die man nur noch sehr selten in unseren Weihnachtsstuben findet. Mit leichter Hand schildert sie Begebenheiten in Familien, die durchaus in unserer Nachbarschaft leben könnten, so vertraut erscheinen sie. Wenn auch manch eine Erzählung in der Darstellung ein wenig abrupt oder sprunghaft erscheinen mag, so sind es doch Geschichten, zu denen man gern einmal wieder greift und sie vielleicht auch weitererzählt.

SIS
Hannelore Patzelt-Hennig, In den Stuben überall. Martin-Verlag, 69 Seiten, broschiert, 9,80 DM.



Aus „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“

Die Begegnung der Völker

Am Beispiel einer Stadt dargestellt in Text und Bild

Was sagt einem Leser, der zufällig diesen Band zu Gesicht bekommt, der Name Lodz? Vielleicht erinnert er sich an einen Schläger, der vor einigen Jahren aus allen Lautsprechern dröhnte (ein altes Spottlied übrigens): „Theo, wir fahr'n nach Lodz...“ Aber auch vom „Manchester des Ostens“ hat wohl mancher gehört; diesen Beinamen hatte man jener bedeutenden Industrie-Metropole gegeben, die ihr schnelles Wachstum nicht etwa günstigen Verkehrsverbindungen oder dem Reichtum an Rohstoffen verdankte, sondern den Bächen, die einst von dem Hochplateau frisches Wasser — mit dem stärksten Gefälle der Gegend — in den Ort brachten.

Peter Nasarski hat es sich zusammen mit anderen Autoren, die wie er aus Lodz stammen, zur Aufgabe gemacht, in diesem hervorragend ausgestatteten, großformatigen Bild-Text-Band die Geschichte dieser „Stadt der Völkerbegegnung“ aufzuzeichnen und in den großen historischen Zusammenhang zu stellen, sachlich und ohne Polemik, bemüht, Legenden und Zerrbilder zu widerlegen. Kolorierte Stiche und Ansichtskarten, Fotos, Zeitungsausschnitte, Dokumente aller Art, dazu knappe Erläuterungen und vorzüglich ausgewählte, kurze Texte, machen den Band zu einer spannenden Lektüre, die man nicht so bald aus der Hand legt. Und man lernt, ganz nebenher, ein Stück Geschichte kennen, das weitgehend in Vergessenheit geraten ist: Das Miteinander und Nebeneinander in dieser klassischen Landschaft der Völkerbegegnung, wo Russen und Deutsche, Polen und Juden in schweren und guten Zeiten aus dem „kleinen, offenen Ort“ von 1804 mit 361 Einwohnern eine bedeutende Industriestadt schufen, die zu Beginn des Zweiten Weltkriegs 700 000 Bewohner zählte — zehn Prozent von ihnen waren Deutsche. Die Darstellung in diesem Band, so heißt es in dem Vorwort, biete sich um so mehr an, als sie eine Fülle von Beispielen für vermeidbare Irrungen und Verirrungen, doch erst recht für ein besseres Miteinander der Völker unseres Kontinents sichtbar mache.

Peter Nasarski (Hrsg.), Lodz — die Stadt der Völkerbegegnung im Wandel der Geschichte. Liebig Druck und Verlag, 104 Seiten auf Kunstdruckpapier mit vielen Reproduktionen und Karten, 24,80 DM.

Ein glückliches Jägerleben

Von besonderem Reiz sind die Erinnerungen an Ostpreußen

Rund fünfzig Jahre eines ungewöhnlich abwechslungsreichen Jägerlebens haben in dem soeben erschienenen Buch „Glückliches Jagen“ ihren Niederschlag gefunden. Kurland, die baltische Heimat des Verfassers, Südrußland, Ostpreußen, das Havelland und die Uckermark, sowie Mecklenburg, Holstein, Westfalen und Sauerland, aber auch Österreich und Tirol, sind die wechselnden Schauplätze eines kenntnisreichen, passionierten Waldwerkers auf die meisten der in Europa anzutreffenden Haar- und Federwildarten, vom Dam- bis zum Sikawild, vom Auer- bis zum Trapphahn.

Von besonderem Reiz sind die Erinnerungen an Ostpreußen: Steinort und der Mauersee mit der Jagd auf Mauererpel, die Wasserwelt des Moosbruches mit Elchpürschen aus dem gestakten Kahn oder die gespenstische, bei verspäteter Rückkehr vom Jagen fast undurchdringliche Moorwildnis des Zehlau-Bruchs. Andere Reminiszenzen gelten den scheuen Trappen im Havel-Luch und unbeschwerten Jagdtagen auf den Gütern von Landin, Zernikow, Milmersdorf, Pinnow und Kurzentrehow.

Doch auch dem schwierigen Neubeginn als Flüchtling in einem kleinen westfälischen Dorf weiß der Verfasser humorvoll die besten Seiten abzugewinnen. Sozusagen im Familienbetrieb als Spielzeughersteller tätig, wagt er sich, als der Besitz von Jagdwaffen noch verboten ist, an den Bau einer Armbrust, muß aber bald erkennen, daß der „Püster“, ein heimlich umgerüsteter französischer Militärkarabiner, doch die besseren Dienste leistet.

„Zur Bewährung“

Die Geschichte eines Versuchs

Dies ist, so meine ich, ein gutes, ein notwendiges Buch. Keine vergnügliche oder spannende Bettlektüre, um das gleich vorab zu sagen. Eigentlich kein Roman, sondern ein Stück unserer Wirklichkeit, niedergeschrieben von einem, der sich Gedanken macht und Sorgen um unsere Gegenwart und unsere Zukunft. Willi Kramp, Erzähler von hohem Rang, hat sich hier eines Themas angenommen, das in den vergangenen zehn Jahren wie auch heute noch nicht zu den Akten gelegt werden kann, weil es junge und ältere Menschen gleichermaßen bewegt: Es geht um die Auseinandersetzung zwischen den Generationen und sozialen Schichten, zwischen Anschauungen und Verhaltensweisen der bürgerlichen Welt und denen, die ihr den Rücken kehren, aus welchen Gründen auch immer.

Ein junger Strafgefangener soll „Zur Bewährung“ vorzeitig entlassen werden. Eine Gruppe von angesehenen Bürgern, Leiter und Mitglieder des „Freundeskreises“ einer sozialpädagogischen Akademie, sind bereit, sich seiner anzunehmen — ihm Arbeit zu geben, ein Zuhause, Betreuung, Gespräche. Keiner von ihnen macht es sich leicht mit dieser Aufgabe. Sie wollen sich im Grunde ja auch selbst bewähren. Denn auch in ihren Familien ist nicht alles so, wie es nach ihrem Selbstverständnis eigentlich sein sollte. Die Frauen; die Kinder gehen eigene Wege — getreues Spiegelbild der Konflikte, die auch den jungen Mann bewegen, den sie betreuen wollen, dem sie helfen wollen, sich in ihrer Welt (die nicht die seine ist und sein kann) zu bewähren...

Der Wagen, den er nicht fahren darf, das Zimmer, das kein Zuhause ist, die Arbeit, die ihm nichts bedeutet, der Wunsch nach einem Gespräch, das nicht stattfinden kann, weil er zu unpassender Stunde kommt — Steinchen für Steinchen bröckelt ab aus der Schutzmauer, die sie um ihn ziehen wollten mit allem guten Willen. Und sie müssen zum Schluß erkennen, daß weder er noch sie, die Helfer, sich bewährt haben. Das alles ist so erzählt, aus der Sicht der fünf Mitglieder des „Freundeskreises“ daß der Betreute, der sich „bewähren“ soll, selbst nur indirekt zu Wort kommt. Trotz allen Bemühens muß ihm die bürgerliche Welt fremd und verschlossen bleiben. Natürlich gibt es Ausnahmen; die Frauen, die Mütter, spielen eine besondere Rolle dabei.

Vielleicht — der Autor deutet es nur an — war die Begegnung doch nicht umsonst für beide Seiten. Es kann sein, daß sie nun ein wenig behutsamer miteinander umgehen. Und vielleicht liegt auch in dieser Behutsamkeit und in der Toleranz gegenüber dem Nächsten — eine Chance, einander wiederzufinden und sich zu bewähren. Auf der einen wie auf der anderen Seite. **RMW**

Willy Kramp, Zur Bewährung. Roman. Verlag Herder, 320 Seiten, gebunden, 29,80 DM.

Vorzügliche Beobachtungsgabe, die auch seine jagdlich ungewöhnlich einfühlsame Frau ausgezeichnet hat, erlaubt dem Verfasser bemerkenswerte Feststellungen, etwa zu den ganz unterschiedlichen Reaktionen von Gänsen, Enten und Tauben auf den Anblick von Lockvögeln. Sie findet in seinem Buch auch noch auf andere Weise Ausdruck: In der Genauigkeit der Beschreibungen von Landschaften, Wild und Jägern und des treffend geschilderten jagdlichen Geschehens.

P. P.
Friedrich Wilhelm Freiherr von Buchholz. Glückliches Jagen. Auf Hoch- und Niederwild in Mitteleuropa. 208 Seiten, acht Bildtafeln mit 15 Abbildungen, Linson, 32,— DM.

Das Gesamtwerk

Hedwig Bienkowski-Andersson

Hamburg — Den schönen Band der Allensteiner Autorin Hedwig Bienkowski-Andersson würdigten wir in Folge 48 am 2. Dezember auf der Literatursseite. Durch einen Satzfehler wurde leider der Hinweis auf Bezugsmöglichkeiten entfallen. Der Band kann natürlich über alle Buchhandlungen — auch die Versandbuchhandlungen, die im Ostpreußenblatt inserieren — bezogen werden. (Edition Gryphus, Preis 19,80 DM.) Wer von unseren Lesern von der Autorin signierte Exemplare haben möchte (ebenefalls 19,80 DM einschl. Porto), möge die Bestellung unter dem Stichwort „Gesamtwerk“ an die Redaktion des Ostpreußenblatts, Postfach 8047, 2000 Hamburg 13, senden. Sie wird von uns weitergeleitet.

Herrlich die Atmosphäre in den Gasthäusern, in denen diese Feste stattfinden. An der Theke sammelten sich in Trauben die trinkfesten Männer, die sich abwechselnd Lagen von Nikolaschka, Kornus, Kurenkaffee, Rumchen mit „Zuckerbrauch nich“ und „Wasser muß nich“ und natürlich auch Bier spendierten. Neben der Eingangstür stand oft das große Petroleumfaß mit einer Handpumpe und einem Meßglas drauf. Der Duft von Schmierseife, Herings-, Käse-, Bier- und Schnapsvermischte sich mit dem Petroleumgeruch. Von der Decke hingen Bündel von Kuhketten, Eimern und Gänserümpfen (Holzschuhe). Der Qualm der Zigarren — Zigaretten galten als unmännlich — vernebelte die versammelten Zecher. Man sang, erzählte Witze und Ortsmärchen und — wartete auf den Spender einer neuen Runde. Im Tanzsaal aber mangelte es mit vorgerückter Stunde zunehmend an Tänzern, so daß die holde Weiblichkeit sich untereinander zum Tanze auffordern mußte.

Als der Vorstand meines Ortsvereins in Seckenburg den Termin für das Winterfest mit mir festlegen wollte, schlug ich ganz harmlos den ersten Sonnabend des neuen Jahres 1938 vor. Da erklärten die anderen Herren einhellig und spontan, dieser Tag könne wegen Neumond nicht infrage kommen. Was denn der Mond mit dem Winterfest zu tun habe, fragte ich erstaunt zurück. Bei möglichem offenen Wetter zu dieser Zeit sei die Gefahr des Ertrinkens in den vielen Wassergräben wegen der herrschenden Dunkelheit viel zu groß, gab man mir zur Antwort. Vor einigen Jahren, als man nicht auf den Mond geschaut habe, seien zwei Kameraden auf dem Heimweg in den Gräben ertrunken. So müsse man eben Rücksicht nehmen auf die beschwingten und einsam heimkehrenden alten Soldaten, deren Frauen „frühzeitig“ das Fest verließen und nach Hause fuhren. In ihrer plötzlich erwahten, ungestillten Sehnsucht nach ihnen achteten die Männer nicht auf die habgierigen und mannstollen Wassernaixen, die da in der Dunkelheit in den schwarzen Gräben lauerten...

Von unserem Forstamt aus sind es nur wenige Schritte bis zum Gilgedamm, hinter dem der Strom in dieser Jahreszeit recht träge dahinfließt. Am Ufer liegen, wohl verwahrt in einem verschließbaren Schuppen, meine drei Dienstboote: Die „Edda“, ein für zehn Personen eingerichtetes, schnittiges Motorboot mit aufspannbarem Segeldach gegen Regen und geschmackvoller Mahagoniausstattung, ferner die kleinen Boote „Emmi“ und der „Eiserne“ mit Außenbordmotoren der Firma Sachs. Ein Angestellter des Forstamts, P. Mätzing, betreut und fährt auf Bestellung diese Boote.

Das Wasser der Gilge ist sauber und lädt zum täglichen Bad ein, das meist morgens vor dem Frühstück mit der ganzen Familie nebst Gästen genommen wird. Beim Schwimmen beobachtet man gut die nur einhundertfünfzig Meter stromaufwärts den Fluß ständig überquerende Fähre des benachbart wohnenden Gastwirts W. Ebner, die mit Hand durch Seilzug vom Fährmann bewegt wird. Von hüben nach drüben und umgekehrt werden ununterbrochen Menschen, Pferdewagen, Vieh und landwirtschaftliche Geräte übergesetzt. Der Ruf der Glocken auf beiden Uferseiten klingt mir noch heute in den Ohren. Dort hat übrigens Agnes Miegel ihre Ballade „Die Fähre“ gedichtet.

Doch nun lade ich den Leser ein, mit mir und meinen Gästen eine Fahrt in den eingedeichten Bruchwald, und zwar in die Revierförsterei Kastaunen meines Forstamts zu unternehmen. Es ist ein hochsommerlicher und schwüler Augusttag, an dem wir zu einer frühen Nachmittagsstunde mit unserer „Edda“ das Bootshaus verlassen,

Solange sind die Heuhaufen beliebte Ruheplätze für den Storch, den Schreiadler, den Wespenbussard und — in der Nacht — für den Uhu oder die hier noch vorkommende Habichtseule. Auch der sagenumwobene Wotansvogel, der Kolkraabe, späht oft von diesem hohen Sitz aus nach seiner Beute. Über dem Wasser schwirren zahlreiche Libellen und setzen sich auf unsere Kleidung. Im Uferschilf ruft das Wasserhuhn, und von den Wiesen hört man das Geschnarre des Wachtelkönigs.

Das Schöpf- und Hebewerk Kastaunen, das bei diesem niedrigen Wasserstand still steht, passieren wir nach einer halben Stunde. Es wird elektrisch betrieben und hat die Aufgabe, nach starken Niederschlägen oder bei übermäßigem Druckwasser von außen die überschüssigen Wassermengen aus dem Polder durch Abpumpen nach außen zu befördern. Und da sind wir auch schon an der verabredeten Grabeneinfahrt angelangt, wo uns der „Elchvater“ und Oberförster Weber mit seinem Handkahn

aushub besteht längs der Gräben für einen Fußgänger die allerdings sehr beschränkte und beschwerliche Möglichkeit, in das große Naß des Bruchwaldes vorzudringen. In vielen Wasserlöchern wuchern Binsen, Schwertlilien, Blutweiderich, Pfeilkraut, Schilfkolben oder Rohrgras, um nur einige der sehr zahlreichen Wasserpflanzen zu nennen. Das blanke Wasser ist vielfach bedeckt mit Entengriß oder mit den prächtigen weißen Wasserrosen und den gelben Mummeln. Frösche und Fische haben hier noch ein gesundes und ungestörtes Leben; aber auch die Mücken können sich milliardenfach vermehren. Je tiefer wir in den Wald eindringen, um so unerträglicher wird ihr Gesumm und ihr tausendfacher Angriff auf uns. Wir müssen über unseren breit krempigen Hut den Mückerschleier ziehen und diesen fest auf unserer Brust zusammenhalten. Gummihandschuhe schützen Hände und Handgelenke, eine bei dieser Wärme nicht gerade angenehme zusätzliche Bekleidung. Der Waldarbeiter und der Oberförster scheinen abgehärtet zu sein. In stolcher Ruhe fassen sie nur von Zeit zu Zeit mit der offenen Hand über ihren dickledrigen und anscheinend unempfindlichen Nacken und werfen die zu Hunderten dort saugenden und nun zerquetschten Plagegeister verächtlich auf die Erde. „Es ist so, als wenn ich in Hacksel fasse“, sagt so nebenbei einer von ihnen.

Endlich verlassen wir den Kahn und pirschen auf eine vor uns stehende Kanzel zu, auf der wir alle bequem unterkommen können. Im Gänsemarsch geht es auf dem schmalen und nassen Fußweg vorwärts. Die geräumige Kanzel ist mit starken Pfählen und Brettern gebaut, deren Fichtenholz mühsam von weither aus anderen Forstämtern herbeigeschafft worden ist. Tawellenbruch hat kein solches Holz. Selbst den Weihnachtsbaum muß man ja von auswärts beziehen.

Beglückt stellen wir fest, daß auf der Kanzel, wo ein ganz leises Lüftchen geht, die Mückenschwärme uns verlassen haben. Befreit vom lästigen Mückenschleier und von den Gummihandschuhen, genießen wir nun das höchst eigenartige Landschaftsbild, das uns weithin umgibt. Sieben bis vierhundert Meter lange und etwa dreißig Meter breite freigeheuene Schußschnitten verlaufen sternförmig von unserer Kanzel aus tief in die Wildnis hinein. Besondere Pfähle markieren sogar bestimmte Schußentfernungen. Ein „Hofjagdbetrieb“ erfordert nun einmal solche Bequemlichkeiten, wie sie hier notgedrungen eingerichtet sind. Der Elch ist ein Baumäser, d. h. er äst vornehmlich Knospen, Zweige und Rinden der Weichhölzer, am liebsten der Weiden. Er braucht deshalb nicht wie das Reh- oder Rotwild auf Wiesen und Kulturen zur Asung auszutreten. Fortsetzung folgt

So war die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 7

VON WOLFRAM GIESELER

um sogleich aus der Gilge in die schräg gegenüber abfließende Tawelle einzubiegen. Am Heck flattert lustig die Dienstflagge im Wind. Wir haben auf bequemen Polstern Platz genommen. Mit gedrosseltem Motor gleitet das Boot langsam den verhältnismäßig schmalen Wasserlauf entlang, der von flachen und sumpfigen Ufern eingefäßt wird. Rechts begleitet uns in einiger Entfernung der Kastauner Deich, bisweilen taucht hier nur das Oberteil eines Bauerngehöfts auf, dessen untere Hälfte durch den Damm verdeckt ist. Links dehnt sich bis zum fernen Waldrand hin die „Pamurgis“ aus, eine jährlich durch die Sinkstoffe des Melmelhochwassers bestens gedüngte, große Naturwiese. Nach Wasserabfluß im Frühjahr schießt üppig nahrhaftes Gras empor. Nachdem der erste Schnitt bereits geerntet und kunstgerecht auf stabilen Holzgestellen hochwasserfrei in großen Heuhaufen an Ort und Stelle aufgesetzt ist, wächst heute schon wieder der zweite Schnitt heran. Das Heu kann ja erst im Winter bei Frost und Schnee auf dem Eis der Flußläufe mit dem Schlitzen von dem Eigentümern abgefahren werden.

und einem Kahnschieber freudig begrüßt. Das Forstamt verfügt über mehr als dreißig solcher Dienstkähne, die auf die zehn Forstbezirke verteilt sind und von staatl. Waldarbeitern als Kahnschieber bei den unumgänglichen Revierfahrten der Forstbeamten meist „geschoben“, also vom Heck aus gestakt, aber auch getreidelt oder — sehr selten — auch gerudert werden. Alle Boote sind kiellos und gehen daher sehr flach.

Das Motorboot bleibt mit Mätzing zurück, und wir nehmen auf den Holzbänken des Kahns Platz, der von dem hinter uns stehenden Mann geschickt mit nur einem Ruder sowohl gesteuert als auch durch kräftige Stöße vom Ufer aus den schnurgeraden Gräben entlang vorwärts gedrückt wird. Schon nimmt uns der Wald auf. Er besteht meist aus einem schütterten Erlen- und Birkenbestand, der von einer üppig wuchernden Strauch-, Kraut- und Grasflora oft bis Mannshöhe unterstanden ist. Die Gräben, die jährlich gereinigt werden müssen, begrenzen die rechteckigen Jagen, wie das in anderen Waldungen die Gestelle, meist befahrbare Wege, tun. Nur auf dem Graben-

Ich benachrichtige die Mordkommission, breche den Termin ab und eile an den Ort des grausigen Geschehens. Nur mit der allergrößten Mühe gelingt es, den wild um sich beißenden Hund von seinem toten Herrn zu entfernen, damit man in Ruhe den Hergang dieser Tragödie rekonstruieren kann. Im Modder wird das Gewehr des Toten gefunden, dann sogar die Patronenhülse, die in den Lauf paßt. Schließlich ergibt sich einwandfrei, daß nicht Mord, sondern Selbstmord (aus familiären Gründen) vorliegt. Nach fast 40 Jahren erzähle ich dies mich damals sehr bewegende Ereignis aus zweierlei Gründen.

Zunächst ist es die völlig aus dem Rahmen fallende Form der Beerdigung, wie sie, bedingt durch die Landschaft, in den Haffdörfern der Elchniederung noch üblich ist. Da wegen des hohen Grundwasserstandes die Friedhöfe nur auf hochwasserfreien Sandrücken im Hinterland angelegt werden können, ist man gezwungen, vom Trauerhaus aus den Verstorbenen auf dem Wasserweg zum weit entfernten Gottesacker zu geleiten. Und so setzt sich nach dem häuslichen Trauergottesdienst eine Flotte von 40 bis 50 Kähnen in Bewegung, wobei die rudenden oder stakenden Männer peinlich genau die Kiellinie des Vordermanns einhalten. Im ersten Kahn hat die Musikkapelle des Kriegervereins Platz genommen, die ihre feierlichen Choräle anstimmt. Im zweiten steht der Sarg, den die Sargträger rudern. Im dritten und vierten sitzen der Pfarrer und die nächsten Angehörigen. Im fünften und sechsten die Forstbeamten. Dann folgt der Kriegerverein mit der Fahne und schließlich die übrige Trauergemeinde in einer Kette weiterer Kähne. So fährt man hintereinander in gemessenem Tempo von der Tawelle durch den „Tawener Eszer“ und den Wagow in die Smalupp, an deren Ufer der kleine Forstbeamtenfriedhof liegt. Das dauert mehr als eine Stunde. Als wir am Ufer des Friedhofs landen, steht zwischen den Grabsteinen erschreckt ein starker Elch auf und stürzt in das hochaufliegende Wasser, um die Smalupp zu durchrinnen und sich so vor dem unerwarteten Ansturm der vielen Menschen in Sicherheit zu bringen. Da soll man als stiller Waldbewohner keinen Schreck bekommen!

Auf diesem kleinen, vom Wasser umspülten Friedhof inmitten einer wahren Urlandschaft nehmen sich die schwarzen und grünen Trauerkleider der Leidtragenden, aber auch der Segen des Pfarrers sowie der Ehrensallut und das Halali der Grünröcke wahrlich eigenartig aus. Ein solches Erlebnis bleibt unvergessen.

Während des „Schacktarps“, über den ich noch später sprechen werde, ist eine Beerdigung auch dieser Art unmöglich, weil man weder mit dem Kahn noch mit dem Schlitten oder auf Schlittschuhen zum Fried-



Elch im Bruchwald: In der Feistzeit ist er träge und faul

Foto Stallbaum

hof gelangen kann. Dann wird der Tote nur in einen Sarg gelegt und vorübergehend auf dem Boden, der „Lucht“, aufbewahrt, bis das Wetter eine Bestattung möglich macht. Deshalb ist ein Vorrat von Särgen bei einigen Dienststellen, z. B. in der Schule, Kirche oder auch Försterei, amtlich vorgeschrieben, da man in dieser Zeit ja auch keinen Sarg heranschaffen kann. Mit zunehmendem Ausbau hochwasserfreier Zugangsstraßen

von nun an ist er mir ebenfalls ein besonders treuer und in seiner Jagdpassion nie erlahmender Begleiter. Die Freude, eine ihm gemäße Bleibe in seinem Element, dem Wasser mit den vielen Enten, gefunden zu haben, ist ihm anzumerken. Niemals habe ich einen verständigeren Hund besessen. Wie viele Enten hat er mir aus dem schwierigsten Sumpfgelände, in dem er weder schwimmen noch laufen kann, apportiert und

Verstand her ernste Bedenken entgegenstehen. Im Leben ist ja allzu oft ein gesunder Instinkt ein zuverlässigerer Wegweiser als das nackte Kalkül.

Der Kriegerbund hat im Kreis rund 3500 Mitglieder, zusammengefaßt in einer Anzahl von Ortsverbänden. Diese überwiegend aus Frontkämpfern des Ersten Weltkriegs bestehende Vereinigung pflegt die soldatische Kameradschaft und den für alle Ostpreußen selbstverständlichen Wehrwillen, der in Anbetracht unserer Grenzlage und unserer geschichtlichen Erfahrungen besonders ernst genommen wird. So kommt es auch, daß in allen Ortschaften der Kriegerverein eine dominierende Rolle spielt und von dieser auch nicht in der NS-Zeit verdrängt werden kann.

Ende August 1937 erlebe ich bereits als Vorsitzender den üblichen Kreiskriegertag in Heinrichswalde, wo sich die Kameraden zum Schießen, zu einem großen Auf- und Vorbeimarsch und zu einem großen Gartenfest treffen. Da sind sie nun alle versammelt, die Fischer aus den entlegenen Haffdörfern und die Bauern von den vielen Ortschaften und Einzelsiedlungen der „tiefen“ und der „hohen“ Niederung. Gesunde, kräftige, aufrechte und treue Männer, die wohl wissen, daß Wachsamkeit und Wehrbereitschaft der Preis für die Freiheit sind.

Keine Freunde von Traurigkeit

Als ich in Forstuniform mit anderen Prominenten auf einer bekränzten Tribüne den Vorbeimarsch von 2000 alten Soldaten abnahm, wobei die alten Beine auch der in Uniform erschienenen alten Offiziere unter den Marschklängen der Kapelle nur so flogen, tröstete ich mich im stillen mit dem Dichterwort: „Mut zeigt auch der Mameluck.“

Wenn man einen solchen Posten übernahm, mußte man selbstverständlich auch trinkfest sein. Alte Soldaten und noch dazu Ostpreußen sind nun einmal keine Freunde der Traurigkeit. Diese Voraussetzung erfüllte ich. Sodann mußte man Verständnis für die Eigenart, die Sorgen und die Nöte der Menschen haben, unter denen man lebte und deren Schicksal man teilte.

So sind mir die vielen und heiteren, ja ausgelassenen Sommer- und Winterfeste der Ortsvereine noch in bester Erinnerung, die ich natürlich als Kreisvorsitzender mitmachen mußte und auf denen ich selbstverständlich auch zu sprechen hatte. Oft fuhr ich mit meinem Motorboot stundenlang zu den Haffdörfern, wo es stets besonders urwüchsig zuging. Wenn dann im Sommer bei Tagesanbruch noch der dicke Nebel über dem Wasser und den Wiesen lag, wenn die Musikkapelle mich am Ufer mit einem nicht immer harmonisch klingenden Ständchen verabschiedete, dann lag ich selig entschlummert auf dem gut gepolsterten Boden des Bootes, das der gute Mätzing mit noch sicherer Hand den heimatischen Penaten zusteuerte.

Fortsetzung folgt

So war die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 6

VON WOLFRAM GIESELER

und mit zunehmender Aussiedlung der Einzelsiedler aus den Überschwemmungsgebieten entfällt natürlich immer mehr die Notwendigkeit einer solchen Maßnahme.

Die zweite Folge des Todes von Revierförster F. ist, daß der fünfjährige Kurzhaarrüde Harras, der seinen Herrn so tapfer bewachte, nur keinen mehr hat. Er ist ein weithin bekannter Stöberhund auf Enten, wie er in dieser Gegend unentbehrlich ist. Berühmt aber hatte ihn eine Bravourleistung gemacht, die man überall zum Besten gab. Dies ist die Geschichte: An einem stürmischen Novemberrnachtsabend begab sich F. mit seinem Hund im Kahn auf das Haff, um auf einer kleinen, sumpfigen Insel vor der Küste Enten auf dem Abendstreich zu schießen. Den Kahn befestigte er an einer kleinen Birke und stellte sich in seinen hohen Gummistiefeln, wie sie die Fischer tragen und die auch die Oberschenkel bedecken, mit seinem vierbeinigen Begleiter ein wenig abseits hinter einen Schilfholm. Plötzlich verstärkte sich der Sturm erheblich. Er riß den Kahn von seiner Befestigung ab und trieb ihn steuerlos dem fernen Ufer zu. Der höher werdende Wellengang setzte die kleine Insel zunehmend unter Wasser, das schnell dem einsamen Jäger bis an den Bauch reichte. Der Förster drohte zu ertrinken. In aller Eile knüpfte er an das Halsband des treuen Hundes eine Patronenhülse mit einem Zettel, auf dem er seine äußerst gefährliche Lage mit Ortsangabe vermerkte.

Der Hund schwamm ans Ufer, überwand einen breiten Streifen sumpfigen und unbeherrschbaren Schilfgeländes und lief fünf Kilometer zum fernen Forsthaus, wo er völlig durchnäßt und erschöpft Einlaß begehrte. Dort setzte er sich vor seine Herrin und machte durch sein auffälliges Benehmen auf die Patronenhülse aufmerksam. In letzter Minute retteten alarmierte Fischer aus Tawe unter eigener Lebensgefahr den schon bis zum Hals im Wasser stehenden Förster, der sich nur noch mühsam am Schilf festhielt. So wurde Harras durch diese Heldentat berühmt, und es ist daher verständlich, daß ich den Wunsch habe, ihn käuflich zu erwerben. Ich habe Erfolg, und

wie oft habe ich es erlebt, daß er selbst untergetauchte Enten, die geflügelt waren, unter Wasser griff. In den letzten Kriegstagen ist Harras dann kurz vor unserer Flucht im Trubel der Geschehnisse verschwunden. Ich werde ihn nicht vergessen.

Anfang Juli 1937 melden sich telefonisch mehrere Herren aus Seckenburg, unserem Marktort mit Kirche, und aus dem Kreisort Heinrichswalde an, die mich privat sprechen möchten. Sie treffen pünktlich zur verabredeten Zeit ein, und ich bin gespannt, was sie wohl auf dem Herzen haben. Nachdem sie sich alle, versehen mit Schnaps und Zigarren, in unserem Wohnzimmer gesetzt haben, erhebt sich einer von ihnen und sagt folgendes.

Soweit man zurücksehe, habe immer der jeweilige Forstmeister von Tawellenbruch den Kriegerverein in Seckenburg und den übergeordneten Kreiskriegerverband der Elchniederung mit dem Sitz in Heinrichswalde geführt. Mein Vorgänger, der im Ersten Weltkrieg gefallene Feldjäger und Oberförster Meyer, und mein Vorgänger, der nun fortgezogene Forstmeister Orlowski, hätten jedenfalls in den letzten drei Jahrzehnten diese Posten ununterbrochen inne gehabt und sich dabei einen Namen gemacht. Man nehme nun an, daß ich mir dieser Tradition bewußt sei, und biete mir hiermit auf allseitigen Wunsch der Kameraden diese ehrenvollen Posten an.

Von diesem ehrenvollen Angebot überrascht, gebe ich zu bedenken, daß ich ja noch gar nicht Mitglied des Kyffhäuser-Bundes sei, auch als junger Mann kein Frontkämpfer des Ersten Weltkriegs und auch noch nicht Offizier, da ich bisher freiwillig erst Kurzlehrgänge bei der Truppe bis zum Feldwebel absolviert hätte. Alle diese Einwände lassen die Herrn aber nicht gelten. Schließlich stimme ich auch eingedenk der Tatsache, daß mein Vater jahrelang Orts- und Kreisvorsitzender des Kriegervereins war, dem Wunsch der Deputation zu. Ich bin mir bewußt, daß man in seinem jugendlichen Optimismus sich manche Aufgabe auf die Hörner nimmt und dabei Erfolg und innere Befriedigung findet, auch wenn dem vom reinen



Schwarzstörche: In der Elchniederung zu Hause Foto Landesbildstelle Hessen

„Wenn Heimat aus der Mode kommt . . .“

Landeskulturtagung der Ost- und Westpreußen in Baden-Württemberg

Göppingen — Gruppenvorsitzender Helmut Radstein begrüßte die Kulturreferenten und Delegierten der Landesgruppe Baden-Württemberg und wünschte einen erfolgreichen Verlauf der beiden Arbeitstage. Auch Tagungsleiter Professor Dr. Schienemann ließ alle Teilnehmer willkommen und skizzierte den Programmaufbau sowie die theoretische und die praktische Zielsetzung, wie sie durch das Generalthema „Dichtung aus Ost- und Westpreußen und über die alte Heimat in ihrer Verwendbarkeit für die kulturelle Gruppenarbeit und für die repräsentative Darstellung“ benannt wird. Danach referierte Assessor Heinz Novak, Celle, Kulturreferent der LO-Gruppe Niedersachsen-Nord, über sein Teilgebiet Epik. Der exemplarischen Darstellung vom Schaffen Hermann Sudermanns schickte er einen Abriss der Prosawerke einiger anderer West- und Ostpreußen voraus.

Nach der Kaffeepause sprach der Schriftsteller und Schauspieler Klaus Granzow aus Pommern über das nordostdeutsche Theater, seine Größen von der letzten Jahrhundertwende und das brauchbare Erbe. Er rezitierte lebhaft und überzeugend ganze Passa-

gen aus den Stücken der Dramatiker, kommentierte einleuchtend und gab den Stücken „Der Strom“ von Max Halbe, „Strandkinder“ von Sudermann und „Der Zauberer Gottes“ von Paul Fechter viel Raum.

Nach dem gemeinsamen Abendessen in der Strandhalle traf man sich im Konferenzsaal, wo ein gutes Programm gezeigt wurde, zu dem auch die Öffentlichkeit eingeladen war. Der Agnes-Miegel-Feierstunde am Sonntagmorgen, die von Käthe Radstein vorbereitet wurde, war eine kleine Bücherausstellung angeschlossen. Die Ein- und Überleitungstexte der Feierstunde las Landmännin Radstein, die Rezitationen Burglind Friedrich. Die Textfolge war gut unter sich und mit den musikalischen Beiträgen der Pianistin Andrea Unger abgestimmt.

Ergänzend zur Feierstunde zitierte Professor Dr. Schienemann drei Anekdoten über Agnes Miegel und hob hervor, daß die Feierstunde mit ihrer mannigfaltigen Stoffauswahl bewiesen habe, wie weit das Schaffen der Dichterin über Ostpreußen hinaus,

wo sie in jedem Falle wurzeln, nach ganz Deutschland reiche.

Den Abschluß des eigentlichen Arbeitsprogramms bot der Tagungsleiter selber mit seinen Ausführungen über die Lyrik, einige Balladen mit eingeschlossen. Es kam ihm zunächst darauf an, Maßstäbe für die Auswahl von guten, echten Gedichten aufzuzeigen und sowohl das Merkmal Heimat und den Reim als etwa zureichende Kriterien auszuschließen. Auch Heimat-, Vaterlands- und Gerechtigkeitsliebe könnten Autoren leicht als Motive zu Moralismus verführen, statt echtes Gefühl zu wecken und die Gedichte als gewachsene Gebilde mit Eigenleben und Seele auszustatten. Er rezitierte eine längere Reihe von Gedichten und Balladen; die es wert seien, auf sie innerhalb der Kulturarbeit die Aufmerksamkeit zu lenken.

Danach ergänzte er die Kette durch zwei „Volkslieder“ aus Johann Gottfried Herders „Stimmen der Völker in Liedern“ und, für Westpreußen, mit einem Gedicht von Hermann Löns und zwei des größten westpreußischen Dichters Arnold Kriegers. Gerade wenn Heimat aus der Mode gekommen ist, sollten wir, schloß Schienemann, auch im Bereich der Dichtung daran fest-

halten, Überliefertes pflegen und weiterentwickeln und nicht zu geistigen Nomaden werden.

Nach gemeinsamem Mittagessen strebten die Teilnehmer zum Stadtmuseum, um sich von Dr. Kaus mit den Schätzen der Stauer vertraut machen zu lassen. Erst vor kurzem eingerichtet, gewährte die Sammlung dennoch mit Originalen und guten Nachbildungen, Brakteaten etwa, Bildern und Faksimiledrucken Einblick in die große Vergangenheit mit den bedeutendsten Vertretern Friedrich Barbarossa und seinem Enkel Friedrich II., freilich ohne daß die vorhandenen Texttafeln von durch moderne Ideologie verfälschenden Deutungen ganz frei geblieben wären.

Die mit der örtlichen Ost-Westpreußen-Gruppe vereinbarte Kaffeestunde der Begegnung fand ebenfalls in der Stadthalle statt. Durch eine bunte Reihe und lebhaftes Gespräch erbrachte sie Erinnerungs- und Gedankenaustausch und diente damit ihrerseits der Kultur und der Menschlichkeit. Schluß- und Dankesworte äußerte, anstelle des wegen Krankheit verhinderten ostpreußischen Landesvorsitzenden Erwin Seefeldt, Lm. Werner Buxa und erinnerte dabei an andere ostpreußische Großveranstaltungen im Laufe des Jahres. Er dankte auch dem Tagungsleiter und westpreußischen Landesvorsitzenden, Professor Dr. Schienemann, der den Aufbau des Programms bis in Einzelheiten der Textauswahl vorbereitet hatte.

Werner Schienemann

Neue Wege der Selbstdarstellung

Erfahrungsaustausch über unsere Heimatbriefe

Rotenburg (Wümme) — Erstmals seit Bestehen der Landsmannschaft Ostpreußen hatte die Bundesgeschäftsführung zu einer zweitägigen Schriftleiter-Tagung nach Rotenburg (Wümme) geladen. Hauptanliegen dieser außerordentlichen Zusammenkunft von Heimatkreisvertretern und Schriftleitern war der Erfahrungsaustausch über Inhalt und Gestaltung der Heimatbriefe. Besondere Bedeutung kam darüber hinaus der Frage zu, wie man auch die lokale Presse für eine breitere Berichterstattung über die landsmannschaftliche Arbeit gewinnen könne.

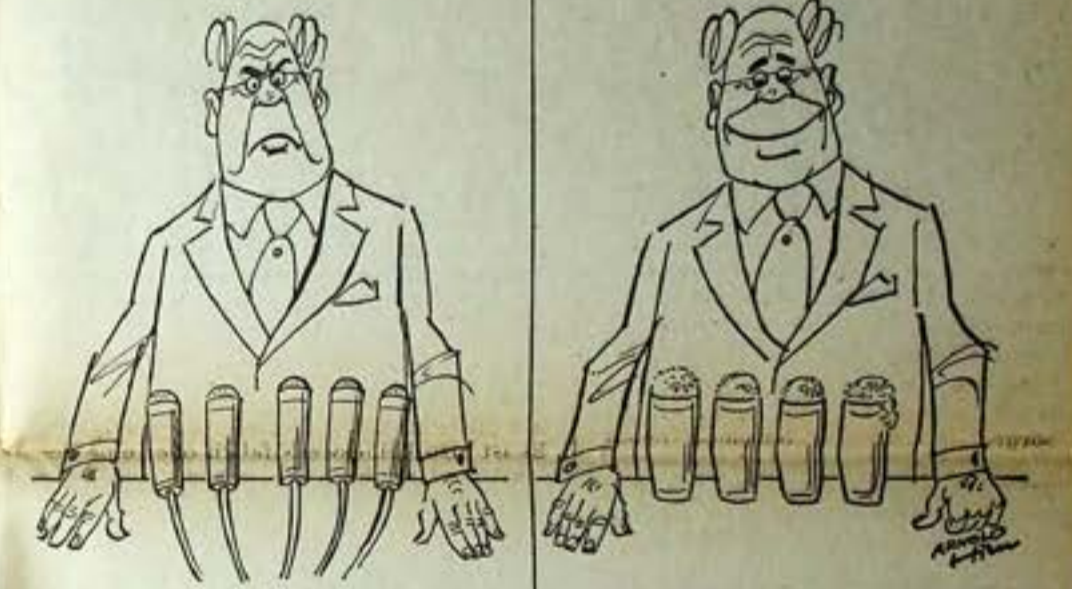
So hatten diese Themen denn auch die Schriftleiter fast aller Heimatkreisgemeinschaften nach Rotenburg gelockt. Der Begrüßungsabend diente dem gegenseitigen Kennenlernen. In gemühter Atmosphäre stellten sich die Teilnehmer vor und berichteten über ihre Öffentlichkeitsarbeit, über Erfolge und Mißerfolge. Die breite Palette der Ergebnisse reichte von „ganz am Boden“ bis „bei mir klappt das ausgezeichnet“. Anschließend ergriff der Chefredakteur des Ostpreußenblatts, Hugo Welms, das Wort und behandelte die verschiedenen Aufgaben und Ziele einer Heimatzeitung und der Heimatbriefe. Auf diese Weise eine lebhaft Diskussion entfacht, fachsimpelte man bis in den späten Abend.

Sonnabendvormittag ging Vorstandsmitglied Gerhard Wippich in seinem Referat auf die besondere Bedeutung des Heimatbriefes ein. In diesem Zusammenhang erklärte er anhand der Vielfalt der ostpreußischen Landschaft die wichtige Funktion der Heimatbriefe, die verschiedensten Eigenarten darzustellen. Dies sei bei einer überregionalen Heimatzeitung schon aus dem Grund nicht möglich, weil diese eine weiterführende Aufgabe habe. Wippich behandelte außerdem die Möglichkeiten der Finanzierung, während in der darauffolgenden Diskussion die Schriftleiter über ihre praktischen Erfahrungen berichteten.

Bundeskulturreferent Horst Dohm sprach über die Aufgabe, das ostdeutsche Kulturgut auch in den Heimatbriefen sichtbar zu machen. Durch Bundesgeschäftsführer Friedrich-Karl Mithaler wurden die Teilnehmer mittels der Geschichte der Kreisgemeinschaft Angerburg mit der „Geburt, Entwicklung und Zukunft der Heimatbriefe“ vertraut gemacht. Der Nachmittag war den praktischen Problemen bei der Gestaltung des Heimatbriefes vorbehalten, und es wurde im Institut für Heimatforschung das Archiv der Kreisgemeinschaft Angerburg besichtigt.

Am Sonntag leitete der Bundesgeschäftsführer durch einen stichwortartigen Umriss des Aufbaus der Landsmannschaft die Tagung ein. Darauf berichtete der Referent für Öffentlichkeitsarbeit der Bundesgeschäftsstelle, L. C. Seifert, über die vorrangige Aufgabe, innerhalb der Organisation der LO die Voraussetzungen für eine publizistische Breitenarbeit zu schaffen. Um die Berichterstattung über die landsmannschaftliche Arbeit in der lokalen Presse in stärkerem Umfang zum Ausdruck zu bringen, sei es unerlässlich, mit den zuständigen Redakteuren persönlichen Kontakt aufzunehmen. Des weiteren stellte der Referent den Teilnehmern den „Kulturdienst Ostpreußen“ vor, dessen Aufgabe es sein soll, die Erinnerung an die Leistung der Menschen aus den Ostgebieten wachzuhalten und insbesondere den Beitrag Ostpreußens zum abendländischen Kulturkreis sichtbar zu machen.

In dem Abschlußreferat des Chefredakteurs der Harburger Anzeigen und Nachrichten, Helmut Peitsch, wurde die landsmannschaftliche Arbeit aus dem Blickwinkel einer Tageszeitung beleuchtet. Um in der Tagespresse Erwähnung zu finden, komme es darauf an, aktuelle Informationen in möglichst kurzer Fassung zu liefern, wobei von einer Kommentierung abgesehen werden sollte. Breite Felder der Öffentlichkeitsarbeit stellten die Terminkalender und die Leserbriefseite dar. Schon allein die permanente Wiederholung des Namens erwecke Interesse bei den Lesern. Landsmannschaften seien für Tageszeitungen nichts anderes als ein Verein unter vielen. So fänden denn auch nur wirklich besondere Leistungen in der lokalen Berichterstattung ihren Platz. Abschließend stellte Peitsch fest, es seien genügend Möglichkeiten vorhanden, sie müßten nur genutzt werden. Zusammenfassend sei an dieser Stelle noch erwähnt, daß diese Tagung wohl kaum ihr Ziel verfehlt haben dürfte und alle Teilnehmer mit neuen Aspekten, guten Tips und wertvollen Ratschlägen bereichert die Heimfahrt an-



Zeichnung Arnold Him

Gemeinschaft praktizieren

Frauenarbeitstagung der Landesgruppe Schleswig-Holstein

Rendsburg — Auf der diesjährigen Frauenarbeitstagung der Ostpreußen, Westpreußen und Danziger in der Heimvolkshochschule begrüßte die Landesfrauenleiterin von Schleswig-Holstein, Eva Rehs, besonders neu hinzugekommene und jüngere Teilnehmer. Sie stellte die Tagung unter das Motto: „Gemeinschaft zu praktizieren, ist leicht. Aber erfreulich ist jede Unternehmung mit Menschen, die bereit sind, sich einzufügen und beizutragen zum Gelingen der gemeinsamen Sache.“ Dr. Brinkmann, als Vertreter von Dr. Gaasch, begrüßte herzlich den Teilnehmerkreis.

Archivleiter Bong, Lüneburg, zeigte einen überaus interessanten Dia-Vortrag „Rettet das Bild der ostdeutschen Heimat“. Amsrat Haase von der Staatskanzlei Kiel sprach zu dem Thema: „Die Pflege des Kulturguts der Vertriebenen und Flüchtlinge durch die Landesregierung Schleswig-Holstein.“ Das Kulturgut und -erbe zu erfassen, erschließen und erhalten, sowie typische Lebensformen raumgebundener Landschaften und Gebiete im Osten haben sich Bund und die Länderregierungen zur Aufgabe gemacht. Ebenso die Förderung und Weiterentwicklung der Kulturleistungen der Vertriebenen und Flüchtlinge. Archive, Bibliotheken, Stiftungen, Künstlergilden, Galerien, Patenschaften, Seminare, Ostkunde im Unterricht, wie Schülerwettbewerbe tragen dazu bei, das ostdeutsche Kulturgut lebendig zu erhalten. Dies, so sagte der Vortragende, sei eine „Daueraufgabe“, an der alle zur Mitarbeit aufgerufen seien. An seine Ausführungen schloß sich eine lebhaft Diskussion an. Der Landesvorsitzende der Danziger, Wiebe, erläuterte die besondere Stellung der Danziger wie auch der Memelländer. Landesvorsitzender Petersdorf berichtete von der Übernahme der Partnerschaft des Freistaates Bayern für die Landsmannschaft Ostpreußen.

Kurt Kumpies war der letzte Redner des ersten Arbeitstages. Er sprach über das

„Museum Samland“, das in liebevoller Kleinarbeit in Pinneberg entstanden ist und zum Besuch empfohlen wurde.

Der Mittwoch wurde mit einem Lied und einem besinnlichen Wort zum Tage von Eva Rehs eingeleitet. Der danach folgende Vortrag „Eurokommunismus — Herausforderung des Westens“ von cand. phil. Thomas Vogtherr vermittelte in klarer Übersicht die Probleme zu diesem Thema. Der klassische Kommunismus mit seinen Gefahren, wie auch der Eurokommunismus wurde allen Zuhörern verständlich gemacht.

Über „Wert und Bedeutung der Gemeinschaft“ sprach danach Landesfrauenleiterin Rehs. Sie führte u. a. aus, daß die Selbstzucht, das Maßhalten, wohl nicht möglich gewesen wäre, wenn wir uns nicht den Bindungen verpflichtet gefühlt hätten, die wir uns trotz aller Not und Sorge, die zunächst über uns hereinbrachen, bis heute erhielten.

Es folgte der Erfahrungsaustausch über Aussiedlerbetreuung, der von Landmännin Schusterleit geleitet wurde und zu dem mehrere Teilnehmer ihre Erfahrungen beitrugen. Stud. phil. Andreas Grigoleit sprach als letzter Referent zu dem Thema „Das Verständnis von Nation in der jungen Generation im geteilten Deutschland“. Ein schwieriges Thema, das viel Beachtung fand, aber auch Einsprüche erhielt. Die Landesfrauenleiterin des Bundes der Danziger, Emmy Schilling, leitete den Erfahrungsaustausch und gab durch ihren Bericht vielen Mitarbeiterinnen Anregungen auf den Weg. Eva Rehs schlug eine Gemeinschaftsarbeit an einem Wandteppich vor, zu der sich spontan mehrere Teilnehmerinnen bereit erklärten.

BdV-Landesgeschäftsführer von Koerber, Kiel, befaßte sich mit der künftigen Arbeit der Gruppen und dankte den Frauen für ihren nimmermüden Einsatz. A.L./E.R.

Immer noch aktiv

Erwin Gutzeit wurde 85 Jahre



Hildesheim — Am Mittwoch dieser Woche, dem 29. November, vollendete Erwin Gutzeit, Westpreußenstraße 15, 3200 Hildesheim, historischer Mitarbeiter dieser Zeitung, sein 85. Lebensjahr. Er wurde 1893 in Dirschau (Westpreußen) als Sohn eines Königsberger Ehepaars geboren. Sein Vater war Eisenbahnbeamter. Die Jugend- und Schulzeit verlebte er in Königsberg, nachdem der Vater dorthin versetzt worden war. 1911 trat Gutzeit bei der dortigen Kreisverwaltung in den Verwaltungsdienst ein. Nach Teilnahme am Ersten Weltkrieg und Verwundung war Landsmann Gutzeit wieder in der Verwaltung tätig, und zwar zunächst beim Königsberger Polizeipräsidium sowie anschließend von 1917 bis 1940 bei der Kreisverwaltung Mohrungen. In Posen, wohin Gutzeit 1940 als Amtmann kam, erlebte er 1945 den Zusammenbruch. Nach Rückkehr aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft übernahm er die Vertretung und Auslieferung einiger namhafter wissenschaftlicher Verlage aus der Bundesrepublik in West-Berlin. Als Beamter trat er vorzeitig in den Ruhestand. Nach dem Tod seiner Frau setzte er sich zwar endgültig zur Ruhe und zog 1973 nach Hildesheim, aber untätig blieb er nicht. Deshalb wandte er sich wieder seinem alten Hobby, der Schriftstellerei, zu. Durch Aufsätze und historische Beiträge sowie Erinnerungen trägt er mit dazu bei, daß in der deutschen Öffentlichkeit die Heimat nicht vergessen

Nach den gedanklichen Abschweifungen in Teil 4 dieser Serie will ich nun meinen Morgenspaziergang am 1. Juni 1937 fortsetzen.

Eine mindestens 300 Jahre alte Eiche mit weit ausladenden knorrigen Ästen steht auf dem Hof neben dem Hauseingang und gibt einen Hinweis darauf, daß das ganze Forstgehöft auf einem kleinen Sandrücken inmitten des großen Moors liegt. Vor der großen Eindeichung des Tawellenbrucher Polders 1923 konnte das Hochwasser noch fast bis an die Haus- und Stallwände vordringen. Seitdem wir dicht hinter dem Gilgedeich wohnen, brauchen wir kein Hochwasser mehr zu befürchten, jedenfalls solange der Deich standhält.

An dem jetzt leeren Stall und an der Scheune wandere ich vorbei und betrachte mit Staunen die sauber gestapelten und kegelförmig aufgesetzten großen Holzhaufen, von denen jeder wohl 20 bis 30 m geschnittene Erlenklößen enthält. Eine ostpreußische Meisterleistung. Wind und Sonne können das Holz vollkommen austrocknen, der Regen aber fließt außen ab und kann nicht eindringen. Dem Forstmeister stehen jährlich 125 m (!) als Deputat zu, eine gewaltige Menge. Da aber jährlich acht Monate hindurch neben der Küche zahlreiche Kachelöfen im Haus mit 50 cm langen Stücken Tag und Nacht beheizt werden müssen, nimmt diese Menge nicht wunder.

Und nun stehe ich vor den großen umzäunten Koppeln, auf denen nur meine beiden Kühe und meine beiden Pferde weiden. Das Gras steht den Tieren fast bis an den Bauch. Ich kann die Koppeln in diesem Jahr nicht alle abweiden lassen und muß das Gras mit einem Teil der Wiesen verkaufen.

Weite Wiesen und Weiden

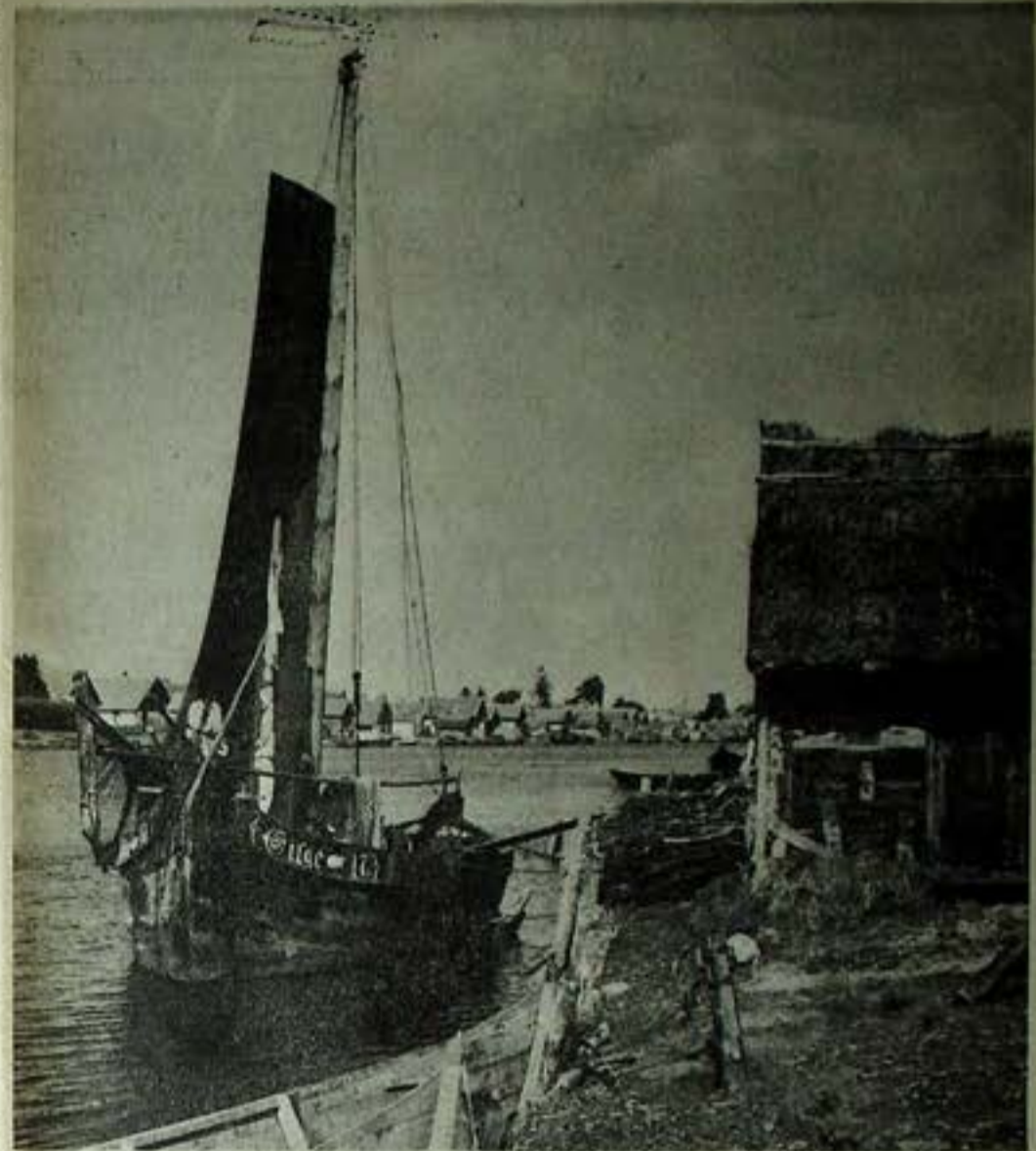
Mein Blick schweift über unendlich weite, eingedeichte Wiesen- und Weideflächen des Tawellenbrucher Polders, auf denen herdenweise bedächtig die schweren, schwarzbunten Kühe grasen, die als hochgezüchtete Herdbuchrinder bis zu 4000 kg Milch je Jahr liefern, aus der auch der berühmte Tilsiter Vollfettkäse hergestellt wird. Schwarzes, mooriges Wasser steht in den zahlreichen Gräben, die oft von langen Reihen Kopfweiden eingefaßt sind. In den Wiesen und Koppeln stolzieren einzelne Störche, die ihre Brut auf den Dächern der umliegenden Bauerngehöfte großziehen. Nur die noch nicht fortpflanzungsfähigen einjährigen Jungstörche verbringen ihre Tage in Trupps und übernachten auf Bäumen am Waldrand. Über die weiten Flächen gaukeln die Kibitze. Im besonnten Firmament schmettert die Feldlerche ihr Jubellied. Von überall aus dem Gras erschallt das einformige Krächzen des Wachtelkönigs.

Auf Schritt und Tritt belebt und verlebendigt das Wasser unsere Elchniederung. Schon in der Tiefe eines Spatenstichs quillt es aus dem Boden. Die Gilge, die ich nun von der Krone des schützenden Deichs aus über schaue, fließt in dieser Jahreszeit recht träge dem Haff zu. So sitzsaam und artig beträgt sie sich nicht immer. Zwischen der links vor mir abfließenden Tawelle und der Gilge dehnt sich die mehrere hundert Hektar große, regelmäßig vom Hochwasser überflutete „Pamurgis“ aus, und dahinter schimmert in breiter Front eindeutig der tiefblau wirkende Rand des geschlossenen, nicht eingedeichten Tawellenbrucher Forsts.

Ich besuche das kleine Elchmuseum im ersten Stock des Bürogebäudes, das einen

guten Überblick über die Entwicklung des hiesigen Elchbestands und des Elchgeweihs sowie über die Lebensweise des Elchs vermittelt. Dann betrete ich schließlich das Forstamtsbüro, in dem der Forstsekretär und die beiden Büroangestellten sich gerade damit abmühen, ein umfangreiches Versteigerungsprotokoll für die erste große Wiesenverpachtung zusammenzustellen, die einige Tage später vor dem benachbarten Gasthaus Ebner unter freiem Himmel stattfinden soll. Es handelt sich um den öffentlich-meistbietenden Verkauf des jährlichen Grasschnitts auf rund 1000 Hektar wertvollster Natur- und Kunstwiesen in Einzellosen von zwei bis fünf Morgen. Da im Durchschnitt je Morgen mit 60 Zentern Heu gerechnet werden kann, zieht dieses Ereignis die Bieter von weither an. Man braucht das Heu entweder für die eigene Wirtschaft oder verkauft es mit gutem Gewinn weiter an die Heeresverwaltung oder die Gestüte. Kein Wunder, daß eine solche Versteigerung allseits mit großer Spannung erwartet wird.

Schon am Vorabend des ersten Versteigerungstags wird mir klar, was mir bevorsteht. Nacheinander machen am Gilgeufer vor Ebner Kähne der Fischer von den Halldörfern und auch von der Nehrung fest. Ebenfalls auf dem Wasserwege treffen mit ihren Booten die Bauern vom „Großen Moosbruch“ ein, es sammeln sich aber auch schon eine Menge Fuhrwerke der Bauern aus dem Hinterland, deren Pferde an langen Holzbarrieren neben dem Gasthaus abgestängt, angebunden und gefüttert werden. Lustig flattern bunte Wimpel von den Masten der ankernden Schiffe. Lebhaftes Stimmengewirr bei der Begrüßung am Ufer, das sich in der Gaststube und an der Theke des Gasthauses bei lärmendem Umtrunk fortsetzt. Man übernachtet auf dem Kahn oder Fuhrwerk, wozu natürlich die Winterpelze nicht vergessen sind. So mancher bleibt beim „Grogche“ die Nacht durch in der Gaststube.



Kurenkahn Gilge: Auf dem Wasserweg zur Versteigerung nach Tawellingken

So entstand die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 5

VON WOLFRAM GIESELER

Als ich am nächsten Morgen um 8 Uhr den Schauplatz betrete, bin ich überwältigt von dem, was mich umgibt. Etwa tausend Menschen sind um ein Gerüst versammelt, von dem aus die Versteigerung vor sich gehen soll. Auf großen aufgestellten Bierfässern ruht ein Bohlenbelag, darauf steht ein langer Tisch mit Stühlen dahinter. Das Ganze ist überdacht von einer nach vorn offenen Zeitplane, zum Schutz gegen Sonne und Regen. In der Mitte des Tisches nehme ich Platz, flankiert von je einem Forst- und je einem Polizeibeamten. Von hier aus läßt sich der Umfang dieses „Festivals“ prächtig überschauen. Auf der Gilge liegen ungezählte große und kleine Kähne vor Anker, im Hintergrund rechts reiht sich Pferdewagen an Pferdewagen. Bier- und Würstchenbuden vervollständigen das Bild. Beim Ferkelhandel vernimmt man hin und wieder das Quietschen eines Schweinchens, wenn es der Käufer an den Hinterläufen in seinen

Wagen hebt. Auch Heiratsvermittlungen sollen hier vorkommen, wenn weit entfernt wohnende Verwandte oder Freunde ein seltenes Wiedersehen feiern.

Vor mir eine brodelnde und erwartungsvolle Menge. Alles steht und umdrängt meinen erhöhten Sitz. Jeder will zumindest seine alte Parzelle wieder ersteigern. Wenn irgend möglich, soll auch der böse Nachbar seine Parzelle verlieren, indem man sie ihm wegsteigert. Gelingt das nicht, muß dieser wenigstens erheblich mehr bieten und zahlen. So sind die Menschen. Schadenfreude läßt man sich was kosten.

Er erfolgt die Verlesung der „Kriegsregeln“, und nun hinein in die „Vollen“!

Je weiter die Zeit fortschreitet, um so lauter und lebhafter wird das Publikum. Der Alkohol in Form von Bier, Korn, Grog und Meschkinnos (Honigschnaps), der meist lagenweise vertilgt wird, verfehlt seine Wirkung nicht. Besonders frühzeitig machen sich „die von gestern“ bemerkbar, wenn sie nicht schon irgendwo in einer Ecke schlummern. Man lacht, schimpft, flucht — und prügelt sich zuweilen. Dann tritt die Polizei in Aktion. Sie boxt sich durchs Getümmel, um an den Unruhstifter heranzukommen. Oft ist das vergeblich, da dieser im wahrsten Sinne des Wortes untertaucht. Man lacht über viele tragikomische Szenen. Ein hoffnungslos eingekerkelter Polizist muß von seinem Kollegen unter schallendem Gelächter der Menge befreit werden.

Doch es bleibt schließlich alles im Rahmen. In der Mittagspause und am Abend trinkt alles wieder friedlich miteinander, einschließlich der Versteigerungsleitung und der Polizei. Freund und Feind sind wieder versöhnt und spendieren neue Lagen.

Die Tatsache der Wiesenversteigerung ist an sich schon Ereignis genug. Aber man tut und will ja mehr. Das Tochterchen soll einen Mann, die mitgebrachten Ferkel und die Säcke Getreide von der „hohen Niederung“ sowie die Fische vom Haff sollen ihren Käufer finden. Verwandte fallen sich gerührt in die Arme. Dazu kommt die Wiederersteigerung der alten Parzelle und zusätzlich auch die des bösen Nachbarn, die das Dreifache des Vertreibbaren kostet und trotzdem ein Triumphgefühl erweckt. Und

das alles sollte nicht genügend begossen werden dürfen?

Mit einem dicken Kopf und fehlender Stimme sinke ich nach zwei Tagen abends schachmatt in die Federn. Bis spät in die Nacht hinein höre ich vom nahen Dorfkrug her im Traum immer wieder das Hafflied, dessen viertes Vers also lautet:

„Sehnsucht nos dat kleene, koahle Fescherland,

wo de Haffes Welle trocken an den Strand, wo de Möwe schrije grell om Sturmgebrus, do is miene Heimat, do ben eck to Hus.“

Und die 41. Lage Korn spendiert gegen Morgen ein Bauer, als ihn seine Frau vergeblich von der Theke fortzuziehen sucht, weil man noch 35 Kilometer schlechten Landweges bis nach Hause fahren muß.

Mit einer großen Aktentasche

Auch bei den nun folgenden kleineren Weidenverpachtungen in Schetricken, Krauleiden und Inse am Haff ist ein Mann von besonderer Wichtigkeit und Bedeutung. Es ist der Forstrentmeister Titej aus Kaukehmen, dessen hier gedacht werden soll. Vor der Abfahrt zum Versteigerungsort kommt er mit seiner großen Aktentasche von weither zu mir, um mit Auto, Fuhrwerk oder Motorboot mitgenommen zu werden. Während der Versteigerung sitzt er dann einsam in der „Ilskefalle“, der kleinen Gaststube der ländlichen Kneipen, um unermüdlich unmittelbar nach der Zuschlagserteilung das Geld von den ihn umdrängenden Fischern und Bauern entgegenzunehmen. Die jährlichen Gesamteinnahmen aus diesen Wiesenverpachtungen, die allein durch seine Hände gehen, betragen immerhin insgesamt rund 110 000 RM. Die Kasse stimmt aber bei Titej immer. Und moderne Gangster, die ihn maskiert mit Leichtigkeit auch auf dem Heimweg hätten überfallen können, gibt es nicht, auch wenn sonst alle möglichen anderen, auch schwerste Verbrechen, nicht unbekannt sind.

Der Versteigerungstermin in Inse im Juni 1937 bleibt mir wegen eines aufregenden romantisch-dramatischen Ereignisses unvergessen. Plötzlich an das Telefon gerufen, teilt mir Oberförster Weber aus Kastauen erregt mit, er habe soeben seinen toten Kollegen F. aus Tawe im Wald aus einem der vielen Wassergräben an Land gezogen. Gelegentlich einer Revierfahrt mit seinem Kahn habe er den Hühnerhund des F. unbeweglich an einem Grabenrand sitzen und in das Wasser schauen sehen. Verwundert über das Verhalten des Tiers sei er näher herangefahren, und da habe er eine aus dem Wasser ragende Stiefelspitze bemerkt. Mit Hilfe des Kahnschiebers habe er schließlich den Leichnam geborgen, der einen Schuß durch den Kopf aufweise. Er bäte um Weisung, was nun geschehen solle.

Fortsetzung folgt



Heimkehr von der Heumahrt: Die Haffwiesen hatten einen ungeheuren Wert

Fotos (2) Mauritius

Als begeisterter Jäger und Naturfreund konnte ich mir nichts Reizvolleres wünschen, als in dieser Urlandschaft zu leben und zu wirken. Alle meine geheimsten Wünsche gingen in Erfüllung. Man kann es mir sicher nachfühlen, daß ich heute als Vertriebener und Pensionär nach 30 Jahren mit Trauer, aber auch großer Dankbarkeit dem Schicksal gegenüber an jene herrliche Zeit zurückdenke, die ich in meiner geliebten Elchniederung im fernen Ostpreußen verbringen durfte, in einem Land so voller Urwüchsigkeit und Ursprünglichkeit. In mehr als 700 Jahren hatten hier deutscher Fleiß und deutscher Wille, deutsche Planung und deutscher Ordnungssinn gewirkt und bleibende Werte geschaffen. Sollte das alles umsonst gewesen sein? Ich glaube an eine ausgleichende Gerechtigkeit auf dieser Welt. Man darf nur nicht kleinmütig und zaghaft sein. Die Bäume wachsen auch heute nicht in den Himmel.

Ich sehe mich an einem klaren Septemberabend auf der Halbmole in Inse stehen. Vor mir dehnt sich das weite Haff, dessen träge Wellen sanft gegen die Steine klatschen. Die Sonne geht über der fernen Silhouette der Kurischen Nehrung gerade unter. Ein Fischreier segelt mit angewinkeltem Hals und lautlosem Flügelschlag anderen Fischgründen zu. Die auf der Mole sitzenden Möwen schauen gelassen mit mir dem immer mehr aufkommenden Nebeldunst über Haff und Wiesen zu. Da fällt mir der Mörke-Vers ein, der da lautet: „Du bist Orplid, mein Land, das ferne leuchtet, es dampfet dein besonner Strand in Nebeln, die der Götter Wange feuchtet.“

Erster Tag in Tawellingken

Die morgendliche Frische eines heiteren Sommertages dringt ungehindert am 1. Juni 1937 durch das offene, von dichtem wilden Wein umrankte Schlafzimmersfenster. Wer kann da schon als frisch gebackener Revierverwalter des staatlichen Forstamts Tawellenbruch, Kreis Elchniederung, im Bett liegen bleiben?

Als ich den Hof betrete, steigen bereits pfeilschnell die im Stall brütenden Mehlschwalben durch das offene Fenster in das Blau des wolkenlosen Himmels auf. Die auf dem Scheunennest sitzende Störchin verabschiedet gerade mit lautem Geklapper ihr Männchen, das vom Dachstuhl zur Froschjagd auf der nahen Viehkoppel abstreicht. In den hohen Bäumen vor dem Wohnhaus am Gilgedelch wetteifern Buchfink und Singdrossel darum, wer wohl am vollkommensten seine Strophe als Ausdruck höchster Lebensfreude hinausschmettern kann. Am Nistkasten hängt der Fliegenschwapper und beäugt mit schiefem Köpfchen meine ihm noch fremde Gestalt. Der den Spechten verwandte Wendehals ruft unentwegt sein „wied, wied, wied“ mit umgedrehtem Kopf vom Kirschbaum herunter mir entgegen. „Jubilare, Jubilare!“

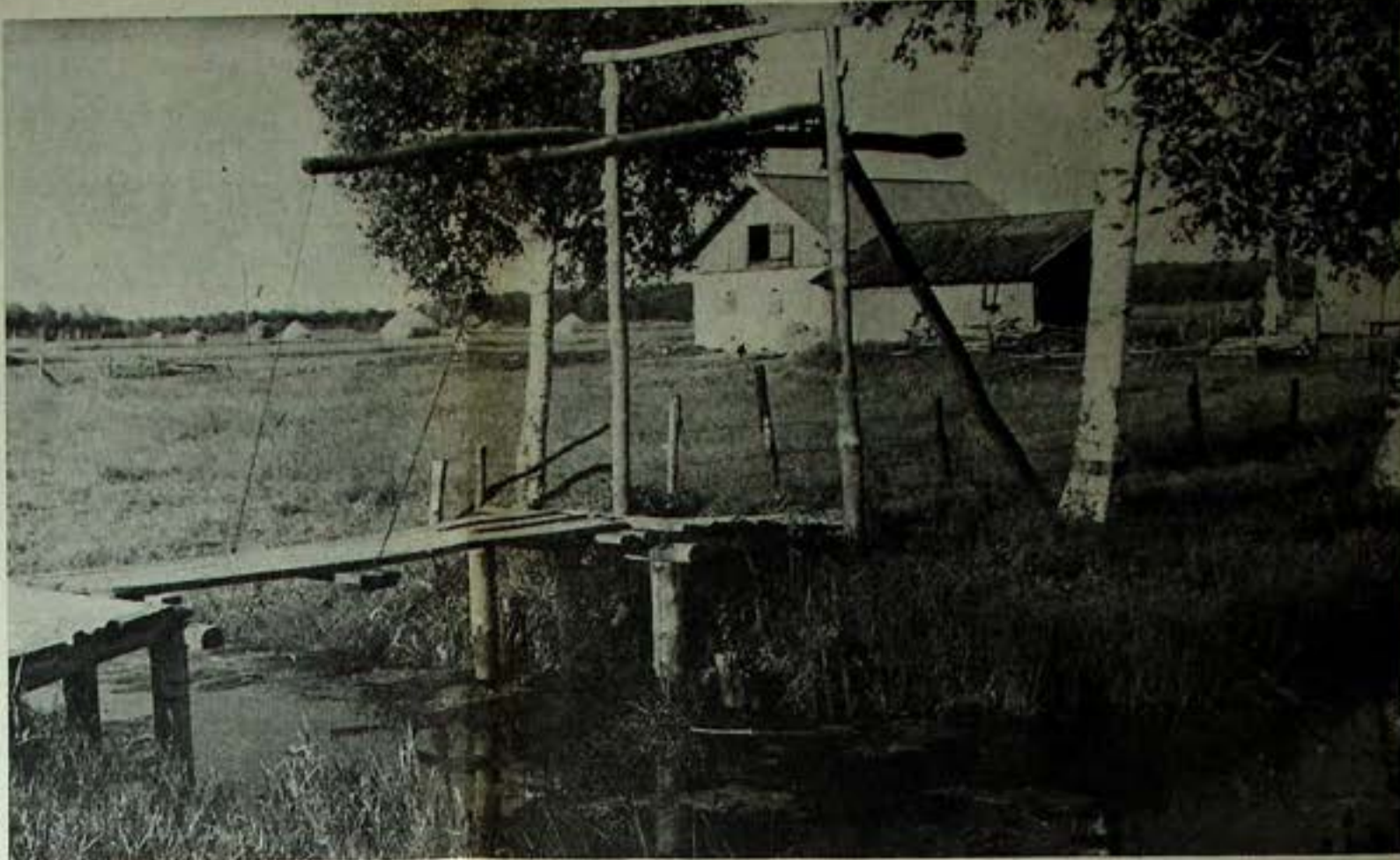
Der inmitten seiner scharrenden Hennen kerzengerade stehende Hahn verkündet krähd seinen Besitzerstolz. Um seine Geliebte herum führt gurrend der Täuberich sein zierliches Menuett auf. Mein eben erworbener Hühnerhund „Tell“ blinzelt frohemut und erwartungsvoll aus seiner Hütte heraus in die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne. Freudig umspringt er seinen neuen Herrn, als ich die Zwingertür öffne und ihn zu meinem ersten Gang durch mein neues Reich auffordere.

Endlich allein im neuen Heim

Heute ist der erste Tag meines amtlichen Daselns in Tawellenbruch, das bis zum Jahre 1938 noch Tawellingken heißt. Der Umzug meiner kleinen Familie und meines für das große Haus mit 14 Zimmern noch recht dürftigen Hausrats ist vorüber. Die nicht ganz einfache wirtschaftliche Auseinandersetzung mit meinem Vorgänger und auch die offizielle Dienstübergabe sind in den Vortagen erfolgt. Und nun sind wir endlich allein.

Ich will mich umsehen in Haus, Hof und Garten, auf dem Acker und den Wiesen und in Ruhe betrachten, was mir da alles privat und amtlich zugefallen und anvertraut ist. Was gibt es in dieser Situation Reizvolleres und Beglückenderes, als hoffnungsvoll und unternehmungslustig Pläne zu schmieden und Zukunftsschlösser zu bauen?

In Ostpreußen betreiben so gut wie alle staatlichen und planmäßigen Forstbeamten des Außendienstes selbst Landwirtschaft, und zwar auf dem sogenannten Dienstland, das der Staat ihnen gegen ein mäßiges Nutzungsgeld zur Verfügung stellt, desgleichen — neben dem meist recht großräumigen Wohnhaus — die sich um einen genügend großen Hof gruppierenden Wirtschaftsgebäude wie Viehstall, Scheune, Speicher und Holzschuppen. Da die amtlich festgelegte Maximalgröße für eine Forstmeisterstelle



Forsterei im Memeldelta: Weit ab von den Städten

Foto Mauritius

35 Hektar = 140 preußische Morgen, für eine Revierförsterei 20 Hektar = 80 preußische Morgen beträgt, kann man durchaus von einem ansehnlichen Bauernbetrieb sprechen. Einschließlich acht Morgen Kutscherland und vier Morgen Deichland habe ich als Forstmeister von Tawellenbruch sogar 152 Morgen zu bewirtschaften, von denen aber wegen des hohen Grundwasserstandes nur 27 Morgen als Acker unter dem Pflug stehen. Das übrige sind hochwertige Wiesen und Weiden. So hatte denn auch mein

Natürlich bin ich auf eine ausreichende Zahl tüchtiger Arbeitskräfte angewiesen. Von meinem Vorgänger übernehme ich den äußerst zuverlässigen und weitgehend selbstständig handelnden Heinrich Pösche, der mit seiner großen Familie im neuen und benachbarten Bürogebäude wohnt, ferner stehen mir ein Knecht und — zum Melken der Kühe und Füttern der Schweine — die beiden in meinem Haus wohnenden Mädchen zur Verfügung, die sonst überwiegend Hausarbeit verrichten.

Zeltalter einfach nicht vorstellen. Große Entfernungen, wenige befestigte Straßen und fast nur das Pferd oder das Fahrrad als Fortbewegungsmittel erfordern nun einmal eine weitgehende wirtschaftliche Autarkie.

Ein Forstmann, der sich nicht für die Landwirtschaft interessierte, war also in Ostpreußen fehl am Platze. Dem unmittelbaren Erleben des jahreszeitlichen Ablaufs im Wald entsprach das landwirtschaftliche Geschehen mit Saat und Ernte auf dem Feld, mit Geburt und Tod im Viehstall. Kamerad Pferd verwandte er im Busch und auf dem Acker, der tägliche Umgang mit ihm führte zu einer ebenso engen Lebensgemeinschaft wie mit den Jagdhunden. Die tägliche Freude und Zufriedenheit darüber, daß in Hof und Stall alles gut gedieh, der Stolz, seinen Gästen auf der Koppel die wertvollen Herdbuchkühe zu zeigen, das Vergnügen, die feurigen Pferde vor dem Wagen oder Schlitten oder unter dem Sattel vorzuführen, das waren alles Empfindungen, die der heutige Beton- und Massenmensch nicht mehr nachfühlen kann. Wer sich nur auf dem Asphalt bewegt und in Steinwüsten wohnt, von ausgeklügelten, sicherlich in ihrer Art bewundernswerten, aber eben künstlichen Instrumenten und Maschinen umgeben ist, der muß zwangsläufig die kraftspendende Verbindung mit der fruchtbaren Muttererde und den auf und in ihr lebenden Lebewesen aller Art verlieren, der fühlt sich nicht mehr als Teilchen der großen Schöpfung.

Erfolge blieben nicht aus

Da ich auf ostpreußischen Forstämtern mit Landwirtschaft aufgewachsen bin, fiel mir die Übernahme einer solchen Stelle nicht schwer. Da meine Frau ebenfalls mit Lust und Liebe bei der Sache war, sie außerdem ein gutes Organisationstalent und die Gabe, Menschen zu führen und anzuleiten, besitzt, konnten die Erfolge nicht ausbleiben, zumal unser tüchtiger Pösche oft schon von selbst wußte, was wann zu tun war.

So hat den ganzen Krieg hindurch meine Frau mit Heinrich Pösche und drei polnischen Hilfskräften die große Landwirtschaft selbstständig mit vollem Erfolg bis zum bitteren Ende weitergeführt, und das unter den so erschwerenden Kriegsbedingungen mit Ablieferungsoll und einem chronischen Waren- und Handwerkerangel, neben der Versorgung von drei Kindern, einem großen Haushalt in einem geräumigen Haus und zeitweiliger, über längere Zeiten andauernder Einquartierung von Soldaten, Arbeitsdienst und ausgebombten Familien aus Berlin. Wie viele Hunderttausende anderer ostpreußischer Frauen erfüllte sie damit in einer überaus schweren Zeit über Jahre hinweg mit Mut, Tatkraft und Zähigkeit eine Pflicht, die ihr als westdeutscher Kleinstädterin von Hause aus gänzlich ungewohnt ist. Daran möge hier besonders erinnert werden.

Nach diesen gedanklichen Abschweifungen will ich nun meinen Morgenspaziergang am 1. Juni 1937 fortsetzen.

Fortsetzung folgt

So entstand die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 4

VON WOLFRAM GIESELER

Vorgänger mit 45 (!) Stück Herdbuchvieh eine äußerst intensive Weidewirtschaft betrieben, die sogar die Einstellung eines ausgebildeten Schweizers als Melker erforderlich machten.

Für mich als Anfänger, dem es an Startkapital fehlt, ist der landwirtschaftliche Rock zunächst natürlich viel zu groß. Mit dem größtmöglichen staatlichen Wirtschaftsvorschuß von 14 000 RM habe ich unter der fachmännischen Beratung des Gutsbesitzers Unterberger aus dem Kreis Heiligenbeil nur das Allernotwendigste an totem und lebendem Inventar von meinem Vorgänger übernehmen können. Nach dem mir noch heute vorliegenden Übernahmeprotokoll handelt es sich u. a. um

ein Göpelwerk mit Häckselmaschine und Futterkasten (dieses treibt mit Pferdezug die Dresch-, Häcksel-, Rübenschnelde- und andere Maschinen an), Jagd- und Ackerwagen sowie Schlitten, Pferdegeschirre und diverse Ackergeräte,

2400 laufende Meter Koppelzäune (eine erstaunliche Länge),

185 Raummeter Erlenkloben, geschnitten und aufgesetzt,

zwei Kühe, 20 Hühner mit Hahn und Tauben,

zwei Pferde und schließlich Jagdhund Teil als Entenspezialist.

Der mehr als 30 Jahre später lebende Stadtmensch kann sich kaum mehr eine Vorstellung von Wert und Wichtigkeit dieser einzelnen Posten machen. Jedenfalls reichen sie aus, um einen schnellen und äußerst erfolgreichen Start möglich zu machen. Durch den Verkauf des zunächst nicht in der eigenen Wirtschaft benötigten Heus kann ich mein lebendiges Inventar sehr schnell auf drei Pferde, sechzehn Stück Rindvieh einschließlich Bullen und etwa zehn Schweine aufstocken. Der hohe Reinertrag abwerfende Schlickboden macht es möglich, daß der landwirtschaftliche Betrieb sehr bald auf vollen Touren läuft.

Wenn weitere zusätzliche Arbeitskräfte, wie z. B. bei der Ernte oder beim Dreschen, erforderlich sind, werden Waldarbeiter oder deren Angehörige angefordert, die laut Tarifvertrag mit der preußischen Staatsforstverwaltung zur Hilfeleistung in den landwirtschaftlichen Betrieben der Forstbeamten verpflichtet sind. Da das „Betriebsklima“ immer sehr gut ist, auch das Essen und Trinken sowie die tarifliche Bezahlung ihr Übriges tun, braucht man über Arbeitskräftemangel nicht zu klagen. Im Krieg haben später ein polnischer Knecht und zwei polnische Mädchen die deutschen ständigen Arbeitskräfte ersetzt.

Der ostpreußische Forstbeamte kann gar nicht anders, als in seiner eigenen Landwirtschaft das zu erzeugen, was er an Grundnahrungsmitteln wie Mehl, Milch, Fleisch, Gemüse, Kartoffeln usw. braucht. Seine meist recht einsame Wohnlage läßt einen ständigen Einkauf in einem weitab liegenden Lebensmittelgeschäft bei schlechten Landwegen einfach nicht zu. Von den umwohnenden Bauern abhängig zu werden, möchte der Staat und auch der Beamte unter allen Umständen vermeiden. Auch die für den Dienst zur Verfügung zu stellenden Pferde — sie sind auch im privaten Leben des Beamten und seiner Familie unentbehrlich — benötigen Heu, Hafer, Häcksel, Stroh und Rüben. Ihr jährlicher Ankauf würde einschließlich Transportkosten zu teuer sein und zudem wiederum den Beamten in unerwünschter Weise von der Bevölkerung abhängig machen.

Schließlich ist aber auch noch folgendes zu bedenken. Erst eine eigene Landwirtschaft setzt den Forstbeamten instand, dienstlichen und außerdienstlichen Besuch in seinem Haus unterzubringen und zu beköstigen. Gibt es doch in erreichbarer Nähe keine befriedigende Unterbringung, und die ostpreußische Gastfreundschaft kennt keine Grenzen. Jemand, der die damaligen Verhältnisse in Ostpreußen nicht selbst erlebt hat, kann sich dies im heutigen industriellen

Wir gratulieren...

zum 98. Geburtstag
Sendzik, Wilhelm, aus Sprindenau, Kreis Lyck, jetzt Waldstraße 34, 8472 Schwarzenfeld, am 21. November
Wiersbitzki, Charlotte, aus Krausendorf und Rastenburg, jetzt Hohlweg 1, 8420 Kehlheim, am 8. November

zum 97. Geburtstag
Sobotka, Luise, geb. Maslo, verw. Czerwonka, aus Binlen, Kreis Lyck, jetzt bei Schmidt, Hartmattenstraße 43, 7850 Lörrach, am 22. November

zum 96. Geburtstag
Scheffig, geb. Matrisch, aus Wepnitz, Kreis Ortelsburg, jetzt Insterburger Straße 4, 4620 Castrop-Rauxel, am 21. November

zum 95. Geburtstag
Dworak, Wilhelm, aus Steinberg, Kreis Lyck, jetzt Geiststraße 48, 4740 Oelde, am 20. November
Petschat, Helene, geb. Schoenhardt, aus Goldap, Insterburger Straße 9, jetzt Damaschkestraße 12, 5300 Bonn 1, am 22. November

zum 93. Geburtstag
Meyer, Gertrud, Lehrerin i. R., aus Königsberg, jetzt Rissener Straße 52, 2000 Wedel, am 24. November
Sartorius, Marie, geb. Sylla, aus Lyck, jetzt Sennestraße 29, 5190 Stolberg-Vicht, am 25. November

IDEE KAFFEE Der berühmte Magenfreundliche

zum 91. Geburtstag
Philipp, Elisabeth, aus Seestadt Pillau, jetzt Moltkestraße 2, 2002 Barmstedt, am 23. November
Szesny, Ida, geb. Lobodda, aus Richtwalde, Kreis Johannisburg, jetzt Fichtestraße 7, 4030 Ratingen, am 20. November

zum 90. Geburtstag
Birkner, August, Oberinspektor i. R., aus Allenstein, Ronnstraße 65, jetzt Bankstraße 55, 4000 Düsseldorf 30, am 25. November
Gundlach, Franziska, aus Königsberg, Ziegelstraße 18/19, jetzt Steinstraße 20, 6530 Bingen 11, am 21. November
Herling, Marie, geb. Conrad, aus Allenstein, jetzt Bodelschwing-Heim, 6940 Weinheim, am 18. November
Schmadtke, Emil, aus Seestadt Pillau I, Mühlenstraße 3, jetzt Altenheim Krugwiese 13, 3380 Goslar 1, am 20. November
Wolsky, Martha, geb. Willgalles, aus Rüss, Kreis Heydekrug, jetzt bei ihrer Tochter Elisabeth, Heidsieckstraße 21, 4800 Bielefeld 1, am 20. November
Zimmermann, Gustav, Landwirt und Bürgermeister, aus Raddeken, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt bei seiner Tochter Lieselotte Schneider, Joh. Kirchplatz 4, 6450 Hanau, am 11. November

zum 89. Geburtstag
Bloch, Ottilie, geb. Bailay, aus Malga, Kreis Neidenburg, jetzt zu erreichen über Wilhelm Mack, Im Schlag 6, 5439 Hellenhahn, am 9. November
Gieske, Maria, geb. Brettschneider, aus Dippelsee, Kreis Lyck, jetzt Pfälzerweg, 6229 Walluf, am 25. November
Küssner, Amalie, geb. Chrzan, aus Kruglanken, Kreis Angerburg, jetzt 4811 Bielefeld 18-Überraden 234, am 22. November
Symanzik, Friedrich, aus Neuendorf, Kreis Lyck, jetzt Rosenplatz 17, 4500 Osnabrück, am 23. November

zum 88. Geburtstag
Eichhorn, Minna, aus Sorgenort, Kreis Marienburg, jetzt Christliches Hospiz, Rheinallee 78, 5300 Bonn-Bad Godesberg, am 22. November
Goerke, Otto, aus Reichensee, Kreis Lötzen, jetzt Aulatalstraße 49, 8859 Bittenbrunn, am 23. November

Hardt, Wilhelmine, geb. Mal, aus Treuburg, Bussestraße 11, jetzt bei ihrem Sohn Alfred, Südenstraße 27, 7500 Karlsruhe, am 17. November

Heysel, Julie, geb. Gerdey, aus Skomanten, Kreis Lyck, jetzt Am Friedhof 735, 2161 Butzfließ, am 20. November
Karrasch, Julie, aus Langheide, Kreis Lyck, jetzt Bergstraße, 2303 Neudorf, am 22. November
Lachau, Erich, aus Groß Ottenhagen, Kreis Königsberg, jetzt Scherenbosteler Straße 157, 3002 Bissendorf, am 20. November
Olschewski, Ottilie, aus Grabnick, Kreis Lyck, jetzt zu erreichen über Ewald Rathke, Wätjenstraße 62, 2800 Bremen 1, am 20. November
Orlowski, Alma, aus Liebwalde, Kreis Mohrunen, jetzt Weissenberger Straße 174, 4040 Neuss 1, am 11. November
Tolksdorf, Lisbeth, Postsekretärin i. R., aus Zinten und Landsberg, Kreis Helliggenbeil, jetzt Am Homburg 10, 3546 Vöhl-Edersee, am 25. November

zum 87. Geburtstag
Bembennek, Marie, geb. Dudek, aus Funken, Kreis Lötzen, jetzt Königstraße 9, 2449 Lemkenhafen, am 21. November
Chrosziel, Emma, aus Lötzen, jetzt Goethestraße Nr. 1, O. T. Bergshausen, 3501 Fuldabrück, am 23. November
Lask, Auguste, geb. Joswig, aus Selmenthöhe, Kreis Lyck, jetzt Sülweg 25, 3104 Unterlüß, am 22. November
Molzkus, Martha, aus Willenbeim, Kreis Lyck, jetzt Elsäßer Straße 4, 4600 Dortmund-Eving, am 25. November

Simokat, Richard, aus Altstappen, Kreis Schloßberg, jetzt Rendsburger Straße 66, 2330 Ekernförde, am 12. November

zum 86. Geburtstag
Barann, Natalie, aus Soldau, Marktstraße 13, Kreis Neidenburg, jetzt Saarlandstraße 38, 5880 Lüdenscheid, am 24. November

Gritzka, Berta, aus Trakehnen, Kreis Gumbinnen, jetzt Am kleinen Berg 25, 3501 Naumburg-Kassel, am 19. November

Kalinowski, Johann, aus Ortelsburg, jetzt Jahnstraße 28, 6081 Biebesheim, am 24. November

Pilkuhn, Max, aus Lötzen, jetzt Prinzenbergweg 21, 6109 Mühlthal 4, am 20. November

Sagwitz, Martha, geb. Schmadtke, aus Sägewerk Schloß Gerdaun, Kreis Gerdaun, jetzt Gertrud-Bäumer-Straße 9, 5750 Menden 1, am 15. November

Schories, Otto, aus Groß Friedrichsdorf, Kreis Eickniederung, jetzt Lilienburgstraße 12, 2940 Wilhelmshaven, am 21. November

Sladowski, Berta, geb. Lask, aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Karl-Benz-Straße 6, Part., 7550 Restatt, am 23. November

zum 85. Geburtstag
Arendt, Martha, geb. Zerfowski, aus Königsberg, Kniprodestraße 12, jetzt Geibelstraße 25, 6800 Mannheim 1, am 11. November

Bahr, Paul, aus Ziegelei Neudims bei Bischofsburg, Kreis Rößel, jetzt Zur dicken Eiche 29, 5760 Arnsberg 2, am 17. November

Firch, Gustav, aus Bromberg, Kreis Goldap, Jägerdorf, jetzt Holzgrabenweg 25, 3501 Espenau 1, am 23. November

Foerder, Gertrud, geb. Sablutzki, aus Gumbinnen, Brunnenstraße 15, jetzt Brochdorfer Str. Nr. 45, 3041 Delmen, am 4. November

Geschonke, Meta, aus Salpen, Kreis Angerburg, jetzt Tränkebergstraße 25, 3170 Gifhorn, am 25. November

Kattoll, Emma, aus Alt-Christburg, Kreis Mohrunen, jetzt bei Neubacher, Im Holt 30, 2362 Wahlstedt, am 17. November

Köpping, Fritz, aus Seestadt Pillau II, Tannenbergsstraße 32, jetzt Altersheim Hinseler Hof Nr. 24, 4300 Essen-Hinse, am 23. November

Kopkow, Martha, aus Ortelsburg, jetzt Wilmersdorfer Straße 135, 1000 Berlin 12, am 25. November

Niesalla, Johann, aus Klein-Schiemanen, Kreis Ortelsburg, jetzt Westfalenstraße 18, 5860 Iserlohn, am 25. November

Osygus, Anna, geb. Baranowski, aus Altkirchen, Kreis Ortelsburg, jetzt Anton-Heinen-Straße Nr. 8, 4150 Krefeld, am 23. November

Rostek, Adolf, aus Königsberg-Charlottenburg, jetzt Schwalbenweg 3, 7710 Donaueschingen, am 16. November

Schubert, Fritz, Schneidermeister, aus Legden, Kreis Königsberg, jetzt zu erreichen über Fritz Löbert, Spannstraße 22, 4600 Dortmund 14, am 9. November

Strenger, Marie, aus Amwalde, Kreis Angerburg, jetzt Goethestraße 8, 3523 Grebenstein, am 23. November

Tanbach, Minna, geb. Marcinczik, aus Liebenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Heidkampstraße Nr. 20, 4390 Gladbeck, am 21. November

Wrusch, Helene, aus Angerburg, Gumbinner Straße, jetzt 8831 Obereichstätt Nr. 125, am 25. November

zum 84. Geburtstag
Biallas, Ida, geb. Kopanka, aus Widminnen, Kreis Lötzen, jetzt Golenstraße 7, 6234 Hattersheim 2, am 25. November

Grenz, Martha, aus Insterburg, Kyffhäuserring Nr. 2, jetzt Pastor-Schröder-Straße 1, 2370 Rendsburg, am 20. November

Gorlo, Adolf, aus Altwolfsdorf, Eckstraße 9, Kreis Johannisburg, jetzt 6751 Sembach, am 19. November

Hoffmeister, Anna, aus Seestadt Pillau, jetzt Bremer Koppel 6, 2370 Büdelsdorf, am 22. November

Kaminski, Auguste, geb. Klimaschewski, aus Siegersfeld, Kreis Lyck, jetzt Schützenhofstr. Nr. 25, 2902 Rastede, am 24. November

Lettau, Walter, aus Stollendorf, Kreis Johannisburg, jetzt Veilchenweg 6, 7911 Untereichlingen, am 17. November

Paulsen, Paul, aus Mingfen, Kreis Ortelsburg, jetzt Feldstraße 53, 2300 Kiel, am 20. November

Schulz, Frieda, geb. Zerfowski, aus Königsberg, jetzt Knut-Rasmussen-Straße 16, 2400 Lübeck, am 19. November

Winkler, Kurt, technischer Fernmeldeobersekretär i. R., aus Tilsit, Bäckergasse 3, jetzt Bahrenfelder Kirchenweg 17, 2000 Hamburg 30, am 10. November

zum 83. Geburtstag
Fischer, Friedrich, aus Lyck, Abb. Stradauner Chaussee, jetzt Altenheim Widmaierstraße Nr. 139, 7000 Stuttgart 80, am 20. November

Gaehler, Fritz, aus Lyck, Yorkstraße 23, jetzt Palmstraße 2, 4100 Duisburg, am 19. November

Gronau, Marta, aus Königsberg, jetzt Waldstraße Nr. 6, 2420 Eutin, am 20. November

Gulowski, Marie, aus Großdorf, Kreis Johannisburg, jetzt Eikerweg 28, 4550 Bramsche 8 Schleptrup, am 15. November

Matern, Liesbeth, aus Nickelsdorf, Kreis Wehlau, jetzt bei ihrer Tochter Eva Rühling, Teichstraße 1, 3436 Hessisch Lichtenau, am 20. November

Matheszik, Otto, aus Anfreken, Kreis Lyck, jetzt Hauptstraße 125, 5201 Wahlscheid, am 20. November

Meyer, Auguste, geb. Skorziński, aus Bunhausen, Kreis Lyck, jetzt 2432 Kabelhorst, am 25. November

Pauluha, Martha, geb. Ranglack, aus Albrechtswiesen, Kreis Angerburg, jetzt 3001 Würringen, am 22. November

Rogge, Johanna, aus Seestadt Pillau II, Gorch-

Fock-Straße 9, jetzt Attendorf 1, 2400 Lübeck, am 24. November

Royeck, Berta, aus Schwentien, Kreis Angerburg, jetzt Prinzregentenstraße 18, 1000 Berlin 31, am 24. November

Schmidt, Martha, aus Eichen, Kreis Preußisch Eylau, jetzt zu erreichen über Gerda Schmück, Schlopweg 74, 3320 Salzgitter 51, am 7. November

von Schawen, Annemarie, Verwaltungsinspektorin i. R., aus Königsberg, Batockstraße 97, jetzt Jungmannufer 16, 2330 Ekernförde, am 16. November

Taetz, Helene, Bäuerin, geb. Mammon, aus Schupöhnen, Kreis Samland, jetzt Wannweg 8, 4750 Unna-Hemmerde am 13. November

Teschner, Martha, aus Pommern, jetzt Hoher Weg 10, Falkenfeld, 2400 Lübeck, am 22. November

Tomaschewski, Johann, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt Schilfgraben 27, 2940 Wilhelmshaven, am 25. November

Wenk, Paul, aus Angerburg, jetzt bei Thies, Antoniusstraße 9, 5942 Kirchunden 1, am 22. November

zum 82. Geburtstag
Danielzik, Maria, aus Lyck, Schlageter Straße 22, jetzt Hochstraße 3, 5168 Nideggen, am 19. November

Fuhrmann, Margarete, aus Preußisch Holland, jetzt Folke-Bernadotte-Straße 30, 2400 Lübeck, am 22. November

Kukowski, Margarete, geb. Mattern, aus Walden, Kreis Lyck, jetzt Oldeogestraße 10, 2940 Wilhelmshaven, am 19. November

Marquardt, Friederike, geb. Patorra, aus Neidenburg, Töpferberg 1, jetzt Reepschlägerstraße 3, 2820 Bremen 71, am 20. November

Nieber (Nlebrzydowski), Paul, aus Grabnick, Kreis Lyck, jetzt Bahnhofstraße 20, 3123 Bodeenteich, am 22. November

Paplewski, Arnold, aus Klaussen, Kreis Lyck, jetzt Bahnhofstraße 73, 3113 Suderburg, am 24. November

Rostek, Johannes, aus Walden, Kreis Lyck, jetzt Ithelter Straße 3, 8671 Oberkotzau, am 22. November

Sawatzki, Luise, aus Sareiken, Kreis Lyck, jetzt Kirchstraße 51, 4041 Hoisten, am 25. November

Schreiber, Erna, geb. Guddat, aus Palmnicken, Kreis Samland, jetzt Dreieckskoppel 104, 2000 Hamburg 73, am 25. November

Stahl, Erna, geb. Jendreyko, aus Puppen, Kreis Ortelsburg, jetzt Bacharacher Straße 32, 1000 Berlin 42, am 24. November

zum 81. Geburtstag
Grigo, Richard, aus Wolnen, Kreis Johannisburg, jetzt Massower Straße 18, 2410 Mölln, am 31. Oktober

Kleimann, (Klimaschewski), Paul, aus Pileldorf, Kreis Lyck, jetzt Hingbergstraße 327, 4330 Mülheim 12, am 25. November

Kuhl, Herta, aus Seestadt Pillau-Neuhäuser, jetzt Martinstraße 9a, 7590 Achern, am 25. November

Matuschewski, Johann, aus Waldwerder, Kreis Lyck, jetzt Bürgermeister-Wilken-Straße 7, 2155 Jork, am 24. November

Nachtigall, Helene, aus Lyck, Königin-Luise-Platz 11, jetzt Alsbachstraße 18, 6348 Herbörn, am 25. November

Skleleo, Fritz, aus Dreimühlen, Kreis Lyck, jetzt Schubertstraße 6, 6081 Büttelborn, am 21. November

Wallat, Berta, geb. Mett, aus Derschau, Kreis Schloßberg, jetzt Strotheide 19, 4830 Gütersloh 1, am 19. November

zum 80. Geburtstag
Froese, Karl, aus Erlen (Obelin) bei Groß Friedrichsdorf, Kreis Eickniederung, jetzt Helastr. Nr. 3, 2800 Bremen 71, am 17. November

Fortsetzung auf Seite 14

Kennen Sie die Heimat wirklich? (P 206)



Heute bringen wir ein neues Bild aus unserer Serie „Kennen Sie die Heimat wirklich?“ Dazu stellen wir wieder die fünf Fragen:

1. Was stellt dieses Bild dar?
2. Wann ungefähr ist das Bild entstanden?
3. Welche bemerkenswerten Einzelheiten erkennen Sie auf dem Bild?
4. Was wissen Sie darüber?
5. Welche persönlichen Erinnerungen verbinden sich für Sie mit diesem Bild?

Die aufschlußreichste Antwort wird wieder mit 20,— DM honoriert. Betrachten Sie das Bild genau und schicken Sie Ihre Antworten auf die Fragen mit der Kennziffer P 206 in spätestens 10 Tagen, also Dienstag, 28. November 1978, an

Das Ostpreußenblatt

Parkallee 84, 2000 Hamburg 13

Ich bestelle für:
Vor- und Zuname: _____
Straße und Ort: _____
ab sofort für mindestens 1 Jahr bis auf Widerruf _____

Das Ostpreußenblatt Parkallee 84, Postfach 6047
2000 Hamburg 13

Unabhängige Wochenzeitung für Deutschland
Der Bezugspreis in Höhe von DM 5,80 monatlich wird im voraus gezahlt für:
 1 Jahr = DM 69,60 1/2 Jahr = DM 34,80 1/4 Jahr = DM 17,40 1 Monat = DM 5,80 durch:

1. Lastschriftzugsverfahren vom Giro-Kto. Nr. _____
bei _____ Bankleitzahl _____
Postscheckkonto Nr. _____ beim Postscheckamt _____

2. Dauerauftrag oder Einzelüberweisung auf das Konto Nr. 192 344 der Hamburgischen Landesbank (BLZ 200 500 00) oder das Postscheckkonto Hamburg 8426-204 **46**

Unterschrift des Zahlers bzw. Kontoinhabers: _____
Straße und Ort: _____
Werber: _____ Anschrift: _____
Gewünschte Werbepremie: _____
(Nur für abgeschlossene Jahresabonnements)

Ihre Bestellung können Sie selbstverständlich zu jeder Tages- und Nachtzeit auf telefonisch unter der Nr. (0 49) 44 65 41 aufgeben.

Die Viehwirtschaft stand an erster Stelle. Dominierte doch mit etwa zwei Drittel der Fläche das Grünland, also Wiese und Weide, was sich aus dem überaus hohen Grundwasserstand erklärt. Die täglich anfallende Milch war mit Abstand die sicherste Einnahmequelle. Eine Herdbuchkuh erreichte im Jahr mehr als 4000 kg Milch, was zu den Spitzenleistungen ganz Deutschlands gehörte.

Unmittelbar am Haffufer und an den gleichnamigen Mündungsarmen der Memel lagen — jenseits der uneingedeichten Wald- und Wiesenflächen — jene besonders malerischen und einsamen Haffdörfer Karkeln, Loye, Inse, Tawe, Gilge und Nemonien, deren dicht gedrängte Häuserreihen, aus Holz erbaut, schon aus der Ferne mit ihren leuchtend blauen und grünen Farben, mit ihren roten Ziegel- und grauen Rohrdächern den Fremden grüßen. Nur notdürftig durch überhöhte Kieswege mit dem Hinterland verbunden und durch eigene Deiche vor dem Hochwasser geschützt, spielte sich der Verkehr zwischen den beiden Flußufeln auf dem Wasser ab. Schulkinder, Pfarrer, Hebamme und Arzt mußten es auf dem Kahn durch Übersetzen in gleicher Weise überwinden. Holzgeschnitzte Vorlauben, weiß angestrichene Fensterrahmen und Fensterbretter sowie peinlich sauber gehaltene Hausgärtchen verschönten das Dorfbild erheblich. Hinter den meist mit ihren Giebeln zum Wasser stehenden Häusern lagen auf einer recht beschränkten Fläche die Gartenländereien, in denen auf stark überhöhten schmalen Beeten die weithin bekannten Zwiebeln, Gurken und anderes Gemüse angebaut wurden. Diese wurden mit Timberkähnen zu den Märkten nach Tilsit und Königsberg gebracht, wo sie stets zu besten Preisen verkauft werden konnten.

Ein romantisches Bild

Sonst lebten die Haffbewohner natürlich weitgehend vom Fischfang, den sie auf dem Haff mit ihren wimpelgeschmückten Kurenkähnen bei jedem Wind und Wetter ausübten. Die Kurenwimpel zeichneten sich durch ihre für jedes Dorf typische Farbzusammenstellung, die übrigens behördlich vorgeschrieben war, und durch ihre vielseitigen Schnitzereien am und auf dem Gestänge dieser Wimpel aus. Wer kann jemals das romantische Bild vergessen, das sich dem Betrachter bot, wenn die bunt bewimpelte Segelflotte eines Dorfes versammelt und vertäut am Ufer des Stromes lag und bei untergehender Sonne über dem Haff leicht im Abendwind schaukelte? Oder wenn die gleiche Flotte, weit auseinandergezogen, bei aufgeblähten Segeln gegen Welle und Wind auf den weiten Wassern des Haffs mit ausgeworfenen Netzen „daherpflügte“?

Eine von der Unrast des Lebens im Hinterland abgeschiedene Bevölkerung ging hier einem harten Beruf nach, der sie gegen Wind und Wetter, gegen Sturm und Wasserflut abgehärtet hatte. Fast jährlich forderten die plötzlich aufkommenden heimtückischen Sturzwellen auf dem Haff oder Deichbrüche infolge Hochwassers ihre Opfer. Darum war der Haffanwohner oft abergläubisch und sektiererisch fromm, bisweilen auch roh und kaltherzig. Durch den Genuß roher Fische bekämpfte er unbewußt eine dort weit verbreitete Blutarmut, dafür litt er jedoch unter dem äußerst lästigen Fischbandwurm. Die staatlichen Gesundheitsbehörden nahmen widerstrebend den durch die rohe Leber von den Fischen übertragenen Bandwurm hin, um gegen die viel gefährlichere Blutarmut durch den Lebergenuß vorgehen zu können. Es war bekannt, daß Fischer, die ihren Lebensabend im Hin-



Am Großen Friedrichsgraben: Ein Dorado für Störche, Kraniche, Fischreier und seltene Entenarten
Foto Sach

So entstand die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 3

VON WOLFRAM GIESELER

terland verbrachten, kein längeres Leben mehr zu erwarten hatten, da ihnen die rohe Fischleber fehlte.

Den weitaus größten Teil der Memelniederung nahm der preußische Kreis Elchniederung, Regierungsbezirk Gumbinnen, ein. Er war der einzige Kreis in Ostpreußen, der nicht nach seiner Kreisstadt benannt war; denn eine solche gab es gar nicht. Die Kreisbehörden waren in dem Marktflecken Heinrichswalde untergebracht, der nur 3500 Einwohner hatte. Etwas größer mit rund 4500 Einwohnern war noch Kuckerneese, ebenfalls keine Stadt. Sonst gab es noch eine Reihe von Kirhdörfern wie Neukirch, Kreuzingen, Rauterskirch, Herdenau und Seckenburg, in denen die Bevölkerung ihren täglichen Bedarf einkaufen konnte, in denen reichlich viele Gastwirtschaften, die meist mit Gemischtwarenläden verbunden waren, für den nötigen „Konsum“ sorgten, in denen

Handwerker aller Art wohnten und wo schließlich Pfarrer und Kirche wie Schule und Präzeptor (Lehrer an der Kirchenschule) den geistlichen und geistigen Rückhalt boten.

Im Kreis Elchniederung gab es vier Forstämter: Ibenhorst, Tawellenbruch (bis 1938 Tawellingken), Schnecken und Wilhelmsbruch. In der sogenannten tiefen Niederung lagen aber nur die beiden erstgenannten Forstämter.

Das bedeutete, daß Tawellenbruch regelmäßig und sehr weitgehend infolge des Memelhochwassers und des Stauwassers des Haffs mit seinen Wald- und Wiesenflächen während einer nicht voraussehbaren Zeit „unterging“. In welchem deutschen Forstamt fand sich dieses Phänomen in einem solchen Umfang sonst noch?

Das von mir ab 1. Juni 1937 verwaltete Forstamt Tawellenbruch bestand aus 9084 Hektar Holzboden, also Waldfläche, und 2427 Hektar Nichtholzboden, also Wiesen-, Acker- und Wasserfläche, wobei die Wiesenfläche bei weitem überwog. Der Wald, der ausschließlich auf sehr nassem Niedermoor stockte, war ein reiner Erlen-niederwald, stellenweise gemischt mit Esche, Birke und Weide, diese allerdings auch flächen-, horst- oder streifenweise künstlich als Elchäsung angebauet. So wuchs der Wald durch Stockausschlag oder auch in begrenztem Umfang durch Samenflug und „Samenschwemmung“ natürlich nach. Alle 40 bis 60 Jahre wurden die Bestände auf großen Flächen abgetrieben, und die zurückbleibenden Wurzelstöcke wurden dadurch zu neuem Austreiben veranlaßt. Ein einfacher Waldbau ließ sich nicht denken.

In den Jahren 1921 und 1922 war unter der maßgeblichen Leitung meines Vorgängers, des Forstmeisters und Deichhauptmanns Orlowski, der Deichverband Tawellenbruch geschaffen worden. Er umfaßte rund 3400 Hektar, wovon rund 1500 Hektar auf Waldflächen des Forstamts entfielen. Mit einem ausreichend hohen Deich wurden nun diese Flächen ringsum vor dem Hochwasser geschützt. Das Hebe- oder Schöpfwerk in Marienbruch sorgte nun dafür, daß das jährliche Niederschlagswasser und das durch den Deich von außen in das Polder

drückende Quellwasser zu bestimmten Zeiten herausgehoben und in das Außendeichgelände gepumpt wurde. Allgemein war diese regelmäßige Arbeit der Schöpfwerke mangels jeglicher Vorflut zur Trockenhaltung der Böden dringend notwendig. Außerdem mußte auch laufend darauf geachtet werden, daß nicht Mäuse, Ratten, Hamster und Dachse den Deich unterhöhlten, konnten doch deren Baue bei Hochwasser allzu leicht Ansatzstellen für sehr gefährlich werdende Unterspülungen und folgende Deichbrüche werden.

Die für den Bau und die Unterhaltung der Anlagen erforderlichen Geldmittel mußten von den Deichgenossen entsprechend ihren anteiligen Flächen als sogenannte Deichbeiträge aufgebracht werden. Dafür steigerte sich aber auch die Güte und die Menge der nun erzielten landwirtschaftlichen Produkte auf den Acker- und Wiesenflächen ganz erheblich, z. B. auf mehr als 200 Zentner Heu je Hektar auf den äußerst wertvollen Meliorationswiesen. Und die dort wohnenden Menschen brauchten nicht mehr bei Hochwasser um ihr Haus, ihr Vieh oder gar ihr Leben zu bangen. Auch das Forstamtsgehöft lag nunmehr geschützt hinter dem Gilgedeich. Obwohl es auf einem Sandhügel stand, konnte bis dahin das Wasser immer wieder bis an die Mauern des Wohnhauses vordringen und die Keller unterspülen.

Gewaltige Wassermassen

Zum letzten Mal war im März 1922, also schon während der Eindeichungsarbeiten, bei einem ungewöhnlich starken Eisgang und einer besonders hohen Flut nur wenige hundert Meter unterhalb des Forstamts der Deich gebrochen, so daß sich gewaltige Wassermassen in den noch nicht fertiggestellten Polder ergießen konnten. Das Haff und die Ausmündungen der Memelarme lagen noch mit einem 80 Zentimeter dicken Eis fest und verhinderten so den Abfluß der mit zahlreichen Eisschollen vermischten Schmelzwasser auf dem normalen Weg. Um einen auch rechtzeitigen Wiederabfluß des nun im Polder stehenden Wassers zu ermöglichen, mußte damals acht Kilometer gilgeabwärts am Ausgang der Szubbel durch Pioniere wieder ein größeres Deichstück gesprengt werden. Ein kühnes aber notwendiges Unternehmen, das sehr erfolgreich verlief. Größere Schäden oder gar Menschenverluste traten nicht ein, und der Polder lief bald wieder leer.

Ich schildere diesen Deichbruch des Jahres 1922 nur, um zu zeigen, mit welcher großen Problemen wir in der Elchniederung fertig werden mußten. Die Memel war eben ein ungebärdiger Strom, den zu bändigen erst nach mühevoller Arbeit unter Einsatz hoher Mittel und moderner technischer Methoden gelang, und auch das nur mit einem weiter bestehenden restlichen Risiko. Die Bewohner der tiefen Niederung und nicht nur die der Haffdörfer waren sich stets dessen bewußt, daß bei unvorhergesehenen Hochfluten auch die stärksten Deiche brechen können und daß damit ihr Leben und ihre Existenz in Gefahr sind. Um so notwendiger empfanden sie aus einer tiefen Verpflichtung heraus ein rückhaltloses und uneigennütziges gemeinsames Zusammenstehen im Kampf gegen das hier noch schwer zu bändigende Element Wasser, was auch sonst ihren Gemeinsinn ungemein stärkte.

Elche in freier Wildbahn

Der Kreis Elchniederung trug seinen Namen insofern zu vollem Recht, als hier noch in einer beachtlichen Zahl der Elch in freier Wildbahn seine Fährte zog. Allein in Tawellenbruch schätzte man den Bestand auf etwa 150 Stück, der sich durch Zuzug in der Brunft, also im September, auf etwa 220 Stück erhöhte. Die großen und uneingedeichten Erlenbrüche boten in ihrer Überfülle an geeigneter Weichholzásung und in ihrer Unzugänglichkeit paradiesische Lebensbedingungen für dieses urige, größte und noch frei lebende europäische Schalenwild. Auf seinem Rückzug vor dem Menschen hatte es hier seine letzte Zuflucht gefunden. Von den Forstbeamten seit Jahrzehnten geschont und geschützt, durfte es in einer völligen Ruhe und Geborgenheit leben.

Die Elchniederung war daneben aber auch ein Dorado für den Weiß- und Schwarzstorch, den Kranich, den Fischreier und die Rohrdommel, den Uhu und die seltene Spurbereule, viele Entenarten und Wasserläufer, den Kolkraben, den Wespenbussard und die Rohrweihe, aber auch den Fischotter und den seltenen Nerz. Es ist unmöglich, hier alle vorkommenden seltenen Vogelarten aufzuführen.

Fortsetzung folgt



Erlenbruchwald in der Memelniederung: Paradiesische Lebensbedingungen für Elche
Foto Raschdorff

Eine Kämpfernatur

Gustav Heybowitz wird 75 Jahre alt

Thüle — Der kommissarische Kreisvertreter des Kreises Ortelsburg, Gustav Heybowitz, begeht am 12. November seinen 75. Geburtstag. Der Jubilar, der einer alteingesessenen Bauernfamilie entstammt, erblickte in Altkirchen das Licht der Welt. Nach dem Schulbesuch absolvierte er die Landwirtschaftsschule in Ortelsburg. Um sich auf seinen Beruf vorzubereiten, war er in verschiedenen landwirtschaftlichen Betrieben tätig, um praktische Erfahrungen zu sammeln. Schon frühzeitig schloß sich Heybowitz der Jugendbewegung an. Er ist Absolvent der Bauernschule Strobjenen, Samland. Später übernahm er 1934 den väterlichen Hof Friedrichsberg bei Passenheim. Nach der Vertreibung hat sich der Jubilar sofort wieder selbständig als Landwirt im Kreis Paderborn betätigt. Er hat sich aus dem Nichts eine Existenz geschaffen und war darin vielen Landsleuten Vorbild. Weiterhin suchte Heybowitz nach 1945 sofort Kontakt zu seinen Leidensgenossen und stellte sich der Arbeit für die Vertriebenen zur Verfügung. In zahlreichen Veranstaltungen hat er sich immer nachdrücklich und unerschrocken für das Heimatrecht und die Belange seiner Landsleute eingesetzt. Als echte Kämpfernatur, ausgestattet mit einem großen Wissen unserer geschichtlichen Vergangenheit, gab er uns stets ein Beispiel für zielstrebiges Handeln.

Schon frühzeitig hat er in der Kreisgemeinschaft Ortelsburg im Vorstand mitgearbeitet. Sein aktives Wirken ist vielen Heimatvertriebenen zugute gekommen. Anderen Menschen zu helfen, war stets seine vornehmste Aufgabe. Vor 2 1/2 Jahren übernahm der Jubilar aus der Hand des erkrankten Kreisvertreters Max Bronk dieses Amt kommissarisch. Uneigennützig, wie es seine Art ist, hat er diese Aufgabe nicht nur gemeistert, sondern neu belebt. Die von ihm ausgehenden Impulse haben die Arbeit der Kreisgemeinschaft positiv beeinflusst. Möge ein gütiges Geschick Gustav Heybowitz Gesundheit und Kraft verleihen, damit er sein Werk noch lange Jahre fortsetzen kann.

G. G.



Gustav Heybowitz

Foto Friedrich

Schmidt über Ostpreußen

Der Bundeskanzler appellierte an die Wohlfahrtsverbände

Hamburg — Der Arbeiterwohlfahrtsverband Hamburg veranstaltete anlässlich der 25jährigen Mitgliedschaft Helmut Schmidts ein kleines Fest in der 1977 für zehn Millionen Mark fertiggestellten Altenwohnanlage in der Hagenbeckstraße. Zahlreiche ostdeutsche Landsleute verbringen hier ihren Lebensabend, unter ihnen Frau Kühn aus Hindenburg, die 85jährige Martha Spreen aus Starnitz und Karl Tiepelt aus Memel, um nur einige zu nennen.

Eine der älteren Damen hielt den im blaueckeligen Sacko eintreffenden Bundeskanzler für den Geldbriefträger und erzielte mit dieser Frage einen ungewollten Lacherfolg beim Kanzler und dessen Begleitung.

Kurt Partsch, der AWO-Bundesvorsitzende, strich in seiner Laudatio die Verdienste des prominenten Mitglieds und Parteigenossen so stark heraus, daß selbst Helmut Schmidt gestand: „Ich fühle mich ein bißchen beschämt über so viele freundliche, überschwengliche Worte.“

In seiner kurzen Ansprache kam der Bundeskanzler auf die Arbeit der Wohlfahrtsverbände allgemein zu sprechen und bekannte, daß in vielen Fällen die ideelle, ehrenamtliche, freiwillige Arbeit auf diesem Felde mehr leiste als der Staat mit seinen Behörden. Er legte der AWO ans Herz, sich um die vier Millionen Ausländer zu kümmern, die in der Bundesrepublik leben und arbeiten. Ein weiteres Aufgabengebiet für die Wohlfahrtsverbände sieht der Kanzler als ein vorübergehendes an und meinte damit die Hilfe zum Eingewöhnen. Er sagte: „Ich möchte Ihnen diese Arbeit sehr ans Herz legen. Wir müssen den Deutschen Sicherheit und Geborgenheit geben, die zu

„In Heide ist die Welt in Ordnung“

Eine junge Eiche aus Ostpreußen als Geschenk des Bürgermeisters zur 30-Jahr-Feier

Heide — Das kleine Städtchen in Dithmarschen kann weder mit Göttingen noch mit München konkurrieren, was die Jubiläumsfeiern zum 30jährigen Bestehen der Landsmannschaft betrifft. Aber vielleicht konnte gerade in einer kleinen Stadt besonders deutlich offenbar werden, wie groß einerseits das Verständnis der heimatbewußten Einheimischen für die Heimatsehnsucht der Vertriebenen ist und andererseits, wie groß deren Anteil am wirtschaftlichen Wiederaufbau und an der geistigen Erneuerung des neuen Lebensraums gewesen ist und auch als solcher gewürdigt wird. So jedenfalls war es den Grußworten des Kreispräsidenten und des Bürgervorstehers zu entnehmen, die bereitwillig die Schirmherrschaft über die verschiedenen Veranstaltungen übernommen hatten.

Am Anfang der festlichen Tage stand eine zweitägige Busfahrt ins Weserbergland, von Kulturwart Erich Paske bestens vorbereitet, das gute Wetter eingeschlossen. Beim Besuch des Agnes-Miegel-Hauses und ihrer Grabstätte spürte wohl jeder, wie lebendig noch immer die Ausstrahlungskraft der unvergessenen „Mutter Ostpreußens“ ist.

Kulturtagung zum Jubiläum

Durch die Zusammenlegung der diesjährigen Landeskulturtagung mit der Jubiläumsfeier erhielt die Festveranstaltung im vollbesetzten großen Saal ein besonderes Gewicht. Vorsitzender Schachtner konnte unter den zahlreichen Gästen Vertreter des Kreises, der Stadt, der Bundeswehr, der Parteien, der Heider „Eggen“ und neben den vielen Landsleuten von nah und fern nicht zuletzt den Landesvorsitzenden Petersdorf aus Kiel begrüßen, der verständnisvoll meinte, in Heide sei die Welt noch in Ordnung. Nun, es wird auch in Heide Winkel geben, die nicht in Ordnung sind, aber so ganz alltäglich ist es wohl nicht, wenn der Bürgermeister einer Stadt als Geburtstagsangebinde eine junge Eiche überreicht, die er von einem Jagdfreund aus den masurischen Wäldern mitbringen lassen und nun an bevorzugter Stelle als „Ostpreußeneiche“ wurzeln und wachsen soll. Auch die Weihe der neuen, aus Spenden der Mitglieder beschafften Fahne fand unter der Mitwirkung der Heider Eggenbrüder mit ihren Fahnen statt. Sie zeigt auf schwarz-weißem Grund die Embleme der Ost- und Westpreußen, Elchschaufel und Kreuz, und in der Gösche das vor 20 Jahren gestiftete Wappen der Stadt Heide.

Neben Landeskulturwart Kurt Gerber aus Neumünster, der über „Die Ausstrahlung von Geist und Herz der Ostpreußen“ sprach,

war Chefredakteur Wellem der Hauptredner, der in seiner temperamentvollen, überzeugenden Weise auch ernste Kritik nicht scheute. Die Millionenorganisation der Landsmannschaften, so sagte er, erfülle nicht nur eine kulturelle Arbeit, wie die Pflege und Erhaltung der heimatlichen Brauchtümer, sie habe auch eine große politische Aufgabe und Lippenbekenntnisse allein genügen nicht.

Der Frauengruppe unter der Leitung von Landsmännin Köhnke war ein besonderer Nachmittag gewidmet. Man müßte jedes Mitglied mit Namen nennen, um die Arbeit der Frauen voll zu würdigen, wie wäre

ten, lebendigen Vortrag wies sie noch einmal auf die Bedeutung dieser Arbeit hin, und natürlich fehlte zum Schluß auch das gemeinsame Singen nicht.

Die Frauengruppen haben ja schon seit Jahren in aller Stille ihren Beitrag geleistet für die „Bruderhilfe Ostpreußen“. Darum war die Genugtuung besonders groß, daß die Hälfte des Reiniöses des erfolgreichen Wohltätigkeitskonzertes, veranstaltet von dem Marinemusikkorps Ostsee unter der Leitung von Korvettenkapitän Wenzel, dieser segensreichen Einrichtung zugute kam.

Bundesgeschäftsführer Milthaler, der in Begleitung von Asta Rosowski, die in Ham-



Ein Scheck für die „Bruderhilfe Ostpreußen“: Asta Rosowski erhält Unterstützung durch die LO-Gruppe Heide/Holstein (rechts Vorsitzender Schachtner, links Bundesgeschäftsführer Milthaler) Foto Lukas

sonst eine solch umfangreiche und vielseitige Ausstellung mit aus der Heimat geretteten, wertvollen Webereien, dazu die nach alten Mustern neu gefertigten Stricks und Knüpfarbeiten zustande gekommen. Natürlich fehlten auch der Bernstein und heimatische Keramik nicht, ja, sogar interessante Ölbilder mit ostpreußischen Motiven wurden vorgestellt. Hanna Wangerin, Sonderbeauftragte zur Erfassung ostpreußischen Kulturguts, kann mit dem Erfolg der vielen Frauenarbeitswochen in Bad Pyrmont voll auf zufrieden sein. In einem breit angeleg-

burg die Bruderhilfe leitet, gekommen war, wies in seinen Dankesworten auf eine Notiz in der Bild-Zeitung hin, die unter dem Titel „Ostpreußen lebt“ von den Veranstaltungen in Heide berichtet hatte.

Viele der Frauen und Männer der ersten Stunde, von denen Milthaler sagte, sie wären drei Jahre nach der Kapitulation bereit gewesen, hier vor Ort für Volk und Vaterland zu handeln, sind nicht mehr unter uns. Ihre Namen werden jedoch nicht vergessen sein.

Margarete Kudnig

Verpflichtung zur Wiedervereinigung

Dr. Tremel: „Die Frage unserer nationalen Existenz ist ungelöst“

Kiel — „Die Vertriebenen halten den Gedanken an ein freies Deutschland und ein vereintes Europa wach“, erklärte der 1. Vorsitzende des BdV-Landesverbandes Schleswig-Holstein, Dr. Domabyl, auf einer gesamtdeutschen und kulturellen Großveranstaltung in Kiel. Nach der Begrüßung der zahlreichen Ehrengäste gab Dr. Domabyl seinem Dank an die Länder, Gemeinden und Mitbürger Ausdruck, die den Vertriebenen in der schweren Nachkriegszeit geholfen haben. Er erklärte, daß wir auch heute zusammenstehen müssen und uns

leidenschaftlich dafür einsetzen, daß Deutschland der Modell-Staat für die Freiheit bleibt. Die Feierstunde gebe einen Einblick in die Arbeit und sei keine Gedächtnismesse. Dabei nannte Dr. Domabyl als oberstes Ziel, die Einheit Deutschlands zu erlangen.

Ministerialdirigent Dr. Tremel von der Staatskanzlei überbrachte die Grüße des schleswig-holsteinischen Ministerpräsidenten und führte aus, daß die Vertriebenen bei jeder Gelegenheit deutlich machen, daß Deutschland weiterhin geteilt sei, daß die Menschenrechte weiterhin vorenthalten blieben, daß es ein Recht auf Heimat gebe und daß die Frage unserer nationalen Existenz ungelöst sei. Dieser Arbeit sei die Landesregierung besonders verbunden, denn auch sie strebe die Wiedervereinigung Deutschlands an. Er versicherte den Vertriebenen: „Sie werden in der Schleswig-Holsteinischen Landesregierung immer einen treuen Bundesgenossen haben.“

Zum Thema „Vertreibung, ein sinnloses Schicksal?“ sprach Frau Professor Dr. Wisniewski MdB von der Universität Heidelberg und stellte fest, daß man eine Vertreibung auch durch Verhandlungen verhindern könne, wie die Geschichte der Jetzt-Zeit gezeigt habe. Sie erläuterte, wie viele Millionen Menschen aus den einzelnen Gebieten vertrieben wurden und wie viele Schicksale auch heute noch ungeklärt sind. Hinzu kämen die Menschen, die in der Heimat zurückgeblieben sind. Die Wunden des Krieges seien noch lange nicht geheilt.

Professor Wisniewski betonte ferner die Verpflichtung, auf die Wiedervereinigung hinzuwirken. Außerdem müsse an einem vereinten Europa gebaut werden.

Die Veranstaltung wurde stimmungsvoll umrahmt durch Lied und Wort, dargeboten vom Kiel-Gardener Männerchor und dem Bernstein-Chor aus Lübeck.



Helmut Schmidt (rechts): „Geben Sie den Deutschen aus Ostpreußen Sicherheit und Geborgenheit“

Foto Gerdau

So blieb auch bis in das 17. Jahrhundert hinein das Memeldelta unerschlossen. Abgesehen von einem unzureichenden Versuch der Stadt Königsberg, in den Jahren 1613 bis 1616 durch Kanalisierung einer Teilstrecke der Gilge die Wasserverbindung Königsberg-Tilsit-Kowno zu verbessern, hat erst Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, ab 1640 eine planmäßige Erschließung und Besiedlung der Memelniederung eingeleitet. Gleich nach seinem Regierungsantritt besichtigte er zunächst das ausgedehnte Moorgebiet und erkannte, wie überaus fruchtbar und landwirtschaftlich wertvoll es nach einer ausreichenden Entwässerung und Rodung des Bruchwaldes sein könnte. Die damals noch allmächtigen preußischen Städte dachten aber nicht daran, ihm die dafür benötigten Geldmittel zu bewilligen.

Es entschied sich daher der Große Kurfürst für den folgenden Weg: Die großen Waldgebiete, die sein persönliches Eigentum als Landesherr waren, begann er an Siedler, damals Neusassen genannt, abzugeben. Diese zahlten ihren Pachtzins über die Wildnisbestreiter, also die damaligen staatlichen Oberförster, an die „Schatulle“ d. h. an die kurfürstliche Privatkasse und nicht an die staatlichen Amtskassen, wie das normalerweise die Bauern tun mußten. Von dieser Zeit an unterschied man die Amtsbauern von den Schatullbauern.

Der damalige kurfürstliche Oberförster und Hauptmann zu Rhein, Heinrich Ehrenreich von Halle, trat persönlich als Siedlungsunternehmer im Auftrag des Kurfürsten im Gebiet zwischen dem oberen Rußstrom und der Gilge auf und setzte dort als Neusassen Mennoniten aus dem Danziger Werder und auch viele Interessenten direkt aus Holland an, wozu auch Handwerker wie Schleusen- und Wassermühlenmeister, Zimmerleute, Strom- und Baggerarbeiter kamen. Da von Halle später in Unnade fiel, mußte er das dortige Siedlungsunternehmen zwar aufgeben, durfte aber in der Gegend von Heinrichswalde in kleinerem Umfang mit seinem Sohn weitersiedeln. So trägt der spätere Ort Heinrichswalde seinen Namen.

Als nächster hat sich der Kurfürstlich-Brandenburgische Generalquartiermeister Philipp de la Chiesa nebst seinen Nachfahren um die Trockenlegung und Besiedlung des Memeldeltas einen besonderen Namen gemacht. 1660 tauschte er sein Gut Caput bei Potsdam mit dem Großen Kurfürsten gegen eine Wildnis um Lappienen, wobei er sich verpflichtete, diese urbar zu machen. Mit Ausnahme von Bär und Ur erhielt er die Gerechtere der Jagd — und auch die der Fischerei auf einer großen Strecke der Gilge. Chiesa ist der Begründer der späteren Grafschaft Rautenburg, die durch Eheirat zunächst in den Besitz der Reichsgrafen Truchseß zu Waldburg und dann der Grafen von Keyserlingk bis zur Vertreibung im Jahre 1945 gelangte.

Den von Chiesa projektierten „Großen Friedrichsgraben“, der die langersehnte Verbindung zwischen Gilge und Delme, damit zwischen Tilsit und Königsberg, ohne Überquerung des durch seine Untiefen und plötzlich auftretenden Sturzwellen gefürchteten Haffes, schuf, hat nach dessen Tod seine überaus energische und tatkräftige Frau Luise Katharine, geborene von Rauter, gebaut, die selbst die Baustellen kontrollierte und die Arbeitslöhne auszahlte. Auch den Bau des „Kleinen Friedrichsgrabens“, der die Verbindung zwischen der Gilge bei Sekenburg und dem Nemonien-Ström, einem toten Mündungsarm der Memel, schiffbar machte und der im Volksmund bis in die jüngste Zeit „Greituschke“ hieß, haben wir dieser tüchtigen Frau zu verdanken, deren markante Gesichtszüge ich noch im Ahnen-



Fähre im Memeldelta: Oft das einzige Verkehrsmittel von Dorf zu Dorf

Foto Engelhardt

saal des Schlosses Rautenburg auf einem großen Ölgemälde betrachten konnte.

Bereits am Ende des 17. Jahrhunderts baute de la Chiesa im Stil eines Landhauses das Schloß Rautenburg, desgleichen die berühmte Mühle, um die sich manche Sage und Erzählung rankte, und schließlich die weit über die Grenzen Ostpreußens hinaus als ein wertvolles Kleinod unter den Baudenkmalern unserer Provinz bekannte Kirche, die eine achteckige Form hatte, in

mußte der jeweilige Majoratserbe wenigstens fünf Jahre dem preußischen Staat als Offizier oder als Beamter dienen. Wenn das nicht möglich war, mußten fünf Jahre lang jährlich 1000 Taler an das Königliche Etatsministerium in Königsberg gezahlt werden. Karoline Charlotte Amalie Gräfin von Keyserlingk erhielt s. Zt. als bekannte Malerin die Ehrenmitgliedschaft der preußischen Akademie der Künste und besaß in Königsberg Ende des 18. Jahrhunderts jenes be-

nach Erlaß der ersten Dammordnungen konnte eine befriedigende Instandhaltung durchgesetzt werden.

Der Große Kurfürst übergab auch noch an andere Persönlichkeiten oder Institutionen größere ihm gehörende Ländereien zur Besiedlung durch Bauern. In der südlichen Niederung waren das der Kapitänleutnant Jakob Engel, die reformierte Kirche in Königsberg — und der ehemalige kurfürstliche Kammerdiener Daniel Gerhard, der die Dörfer Gerhardsheim, Gerhardswalde, Gerhardshöfen und andere gründete.

Die nachfolgenden Hohenzollern haben in wechselndem Umfang durch Deichbauten, Schaffung eines Grabennetzes, Wegeaufschluß und Ansetzung neuer Siedler die Memelniederung landwirtschaftlich weiter zu erschließen versucht. Auch hier zeichnete sich König Friedrich Wilhelm I. (1713—1740), der große Kolonisator, besonders aus. Als er 1731 das Amt Friedrichsgraben zu Pferde persönlich besichtigte, begleiteten ihn drei ausländische Diplomaten, nach denen drei neue Domänenvorwerke benannt wurden, Ginkelsmittel nach dem holländischen Baron von Ginkels, Polenzhof nach dem polnischen Gesandten von Polenz und Seckendorf nach dem kaiserlichen Gesandten von Seckendorf. Als Neusiedler kamen Litauer, Salzburger, Holländer, Hugenotten, Schotten und Niederdeutsche vornehmlich aus dem Raume Halberstadt-Magdeburg in das Land.

So entstand die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 2

VON WOLFRAM GIESELER

streng byzantinischem Stil gehalten war und von einem unbekanntem venezianischen Künstler angefertigte feine Schnitzarbeiten an Altar, Kanzel und Orgel aufwies. Das vom Großen Kurfürsten erbetene und auch erhaltene „jus patronatum“ über diese Kirche blieb den jeweiligen Standesherrn von Rautenburg bis in die jüngste Zeit, wenn auch in abgeänderter Form, erhalten.

Mit der königlichen Genehmigung Friedrich Wilhelms II. wurde die Rautenburgische Begüterung am 31. März 1787 zur Grafschaft erhoben. Seit 1763 blieb sie bis zur Vertreibung ununterbrochen im Eigentum der aus dem Baltikum stammenden Grafen von Keyserlingk. Aufgrund der Majoratsstiftung

kannte Stadtschloß, in dem der berühmte Philosoph Immanuel Kant oft zu Gast war.

Auch den ersten Gilgedeich haben s. Zt. Chiesa und seine Frau angelegt, um das dahinter liegende Land vor den regelmäßigen Überschwemmungen zu schützen. Zunächst geschah aber nichts für die erforderliche Unterhaltung des Deiches, so daß er sich allmählich wieder abflachte und erneut vom Wasser überspült werden konnte. Erst

Durch hohe Eindeichung für Landwirtschaft nutzbar gemacht

Erst in der zweiten Hälfte des vorigen und in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts sind dann weite Flächen der tiefen Niederung durch vollständige und genügend hohe Umdeichung, durch den Einbau leistungsfähiger Schöpfwerke, durch Kanalisierungen von Gilgeabschnitten und durch die Schaffung eines zweckvollen und genügend dichten Grabennetzes so vom Hochwasser geschützt und so trocken gelegt worden, daß der äußerst hochwertige Schlickboden die höchst denkbaren landwirtschaftlichen Erträge abwarf. So wurde im Jahre 1895 der so bedeutsame Haffdeich gebaut, der gegenüber vom Gilgedamm nach Norden abog und endgültig den bislang jährlich auftretenden Rückstau des Haffwassers bei West- und Nordwind auf den weiten Flächen zwischen Rußstrom und Gilge verhinderte. So blieb nur noch ein etwa 10 Kilometer breiter Wald- und Wiesenstreifen längs des Haffs uneingedeicht liegen, der nun natürlich einem umso höheren Hochwasser ausgesetzt wurde.

Der aus Schlick und Moor aufgebaute Boden der Memelniederung ist ein gut zersetztes Niedermoor, das infolge der Jahrtausende langen und regelmäßigen Überflutungen durch den Memelstrom völlig mit mineralischen Teilchen durchsetzt ist. Den eingedeichten Marschböden der unteren Elbe oder Weser ist er durchaus gleichwertig, wenn er gründlich entwässert ist,

wobei natürlich auch eine entsprechende Düngung eine besondere Rolle spielt.

Die typische Siedlungsform des Memeldeltas ist der Einzelhof, die des Viehwirtschaft treibenden Bauern. Er wohnt inmitten seines Landbesitzes, unter seinen Augen grast bedächtig das schwarzweiße Niederrindvieh in seinen weiten, von Gräben und Zäunen umhagten Koppeln. Das Gehöft, zu dem eine von Weiden, Pappeln oder Birken und natürlich auch von Gräben eingefasste Allee führt, besteht aus einem geräumigen Wohnhaus, den Stallgebäuden, der Scheune und dem Speicher, alle ursprünglich nur aus Holz erbaut und mit Schilfrohr gedeckt. Die einzelnen Höfe tragen häufig einen eigenen Namen. Später wuchsen viele von ihnen zu kleinen Gemeinden zusammen.

Von den rund 67 000 ha landwirtschaftlich genutzter Betriebsfläche im Jahre 1939 waren rund 58 000 ha in der Hand von Bauern, deren Eigentum nicht mehr als 100 ha umfaßte. Im Kreis Elchniederung herrschte also eindeutig der Klein- und Mittelbesitz vor, der Großgrundbesitz mit einer Betriebsfläche von mehr als 500 ha war nur auf einer Betriebsfläche von 2623 ha vertreten, wovon wiederum 1872 ha abzüglich 1100 ha Wald = 772 ha auf die Grafschaft Rautenburg entfielen.

Fortsetzung folgt



Idyllisches Heinrichswalde: Namenspatron war Heinrich Ehrenreich von Halle

Foto Probst

Brauchen wir einen Arbeitsdienst?

Sozialer Dienst contra Erziehungskrise

Der aufschlußreiche Aufsatz von Hans Grösser in Folge 39 des Ostpreußenblattes über „Sozialer Dienst contra Erziehungskrise“ verdient alle Anerkennung. Insbesondere seine ebenso sachkundigen Hinweise auf den Wert der in Deutschland und einigen Ländern Ende der 20er Jahre entstandenen Freiwilligen Arbeitsdienste und ihre Bedeutung für die Steuerung der Arbeitslosigkeit und die Erziehung der Jugend zu einem sozialen Arbeitsethos zeugen von klarsichtigem Erfassen der damaligen und heute (ähnlichen) Probleme und einem erfreulichen Mut, überfällige und ressentiment-bedingte Tabus aufzubrechen.

In diesem Zusammenhang wäre nur zu fragen, warum der Reichsarbeitsdienst (RAD) nicht erwähnt wurde. Warum wurde nicht erläutert, daß mit der Verkündung der gesetzlichen Arbeitsdienstpflicht für die Jugend die von den zahlreichen Trägern des Freiwilligen Arbeitsdienstes, den demokratischen Jugendverbänden und Vereinen, wie „Artamanen“, „Jungdeutscher Orden“ u. a., erstrebte Zielsetzung eines pflichtgemäßen Dienstes für Jugendliche aller Stände und Klassen erreicht wurde, und zwar in einer der stillvollsten und saubersten Organisationen der damaligen Zeit.

Denn nur dadurch wurde endlich sichergestellt, daß nicht nur die Idealisten und verzweifelten Arbeitslosen, sondern auch jene asozialen Jugendlichen jeglichen Standes, denen eine solche Gemeinschaftserziehung besonders nützlich war, zum Dienst mit Spaten und Hacke für die Gesamtheit verpflichtet wurden. Der Reichsarbeitsdienst war genauso wenig wie die Wehrmacht eine Gliederung der NS-Partei, wenn auch von gewisser Seite versucht wird, durch unrichtige und oft verleumderische Behauptungen die geschichtlichen Tatsachen zu verzerrern und entstellen. Denn der Gestalter und Schöpfer des RAD, der ehemalige Generalstabler und Oberst im Reichswehrmini-

sterium, Konstantin Hierl, hatte diesen RAD gegen alle Widerstände der Wehrmacht, der NSDAP und der Arbeitgeberverbände im Jahre 1935 durchgesetzt und in eine rein staatliche Einrichtung, ähnlich der Wehrmacht, verwandelt.

Während die NS-Partei versuchte, den Arbeitsdienst in einer Parteigliederung wie die Hitler-Jugend umzugruppieren, erstrebte die Wehrmacht, den RAD als viertes Wehrmachtsteil (Bauformation) einzuverleiben und die Arbeitgeberverbände, insbesondere die Bauernschaft, versuchten, den RAD zu einer Einrichtung für billige Arbeitskräfte zu machen.

Statt dessen entwickelte sich mit dem RAD jene Einrichtung, die in materieller Hinsicht dank eines systematisch ausgebildeten und qualifizierten Führerkorps Milliardenwerte durch Straßenbau, Bodenverbesserungen, Forstarbeiten, Landgewinnung, Bachregulierungen usw. für das deutsche Volk geschaffen hat. In Ostpreußen befanden sich im Großen Moosbruch, im Nogat-Gebiet, an der Guber und in Masuren Großbaustellen des RAD. Der Reichsarbeitsdienst hat sich segensreich für das deutsche Volk ausgewirkt.

Eine solche Einrichtung in zeitgemäßer Form wird auch heute — demoskopische



Heimatmuseum: Voll schöner Erinnerungen ...

Erhebungen haben dies bestätigt — von der Mehrheit der Bevölkerung bejaht. Leider ignorieren unsere maßgeblichen politischen Parteien und insbesondere die jetzige Regierung den demokratischen Volkswillen im Hinblick auf einen Arbeitsdienst.

Wolfram Mallebrein, 7400 Tübingen 1

Heimatmuseum

Bereits die Autorenbesprechung im Deutschen Fernsehen ließ ahnen, daß Herr Lenz eine Wandlung zur Linientreue in Richtung G. Grass durchgemacht hatte und mit welchen Motiven. Mein Entschluß stand da schon fest, den ... Lohn nicht zu vergrößern, indem das Buch „Heimatmuseum“ nicht gekauft wird.

Der Artikel von Paul Brock in Ihrer Ausgabe vom 7. 10. 1978 dürfte allen heimatbewußten Masurendeutschen gefallen haben. Man muß im Zusammenhang mit Lenz um so mehr die Tat des bayerischen Ministerpräsidenten A. Goppel beachten, in dem ausgerechnet ein süddeutsches Land durch die Übernahme der Patenschaft für unsere Heimat das Geschichtsbewußtsein der Deutschen bleiben läßt.

Horst Eckert, München 83

Das Deutschlandbild der CDU

Der Leitartikel von Wolfgang Thüne vom 29. Juli trifft den Nagel auf den Kopf: Der Entwurf des Grundsatzprogramms ist jedenfalls in diesem Punkt unzureichend. Der CDU-Kreisverband Bonn hat aus solchen Erwägungen auf meine Initiative einhellig die Einfügung folgenden Absatzes (nach Ziffer 117, Abs. 1) beantragt:

„Bei unserem Streben nach Wiederherstellung der staatlichen Einheit Deutschlands gehen wir von dem Deutschlandbegriff aus, der dem Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland zugrunde liegt (Deutschland in den Grenzen vom 31. 12. 1937). Darüber hinaus treten wir für die Durchsetzung des Selbstbestimmungsrechts für alle Deutschen ein.“

Ich kann nur wünschen, daß dieser Antrag eine breite Unterstützung — einschl. von den für Ostpreußen Berufenen findet, zumal kein weitergehende Antrag versucht wurde.

Mit der gewählten Formulierung, von diesem Deutschlandbegriff auszugehen, wirken wir einerseits der weit verbreiteten Verengung des Deutschlandbegriffs auf West- und Mitteldeutschland entgegen und halten andererseits die Möglichkeit für eine Lösung z. B. auch des Memelproblems offen.

Gero Gisart, 5305 Alfter bei Bonn

Dem in Folge 38 vom 23. September unter gleicher Überschrift gebrachten Artikel von Robert Lienig wäre noch hinzuzufügen: Die

CDU könnte mindestens noch weitere fünf Prozent von den 20 Prozent Wählern für sich gewinnen, die aus Verärgerung nicht zur Wahlurne gehen, wenn sie sich klar und eindeutig von ihrem Bundestagsabgeordneten und Vorsitzenden der CDU-Sozialausschüsse, Dr. Norbert Blüm, distanzieren und diesen auf ein totes Gleis stellen würde.

Dr. Norbert Blüm, bei Kriegsende noch nicht zehn Jahre alt, profilierte sich im „Spiegel“ vom 10. Juli mit der empörenden Beleidigung deutscher Soldaten mit folgender Entgleisung:

„Ich habe die Gesänge von der treuen Pflichterfüllung nie verstanden, wenn geklärt war, in wessen Dienst diese Pflicht steht. Ob einer im KZ Hitlers gedient hat oder an der Front, macht in meinen Augen nur einen graduellen Unterschied aus. Das KZ stand schließlich nur so lange, wie die Front hielt.“

Nachdem eine große Zahl ehemaliger Soldaten aller Dienstgrade und ihrer Verbände protestierten, bequeme sich Blüm zu einer Erklärung, daß er bedauere, wenn aus seiner Formulierung der Schluß auf eine moralische Verurteilung aller Soldaten gezogen worden sei.

Aus dem Klartext von Blüms Entgleisung lese ich jedenfalls eine massive Beleidigung aller deutschen Soldaten, Herr Blüm will es anders verstanden wissen. Was sagt die CDU dazu?

Heinrich Ney, 6630 Saarlouis-Fraulautern

Unzerstörbarer Begriff „Heimat“

Mit großem Interesse habe ich die vortreffliche Rezension von Paul Brock über das Buch „Heimatmuseum“ in Folge 40 des Ostpreußenblattes gelesen. Rechtzeitig zum Weihnachtsfest 1978 hat der Schriftsteller Siegfried Lenz sein Werk herausgebracht,

das nach seinen und seines Verlags Wunsch ein Bestseller werden soll. Erfreulicherweise kostet es 35 DM, so daß sich mancher diese Ausgabe überlegen wird. Inzwischen zieht Herr Lenz durch die Lande und liest aus dem Buch zur Steigerung des Umsatzes.

Ich empfinde, daß der Inhalt dieses Romans gegen die Heimatvertriebenen gerichtet ist. Soll etwa das Buch uns die Gedanken an die Heimat zerstören? Ist das der Wille des Autors, der sich so gern auf seinen ostpreußischen Geburtsort beruft? Dieses Vorhaben wird sicher nicht gelingen, denn der Heimatgedanke liegt tief in unseren Herzen und in ihm ist unser Heimatmuseum mit den vielen, schönen, manchmal so kleinen Erinnerungen, über die wir in unseren Kreisen so gern sprechen, von denen wir leben.

Auch haben wir hier und da manchen Gegenstand aus der Heimat gerettet, den wir pflegen und mit dem wir sorgsam umgehen. So haben wir ein kleines Säckchen voll von weißem, feinen Sand vom Rauschener Strand und konnten vor ein paar Jahren unserer Mutter davon zwei Hände voll in ihr Grab geben, damit sie im Tode etwas Heimat um sich habe.

Siegfried Lenz hingegen läßt sein Heimatmuseum verbrennen. Hat er überhaupt eine Heimat verloren? Ist er nicht von Anfang an ein Heimatloser?

Heinz Bergau, 2407 Bad Schwartau

Höhepunkt und Abschied

Der Kritik von Ernst Schremmer in dem Artikel „Höhepunkt und Abschied — Festspielsommer in München und Bayreuth“ (Folge 37) kann ich nur bedingt zustimmen. Der Stolz des Verfassers über die Leistungen unseres Landmannes René Kollo wird von mir voll geteilt. Aber hinsichtlich Kollo's Bayreuther Einsatzes als Siegfried ist durchaus Bedauern und kritische Distanz angebracht. René Kollo's wunderschöner, aber letztlich lyrischer Tenor (z. B. als Stolzing und Parsifal mir noch in herrlicher Erinnerung) ist einfach eine Fehlbesetzung für die Siegfried-Rolle, die von Wagner für einen Heldentenor konzipiert wurde.

In der Chéreau-Inszenierung, die einen beweglich-dümmlichen Antihelden verlangt, stützt Kollo nunmehr diese verfälschende Konzeption eines Wagner-Werkes durch seinen auch hier schauspielerisch vollen Einsatz.

Auch wird René Kollo seine Teilnahme an den „Panoptikum-Lösungen“ übelgenommen, d. h.: jemand auf der Bühne macht Fischmaulbewegungen, die nicht immer mit dem Gesang des versteckten eigentlichen Sängers „korrespondieren“, wie das der Verfasser so treffend charakterisiert. René Kollo hat sich nun bereits zweimal hierfür hergegeben: im vergangenen Jahr sang er mit gebrochenem Bein zu Chéreau's Hüpferei, in diesem Jahr hüpfte er zu Cox' Gesang.

Hier werden durch die Gutmütigkeit und Bereitwilligkeit von Künstlern schwere Versäumnisse des Festspielleiters gedeckt, der, wie überall auf der Welt bei Festspielen und jeder üblichen Operaufführung der Brauch, es nicht für nötig hält, rechtzeitig den entsprechenden Einsatz bereitzuhalten und dem Publikum Lösungen zumutet, wie sie bisher nur in Schmierkomödien üblich waren.

Sehr schade!

Hildegard Drescher, Bielefeld

„Senil-Politik“

Ich möchte das Abonnement des Ostpreußenblattes zum nächstmöglichen Termin bei Ihnen kündigen.

PS. Ihre „Senil-Politik“ gefällt mir schon lange nicht mehr!

Dr. Arnold Brühn, Tierarzt, 4576 Bippin

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur auszugweise veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Stacheldraht und Hoffnung

Auf Grund der Besprechung im Ostpreußenblatt vom 3. Juni unter der Überschrift „Dawal, Rabott, Zapzarap“ beschaffte ich mir diesen umfangreichen Erlebnisbericht. Ich war mehr als überrascht von dem überwältigenden Inhalt, der sich hinter dem unscheinbaren, für die meisten Menschen uninteressanten Titel verbirgt. Dieses Buch ist nicht mit anderen Büchern zu vergleichen; was hier zu lesen ist, ist Tatsache, wurde in Gegenwarts- und Romanform geschrieben (hautnah mit Rede und Antwort).

Es sind nicht viele Fotos aus russischer Kriegsgefangenschaft herausgebracht worden, der Autor, Helmut Richter in Lippstadt (Selbstverlag), blendet hier aber 35 Bild-dokumente ein, die das unterstreichen, was er in seinem großformatigen Buch zu berichten weiß. Doch das Wesentliche ist dieser abwechslungsreiche, fesselnde, dramatische Inhalt.

Herrn Hendrik van Bergh möchte ich Dank sagen für seine treffende Buchbesprechung, in der es heißt: ... wer einen ehrlichen, aufrechten und im wahrsten Sinne des Wortes anständigen Bericht mit der Genauigkeit eines Tagebuches aus der Kriegsgefangenschaft lesen will, kommt auf seine Kosten. Da ist nichts gemacht, nichts erfunden, nichts phantasiert. Das läuft ab wie ein perfektes Drehbuch mit genauen Einstellungen und authentischen Dialogen, das man sofort verfilmen könnte. Und das ist eine Leistung, die man gar nicht überbewerten kann ...“

Willi Kowalzik, 3101 Honebostel



an das unvergessene Ostpreußen: Tief im Herzen verankert Fotos Braumüller, Archt

Bevor ich über meine Erlebnisse in Tawellenbruch, Kreis Eichmiederung, berichte, ist es des besseren Verständnisses wegen erforderlich, zuvor einiges über die Entstehung des Memeldeltas, seine Besiedlung und seine Landschaft zu sagen.

Ostpreußen, Teil der großen norddeutschen Tiefebene, verdankt seine Oberflächengestalt sowie seine typischen und abwechslungsreichen Landschaftsbilder der vorletzten großen Erdperiode, dem Diluvium. Dieses umfaßt einen Zeitraum von rund 600 000 Jahren, gliedert sich in vier Eiszeiten und Zwischeneiszeiten und fand vor etwa 12 000 Jahren sein Ende.

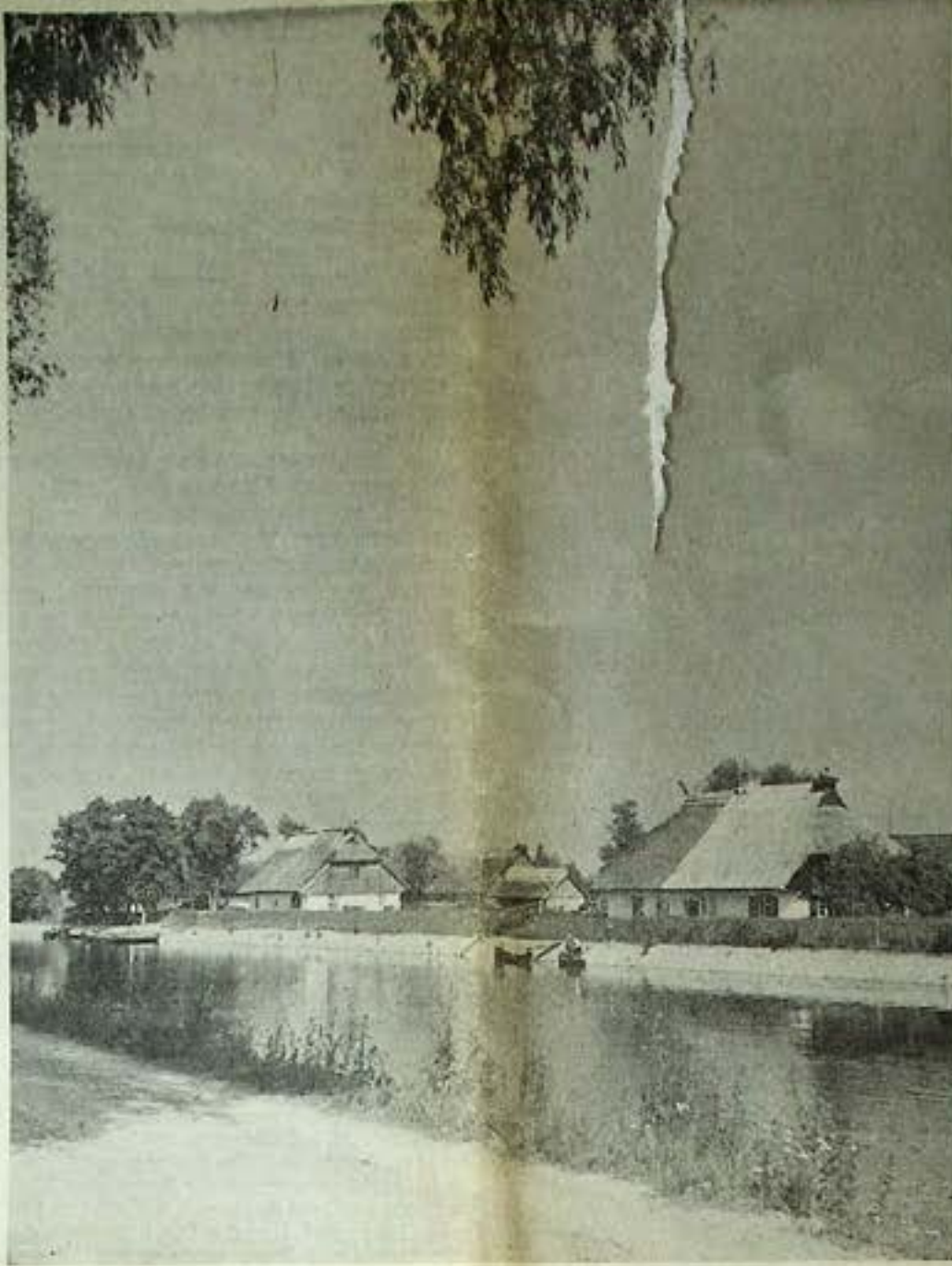
Die Eiszeiten, die ganz Ostpreußen mit einer bis zu 2000 Meter hohen Eiskappe überdeckten, haben in überaus langen Zeiträumen mit ihren Gletschern gewaltige Gesteinsmassen vom Boden Fennoskandias, dem aus Skandinavien, Finnland, Karelien und der Halbinsel Kola bestehenden baltischen Schild, abgeschält und abgehobelt, weit nach Süden transportiert, dabei zerkleinert, zermahlen und schließlich als Grund- und Endmoränen bei dem laufenden Abschmelzen der Gletscher in unserer Heimat zurückgelassen. Diese diluvialen Ablagerungen, die von Norden nach Süden zunehmen und an vielen Stellen jetzt unter Normalnull herabreichen, weisen in Ostpreußen eine durchschnittliche Mächtigkeit von 125 Metern auf. Unsere Heimat wäre von einem 120 bis 20 Meter tiefen Meer bedeckt, wenn das Diluvium nicht für derartige gewaltige nordische Ablagerungen gesorgt hätte.

Produkt einer Erdperiode

Ganz im Gegensatz dazu sind aber die beiden Nehrungen, die beiden Haffe, das Memeldelta und alle Moore im ganzen Land erst in der „Jetztzeit“, dem Alluvium, entstanden. Wie ist es dazu gekommen? Am Ende des Diluviums floß die Memel noch als Urstrom durch das heutige Inster- und Pregeltal nach Südwesten und mündete westlich von Königsberg in die Ostsee. Das nordische Eis hatte sich bereits von der lange gehaltenen Linie Königsberg-Tilsit nordwärts zurückgezogen. Als es 2000 Jahre später ganz vom ostpreußischen Boden abgeschmolzen war, hatte sich bereits die Urmemel einen neuen Weg nach Westen durch den Ragmit-Willkischkener Endmoränenzug gebahnt, um in mehreren Mündungsarmen die alte Küstenlinie bei Sarkau, Rossitten und Prökuls zu erreichen. Diese verlief damals also auf der Linie der heutigen Kurischen Nehrung, schwenkte jedoch bei Rossitten über das heutige Haff nach Windenburg zu ab.

In der anschließenden Zeit des Litorinameres senkt sich aus wissenschaftlich nicht erklärten Gründen diese alte Meeresküste Samland-Sarkau-Rossitten-Windenburg-Ecke so erheblich, daß sie ertrinkt und so eine Meeresbucht bis kurz vor Tilsit entsteht. Etwa in der Zeit von 6000 bis 5000 vor Christi Geburt hat also das Meer von der späteren Memelniederung und dem späteren Haff nebst Nehrung vollständig Besitz ergriffen. Nur wenige Diluvialkegel ragen noch als Inseln bei Sarkau und Rossitten aus dem Meer auf.

In den folgenden 4000 Jahren treten nun zwei große Ereignisse gleichzeitig auf. Es bildet sich vom Samland her in geschwungenem Bogen mit der Richtung auf die Küste bei Memel die Kurische Nehrung aus, indem das Meer nach einer wieder leichten Hebung seiner Küste zunächst von der Steilküste des Samlands abgerissene und abgespülte Sinkstoffe durch die Meeresströmung versetzt und als Strandwälle aufspült, diese dann anschließend als Sanddünen dem ständigen Wind überläßt. So entsteht durch eine fast völlige Abschnürung der bis Tilsit reichenden Bucht als größtes Brackwasserbek-



Der große Friedrichsgraben: Verbindung zwischen Tilsit und Königsberg Foto Sack

So entstand die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 1

VON WOLFRAM GIESELER

cken der deutschen Küstengewässer das Kurische Haff, an dessen Ostseite nun wiederum die dort einmündende Memel laufend ihre mitgeführten Sinkstoffe, ungestört von einer abradierenden Meeresbrandung, absetzen kann. Unsere Eichmiederung hat also die Memel mit ihren großen Schlickablagerungen geschaffen, jene großartige amphibische Landschaft, wie wir sie in ihrer Einmaligkeit erlebt haben.

Flüsse wie die Elbe oder die Weser, die an ihren Mündungen der Ebbe und der Flut ausgesetzt sind, bilden Trichterarmen aus. Für unsere Memel dagegen, die in einem flachen Brackwasser endet, ist die Bildung eines auch heute noch ständig wachsenden Deltas unausweichlich, was in einer fernen Zukunft ein völliges Verlanden des Kurischen Haffs zur Folge haben muß.

So ist unsere Memelniederung das Ergebnis eines Widerspiels zwischen Meer und Memel in den letzten 8000 Jahren, ein Produkt der jüngsten Erdperiode, Kurische Nehrung, Kurisches Haff und Memeldelta gehören erdgeschichtlich zusammen, beeinflussen sich ständig und müssen landschaftlich als Einheit angesehen werden.

Die Memel, die auf russischem Boden Njemen heißt und in den fernen Pripjet-Sümpfen im Raum von Minsk entspringt, gabelt sich nach einem rund 900 Kilometer langen Lauf vor ihrer Mündung in das Haff zunächst in die Gilge und den Russenstrom, dieser wiederum in die Skirwieth und die Athath, gewaltige Flüsse, die es in ihrer Breite und Tiefe durchaus mit der Elbe oder dem Rhein aufnehmen können. Eigenartig ist, daß die Bevölkerung bis zum heutigen Tag noch immer nur vom „Rußstrom“ spricht, was vermuten läßt, daß man ungewußt damit sagen wollte, der Strom gehöre den „Ruß“. Wer waren diese Ruß?

In der Zeit von 100 v. Chr. bis 1000 n. Chr. strömten immer wieder überschüssige Volksstämme aus Skandinavien, Jütland und von den dänischen Inseln nach Westen, Süden und Osten. Man weiß nicht, ob der Anlaß dazu Übervölkerung, Sturmfluten, poli-

tische oder religiöse Gegensätze in der Heimat oder nur verwegene Abenteuerlust, gepaart mit einem kriegerischen Eroberungsgeist, waren. Zuerst waren es die Angeln und Sachsen, die England eroberten, und die Goten und Burgunder, die sich im Raum um die Weichselmündung festsetzten. Später gründeten sie als Normannen im Nordwesten Frankreichs ihr Reich in der „Normandie“, anschließend in England, und gleichermaßen ein solches in Süditalien und auf Sizilien. Als Wikinger machten sie die Unterläufe des Rheins, der Weser und der Elbe unsicher und gelangten sogar über Grönland um 1000 n. Chr. nach Nordamerika. Als Waräger oder Viten (Vineta und Windenburg) setzten sich schließlich diese kühnen Seefahrer mit ihren berühmten Drachenschiffen besonders in den Flußmündungen der osteuropäischen Ostseeküste fest, wo sie befestigte Niederlassungen gründeten und von dort aus in das Landesinnere vordrangen, um Abenteuer zu bestehen und Handel zu treiben.

Diese fremden Nordmänner, die Waräger also, die auch in unsere Memelmündung einfuhren, nannte die einheimische baltische Bevölkerung die „Ruß“. Und weil sie nachweislich lange Zeit hindurch besonders an den Ufern des größten Mündungsarmes der Memel, eben dem Rußstrom, siedelten, wurde dieser nach ihnen benannt.

Übrigens haben die Ruß-Waräger im 8. bis 11. Jahrhundert n. Chr. wahrhaft Weltgeschichte gemacht, indem die beiden berühmten Handelswege memelaufwärts über Kiew den Dnjepr abwärts bis Konstantinopel und über Nowgorod die Wolga abwärts bis zum Kaspischen Meer wiederentdeckten, sicherten und in Gebrauch nahmen. In Kiew und besonders in Nowgorod gründeten sie Staaten. Nowgorod wurde unter den Rurikiden, die dort von 862 bis 1598 (Feodor I.) regierten, die Keimzelle des russischen Reiches, und ihr Name wurde später von der herrschenden Oberschicht auf das ostslawische Volk und das Land Rußland übertragen.

Aber auch für den Namen „Preussen“ standen die Ruß-Waräger Pate. Aus Po-Russen = hinter den Russen wurde durch Zusammenziehung Prußen = Preußen, wie ja auch aus Po-Morce = hinter dem Meer Pommern wurde. Die baltischen Ureinwohner, die von Tacitus (100 n. Chr.) bis Wulfstan (890 n. Chr.) noch Astier genannt wurden, sofern sie in unserer Heimat Ostpreußen lebten, heißen nun plötzlich Bruß, Prusai oder Pruteni. Ihr alter Name wandert dagegen unerklärlicher Weise nach Norden weiter zu den heutigen Esten, einem Volk, das mit den alten Preußen überhaupt nicht verwandt ist.

So haben die alten Wikinger-Waräger zu jener Zeit dafür gesorgt, daß, wesentlich von der Memelmündung ausstrahlend, sowohl die Russen als auch die Preußen ihre endgültigen Namen bekamen, was ohne Zweifel darauf schließen läßt, daß diese Germanen die bodenständigen Urbevölkerungen tiefgreifend kulturell durchdrungen haben müssen. Jedenfalls beweisen dies in meiner engeren Heimat auch die Ausgrabungen in Linkuhnen bei Tilsit und in Wisikauten bei Cranz, die uns einen großartigen Einblick in die von den Warägern beeinflusste Kultur und Lebensform der einheimischen Bevölkerung gestatten. Die frühgeschichtlichen Überlieferungen nennen das um die Memelmündung siedelnde Volk die „Schalauer“. Sie waren ein Mischvolk aus Kuren und alten Preußen, überwandert von Germanen.

Die Ureinwohner der Niederung

Sprachwissenschaftlich interessant ist die Tatsache, daß schon der Römer Publius Cornelius Tacitus (55—116 n. Chr.) in seiner „Germania“ davon berichtet, daß die Astier eine Sprache sprächen, die der der Britannier nahestünde. Diese schon so früh aufgestellte Behauptung erregt unsere Verwunderung, ist aber zutreffend; denn die Astier (Preußen) und die Britannier waren schon damals Mischvölker, deren Oberschicht in beiden Fällen germanische Einwanderer bildeten, die aus Jütland und von den dänischen Inseln stammten. Hier waren es die Gytten, Goten und später die Waräger = Kriegserreger (englisch War = Krieg), dort die Angeln und die Sachsen und später die Normannen. Also dieselben Einwanderer, nur mit verschiedenen Namen. So nimmt es denn auch nicht Wunder, daß viele Orte am Rußstrom die Silbe „war“ enthielten, z. B. Skulbetwarren = des Skulbet Wehr; Pflwarren, Perwallischken, Warruss, Warskilen. In allen Fällen handelt es sich wohl um alte Wehrstätten oder Burgstätten der alten Wikinger-Waräger, die, als Wasserburgen angelegt, im Lauf der Jahrhunderte durch Hochwasser untergegangen sind.

Die Urwildnis der Memelniederung, die der Strom im nur schwach bewegten Haffwasser vor seiner Mündung aus abgeschliffenem Geröll, aus Moränenschutt und anderen Sinkstoffen in Jahrtausenden bildete, wies von vornherein einen besonders üppigen Pflanzenwuchs auf, dessen verwesende Bestandteile sich infolge des regelmäßigen Hochwassers mit den herangeführten Sinkstoffen mineralischer Art laufend vermischten. So entstand ein besonders gut zersetztes Niedermoor, das allerdings ohne eine nachhaltige und gründliche Entwässerung unmöglich von Menschen bewohnt und wirtschaftlich genutzt werden konnte. Lediglich auf den wenigen hochwasserfreien Sandrücken mag in geringer Zahl der Mensch, Schalauer oder Ruß, dem Fischfang oder einer recht beschränkten Landwirtschaft und Jagd nachgegangen sein. Nur wilde Wasserwege ließen, auf wenige Monate im Jahr beschränkt, ein Durchdringen der gewaltigen Wildnis zu.

Fortsetzung folgt



Heinrichswalde: Das Amtsgericht. Der Kreis Eichmiederung besaß keine eigentliche Kreisstadt. Die Geschäfte des Landrats wurden in Heinrichswalde abgewickelt

Foto Frenz



Lappinen an der Gilge: In der architektonisch-anmutig wirkenden Kirche war ihre Stifterin und Erbauerin des Großen Friedrichsgrabens, Gräfin Truchseß, beigesetzt

Foto Hunger

Lesen Sie in der Oktober-Ausgabe:



Was Brandt schon immer wollte:

Neutralität von Moskaus Gnaden

Vorsintflutlicher Tauschhandel mit dem Ostblock:

Krupp-Anlagen gegen „DDR“-Strumpfhosen

Jimmy Carters neues Problem:

Winnetous Enkel proben den Aufstand

Ein Streit, der Völker entzweien soll:

Ist Italiens Terror deutsch?

Unser Einsatz für Deutschland

DEUTSCHLAND-MAGAZIN tritt ein:
Für Soziale Marktwirtschaft, für leistungsbezogene Bildung, für Erhaltung des Eigentums und des freien Unternehmertums, für die wirklichen Interessen der Arbeitnehmer, für Bewahrung des freiheitlichen Rechtsstaates.

DEUTSCHLAND-MAGAZIN bekämpft:
Radikalismus und Terror auf allen Gebieten, die skrupellose Herrschaft sozialistischer Funktionäre und die Ausbeutung der arbeitenden Menschen, Preisgabe der Einheit Deutschlands, Mißachtung der Verfassung, Zerstörung von Recht und Gesetz durch einen falsch verstandenen Liberalismus.

Prof. Karl Carstens:
„Durch ihr Eintreten für die freiheitliche Demokratie hat sich die Zeitschrift ihr eigenes Gewicht in unserer publizistischen Landschaft geschaffen.“

Franz-Josef Strauß:
„Deutschland-Magazin ist als ein Wächter der Freiheit streitbar, weil es nichts ver-

tuscht, was wesentlich ist, ja, im Gegenteil Dinge, die von so manchen Meinungsführern unterdrückt werden, unerschrocken ans Licht bringt.“

Alfred Dregger:
„Die vom Deutschland-Magazin angesprochene Zielgruppe der freiheitlich-konservativ-national und europäisch gesinnten Bürger unseres Landes wartet ungeduldig auf das monatliche Erscheinen des Blattes — ebenso wie der Kreis linker Kritiker, die jeweils neues Unheil auf sich zukommen sehen.“

Helmut Kohl:
„Eine stattliche Liste prominenter Autoren hat sich im Deutschland-Magazin zu Freiheit, Recht, Sozialer Marktwirtschaft, Christentum und Vaterlandsliebe bekannt.“

Axel Springer:
„Deutschland-Magazin hat die Rolle eines nimmermüden, hellwachen Warners vor den Systemveränderern aller Schattierungen übernommen.“

(Aus Grußbotschaften zum zehnjährigen Jubiläum von DEUTSCHLAND-MAGAZIN)

Bitte ausschneiden und einsenden an:
DEUTSCHLAND-MAGAZIN, Kampfenwandstr. 16, 8210 Prien

GUTSCHEIN

für ein kostenloses Drei-Monats-Abonnement

Ich möchte DEUTSCHLAND-MAGAZIN kennenlernen, Bitte, schicken Sie mir ab Oktober 1978 ein Vierteljahr lang Ihre Monatszeitschrift. Danach entscheide ich mich, ob ich DEUTSCHLAND-MAGAZIN abonnieren möchte oder nicht.

Falls ich DEUTSCHLAND-MAGAZIN nicht abonnieren will, gebe ich Ihnen bis zum 15. Dezember 1978 schriftlich Nachricht.

Falls ich bis 15. Dezember 1978 keine Nachricht gebe, möchte ich DEUTSCHLAND-MAGAZIN ab Januar 1979 zum jeweils gültigen Jahresabonnementspreis (1979: DM 36,— für zwölf Ausgaben) fest abonnieren. Das Abonnement gilt zunächst für ein Jahr; es verlängert sich automatisch jeweils um ein Jahr, wenn es nicht bis 1. Oktober schriftlich gekündigt wird.

Name Vorname

Straße

PLZ Ort

Datum Unterschrift

Die Post macht es möglich

Für besonders Vergeßliche: Der Hotelzimmerschlüssel-Dienst

Bonn — Der „Hotelzimmerschlüssel-Dienst“ ist nach den Beobachtungen der Deutschen Bundespost und der Hoteliers zügig angelaufen. Bei diesem Service, den die Post seit Anfang Mai 1978 anbietet, können Reisende, die versehentlich ihren Hotelzimmerschlüssel bei der Abreise mitgenommen haben, den Schlüssel einfach in den nächsten Briefkasten werfen oder am Postschalter abgeben: Die Post verpackt ihn und befördert ihn zum Hotel zurück.

Die Erfahrungen, die Post und Hotels in den ersten drei Monaten seit Einführung dieses Dienstes gemacht haben, zeigen, daß für dieses neue Verfahren ein echter Bedarf besteht. Auslandsreisende kennen, besonders aus England und den USA, eine solche Einrichtung schon. Aber auch im Inland scheint man sich an die Möglichkeit, den vergessenen Hotelschlüssel per Post zurückzuschicken und dabei das eigene Gewissen zu „erleichtern“, allmählich zu gewöhnen. Ein Bonner Hotelier hat allein in den ersten zehn Wochen nach Aufnahme dieses „Dienstes für Vergeßliche“ zwölf Zimmerschlüssel auf dem Postweg zurückbekommen. Nach den Erfahrungen des Hoteliers wären früher zehn davon auf

Nimmerwiedersehen verschwunden geblieben. Der Empfangschef eines anderen großen Hotels, der ebenfalls von dem neuen Post-Service sehr angetan ist, berichtete von sechs Schlüsseln, die im gleichen Zeitraum zurückgeschickt worden sind.

Der Deutsche Hotel- und Gaststättenverband rechnet damit, daß jährlich etwa 10 bis 15 Prozent der rund 750 000 Hotelzimmerschlüssel von vergeßlichen Gästen mitgenommen werden. Das bedeutet, daß häufig neue Schlüssel angefertigt oder auch neue Schlösser angeschafft werden müssen. Die Neuanfertigung von Schlüsseln kostet je nach Art des Schlosses zwischen 25 und 100 DM, das Austauschen von Schlössern entsprechend mehr. Der neue Schlüsseldienst der Post erspart den Hotels, Pensionen usw. deshalb auch erhebliche Kosten: Die Post befördert den Schlüssel für 4,90 DM zurück zum Hotel. **pd**

Wertvolle Arbeit

Gruppe Nunawading, Australien

Melbourne — Auf ihr zehnjähriges Bestehen konnte am 25. August die Ost- und Westpreußen-Gruppe Nunawading-Melbourne in Australien zurückblicken. Über 100 ost- und westpreußische Landsleute waren im festlich geschmückten Stokehaus-Restaurant aus diesem Anlaß zu einem Ball erschienen. Seit Jahren ist die Landesgruppe Berlin der LO Pate der australischen Gruppe. Aus Anlaß des Jubiläums überreichte deren Vorsitzender Harry Spiels vier Gründungsmitgliedern die von der Landesgruppe verliehenen silbernen Ehrennadeln an Frau Rosina Gajewski, Frau Luise Rosenbrock, Frau Barbara Kraska und Frau Noreen Spiels. Er hob bei der Verleihung besonders hervor, daß die beiden Letzgenannten die ersten Australierinnen seien, die die Ehrung im Namen unserer Heimat erhalten haben. Eine Sammlung unter den Teilnehmern erbrachte einen ansehnlichen Betrag, der der Landesgruppe Berlin zur Betreuung von Ostpreußen in der Heimat überwiesen wurde. Nach Verlesung der Grußadressen, u. a. des Bundesgeschäftsführers der Landsmannschaft Westpreußen, H. J. Schuch, und des Vorsitzenden der Landesgruppe der Westpreußen Berlin, Kurt Woldt, wurde der offizielle Teil nach einem Trinkspruch auf Ost- und Westpreußen und Australien mit dem Ostpreußenlied beendet. Die vorbildliche Aktivität unserer Landsleute im fernen Australien könnte manchen Gruppen in der Bundesrepublik Deutschland Beispiel sein. **W. G.**

Brücke zur Heimat

Boot mit Namen „Masuren“

Neumünster — Als kürzlich der Ruderverein Neumünster ein neues Boot taufte, gab es am Einfelder See einen Taufakt besonderer Art, bei dem u. a. das Masurenlied erklang. Junge und alte Ruderer aus Lötzen und Neumünster waren die Paten. Der Täufel, ein rassiges Rennboot, erhielt den Namen „Masuren“. Und die Taufe wurde nicht, wie üblich mit Sekt, sondern mit Wasser aus einem masurischen See vollzogen. Dies war eigens aus der Heimat geholt worden. Hildegard von Machui, die Vorsitzende der Traditionsgemeinschaft „Lötzenener Wassersportvereine“, hatte es aus dem Löwentinsee bei Lötzen geschöpft, als sie vor kurzem dort war. So gleitet fortan ein Boot mit dem Namen von Ostpreußens „Land der Seen und Wälder“ über die Seen von Schleswig-Holstein und knüpft ein Band zwischen der Heimat und dem jetzigen Lebenskreis. Der vorbildlichen Gastfreundschaft und Kameradschaft, die der Ruderverein Neumünster seit vielen Jahren den Lötzenener Wassersportlern gewährt, muß bei dieser Gelegenheit ebenso dankbar gedacht werden wie dem vorbildlichen patenschaftlichen Geist der Stadt Neumünster für die Kreisgemeinschaft Lötzen. **Gdt**

KULTURNOTIZEN

Haus des Deutschen Ostens Düsseldorf — Ausstellung: Westpreußen, Aquarelle von Böhme. Sonnabend, 28. Oktober, bis Mittwoch, 15. November, täglich von 9 bis 13 und 15 bis 21 Uhr, sonntags von 9 bis 13 Uhr.

Süddeutscher Rundfunk — Bunt sind schon die Wälder. Volksweisen aus Ostpreußen, Pommern und Schlesien. Mittwoch, 1. November, 7.07 Uhr bis 7.45 Uhr, Südfunk 1.

Ausstellung Danzig — Im Rathaus der Stadt Frankenthal (Pfalz) wird am Donnerstag, 2. November, 18 Uhr, eine Ausstellung mit Landschafts- und Städtebildern eröffnet. Es spricht Dr. Ernst Schremmer. Die etwa 40 Exponate, die die Ostdeutsche Galerie Regensburg zur Verfügung gestellt hat, sind in der Zeit vom 2. November bis 24. November jeweils von Montag bis Freitag 8 bis 18 Uhr und am Wochenende für Besuchergruppen nach vorheriger Anmeldung beim Kulturamt der Stadt (Telefon 0 62 33/8 92 51) zu besichtigen.

Künstlerhof Galerie Starzewski — Ausstellung mit magischen Bildwerken von Hanns-Joachim Starzewski. Eröffnung Sonnabend, 28. Oktober, 16 Uhr, in 5410 Hör-Grenzhausen. Die Ausstellung, die täglich von 9 bis 12 und 13 bis 17 Uhr (am Wochenende von 13 bis 18 Uhr) geöffnet ist, läuft noch bis zum 23. November.

Produzentengalerie Grasweg in Hamburg — Ausstellung mit Zeichnungen und Objekten von Dietrich Helms. Die Ausstellung ist noch bis zum 20. Dezember zu sehen.

Die Europa-Goldmedaille für Denkmalpflege 1978 der Stiftung F.V.S. zu Hamburg wurde Prof. Dr. arch. Piero Gazzola zuerkannt.

Zum 250. Geburtstag von Gotthold Ephraim Lessing am 22. Januar kommenden Jahres plant der Hamburger Senat eine große Ausstellung über das Wirken des Dichters während seiner Hamburger Zeit. Die Ausstellung soll mit Beiträgen über das Leben Lessings, seinen Lebens- und Freundeskreis, seine Schriften sowie über die Entstehung des Nationaltheaters und die „Hamburgische Dramaturgie“ vom 22. Januar bis in den Mai hinein gezeigt werden.

Der Maler Karl Helz Leidreiter aus Rastenburg, der heute in Goslar lebt, erhielt den zweiten Preis im Wettbewerb „Hannover-Bild 78“ für seine Arbeit „Panorama vom Hochhaus Lister Tor“.

Über das Buch „Die Salzburger Emigration in Bildern“ von Angelika Marsch hat der Bayernkurier kürzlich eine ausgezeichnete Besprechung veröffentlicht.

Mit der Sonderpostwertzeichen-Serie „Maler des Impressionismus“ würdigt die Deutsche Bundespost die Künstler Lovis Corinth, Max Liebermann und Max Slevogt. Von Corinth wird das Motiv „Ostern am Walchensee“ herausgebracht. Ausgabebetrag ist der 16. November.

Für den zehnten Hörspiel- und Erzählerwettbewerb der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat unter dem Stichwort „Was bleibt — Wirkliche und unwirkliche Welt von einst und jetzt“ wurden von Autoren aus dem In- und Ausland insgesamt 143 Manuskripte eingereicht. Das Ergebnis wird Mitte November bekanntgegeben.

Unserer Gesamt-Auflage liegt ein Prospekt der Europa-Buchhandlung, Postfach 284, 8000 München 44, bei, den wir unseren Lesern zur besonderen Beachtung empfehlen.

Die „Berahmung eines Kauffes über drittehalb Hufen zu Grützeiten“

Ein Landkaufbrief von 1614 aus der Elchniederung

VON PAUL LEMKE

Der Grundbesitzer im Westen Deutschlands stand zu den Menschen, die seinen Grund und Boden bewirtschafteten, bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft, in einem anderen Verhältnis, als die Grundbesitzer in Ostdeutschland. Der Ritter, der Adlige, die Kirche oder das Kloster bewirtschafteten ihre Ländereien größtenteils nicht selbst, sondern gaben sie an Bauern aus, die auf Grund ihrer Meierbriefe Abgaben entrichteten oder kleine Dienste taten, die den Grundbesitzer in den Stand setzten, seinen Verpflichtungen gegen den Staat und die Gesellschaft nachzukommen.

Der Großgrundbesitzer im Osten bewirtschaftete seine Ländereien selbst und lebte von ihren Erträgen. Die ihm untertänigen Bauern faßte er nicht gerade mit samtene Handschuhen an, sondern belastete sie mit drückenden Scharwerk- und anderen Frondiensten.

In der Elchniederung war das anders. Die vielen Wasserläufe zergliederten das Land in kleine Teile. Es gab dort keinen ausgesprochenen Großgrundbesitz. Der Staat gab das Land in kleinen Teilen aus, und der Bauer war auf dem Grund und Boden, den er bewirtschaftete, ansonsten sein freier Herr.

Der Landwirt Artur Rosenfeld aus Grieteinen im Kreise Elchniederung hat den Kaufbrief des ersten Besitzers seines Grundstücks gerettet. Ein Meierbrief bezog sich immer auf eine Person. Ein Landkaufbrief bezog sich auf das Grundstück.

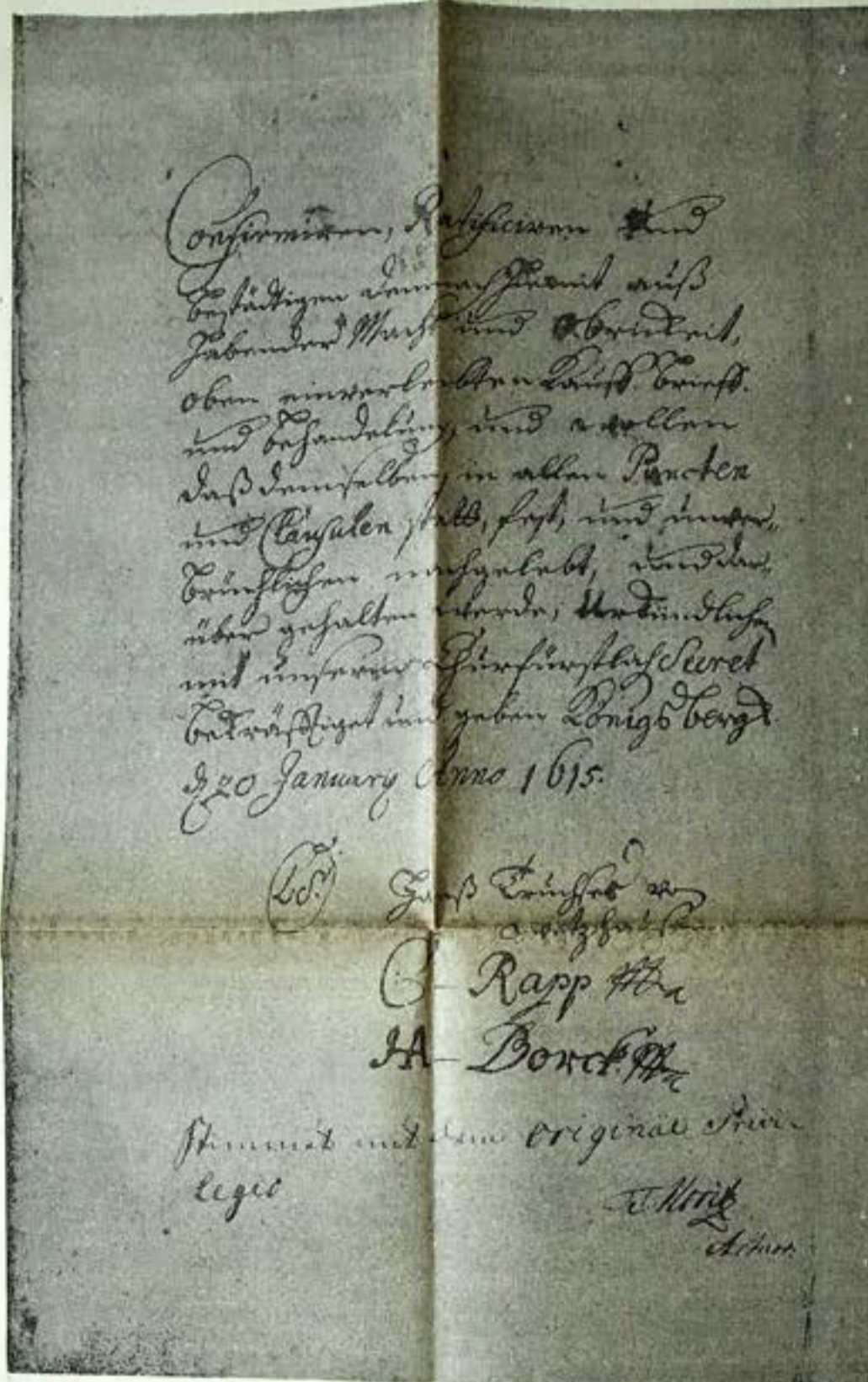
Landwirt rettete Original

Der erwähnte Landkaufbrief lautet: Von Gottes Gnaden Wir Johann Sigismund Marggraf zu Brandenburg des Heyl. Röm. Reichs Ertz-Cämmerer und Churfürst in Preußen zu Göllich, Clew und Bergen, Stettin, Pommern, der Cassuben und Wenden, auch in Schlesien, zu Krossen und Jägerndorff Herzogk, Burggraf zu Nürrenberg und Fürst zu Rügen, Graf in der Mark und Rawensburg, Herren zu Rawenstein p. thun kund und bekennen hiermit gegen jedermannlichen insonderheit denen daran gelegen und solches zu wissen von nöthen, daß uns der Ehrsame und lieber getreuer Johann Meyer Stadtschreiber zu Tilsitt, eine Berahmung eines Kauffes über drittehalb Hufen zu Grützeiten so ihme die vesten Ehrenvesten und Ehrbare unsere im Sambländischen Creys verordnete Haushaltungs Visitatoren bis auf unser Ratification und Confirmation umb ein gewiß Kaufgeld erblichen Verkauf vorbracht und danebenst unterthänigst gebeten, solchen Kauf gnädigst zu Ratifiziren und Confirmiren.

Wan wir uns dan unser Visitatoren abhandlung mit gemeldetem Johann Meyern der drittehalb Hueben halben in gefallen lassen, als haben wir solchen Kaufbrief, welcher von wort zu wort wie hernach folgt lautet, hiermit gnädigst Ratificiren und Confirmiren wollen.

Stadtschreiber zu Tilsit

Als geschehnes anhalten bey Ihero Churfl. Dhl. von drauf ergangenes befelichlich schreiben an den Herrn Kriegs Obersten und Hauptmann auf Tilsitt, dem jötzigten Stadtschreibern daseibsten Johann Meyern, drittehalb Hueben übermaß zu Grützeiten, der Paschalteik nicht weit von Schnecken gelegen, von welchen bis dahero einijger Nutzen nicht eingekommen und des Dorfes Einwohner solchen zu kaufen losgeschlagen, käufflichen umb einen Erblichen Zins zuvorlassen, ist durch den Churfl. Herren Visitatores des Sambländischen Kreises mit einrahten des Beambten, mit ihme Meyern volgender gestalt Berahmung geschlossen, weil derselbe alle wege in Amtsgeschäften unverdrossen, sonderlich auf Befehl Ihero Churfl. Durchl. in Tractaten bey heimischer Sprachen, bey der angrenzenden benachbarschaft aus diesem Ambt Tilsit sich getreulich gebrauchen lassen, daß aus diesen Anmerkungen und wegen solcher geleisteten Dienste dieselbe gemeldete drittehalb Hueben ihme Meyern verlassen und verkauft sein sollen zu Collmischen Rechten, zu vollkommener Gerechtigkeit, Freyheit,



Faksimile der Originalurkunde von 1614

Erblichen, vor sich seine Erben, Erbnehmen und Nachkommlinge Erblichen zu besitzen und zu seinem, seiner Erben, Erbnehmers und Nachkömmling besten und Nutz zu genießen und zu gebrauchen umb und vor einhundert Mark Kaufgeldt vor jeder Huebe, thut gesambt vor diese drittehalb Hueben, zweyhundert und funfzigk Mark, daneben vor jeder Huebe jährlichen Zins von vier Mark, und soll wegent dieselbe Kaufsumma und Erbzins Johann Meyern seine Erben, Erbnehmern und Nachkommlinge von allen Scharwerken, pauerlichen pslichten oder leistungen wie auch sonst von allen Beschwerden gefreyet sein.

Soviel aber die einlieferung der getroffenen Kauf Summa anlangt, desfalls ist behandelt, daß Johann Meyer, oder auf allen Fall seine Erben, dieselbe nachgesetztermaßen zu entrichten verbunden worden.

Ein hundred Mark soll er auf künftigt Martini des 1615 Jahres bahr angeben, darnach die Restirenden hundert und funfzig Mark soll er Terminweis jährlichen auf Martini mit funfzig Mark zahlen und ablegen, als nemlich funfzig Mark Anno 1616 und abermahl funfzig Mark das 1617. Jahres, und letztlich funfzig Mark des 1618 Jahres, den jährlichen Erbzins ferner betreffende, der

soll 1616 auf Martini anfangen, und folgendts von da an jährlich ein jedes Jahr besonders auf dieselbige Zeit, als von jeder

Meyer war vor 300 Jahren kein ostpreußischer Name

Der Käufer, Johann Meyer, war Stadtschreiber in Tilsit. Er oder seine Vorfahren müssen aus Westdeutschland nach Ostpreußen gewandert sein, denn Meyer gab es im Osten nicht. Als Stadtschreiber war er mit den Verhältnissen des in der Nähe gelegenen Grund und Bodens bestens vertraut und nahm die Gelegenheit wahr, zu eigenem Landbesitz zu kommen. Weil er in „Amtsgeschäften unverdrossen“ und „in Tractaten bey heimischen Sprachen“ „sich getreulich gebrauchen lassen“, war er besonders würdig, das Land als Kölmer zu erhalten. Johann Meyer war demnach nicht bloß Schreiber, sondern auch Dolmetscher, der die Tractate = Bekanntmachungen des Amtes in die heimischen Sprachen übersetzte. Diese waren am Kurischen Haff das Kurische und in den Gebieten mit litauischen Einwanderern das Litauische.

Das Land zu Grützeiten war Übermaßland. Der Ortsname änderte sich im Laufe der Zeit in Gryteiten, dann Grietischken und ab 16. Juli 1938 in Grieteinen. Bei Gründung des Ortes im 16. Jahrhundert teilte man den Landnehmern ein unvermessenes Gebiet zu. Später stellten die Landmesser fest, daß es größer war, als angenommen. Von dem Übermaß war ein „Nutzen nicht eingekommen“, d. h. die Dorfbewohner hat-

Hueben vier Mark im Amte erlegt werden.

Jedoch soll diese der Churfl. Herren Visitatoren Berahmung und abhandlung nicht eher in seine Kraft gehen, bis Ihr Churfl. Durchl. Ratification darüber erfolgt.

Sobalden die von Meyer erlangt, sollen darauf angezogene drittehalb Hueben durch die Tilsitschen Beambten dem Johann Meyern zugemessen und ihme solche obangedeutetermaßen zu besitzen und zu genießen würlighen tradiret und eingereumet werden.

Actum Tilsit d. 3. Decembris Anno 1614
Andres v. Kreytzen
Gerlach Gandecker
Caspar v. Lossow

Confirmiren, Ratificiren und bestätigen demnach hiermit aus habender Macht und Obrigkeit oben einverleibten Kauf Brief und Behandlung, und wollen, daß demselben in allen Punkten und Clausuten stets fest und unverbrüchlich nachgelebt und darüber gehalten werde.

Urkundlich mit unserm Churfürstlich Secret bekräftiget und gegeben.

Königsberg d. 20. January Anno 1615
Hans Truchses von Wetzhausen
(L.S.) C. Rapp
J. A. Bock

Der Kaufbrief führt einleitend die Machtstellung des Landesherrn als Landverkäufer auf, wengleich manch Titel nur leerer Schall war. Preußen und Brandenburg standen — wie später Hannover und England — in Personalunion miteinander verbunden. Johann Sigismund (1608 bis 1619) war Kurfürst in Brandenburg und Herzog in Preußen. In Preußen blieb er vollkommen machtlos. Das Kollegium der Obrerräte, „Regimentsräte“ genannt, führte hier völlig unabhängig vom Herrscher die Regierung. Als Gemahl seiner preußischen Gemahlin Anna, gewöhnlich Anna von Preußen genannt, trat Johann Sigismund die jülichische Erbschaft an. Annas Mutter war Marie Eleonore von Jülich. Johann Sigismund trat mit Rücksicht auf die Einwohnerschaft der neuen jülich-clevischen Besitzungen und auf seine ebenfalls kalvinistischen Verbündeten, die Niederlande, zum kalvinistischen Bekenntnis über und stieß dabei bei seiner Gemahlin Anna, die eine eingefleischte Ostpreußin war, und den hartlutherischen Preußen auf Widerstand.

ten dafür keinen Zins gezahlt. Ihnen wurde das Land zuerst angeboten, da aber „des Dorfes Einwohner solches zu kaufen losgeschlagen“, konnte Johann Meyer das Übermaßland erwerben. Neben dem bestehenden Hochzinsdorf Grützeiten entstand ein kölmisches Gut gleichen Namens.

Hochzinsler waren Leute, die wegen abgelegener Lage vom Scharwerk und ähnlichen Dienstleistungen befreit waren. Sie zahlten dafür pro Hufe einen hohen Zins. Hochzinsler gab es fast nur im Gebiet der Memelniederung. Ihre Kontrakte liefen auf dreißig Jahre, nach welcher Zeit sie erneuert werden mußten, wobei der Zins recht oft erhöht wurde.

Johann Meyer wurde Kölmer. Kölmer erhielten ihren Besitz nach Culmer Recht, das dem Magdeburger nachgeschaffen war. Die Stadt Culm war eine der ersten Ordenssiedlungen an der Weichsel. Wie aus vorstehendem Kaufbrief zu ersehen, zahlten die Kölmer ein hohes Kaufgeld und späterhin einen Zins, der nicht geändert wurde.

Interessant ist, daß im genannten Kaufbrief der Name „Jülich“ mit „g“, also „Göllich“ geschrieben ist. Der Lautwandel „j“ zu „g“ spielte in Ostpreußen eine bedeutende Rolle. Dieser Lautwandel ist auch hier in Norddeutschland zu finden.

KULTURNOTIZEN

Ostdeutschland bleibt lebendig

„Haus Stettin“ und „Haus Breslau“ als Wohnanlage für Senioren in Westfalen geschaffen

Die Stadt Essen beabsichtigt einen Kulturpreis in Höhe von 15 000 Mark zu stiften. Der Preis soll im Herbst dieses Jahres zum ersten Male vergeben werden.

Deutsch-Kurse für Aussiedler — Die CDU-Landtagsfraktion hat in einem Schreiben an den Hessischen Rundfunk vorgeschlagen, diese Kurse in das Sendeprogramm aufzunehmen. Es wurde dabei auf den Westdeutschen Rundfunk hingewiesen, der bereits eine ähnliche Sendereihe mit Erfolg eingeführt hat.

Anlässlich des 225. Todestages des Baumeisters Balthasar Neumann am 19. August, will die Stadt Würzburg, in der Neumann die Residenz erbaute, eine Reihe von Veranstaltungen und Ausstellungen veranstalten. Die Deutsche Bundesbank gibt zum Gedenken des großen Baumeisters eine 5-Mark-Münze heraus.

Zum Gedenken an den pommerschen Arzt Karl Ludwig Schleich, den Erfinder der Lokalanästhesie, veranstaltet die Gesellschaft für Medizingeschichte Chicago in diesem Jahr eine Ausstellung, die von der Stiftung Deutschlandhaus Berlin zusammengestellt wurde.

Auf Vorschlag der Union der Vertriebenen und Flüchtlinge in der CDU, Landesverband Oldenburg, nahm der Landesparteitag der oldenburgischen CDU in Nordenham eine Entschliessung zur Kultur- und Schulpolitik an, in der u. a. die Ablehnung der deutsch-polnischen Schulbuchempfehlungen und die Durchführung von Schülerwettbewerben mit ostdeutschen Themen verlangt wird.

Mit dem Ossiand-Preis der Stiftung F.V.S. zu Hamburg werden alljährlich kulturell schöpferische Persönlichkeiten oder Vereinigungen ausgezeichnet, welche sich um die Erhaltung und Förderung eigenständiger, in ihrem Fortbestand gefährdeter Sprach- und Kulturgemeinschaften verdient gemacht haben. Das zur Entscheidung über diese Auszeichnung berufene europäische Kuratorium hat den Preis für das Jahr 1978 dem 1903 geborenen katalanischen Gelehrten und Schriftsteller Dr. Francesc de B. Moll — u. a. Redaktor des zehnbändigen Dictionari català-valencià-baleàr — zuerkannt. Damit wird eine Persönlichkeit geehrt, welche sich nachdrücklich und richtungweisend in den Dienst seiner zeitweise ernstlich bedrohten katalanischen Muttersprache und des sie tragenden Volkstums gestellt hat.

Aus Anlaß des 100. Geburtstages des Malers Prof. Fritz A. Pihle zeigt die Galerie des Restaurants Steinkrug in Steinkrug-Bredenbeck bei Hannover Gemälde, Aquarelle und Zeichnungen des Künstlers. Eine Einführung gibt Dr. Günter Krüger, Berlin, Sonnabend, 4. März, 11 Uhr.

Im 112seitigen Angebot der Stuttgarter 17. Antiquariatsmesse — der wichtigsten Verkaufsausstellung dieser Branche — rangiert als teuerstes Objekt mit 140 000 Mark das handgeschriebene Manuskript der Novelle von E. T. A. Hoffmann „Meister Martin, der Kufner und seine Gesellen“ auf dem ersten Platz.

Der Schülerwettbewerb „Die Deutschen und ihre östlichen Nachbarn“ verzeichnete in den 25 Jahren seit seiner Einführung in Nordrhein-Westfalen eine Beteiligung von über 1,2 Millionen Schüler. Der Wettbewerb, der zur Kenntniserweiterung über Osteuropa beitragen soll, hat sich inzwischen auf mehrere Bundesländer ausgedehnt.

Gottfried-von-Herder-Preise 1978 — Auf Beschluß des europäischen Kuratoriums für die Herder-Preise unter Vorsitz des Präsidenten der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Professor Dr. Herbert Hunger, Wien, wurden die mit je 20 000 DM dotierten Preise für das Jahr 1978 folgenden Persönlichkeiten zugesprochen: Eugen Barbu, Schriftsteller, Bukarest/Rumänien; Professor Djurdje Bošković, Archäologe, Belgrad/Jugoslawien; Kazimierz Dejmek, Schriftsteller, Theaterleiter, Lodz/Polen; Professor Dr. Stojan Djoudjeff, Musikologe, Sofia/Bulgarien; Professor Dr. Béla Gunda, Volkskundler, Debrecin/Ungarn; Jifi Hruza, Architekt, Städtebauer, Prag/CSSR; Jannis Spyropoulos, Maler, Athen/Griechenland. Die Preise sind der Pflege und Förderung der kulturellen Beziehungen zu den ost- und südosteuropäischen Völkern sowie der Würdigung bedeutsamer Beiträge aus diesen Ländern zu der europäischen Kultur gewidmet.

Bestätigungen

Wer kann bestätigen, daß Franz Volkman, geboren 31. August 1921 in Usseien, Kreis Ragnit, wie folgt beschäftigt gewesen ist? 1. April 1936 bis 1. April 1939 Hofgut Kroschil, Meschenhof, Kreis Ragnit; 1. April 1939 bis Februar 1941 Friedrich Soldat, Hofgut Rosenthal, Kreis Insterburg, sämtlich als Landarbeiter.

Solingen — Eine stete Erinnerung an unsere deutschen Ostgebiete schuf ein Solinger Bauunternehmer, Günther Kissel, der in Solingen zwei Senioren-Wohnanlagen baute und ihnen die Namen „Haus Stettin“ und „Haus Breslau“ gab.

Es handelt sich um insgesamt 79 Einraum-Wohnungen, 13 Zweiraum-Wohnungen, eine Hausmeister-Wohnung, 160 qm Gemeinschaftsräume und ein Bewegungsbad mit einem Becken von 5 x 10 m, 1,40 m tief.

Anlässlich einer Delegiertenversammlung des BdV-Kreisverbandes Solingen, für die Günther Kissel einen Aufenthaltsraum im „Haus Breslau“ zur Verfügung gestellt hatte, erläuterte dieser, warum er als Solinger diesen beiden Häusern den Namen „Haus Stettin“ und „Haus Breslau“ gab:

Nach einer schweren Verwundung im Zweiten Weltkrieg sei er als Ausbilder nach Kosel bei Breslau gekommen, wo er bis zu den letzten Kriegstagen gewesen sei. Er habe die Evakuierung der Bevölkerung und auch die Leiden, denen sie ausgesetzt gewesen sei, miterlebt und sei dann noch in russische Kriegsgefangenschaft geraten. Durch diese Erlebnisse fühle er sich mit Schlesien und besonders Breslau verbunden, zumal auch seine Frau von dort stamme.

In Stettin, der pommerschen Hauptstadt, habe er an der Höheren Staatsbauschule studiert. Mit Stettin scheinen ihn besonders schöne Erlebnisse zu verbinden, wie man seinen Andeutungen entnehmen kann. So gab er dem größeren der beiden Häuser den Namen dieser Stadt.

„Seit 25 Jahren versuche ich, meine Mitbürger davon zu überzeugen, daß wir außer dem Rumpf Deutschland auch noch deutsches Land im Osten haben“, sagt Günther Kissel.

Er ließ es sich nicht nehmen, die Delegierten des BdV-Kreisverbandes Solingen persönlich durch die beiden Häuser zu führen. In der Eingangshalle beider Häuser fällt sofort die Vergrößerung einer Fotografie der Charta der Heimatvertriebenen auf.

Im Erdgeschoß des Hauses Stettin befinden sich sehr schöne Aufnahmen von pommerschen Städten, wie Stargard, Anklam, Stettin, Greifswald und vom Ordensschloß Bütow u. a. In jeder Etage des Treppenhauses befindet sich eine große Landkarte von unseren ostdeutschen Gebieten, so z. B. eine Karte von Pommern in der ersten Etage, in den anderen Karten von Schlesien und Ostpreußen. Ob man die Treppe benutzt oder aus dem Aufzug kommt, in allen sieben Geschossen dieses Hauses fällt der Blick sofort auf eine Karte Ostdeutschlands, so als ob Günther Kissel jedem Besucher sagen wollte: „Sieh hin, das alles ist deutsches Land!“ — „Was wir verloren haben, darf nie verloren sein“, ist eine Bildkarte untergeschrieben.

Großes Interesse fand bei den Delegierten auch die Reproduktion einer Europakarte aus dem Jahre 1693, ebenfalls die Deutschlandkarte aus dem Jahre 1937.

Die vielen Bilder ostdeutscher und mitteldeutscher Landschaften und Städte in den

Fluren dieses Hauses lassen die Teilung unseres Vaterlandes vergessen.

Die Eingangshalle im Haus Breslau wird neben der Charta der deutschen Heimatvertriebenen von einer Wandzeichnung beherrscht, eine Arbeit von Professor Kreibich. Sie soll die Verbindung zwischen Ost und West zeigen, hier dargestellt an Motiven aus Breslau und Solingen. Wie im Haus Stettin sind auch im Haus Breslau in allen Fluren Bilder aus Schlesien zu finden, u. a. auch eine sehr eindrucksvolle Aufnahme aus den Glatzer Schneebergen, sowie wiederum aus Mitteldeutschland.

Dazwischen auch immer wieder Motive aus Solingen von Solinger Künstlern und Darstellungen von Solinger Persönlichkeiten, die zum Wahrzeichen dieser Stadt geworden sind. Im Haus Breslau befindet sich auch die Bibliothek. Liebevoll eingerichtete Aufenthaltsräume laden zu einem gemütlichen Kaffeetrinken oder zu einem Spielchen ein.

Das Bewegungsbad im Keller mit Möglichkeiten für die Kneipp-Anwendungen wird

von den Bewohnern gerne und oft in Anspruch genommen, die voll des Lobes für Günther Kissel sind.

Der Vorsitzende des BdV-Kreisverbandes, Heinz Lindemann, würdigte im Anschluß an die Besichtigung der beiden Häuser das Werk Günther Kissels, der hier als Einheimischer in liebevoller Kleinarbeit eine Erinnerungsstätte an unsere deutschen Ostgebiete geschaffen habe, die gleichzeitig Mahnung für alle Deutschen sei: Dies ist deutsches Land!

Als Ausdruck des Dankes der Vertriebenen überreichte Heinz Lindemann das Buch von Ludek Pachman: „Jetzt kann ich sprechen.“

Günther Kissel kündigte den Bau einer weiteren Senioren-Wohnanlage an, die den Namen „Haus Königsberg“ erhalten soll.

Diese Initiative eines Einheimischen sollte allen Heimatvertriebenen neuen Mut geben, sich weiterhin für unsere deutschen Ostgebiete einzusetzen. Else Fleischer

Auf den Spuren der Ahnen

Führungskreis der Ostpreußischen Jugend NRW in Salzburg

Obwohl das Geschehen, das hier geschildert wird, schon lange zurückliegt, können wir den Bericht erst jetzt veröffentlichen, da uns das Manuskript nicht früher erreichte.

Recklinghausen — Und da reisten sie an. Aus Essen, Aachen, Bielefeld und anderen Orten Nordrhein-Westfalens. Sie kamen per Auto, per Bahn und sogar auf dem Motorrad. 16 Mädchen und Jungen, die zum Teil schon das sechste Mal Heiligabend in den Bergen verbrachten. Nur die Stimmung wollte nicht so recht aufkommen. Der Schnee fehlte.

Doch, o Wunder, in der Nacht fing es an zu jagen und zu stürmen, wie zu Hause, so daß sie sich am Morgen ausschaueln mußten. Dann tummelten sie sich den ganzen Tag auf den Pisten und Loipen, fuhren gemeinsam nach Salzburg ins Theater, zeichneten Trachtenmuster und Strickvorlagen ab. Sie unterhielten sich mit alten Damen auf den Bauernhöfen ringsum, trugen alte Bräuche zusammen von den Schweighofers, den Nußbaumers, den Fritzen Wallnoys und ließen sich von den Arbeiten auf den Feldern und in den Wäldern berichten. Und an den langen Abenden da trugen wir zusammen, wägen, stellten fest, wie eng wir noch miteinander verbunden sind. Da ging es noch so zu wie bei uns an den langen Winterabenden mit Erzählen, Schabernack, Singen und Volkstänzen. Ja, auch mit Federreißern und Bratäpfeln, mit Austausch von Rezepten und ein bißchen Spuken und Flunkern.

Die Augen glänzten und die Wangen glühten, wenn Waldemar, Siegfried, Hans, Fritz und Heinz von der nächtlichen Pirsch auf Gemse, Hirsch, Reh und Muffel berichteten. Schonzeit war. Doch, was machts?

Durch die riesigen Wälder bei Mondschein zu schleichen ist Erlebnis genug. Spuren zu lesen und die Winterfütterung bis in die höchsten Gipfel auf dem Rücken zu schleppen, macht besonderen Spaß.

Wir besuchten auch das kleine Jagdmuseum in Fuschl, bewunderten die kapitalen Böcke und Hirsche, die vielen Jagdwaffen und stellten erstaunt fest, daß der mächtigste Hirsch doch aus Rominten kam. Wir besichtigten auch das mit so viel Liebe aufgebaute Heimatmuseum in Ebenau, ließen uns durch die alten Geräte beeindrucken, hörten von den Waffenschmiedern aus Suhl von der Ausweisung der „Andersgläubigen“. Bestaunten die Arbeitsgeräte, die Eggen, Walzen, ja auch die alten Bienenkörbe und Honigschleudern. „Ich hab damit noch Wölle reißen und rupfen müssen“, erzählt uns Doris.

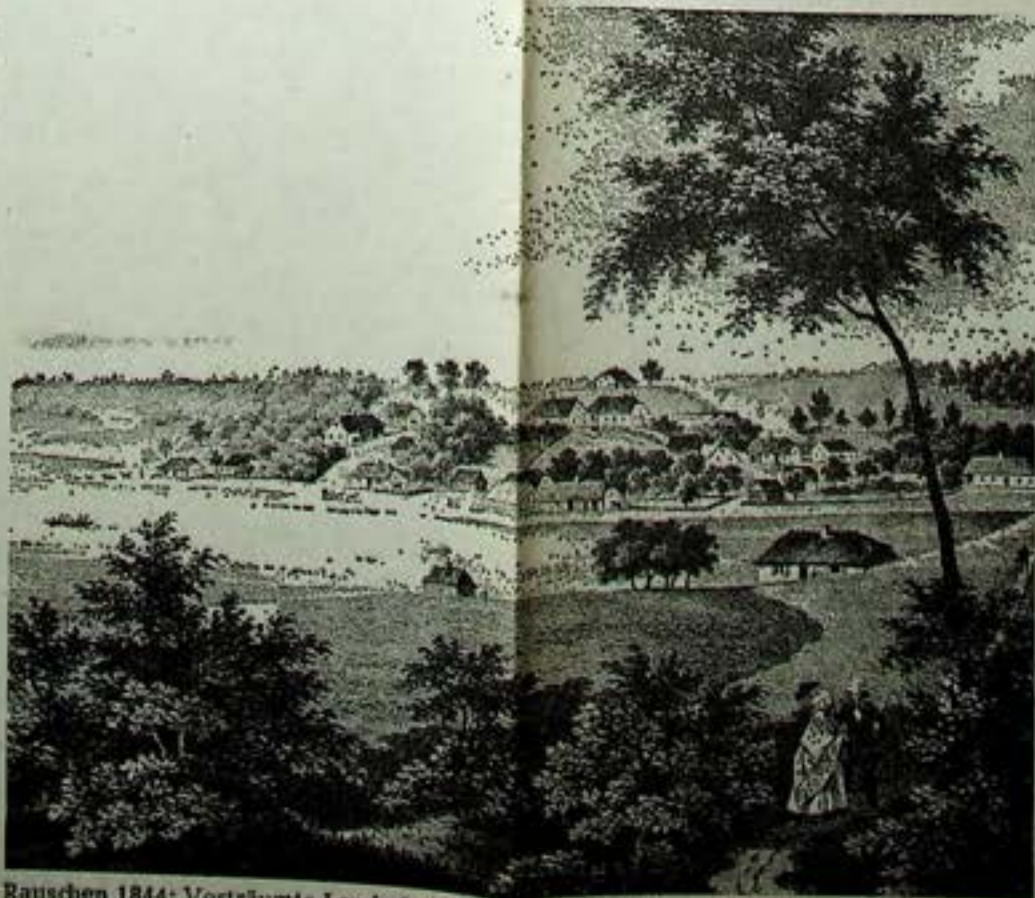
Jeder Tag, jeder Abend war randvoll. Doch wir sahen uns auch die Filme und Dias der letzten Freizeiten an, machten mit der Jugend des Dorfes Hof gemeinsame Abende, gingen mit ihr kegeln und übten die für uns doch reichlich ungewohnten Volkstänze. Wurden mit starker Hand „in die Luft geschleudert“ und versuchten uns aber auch im Holzhacken. Viel Spaß und Gelächter gabs dabei. Hörten auch am Kaminfeuer Gedichte und Geschichten von Lenz und Papendick, von Sudermann und Holz. Fiel abends hundemüde in die Betten und erwarteten tatendurstig am andern Morgen. Denn es gab ja immer etwas zu tun.

Einen Dank und Doris und Siegfried, die mit leichter Hand, an langem Zügel alle so gut versorgt und betreut haben. Es war eine schöne, wenn auch arbeitsreiche, aber erlebnisreiche Zeit. Karin, Helge, Waldemar

Spiel und Spaß

Freizeit der DJO-Niedersachsen

Hannover — Vom 19. März—2. April findet in Okzitänien in Südfrankreich eine Wanderausflug statt. Wer gern an dieser Fahrt teilnehmen möchte, melde sich bitte bei der DJO — Deutsche Jugend in Europa, Landesverband Niedersachsen e. V., Königsworther Straße 2, 3000 Hannover 1, Telefon Nr. (05 11) 71 51 53, bis zum 1. März an. Das gilt nicht für diejenigen, die sich schon angemeldet haben. Die Hin- und Rückreise nach Südfrankreich erfolgt mit dem Zug. St. Han du Gard, der Standort der Jugendherberge, in der man wohnen wird, liegt in einem Naturpark in den Avennen. Aus dem Ort führen viele schöne Wanderwege durch den herrlichen Naturpark. Ausflüge nach Arles und in das übrige Rhone-Delta sind vorgesehen. Falls die Teilnehmer den Wunsch hegen, eine Stierkampfveranstaltung zu besuchen und es ermöglicht werden kann, so sollen die Teilnehmer dieser Fahrt auch dieses Schauspiel miterleben können. Der Teilnehmerbeitrag für diese Fahrt liegt bei 310 DM für DJO-Mitglieder, für Nichtmitglieder bei 330 DM, vorbehaltlich der Genehmigung von Zuschüssen. C. S.



Rauschen 1844: Verträumte Landschaft (Litho von F. Bils) Staatsbibliothek Berlin, Foto Bildarchiv Handke



Zirkus in Gilge, 1981

Museumspädagogisches Begleitprogramm

Gemalte Erinnerungen

Die Bilder von Helene Dauter erzählen Geschichten aus ihrem ländlichen Leben: spielende Kinder, Landarbeiter, Fischer und Familienteste.

Der erzählerische Stil soll anregen, eigene Geschichten zu den Bildern zu erfinden.

Die kindhafte Perspektive inspiriert die Schülerinnen und Schüler, ein eigenes Erlebnis bildlich darzustellen. Ziel dieser Museumsaktion ist die Übung in farbigem Gestalten und in der Zuordnung von Figuren in ein Beziehungsgeflecht.

Für Kinder der Vorschulklasse und Schülerinnen und Schüler der 1. bis 4. Klasse.

Anmeldung in der Museumspädagogischen Abteilung: Tel. 0 41 31 / 7 59 95 - 10 oder 20

Führungsgebühr 40,- DM, Eintritt für Schüler frei



Ostpreußisches Landesmuseum

Ritterstraße 10
21335 Lüneburg
Telefon (0 41 31) 7 59 95-0
Telefax (0 41 31) 7 59 95 11
Geöffnet: Di-So 10-17 Uhr

Verkehrsverbindungen:
vom Lüneburger Bahnhof Buslinien in Richtung Am Sande

Eintrittspreise:
Erwachsene 5,- DM, ermäßigter Eintritt 3,- DM
(inkl. 1,50 DM Verzehrbon für Gaststätte Kronenbrauhaus)
Familienkarten an Sonn- u. Feiertagen 10,- DM
Führung (tel. Anmeldung) 40,- DM

LÜNEBURG

jahr1000stark ✓

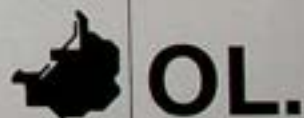
Volksleben

der ostpreußischen Elchniederung



in der naiven Malerei von
Helene Dauter

22. 8. bis 25. 10. 1998



Ostpreußisches Landesmuseum
Ritterstraße 10 · 21335 Lüneburg

Die Bilder von **Helene Dauter** (1920–1996) erzählen viel vom Leben in einem ostpreußischen Dorf am Kurischen Haff, in Gilge/Kr. Labiau (heute Matrosovo/Kaliningradskaja oblast'): Der Kurenkahn, ein häufiges Motiv der Künstlerin, war nicht nur das Arbeitsmittel der Fischer, sondern auch wichtigstes Verkehrsmittel in ihrem Heimatdorf.

Helene Dauter wuchs als Tochter eines Fischers mit 12 Geschwistern auf und heiratete 1944. Nach dem Krieg kamen sie und ihr Mann, ein Fischer aus Gilge, nach Schleswig-Holstein.

Erst in den siebziger Jahren begann Helene Dauter, ihr künstlerisches Talent in Kursen zu fördern und sich auf Malerei zu spezialisieren. 1986 konnte sie schließlich ihre erste Einzelausstellung präsentieren.

Die Motive ihrer Werke entstammen ihrer neuen Heimat in Holstein, z.T. aber auch der Erinnerung der Künstlerin an ihr Heimatdorf in Ostpreußen. Sie zeigen das alltägliche Leben der Fischerfamilie in seinen Details: Die Wäschebleiche, die Reinigung der Netze oder die Landarbeit werden veranschaulicht. Auch das rauhe Klima am Haff wird in den Bildern spürbar, z.B. in den Motiven des zugefrorenen Flusses im Winter oder der Überschwemmung im Frühjahr.

Daß die Bilder Helene Dauters Züge naiver Malerei tragen, ist kein Zufall. Die Gemälde besitzen nicht den Anspruch kritischer Brechung oder distanzierter Sichtweise. Vielmehr hat Helene Dauter ganz bewußt so gemalt, wie sie in ihrer Erinnerung empfindet. Durch diese Malweise offenbart sich dem Betrachter ein unmittelbares und persönliches Bild des früheren Lebens in der ostpreußischen Landschaft der Elchniederung.

Diese Ausstellung präsentiert erstmals einen großen Teil der Arbeiten mit ostpreußischen Motiven, von denen bislang nur wenige öffentlich gezeigt wurden.

Titelfoto: **Kinderspiele vor Gärten**, 1987



Schlittenfahrt auf der Gilge, 1987



Fischer mit Netzen, 1984



Mutter, Kind und Katze, 1981



Heuernte am Kurischen Haff, 1981

Unter dem Kurenwimpel

Von Paul Lemke, früher in Gründann, Michael Mainus, früher in Karkeln,
Hugo Pallutt, früher in Inse

Zum Kreis Elchniederung gehörte ein Anteil des Kurischen Haffes. Dieses Haff galt bis zum Tage der Vertreibung seiner Anwohner als das fischreichste Gewässer Deutschlands. Es waren daher die Bewohner der am Haff gelegenen Ortschaften zum großen Teil Fischer. Sie erhielten vom Staat das Recht, in einem dem Ort zugeteilten Gebiet die Fischerei gegen Zahlung einer Pacht auszuüben. Gelegentlich kam es jedoch vor, daß dieser oder jener Fischer im Gebiet einer anderen Gemeinde seine Netze auswarf, weil er hoffte, dort einen ertragreicheren Fang zu bergen. Um bereits aus größerer Entfernung zu erkennen, wer im unrechten Gebiet fischte, verordnete die königliche Regierung zu Königsberg die Kennzeichnung der Fischereikähne durch Farbtafeln am Mast. 1 bis 10 Taler Strafe mußte der Fischer zahlen, der ohne Flagge angetroffen wurde, und 10 bis 50 Taler der, der unter falscher Flagge fischte. Das waren für die damalige Zeit sehr harte Strafen, aber die Fischereiaufsichtsbeamten wären sonst nie Herr der Lage geworden, weil sie in Segelbooten fuhren, die an Schnelligkeit den Kähnen der Fischer kaum überlegen waren.

Der königlichen Regierung in Königsberg war ab 1. Januar 1843 die Aufsicht „über das ganze Kurische und Frische Haff nebst den Mündungen der in diese Gewässer einströmenden Flüsse und Bäche“ übertragen worden. Die erste Oberaufsicht im Kurischen Haff führte der königliche Oberfischmeister Beerbohm in Feilenhof. Die königliche Regierung in Königsberg bestimmte durch Verordnung vom 26. Juni 1844, „daß jeder Berechtigte bei Ausübung der Fischerei . . . auf der Spitze des Mastes eine wenigstens zwei Fuß lange und einen Fuß breite

Flagge von derjenigen Farbe, welche der Ortschaft, woselbst er seinen Wohnsitz hat, von der Regierung erteilt worden ist". Musterflaggen waren für das Kurische Haff über den königlichen Oberfischmeister Beerbohm in Feilenhof „durch die Fischmeister und Fischerschulzen den Vorständen der Fischereiortschaften zur Kenntnisnahme und näheren Ansicht für die Fischereiberechtigten auszuhändigen“.

Die Ortschaften an der Ostküste des Haffes führten in ihren Wimpeln die Farben Weiß und Rot, die an der Südküste die Farben Blau und Gelb, die Dörfer auf der Kurischen Nehrung die Farben Schwarz und Weiß.

Die Grundfarbe des Wimpels von Karkeln war rot. In dem roten Feld lag ein etwa 40 cm langer und 10 cm breiter weißer Balken, der in der Mitte durch ein rotes Quadrat von 10 cm Seitenlänge in zwei Teile geteilt war.

Der Wimpel von Loye war gleichfalls rot. Auch er führte, wie der Wimpel von Karkeln, einen weißen Balken in etwa der gleichen Größe. In diesem weißen Balken lag ein etwa 42 cm langer und 3 cm breiter roter Strich.



Karkeln Loye Inse Tawe

Farbschraffuren:  = Rot  = Weiß

Die Kennzeichen der Fischerorte des Kurischen Haffes in den Kurenkahnwimpeln

Der Wimpel von Inse war weiß, hatte in der Mitte einen breiten roten Balken und glich dem von Tawe, mit dem Unterschied, daß das was dort rot war, bei Inse weiß leuchtete und umgekehrt das Weiß rot.

Diese vorgeschriebene Grundform des Wimpels gestaltete jeder Fischer nach eigenem Kunstgefühl schmückend aus, indem er vor und über dem Wimpelbrett sowie über seine Länge hinaus mancherlei Zeichen sorgfältig ausschnitt. Da sah man eine Kirche, ein Haus, Bäume, Möwen, Elche und auch Personen sowie Herzen, Anker, Kreuze und andere Symbole. An den aus Holz geformten Wimpel hingte man ein Stoff-Fähnchen, das im Winde lustig flatterte und dem Fischer die Windrichtung genauer anzeigte, als der sich schwer um eine eiserne Spindel drehende Wimpel.

Ganz vereinzelt gab es Fischer, die auf der Spindel, um die sich der Wimpel drehte, eine kleine Figur anbrachten. Es soll vorgekommen sein, daß bei gewittergeladener Luft um die Spitze der Spindel Elmsfeuer spielte. Diese Erscheinung beunruhigte manchen Fischer. Saß auf der Spindel die kleine Figur, blieben die Elmsfeuer fort. Es besteht die Meinung, diese Figur wäre ein Überbleibsel aus heidnischer Zeit.

Matthäus Praetorius, der von 1664 bis 1685 Pfarrer in Niebudschen bei Gumbinnen war, weiß in seiner „Deliciae Prussicae“, seiner „Preußischen Schaubühne“ IV, Seite 65, zu berichten:

„Mir fällt ein, was ich einmahls bey einem Fischer in dem Dorf Karkel gesehen. Derselbe hat anstatt der Fahnen auf dem Mast seines Bootes eine Statuam beim Ruder aufgerichtet. Er hatte nemlich von Borken gemacht ein Bild eines Menschen, daß am Kopf zween Gesichter, eins vornen, eins hinten war, an beyden aber war das Maul aufgesperrt; an den Schultern waren zween ziemlich große Flügel, daneben er seine Hände ausgestreckt, die rechte aufwärts, die linke erdwärts; in der linken hielt er einen Fisch, in der rechten ein Fäßchen. Auf dem Haupte war ein Hahn gemacht. Das Bild nannte er Wejopattis (Herr der Winde). Denselben Fischer hielt der weiland daselbst Pfarrer N. Isingius vor einen recht alten Preußischen Heyden, und den er nicht vermögen konnte, daß er zur Kirchen ginge. Wenn dieser Fischer den Wejopatys ansah, hub er seine beyden Hände auf, insonderheit wenn es ungestüm Wetter war. Denselben soll er auch Wejpons, auch öfters Wejdiews (Windgott) genannt haben. Sonsten wurde der Kerl damahlen vor den reichsten Fischer gehalten.“

Ich selber beobachtete, als ich in Rautersdorf (Neu-Lapplien) tätig war, wiederholt Schuljungen, die den aus den Haffdörfern nach Tilsit mit Zwiebeln und Gemüse oder mit Stinten hinaufsegelnden Schiffen zuriefen: „Schepper, de Uhl huckt enne Mast!“ Dieser Zuruf erzürnte die Schiffer sehr, sie drohten den Jungen mit der Faust und schimpften kräftig auf die Bengel. Ich forschte dem Sinn dieses Zurufes nach und erhielt folgende Auskünfte:

Bürgermeister Michael Mainus aus Karkeln meinte, das wäre nur so eine Redewendung. Wenn der Wind flau geworden war und die Fahne am Mast herunterhing, machte der Fischerknecht den Fischer darauf mit dem Zuruf aufmerksam: „Schepper, de Uhl huckt enne Mast!“

Der Stinzhändler Sulies aus Eichwerder (Nemonien), der ständig mit Stinkkähen zum Stintmarkt nach Gründann kam, gab mir seinerzeit eine andere Erklärung. Das ist eine Geschichte für sich; sie sei hier aber erzählt, weil sie einen Blick in das Seelenleben einiger Elchniederungen wirft.

Als seinerzeit nach dem Anschluß Österreichs an Deutschland alle Deutschen an die Wahlurnen gerufen wurden, um auf einem langen mit einer Erklärung der damaligen Regierung versehenen Stimmzettel ein „Ja“ oder „Nein“ anzukreuzen, wurden mit Hilfe dieser gezeichneten Stimmzettel die Neinsager festgestellt. Neinsager waren im Stimmbezirk Gründann zwei Bauern und sämtliche Stinhändler aus Eichwerder (Nemonien), die in Gründann ihre Stimme mit Stimmschein abgaben. Ein Mitglied des Wahlausschusses konnte sich nicht enthalten, in die Gastwirtschaft Landahl zu gehen, wo die Stinhändler sich aufhielten, um dort gräßliche Verwünschungen gegen die Neinsager auszustoßen. Dabei sah er die Stinhändler scharf an. Irgendwann später fragte mich der Stinhändler Sulies in einem vorsichtig geführten Gespräch, wie man es wissen könne, wer mit „Nein“ gestimmt habe. Ich schwieg. Ich weiß nicht mehr, wie ich auf die Idee kam, dem Sulies zu erklären, wenn er mir verrate, was der Ausruf: „Schepper, de Uhl huckt enne Mast!“ bedeute, dann erzähle ich ihm, wie man die Neinsager feststellen kann. Ich hatte schon früher einmal den Sulies nach der Bedeutung dieses Ausrufes gefragt und den Eindruck gewonnen, er wisse etwas, wolle darüber aber nicht reden. Auch jetzt zögerte Sulies lange, überwand sich aber und erklärte mir, abergläubische Fischer und Schiffer wären der Meinung, ein guter Geist halte sich auf dem Schifferkahn auf. Wer diesen Geist mit Uhl bezeichne, der beleidige ihn. Der Schiffer wäre verpflichtet, den Geist zu verteidigen.

Ich konnte dem Sulies nun nicht verraten, wie man die Neinsager mühelos festgestellt hat, mein Schwatzen hätte mich gegebenenfalls in ein KZ gebracht. Doch wußte ich einen Ausweg. Ich holte aus meiner Wohnung ein altes abgegriffenes Büchlein, das Anweisungen enthielt, wie man mit allerlei Mitteln und Zauberformeln vergrabene Schätze finden, Unglück abwenden oder dem Nachbarn anhängen könne. Dieses Büchlein hatte mir der alte Wamsies aus Wartenhöfen (Warkallen), er stopfte Vögel aus, gelegentlich einmal geschenkt. Der Mann besaß mehrere solcher Büchlein. Nach einem Gespräch, in dem jeder geheimnisvoll tat, er könne mehr als Brot essen, gab mir der Wartenhöfer (Warkaller) das fragliche Büchlein. Jetzt zeigte ich es dem Fischhändler Sulies und erklärte ihm, mit Hilfe der Anweisungen dieses Büchleins könne man den Namen von unbekanntem Briefschreibern, in diesem Fall den der Neinsager, feststellen. Sulies schwieg. Sein Gesichtsausdruck verriet, daß ihm die Sache unheimlich vorkam. Ich nahm ihm die Beklemmung, indem ich erklärte, niemandem geschehe etwas, der schweigen kann.

In der von Georg von Polenz und Paul Speratus verfaßten Kirchenagende von 1530 wird in der Vorrede von einem „deum maris“, einem Gott des Meeres der alten Preußen, berichtet, der Autrympus genannt wurde. Die Fischer und Schiffer riefen diesen Autrympus an, er war ihr Schirmherr und Schutzgott des von den Gefahren des Meeres bedrohten Lebens.

Unter ihren Kurenwimpeln führen die Fischer aus den vier Haffdörfern der Elchniederung, Karkeln, Loye, Inse und Tawe, hinaus auf das Haff zum Fischfang. Über die Arten der Haff-Fischerei berichtet Bürgermeister Michael Mainus aus Karkeln:

„Die Keitelfischerei war die älteste Art der Fischerei. Der Keitel war ein großer Netzsack, der durch eine etwa 8 m lange Stange aufgespannt war. Den unteren Teil am Grunde beschwerten Steine oder Ketten, der obere Teil wurde durch Kork- oder Flottholz hochgehalten. An jedem Ende der Stange war ein etwa 1 m langes Querholz, an dem die Zugleinen befestigt waren. Der Keitel war etwa 20 m lang. Seine Maschenweite richtete sich nach der Art der Fische, die man fangen wollte. Ausgeübt wurde die Keitelfischerei mit einem Kahn. Die Keitelkähne waren groß und fest, weil auch bei starken Stürmen mit dem Keitel gefischt wurde. Im Kreise Elchniederung wurde die Keitelfischerei nur noch von wenigen Kähnen aus Inse und Tawe betrieben.

Die Kurren- oder Kornfischerei gebrauchte ein dreiwandiges Netz. Das Fangnetz in der Mitte war aus sehr dünnem Garn und wurde an beiden Seiten durch sehr weitmaschige, starke Netze gehalten. Ausgeübt wurde die Kurrenfischerei von zwei Kähnen, und zwar meistens in der Nacht.

Die Bradderfischerei wurde hauptsächlich von den Karklern ausgeübt. Sie war eine Schleppnetzfisherei und erfolgte vom tiefen Haff nach den flachen Stellen hin, hauptsächlich zur Eschebank. Zwei mittlere Kurenkähne mit sämtlichen aufgespannten Segeln brauchten schon eine starke Brise, um das etwa 300 m lange und etwa 8 m tiefe Netz, das in der Mitte einen etwa 20 m langen Sack, die Metritsch, hatte, fortzubewegen. Das Auseinandergehen der Kähne beim Auslegen der Netze und das Zusammenkommen am Ende des Zuges erforderte besonders bei starkem Winde große Geschicklichkeit und jahrelange Erfahrung.

Die Klippfischerei wurde mit größeren Handkähnen und kleineren Netzen hauptsächlich mit Winden ausgeübt. Die Netze der Klippfischerei wurden auch zur Winterfischerei unter Eis verwandt.

Die Kleinfischerei wurde mit dem Aal- und Fischwenter, mit Staknetzen und Aalschnüren betrieben.

Besonders die Gemeinde Karkeln besaß ein ideales Revier für die Kleinfischerei. Die Haffuferlänge der Gemeinde Karkeln betrug etwa

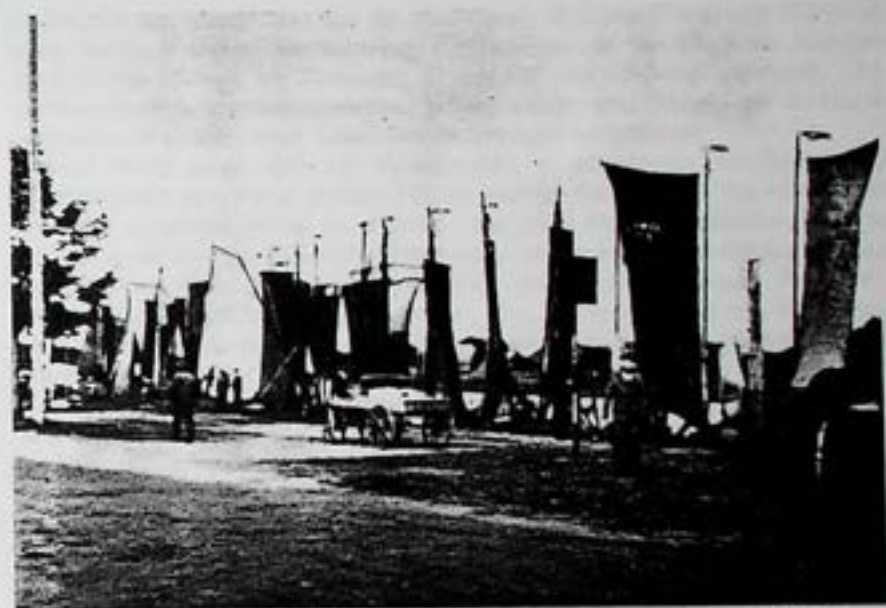
25 km. Die vielen Einbuchtungen der Karkler Lank mit den Rohr- und Binsenholmen boten sehr gute Fangstellen. Eigentümer des gesamten Karkler Haffufers war die Gemeinde Karkeln. Sie war in den Katasterblättern als Eigentümerin eingetragen und durfte selber die Fischerei verpachten, die Wasserjagd ausüben, auch das Rohr selber nutzen. Dieses Vorrecht der Gemeinde hatte vor langen Jahren ein kluger, weitsichtiger Gemeindevorsteher geschaffen. Keine andere Gemeinde am Kurischen Haff besaß diese Vorrechte.

Die Eschebank war eine Verlängerung des Festlandes flach unter dem Haffspiegel von der Lökerorter Ecke in Richtung Windenburg. In den Sommermonaten lag sie bereits stellenweise trocken. Für die Karkler Braddfischer war sie deren Hauptfangstelle. Bei der Eschebank wechselten tiefe mit flachen Stellen. Jede Stelle führte einen besonderen Namen, und jeder Fischzug mußte der Stelle entsprechend anders angelegt werden. Bereits östlich von Loye fing die Eschebank an. Ihre Teile trugen folgende Namen: Sausugis, Kalwelle, Takinn, Schickomogis, Sembruck, Seklis, Gilogis. Ihre Länge betrug 15 km. Die Entfernung vom Ende der Eschebank bis Windenburg betrug etwa 7 km.

Die Karkler Lank, das Gewässer zwischen der Eschebank und der Skirwietmündung, trug mehrere Namen: Ragg, Uschragg, Bullin, Kiebertin, Parigg, Gestell, Paschaar, Tarpschickinn, Rungel, Kuwertischk, Gaurinn, Terpokis, Semp, Kulke, Poasch und Okait.

Das Dorf Karkeln war der bedeutendste Fischereiorth des Kreises Eichniederung. Vor der Vertreibung gab es hier 25 Groß- und 30 Kleinfischereibetriebe. Die anderen Haffdörfer Loye, Inse, Tawe waren mehr zum Gemüsebau übergegangen. Nur wenn im Sommer die Aalschnurfischerei einsetzte, wurde dieser Art der Fischerei dort nachgegangen. In Karkeln dagegen wurde außer der Schonzeit jahrüber gefischt. Die gute Verbindung von Karkeln ins Hinterland bis nach Tilsit hin brachte es mit sich, daß der Absatz der Fische laufend und schnell vor sich ging.

Die in Karkeln betriebene Bradderfischerei wurde im Kurischen Haff kaum sonstwo betrieben. In Karkeln wurden die meisten Fische angelandet, und es waren die wertvollsten Fische. Einige Fischer gingen mit den gefangenen Fischen selber zum Markt, doch der größte Teil der Fänge wurde an die in Karkeln ansässigen Fischhändler verkauft. Zu Beginn des Krieges waren in Karkeln folgende Fischhändler ansässig: Franz Trunschel und Söhne, Otto Trunschel, Fritz Ewald, Heinrich Eichholz und Amanda Völkner. Bis 1906 kam an jedem Freitag ein Dampfer nach Karkeln, der die Fische nach Tilsit brachte. Als 1906 die Kleinbahn bis Karkeln gebaut war, übernahm sie den Transport der Fische. Der Kauf-



Kurenkähne in Karkeln

Foto: Tunnet

mannssohn Eugen Eroms schaffte sich dann einen Lastwagen an, mit dem er die Fische schnell zu allen Märkten transportierte.

Oft denke ich an die gute alte Zeit in Karkeln zurück, in der fast an jedem Tag frische Fische auf den Tisch kamen. Wie liegt doch jetzt Karkeln für uns so weit. Nichts blieb mir, als Gebete zum Himmel zu schicken, Gott möge die verlorene Heimat behüten und erhalten, daß dereinst unsere Enkel dort ihr Glück finden."

Einen Bericht über die von Inse aus betriebene Haff-Fischerei gibt der Landsmann Hugo Pallutt:

*

„Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts beschäftigten sich die Bewohner von Inse, Tawe, Loye überwiegend mit der Fischerei. Es gab damals kaum einen Besitzer, der nicht über einen oder zwei Keitelkähne verfügte, die vom frühen Frühjahr bis in den Spätherbst im Kurischen Haff kreuzten. Die Fänge waren sehr gut. So mancher Fischerwirt, so nannte man die Besitzer der Keitelkähne, gelangte durch die Fischerei zu Wohlstand. Wenn ein Fischerwirt zwei Kähne besaß, beschäftigte er fremde Leute. Jeder Kahn mit voller Ausrüstung wurde einem Gesellen über-

geben und dazu ein Mietmann gestellt. Der Geselle trug die volle Verantwortung und erhielt ein Drittel des Verdienstes, der Mietmann bekam Monats- oder Jahreslohn.

An jedem Morgen, waren die Fänge ungünstig, an jedem zweiten Morgen, kamen die Fischer an Land. Die Fischerwirte und die Fischhändler erwarteten sie schon. Sie beobachteten, wie die Kähne am Horizont aufkreuzten und erkannten am Wimpel und an den Segeln ihr Fahrzeug. Der Handel wickelte sich immer schnell ab. Die Fische wurden in die Kähne der Händler umgeladen, die Fischer mit Proviant versehen, und zurück ging es auf das Haff.

Schon vor dem ersten Weltkrieg stellte man sich auf die Aalfischerei im Sommer um. Jeder Keitelkahn nahm zwei bis drei Aalboote mit je zwei Mann mit. Der Keitelkahn war die Wohnung für die vier bis sechs Mann. Man brauchte ihn und das dazugehörige Netz zum Fischen des Bestecks — kleine Stinte, die zum Beködern der Aalhaken gebraucht wurden. Alle 24 Stunden wurde ein Wurf gemacht, wobei von jedem Boot bei jedem Wurf 2000 und mehr Aalhaken ausgelegt wurden. Der große Kahn lag allein vor Anker, bis die Aalboote nach Einholen der Schnüre mit dem Fang zu ihm zurückkehrten. Die Händler waren mit ihren Motorbooten schnell zur Stelle. Sie warteten oftmals schon am Kahn der Aalfischer. Nicht selten hatten sie den Fischern schon einen heißen Kaffee oder Grog bereitet. Der Verdienst wurde gleichmäßig geteilt, nur der Eigentümer des Keitelkahnes bekam einen Sonderbetrag.

Die breiten Rauchaale und die glatten Spiebaale, die zu Pfingsten nie fehlen durften, waren Leckerbissen und sind vielen Eichniederungen noch in bester Erinnerung.

Die Fischerei war immerhin mit manchen Gefahren verbunden, denn das Haff konnte mitunter recht tückisch sein, doch die Hilfsbereitschaft der Fischer untereinander war groß und vorbildlich.

Manchmal aber, bei Windstille, nahmen sie sich gegenseitig auf die Schippe. Einer begann, indem er mit der eisernen Dolle auf den eisernen Leitbaum — Flankierbaum —, an dem das Segel befestigt wird, schlug. Diese Schläge hallten weit über das Haff. Dabei wurde der Name eines Ortes gerufen. Der Angesprochene ließ sich nun auch auf die gleiche Weise hören. Bald schallten ähnliche Rufe aus allen Richtungen über das sonst stille Wasser, und hielt der Spektakel solange an, bis man des Schreiens müde wurde. Was der Krach zu bedeuten hatte, ist mir nie klar geworden. Sich gegenseitig zu beschimpfen, war nicht sein Sinn. Vielleicht war es nur die Freude der meist jungen Mietmänner am Tätigsein, während die Windstille sie zum Nichtstun verurteilte?

Sobald im Winter das Eis so stark war, daß es Pferd und Schlitten trug, begann die Winterfischerei. Oft schon vor Weihnachten wurden beachtliche Fänge an Brassen, Quappen und Zander gelandet. Die schmackhaften Quappengerichte, wobei Leber und Rogen als erlesene Delikatesse galten, kann kein Eichniederung vergessen.

Drei Mann taten sich zur Winterfischerei zusammen. Großmaschige Gaddernetze zum Fang großer Fische wurden benutzt. 30 bis 40 solcher etwa 30 m langen Netze wurden von den drei Mann eingesetzt. Manchmal ging es bis zur Kurischen Nehrung hinüber. Die Fischhändler, die das Haff in allen Richtungen befuhren, gaben den Fischern Auskunft, wo die Fänge am lohnendsten waren. Die Jahreszeit und die Windrichtung sprachen da mit. Die alten Fischer wußten ziemlich genau, wo die Fische standen. Bei starkem Frost, und wenn das Eis unter einer dicken Schneedecke lag, unterbrachen die Fische ihre ständige Wanderschaft und lagen an bestimmten Stellen. Wer das Glück hatte, solche Stelle zu treffen, der machte seinen „Reibach“. Sonst betrug der Durchschnittsfang der drei Mann etwa vier bis fünf Zentner je Tag. Die Arbeit war nicht leicht, besonders das Löcherhacken, wenn das Eis eine Stärke von 80 cm erreicht hatte. Trotzdem machte die Winterfischerei Spaß, man war auch keiner Gefahr ausgesetzt wie bei offenem Wasser.

Fischer aus Loye betrieben ausnahmsweise auch die Ziegenfischerei. Die Ziegen waren eine wenig beliebte Fischart. Sie wurden mit schwimmenden Netzen gefangen.

Literatur: „Wimpel der Kurenkähne“ von Hans Woede, Verlag Holzner, Würzburg.

sage des Gefangenen eine Gruppe sowjetischer Partisanen eingonstet habe. Diese sollten wir nun aufspüren und möglichst gefangennehmen.

Ich war erst Ende 1937 in das kleine Dörfchen Eisenbart gezogen und sah bei dieser Gelegenheit die Zehlafläche zum erstenmal. Den Eindruck werde ich nicht vergessen: Es schien so, und es soll auch tatsächlich der Fall sein, daß die Mitte der Fläche höher liegt als der Außenrand. Bei dem Durchmesser von etwa sieben Kilometern bot sich mir ein wunderbarer Ausblick. Wir bildeten nun eine Kette und sollten über die Fläche zum Nordrand marschieren, wo der Lagerplatz angeblich sein sollte.

Versorgung durch sowjetische Flugzeuge

Wer das Zehlaubuch kennt, wird lachen, weil ich „marschieren“ sagte. Die Oberfläche besteht aus einer Moosdecke, die auf dem Wasser schwimmt, und man versinkt bei jedem Schritt fast bis zum Knie im Moos. In regnerischen Sommern soll man dabei Wasser durchtreten, jedoch hatten wir damals einen trockenen Sommer. Wir hatten etwa zwei Kilometer zurückgelegt, als ein mit Fallschirm abgeworfener Proviant sack gefunden wurde, kurz darauf ein zweiter. Von einem dritten erspähten wir nur noch die in eine Vertiefung gedrückte und mit



Moos bedeckte Fallschirmseite. Zunächst wurden die gefundenen Säcke geborgen und auf ihren Inhalt untersucht, der zumeist aus Fleischkonserven und Hartbrot bestand.

Da die Aktion erst am Nachmittag begonnen worden war, mußte sie abgebrochen werden. Sie wurde einige Tage später mit verstärktem Einsatz fortgesetzt. Diesmal wurde eine Menge im Moos versteckter Fallschirme gefunden. Das Auffinden war Glückssache, so geschickt waren sie zugedeckt. Auf dem Wege zu der festen, mit Bäumen bestandenen Insel, die den Partisanen als Lagerplatz diente, kamen wir an der sogenannten Blänke vorbei, einer offenen moosfreien Wasserfläche, an die man nicht zu nahe herangehen durfte. Mittlerweile kamen wir dem Lagerplatz immer näher, ohne daß sich dort etwas regte. In Wirklichkeit ließen die Partisanen uns ungestört ganz nahe herankommen; und wenn sie es gewollt hätten, so hätten sie uns in aller Ruhe wie Hasen einzeln abknallen können. In dem Sinne haben sie sich später auch geäußert, und wir konnten uns selber davon überzeugen, in welche Gefahr wir uns leichtsinnig begeben hatten.

Das Nest war natürlich verlassen, und zwar wenige Minuten vorher. Ein Feuer brannte noch, und in Blechbüchsen ständen Speisereste herum. Von der Insel führte ein durch Niederholz vor Sicht geschützter Steg zum Hochwald, der sichtlich viel begangen worden war. In einem hohen Baum mit dichter Krone war eine Beobachtungskanzel kunstgerecht eingebaut, von der aus man die ganze Zehlafläche wie einen Präsentierteller liegen sah. Von der Kanzel zum Lagerplatz war ein Draht gezogen, an dem Blechbüchsen als Alarmanlage befestigt waren.

Eine Verfolgung in den Hodiwald hinein war nicht nur zwecklos, sie hätte bei unserer Ausrüstung übel ausgehen können. Der Hochwald wurde anschließend von Soldaten umstellt und durchgekämmt, wobei es Opfer gab. Am Lagerplatz konnte man die Zahl der vorhanden gewesenen Partisanen nicht feststellen, nur verzierten zurückgelassene Kleidungsstücke die Anwesenheit einer Frau. An Bäumen hingen in Fallschirmseide dicht eingepackte Ballen, die sich als frisches Rindfleisch herausstellten.

In einer Grube fanden sich vier Rinderfelle; eins davon erkannte der Gastwirt aus Blankenau als zu seiner zweijährigen Färse gehörend, die von der Weide verschwunden war. Gelebt haben also die Partisanen nicht schlecht. Kartoffeln konnten sie von den Feldern holen, zur Wasserversorgung hatten sie im Moos ein Loch gegraben, in dem klares Wasser stand. In einer anderen Grube fand sich eine Menge Fallschirme. Die Umhüllung der Proviantsäcke bestand aus dem gleichen Material, aus dem die russischen Wattlejacken hergestellt wurden; damit hatten die Partisanen das Lager regelrecht ausgepolstert.

Brandstiftungen und Sprengungen beabsichtigt

Auf dem Rückweg zog ich den Gefangenen ins Gespräch. Wenn ich mich mit ihm auch nicht voll verständigen konnte, so verstand ich doch soviel, daß die Gruppe bei uns Brände anlegen und Sprengungen vornehmen sollte, um einen Widerstandswillen lähmende Verwirrung zu schaffen. Etwa vierzehn Tage vorher war ein Waldbrand ausgebrochen, der zwar schnell gelöscht wurde, dessen Entstehen sich jedoch niemand erklären konnte. Am Lagerplatz vorgefundenes Dynamit sollte zu Sprengungen dienen. Angeblich erwarteten die Partisanen das Eindringen der Roten Armee in Ostpreußen schon im September 1944. Sie hofften, dann zu sowjetischen Verbänden zu stoßen. Weil sich der Vormarsch verzögerte, wurden die paar Mann unsicher und verhielten sich passiv.

Partisanen im Zehlaubuch

In Folge 7 veröffentlichte das Ostpreußenblatt einen landeskundlichen Beitrag von C. Bartnick über das Dorf Starkenberg und Umgegend. Erwähnt wurde u. a. auch die Aufspürung eines sowjetischen Partisanennestes im Zehlaubuch. Hierauf bezieht sich diese ergänzende Zuschrift:

Am Südrande des Zehlaubuches lag das Gut Beschluß, auf dessen Gelände in den Jahren 1936/37 ein Fliegerschießplatz aufgebaut wurde. In der Nähe des Gutshofes wurde ein Häuschen mit Büro und Aufenthaltsraum für den Flugplatzwärter erstellt. Im August 1944, als uns in der Heimat, trotz Übermüdung in mancher Nacht der Schlaf loh, bemerkte der dienst-

habende Flugplatzwärter am Waldrand einen Mann mit verdächtigem Benehmen. Nachdem er den Fremden eine Weile beobachtet hatte, ging er zu der Stelle hin und erkannte beim Näherkommen einen Russen in ihm. Auf sein Winken kam der Mann dann näher und ließ sich durch Gesten bewegen, mitzugehen. Die schnell verständigte Polizei holte den nunmehr Gefangenen bald ab und brachte ihn nach Königsberg.

Einige Tage darauf wurden wir — die sogenannte Ländwacht — mit unseren Gewehren an das Wärterhäuschen befohlen; dort war auch der Russe mit einer Wachbegleitung. Wir erfuhr nun, daß sich im Zehlaubuch nach Aus-



Blänke im Zehlaubuch. — Man sieht, wie schwer passierbar dieses Hochmoor ist.

Blätter ostpreußischer Geschichte

Der Große Friedrichsgraben — Das Werk einer tüchtigen Frau

Eine entschlossene, tatkräftige und zielbewußte Frau, das war sie ohne Frage, die Gräfin Luise Katherine von Truchseß zu Waldburg. Was der Deutsche Ritterorden nicht vermocht, der Große Kurfürst mit Anordnungen nicht erreicht, was kluge Männer trotz kostspieliger Versuche nicht geschafft hatten, das brachte sie in acht Jahren zustande; ihre großartige Leistung soll weder verkleinert noch vergessen werden.

Sie war geboren als älteste Tochter des Gutsheeren Ludwig von Rauter, der im späteren Kreis Gerdauen mehrere Güter besaß. Über ihre Jugendzeit und Ausbildung ist nichts überliefert; ihr Geburts- und auch ihr Sterbetag sind nicht bekannt. Ohne ihr Zutun stellte sie das Schicksal vor eine große Lebensaufgabe.

Ostpreußen war zu allen Zeiten auf den Handel mit Litauen und Polen angewiesen; er vollzog sich auf dem Wasserwege durch die Memel und Ruß über das Kurische Haff zur Deime nach Königsberg bzw. umgekehrt. Das Festland der Memelniederung war undurchdringliche Wildnis mit Sumpf und Urwald. Für die unförmlichen Transportkähne der damaligen Zeit, die litauischen Wittinnen, und noch mehr für die vielen Holzflöße war die Fahrt übers Haff aber sehr gefährlich. Da waren die plötzlichen Stürme und die kurz brechenden Halbwellen, an der Windenburger Ecke lagen im Haff große Steinlager, ebenso an der Deimemündung vor Labiau „Steinort“ genannt. 1313 sollten zwölf Ordensschiffe, wohl ausgerüstet mit Waffen aller Art und einer Besatzung von mehr als vierhundert Mann, eilig nach Christmemel fahren, das arg von den Heiden bedrängt wurde. Sie zerschellten im Sturm auf der Steinlage, und die Burg ging elend verloren. 1612 sanken gar vierzig litauische Wittinnen, und Jammer und Entrüstung waren groß. Nur ein Kanal von der Gilge zur Deime ohne Fahrt über das Haff konnte Abhilfe schaffen und zugleich das bedrängte Niederungsland von Überflutung befreien; aber die Versuche, ihn zu bauen, schlugen fehl.

Auf die beweglichen Bitten seiner Untertanen wandte sich der Große Kurfürst an seinen schon in Brandenburg bewährten Kanalbauer Philipp von Chieze, der aus Piemont stammte, und schloß mit ihm 1669 zu Königsberg einen Vertrag. Chieze verpflichtete sich, auf eigene Kosten über 203 „Huben“ Sumpfbiet trocken und urbar zu machen; der Kurfürst versprach, ihm das gewonnene Land zum großen Teil als Eigentum zu überlassen, und gab ihm später noch 150 weitere Hufen im

Austausch gegen Chiezes Landbesitz in Brandenburg. So entstanden in der Niederung an der Gilge die späteren Rautenburgischen Güter. Ferner übernahm Chieze, auf eigene Kosten und Gefahr einen „Graben“, wir sagen jetzt Kanal, aus der Deime bis zur Gilge zu ziehen; als Entgelt sollte er Kanalzoll erheben dürfen.

Dieser Chieze führte nun Luise Katherine von Rauter als Gattin und Gutscherrin heim. Doch schon 1673 starb er plötzlich mitten in der Arbeit. Der Kanal war nicht fertig, und wie weit er die ihm zugesprochenen 350 Hufen urbar gemacht hatte, ist nicht zu ersehen. Die Gräfin aber muß unverzüglich die Arbeit ihres Mannes fortgesetzt haben; 1674 teilte sie den Kurfürsten mit, ihr Mann habe die zuerst abgetrocknete Fläche zu einem Gotteshaus geweiht, in seinem Sinne habe sie aus ihrer Witwenmitteln mit großen Opfern die Kirche gebaut — 30 000 Taler werden als Bausumme

genannt. Das war die Kirche von Alt-Lappienen (Rauterskirch) links der Gilge, früher die Rautenburgische genannt; bei ihr wurde eine Familiengruft eingerichtet. Die Gräfin heiratete in zweiter Ehe den Generalmajor und Gouverneur der Festung Pillau, Wolf Christoph von Truchseß zu Waldburg. Dieser stammte aus altem schwäbischem Geschlecht; sein Ahn war einst mit Markgraf Albrecht nach Preußen gezogen und mit diesem evangelisch geworden. 1688 starb auch dieser, ihr zweiter Mann, und wieder stand die Gräfin allein. Jetzt beginnt ihre große Zeit. Von Chieze hatte sie den Vertrag mit dem Großen Kurfürsten geerbt; mit dem Beistand ihres Bruders, des Obersten Wilhelm Albrecht von Rauter, erneuerte sie den Vertrag mit dem Kurfürsten Friedrich III., dem späteren ersten König in Preußen. Wieder hieß es, daß sie auf eigene Rechnung und Gefahr, ohne Entschädigung im Falle eines Fehlschlages, den Großen Graben mindestens 60 Fuß breit und 12 Fuß tief von Labiau bis in die Gilge ziehen sollte. Bedeutende Rechte im Falle des Gelingens waren ihr in Aussicht gestellt. Der Kurfürst übergab den Boden und einiges Baumaterial unentgeltlich und überwies ihr auf ihren Wunsch den Königsberger Mühlenmeister Johann Stawinsky zur Beaufsichtigung bei den Arbeiten.

Am 11. Juli 1689, dem Geburtstag des Kurfürsten, wurde der Bau begonnen, und die Gräfin setzte ihre ganze Kraft für ihn ein. Sie ordnete selbst alles an, war stets bei der wöchentlichen Lohnzahlung an die Arbeiter zugegen und quartierte sich eine Zeitlang zur besseren Überwachung in einem kleinen Haus am Kanal ein. Unterhalb von Rautenburg begann der „Kleine Friedrichsgraben“, wegen seiner starken Strömung von den Litauern „Greituschke“, die „Schnelle“, genannt. Bei Petricken fiel er in den Nemonien, den er eine knappe Meile unterhalb als „Großer Friedrichsgraben“ verließ; nach drei Meilen bei sechs geraden Kehren ging er an der Labiauer Stadtbrücke in die Deime. Er wies keine Schlessen und technischen Künste auf, aber seine Herstellung hatte doch große Schwierigkeiten gemacht. Große Steinblöcke hinderten plötzlich das Weitergraben, man mußte sie sprengen, und zwar nach einer Methode, die schon Hannibal bei seinem Alpenübergang angewendet hatte: Man erhitzte sie mit Feuern und begoß sie dann schnell mit kaltem Wasser. Dann wieder stürzte anderswo die sehr trockene Moor- und Torferde nach, und erneute Mühen und Kosten ergaben sich. Gleich am Anfang war bei Labiau ein 200 Ruten langes und 18 Fuß dickes Stück Torfmoor emporgestiegen und nur mit großer Mühe fortgeschafft worden, eine sehr unangenehme Überraschung. Doch nach acht Jahren, am 11. Juli 1697, wieder am Geburtstag des Herrschers, war der Kanal vollendet. Es war das eigenste Werk der Gräfin und eine große Leistung. Wenn sich später Fehler herausstellten, wenn sogar der Kleine Friedrichsgraben als verfehlt abgeschnitten und durch den Seckenburgischen Kanal 1833—1835 ersetzt werden mußte, so ist die Schuld nicht der Gräfin, sondern den technischen Beratern zuzuwenden.

Dreizehn Jahre blieb der Kanal im Besitz der Familie. 1703 begannen Verhandlungen wegen einer Übernahme durch den Staat, und die Erben der Gräfin verlangten 60 000 Taler. Interessant, aber wenig bekannt ist wohl, daß König Friedrich I. an das Schriftstück die eigenhändige Randbemerkung schrieb: „Geht nicht, ist der Ruin von ganz Preußen.“ Es ging doch, der Betrag wurde in fünf Posten von 1709—1710 abgestottert.

*

Die Gräfin war unterdessen zwischen 1703 und 1704 gestorben und im Rautenburgischen Gewölbe bei der Lappiener Kirche beigesetzt. Der Sarg trug das Truchseßsche Wappen, aber weder über Geburts- noch Todestag eine Angabe. Wenn das Bildnis im Schloß zu Rautenburg nicht geschmeichelt ist, dann muß die Gräfin in ihrer Jugend eine schöne Frau gewesen sein. Bequem und anscheinend war sie wohl bei ihrer gebietenden und tatkräftigen Veranlagung nicht.

Die Rautenburgischen Güter gingen später in den Besitz der Grafen von Keyserlingk über. Friedrich Wilhelm II. erhob sie zur Grafschaft Rautenburg und machte sie zum Fideikommiß der Familie Keyserlingk. Den Grund aber legte jene kluge und tatkräftige Frau.

Arnold Grunwald



Kirchen auf die Straße, um im Winter in den Kirchen selbst zu dreschen und zu reinigen.

Wie überhaupt die Russen alles ihrem Kommando und ihrer Art zu leben angepaßt haben. Kaukehmen ist zwar rings um den Marktplatz zum größten Teil zerstört, zu achtzig Prozent etwa, aber sonst sind die Häuser stehengeblieben, vor allem auch in den Siedlungen, in denen Arbeiter von der Kolchose und von der Mahlmühle wohnen. Und auch aus diesen Siedlungshäusern haben die Russen, wie fast überall sonst, die Kachelöfen herausgerissen, weil sie ihnen nicht genügten, und sie bauten sich

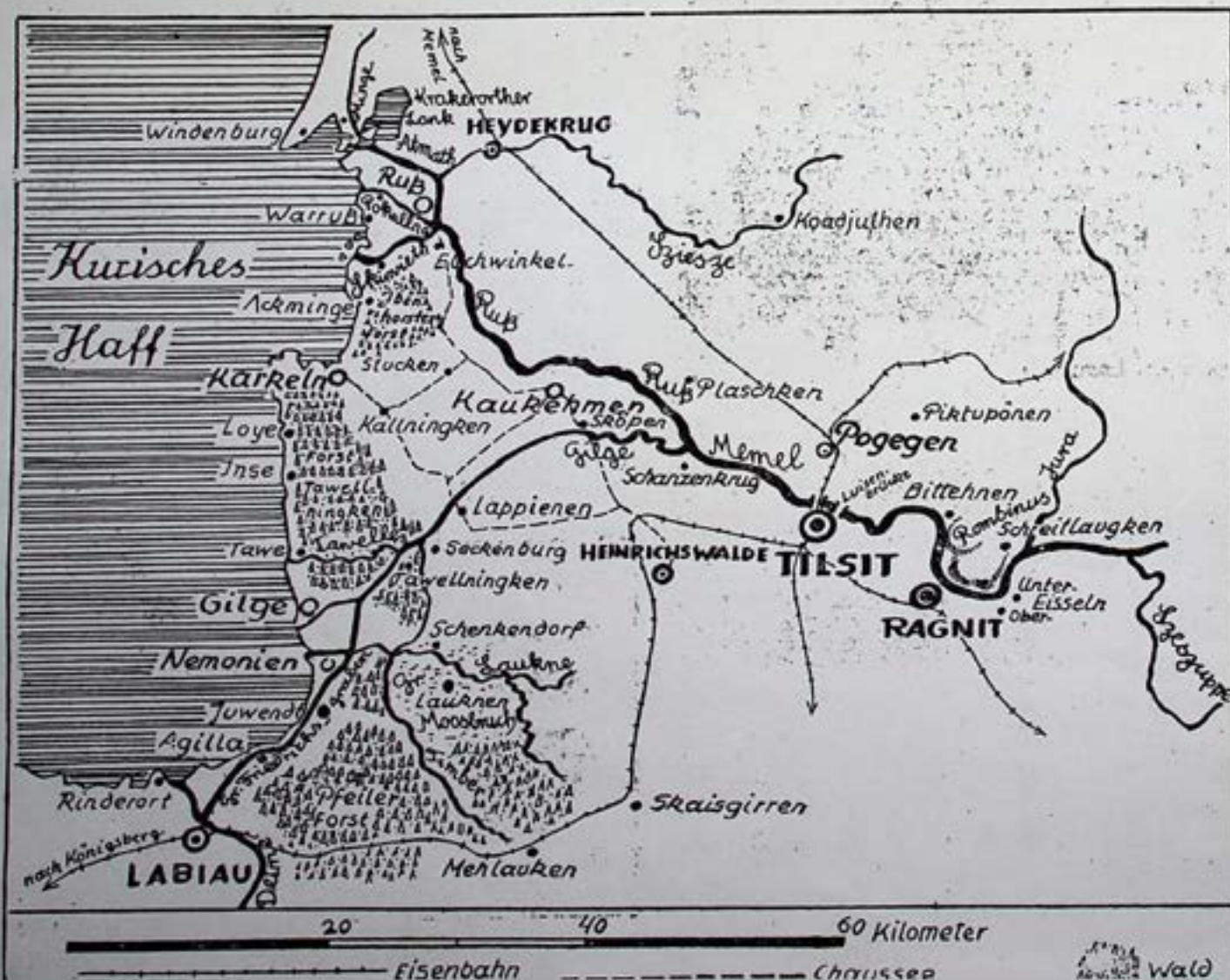
Seit Ostpreußen, dessen beide Haffe und die großen Seen Masurens die besten Möglichkeiten für das Eissegeln boten, und dazu noch andere geeignete Reviere für uns zunächst verlorengingen, lagen die schnellen Männer brach, die Ostpreußens Nationalsport repräsentiert hatten. Das gleiche galt für die hervorragenden Eissegler aus dem Baltikum, vor allem aus Riga und Reval. In Westdeutschland gab es bisher keine Gelegenheit, zu Eissegelrennen an den Start zu gehen, und neid erfüllt blickten die in der Bundesrepublik

lebenden „Männer von der schnellen Kufe“ nach Osten über die Zonengrenze, wo es, begünstigt durch die besseren Eisverhältnisse, schon seit einiger Zeit wieder eine große Zahl von Schlitten gibt.

Das war so bis zum letzten Wochenende. Zu diesem Sonnabend und Sonntag, am 11. und 12. Februar, hatte die Wettfahrtvereinigung Steinhuder Meer die ersten Eissegelrennen in der Bundesrepublik ausgeschrieben. Termingerecht hatte sich das große verhältnismäßig flache Steinhuder Meer mit glashartem Eis von vielleicht zwanzig bis dreißig Zentimeter Dicke bedeckt, und pünktlich rollten — es war fast ein Wunder — die fünf vorgesehenen Rennen an den beiden Tagen ab. Verständlich, daß Herr Müller-Seegers, dem Initiator in Steinhude, bis zum letzten Augenblick nicht ganz wohl war. Man machte so etwas zum erstenmal, man wußte nicht, wie man sich notfalls der neugierigen Fußgänger und Schlittschuhläufer erwehren sollte, die von den Ufern her in die Wettfahrtbahn laufen konnten, und außerdem hatten sich ziemlich feste Schneewehen gebildet, die von den Eisjachten nur bei viel Wind durchfahren werden konnten. Aber es ging. Es wurde schnell und großzügig improvisiert, und der Wind war so freundlich, so stark und so lange zu pusten, daß zumindest die besten Rennschlitten durchkommen und zeitweise auch recht schnell werden konnten.

Die ostpreußische Elite zur Stelle

In Fachkreisen — das heißt also unter den ostpreußischen und baltischen Eisseglern — hatte der Ruf aus Steinhude ein lautes Echo ausgelöst. Zahlreiche Mitglieder der ostdeutschen Segelclubs waren — häufig mit Frauen und Familie — zum Steinhuder Meer geeilt, um wenigstens dabei zu sein, auch wenn sie nicht selbst an den Start gehen konnten. Man sah Erik von Holst, Konstrukteur und ehemaliger Europameister aus Reval, der die Wettfahrtleitung hatte, Georg Tepper (früher Angerburg), mehrfacher Deutscher und Europameister, die ehemaligen deutschen Meister, Erich Krebs (Angerburg und Königsberg), Dr. Hans Kadel-



HEUTE IN DER MEMEL- NIEDERUNG

In den beiden letzten Folgen berichteten wir, welches Bild der Memelstrom und die Stadt Tilsit heute bieten. Hier nun soll erzählt werden, welche tiefgreifende Wandlung eine der fruchtbarsten und zugleich ursprünglichsten Landschaften unserer ostpreußischen Heimat, die Memelniederung, nach 1945 erfahren hat.

Erinnern wir uns, welches Gesicht die Memelniederung bis 1945 hatte. Um zunächst einmal die Grenzen festzustellen: sie umfaßt nicht nur das Mündungsgebiet des Memelstromes zwischen Ruß und Gilge, sie greift vielmehr — eigentlich schon bei Tilsit beginnend — über den Rußstrom nach Nordosten hinüber beinahe bis an die Bahn Tilsit—Pogegen—Heydekrug und nach Südosten bis etwa zur Linie Tilsit—Heinrichswalde—Großes Moosbruch—Labiau. (Wir verweisen auf die auf der nächsten Seite veröffentlichte Karte.) Dieses Dreieck nun, dessen Seiten jedesmal mindestens fünfzig Kilometer messen — die Strecke von der Windenburger Ecke bis nach Labiau ist sogar über siebzig Kilometer lang —, umschließt die gegensätzlichsten Landschaften. Der östliche Teil, der um Heinrichswalde, Kaukehmen, Lappienen und Kallningken, ist ein fruchtbares und landwirtschaftlich sehr wertvolles Gebiet, in dem die Viehzucht auf einer hohen Stufe stand. Stattliche Gehöfte bedeckten das Land, auf den Weiden sah man prachtvolles Herdbuchvieh; die Wiesen, vor allem die an den Flüssen, gaben Heu in unvorstellbaren Mengen. Ein Land, in dem die Milch nur so floß, ein Land, an das man denkt, wenn man von dem berühmten Tilsiter Käse spricht, dem wirklich echten.

Vor dieses Land hat sich im Westen die breite Wand der Wälder gelegt, die von Norden nach Süden geht: im Norden die Ibenhorster Forst, dann kommen die Erlenwälder von Loye, Inse, Tawe und Gilge mit den Förstereien, deren Namen einen besonderen Klang haben, sind es doch die Forsten, in denen der Eich in unserem deutschen Vaterland noch seine letzte Heimstatt hatte; viele hundert Stück zogen hier ihre Fährte. Dann, nach der Unterbrechung durch das Große Moosbruch, folgten die Pfeiler Forst und die Mehlaukener Forst, die man wenigstens in ihren nördlichen Teilen noch zur Memelniederung im weiteren Sinne rechnen konnte.

Zwischen diesem Wald, der hier zehn, dort wieder zwanzig Kilometer breit ist, und dem Kurischen Haff läuft von Norden nach Süden in unregelmäßiger Breite der schmale Streifen der Haffwiesen hin, — der Streifen, in dem an den Mündungsarmen die geschlossenen Dörfer liegen; von Minge und Pokalina im Norden bis Nemonien im Süden. Dörfer, von denen man aus der Ferne die Wanderdünen der Nehrung schimmern sieht und in die der Wind von Westen über das Haff hinweg noch etwas von der salzigen Luft der See bringt. — Dörfer, von denen die Fischer mit ihren schweren Kurenkähnen auf das Haff fahren, um Zander und Aale und Brassen zu fangen. — Dörfer, in denen seit altersher Gemüse angebaut wurde und von denen manche einen besonders großen Ruf durch ihren Zwiebelbau hatten.

Eine Welt für sich war dann wieder das Große Moosbruch. In langer, mühsamer Arbeit war auf ihm eine der höchststehenden Moorkulturen geschaffen worden, die es in Deutschland überhaupt gab.

Diese Aufzählung kann nur eine sehr schematische Übersicht geben; sie kann die Fülle nur andeuten und nur andeuten, welche Gegensätze auf diesem Raum vereinigt waren: die ganz auf Nützlichkeit eingestellte hochstehende Landwirtschaft in dem östlichen Teil und die Wälder mit den Eichen und die Fischerdörfer mit ihrer verwunschenen Romantik und der traumhaften Stille im westlichen Teil. Ein Gegensatz, der aber von den Menschen, denen dieses Land seit vielen, vielen Jahrhunderten Heimat war und Heimat ist, verbunden wurde in einer höheren Einheit: in dem zähen Fleiß, mit dem sie den Boden und die Wasser zu nutzen wußten, in der treuen Hingabe, mit der sie alles pflegten, was die Natur ihnen schenkte, in der Art, miteinander zu leben und friedlich auszukommen, und in der großen Liebe zu ihrer Heimat, von der man nicht viel Worte machte, die aber tief im Herzen lebt, lebt auch jetzt in der Ferne.

Tausende von Russen

Welches Bild bietet die Memelniederung nun heute? Die Grenze, die durch den Versailler Vertrag 1919 hier oben aufgerichtet wurde, (wir verweisen auf die Ausführungen in der Darstellung „Heute am Memelstrom“ im Folge 5

Der Zauber

der Echniederung, so wie sie einst war, ist eingefangen in Aufnahmen, die wir in unserem Bildband „Von Memel bis Trakehnen in 144 Bildern“ bringen. Er kostet auf Kunstdruckpapier und in Ganzleinen gebunden 9,50 DM, kartoniert 6,90 DM. Bestellen Sie ihn bitte bei der Versandbuchhandlung Gerberd Rautenberg in Leer (Ostfriesland)

vom 4. Februar) und die den Memelstrom und die Ruß und schließlich die Skirwieth entlang lief, — sie ist auch jetzt noch insofern von Bedeutung, als sie als trennende Linie zwischen zwei Verwaltungsgebieten weiter besteht. Nördlich der Ruß und der Skirwieth ist die Entwicklung in manchem wesentlich anders verlaufen als südlich dieser Linie.

Am stärksten zeigt sich das in der Zusammensetzung der Bevölkerung. Pokalina etwa — westlich von Ruß im früheren memelländischen Teil gelegen — ist genauso ein Fischer- und Gemüsebauerdorf wie Inse oder Gilge, und doch wohnen hier und dort Menschen verschiedener Nationalität. In den nördlichen Teil — also auch nach Ruß und Pokalina — kamen nach 1945 in der Hauptsache Litauer, in das Gebiet südlich dieser Linie, nach Kaukehmen, Heinrichswalde und in die Haffdörfer Russen, und nicht nur etwa einige hundert, sondern Tausende. Die Dörfer am Haff sind fast alle erhalten geblieben, und von Karkeln bis Agilla quellen sie über von russischen Fischerfamilien, die vom Ladogasee gekommen sind oder von den großen Strömen, die in das Schwarze Meer münden. Und ein zweites: Nördlich der alten Grenze leben — gerade hier in der Memelniederung — noch viele Landsleute von uns, vor allem in der Gegend von Heydekrug und in den Dörfern südlich und westlich dieses Ortes; südlich der Linie Ruß-Skirwieth aber wohnen keine Deutschen mehr, denn die sieben oder acht oder neun Deutschen, die in diesem ganzen weiten Gebiet noch leben, verschwinden so völlig in der russischen Masse, daß es praktisch ist, als wohne hier auch nicht ein einziger Deutscher.

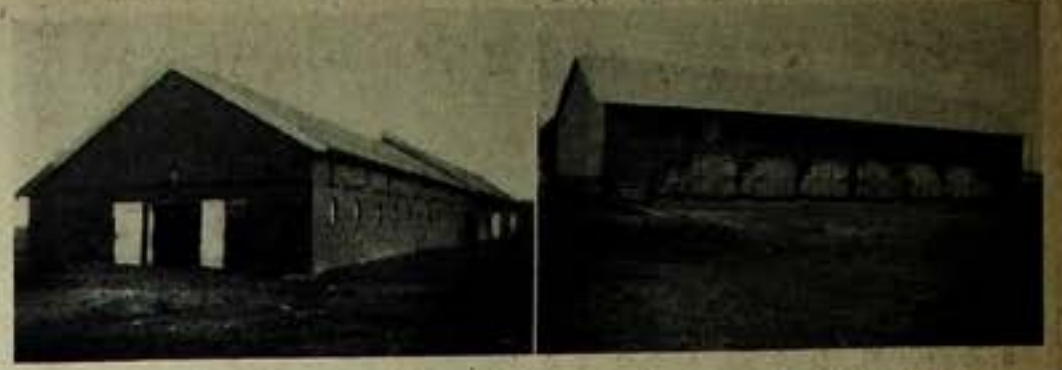
Die Wildnis

Unsere Landsleute, die einst in der Memelniederung lebten, würden glauben, in eine ganz andere Welt versetzt zu sein, wenn sie jetzt plötzlich durch diese ihre Heimat wandern könnten. So grundlegend hat sich, auch von der jetzt dort wohnenden Bevölkerung abgesehen, das Bild gewandelt.

Das gilt besonders für das große landwirtschaftlich genutzte Dreieck, das von dem Rußstrom im Norden und Nordosten, von der Gilge im Süden und Südosten eingeschlossen und im Westen von dem großen, von Norden nach Süden ziehenden Erlenwald abgeriegelt wird, — jenes Gebiet, in dem die Viehzucht auf besonders hoher Stufe stand. Ein kleiner Teil dieses weiten Landes wird auch heute landwirtschaftlich genutzt, und zwar im Sowchosen- und Kolchosenbetrieb, ein privates Eigentum bäuerlicher Art gibt es hier oben ebensowenig wie irgendwo sonst im russisch besetzten Ostpreußen. Diese Betriebe haben ihre Wirtschaftsflächen im wesentlichen aber nur an der Straße, die von Karkeln über Kallningken (Herdenu) und Spucken (Stücken) weiter nach Kaukehmen führt, und bei diesem Ort selbst und bei Heinrichswalde, und von ihnen allen kann man sagen, daß sie auch nicht im entferntesten die Erträge bringen, die auf den gleichen Flächen früher hier erzielt wurden.

Das große Gebiet östlich und südlich dieser Straße aber, zwischen der Straße Kallningken—Spucken und dem Gilgestrom etwa, ist eine einzige Buschwildnis und eine Stätte der Ruinen. Es steht nicht mehr unter Wasser wie in den Jahren 1945/46, wo es zu einem Teil ein Überschwemmungsgebiet war, in dem viele Tausende von Enten nisteten und wo man Hechte mit der Hand greifen konnte. Die Deiche sind wieder einigermaßen in Ordnung gebracht worden, einzelne Schöpfwerke geben, und wenn auch die Gräben voll Wasser stehen und weite Flächen zu Sumpf geworden sind, so daß sie ohne hohe Stiefel überhaupt nicht zu begeben sind, so kann man in diese Wildnis doch wieder eindringen. Der Russe allerdings weiß sich überall zu helfen, er trägt hier stets eine Axt bei sich, mit der er sehr geschickt umzugehen weiß; wenn es notwendig ist, fällt er einen Baum und hilft sich so über die ver-sumpfte Stelle. Die alten Landwege führen zwar nach wie vor durch diese Wildnis, aber sie sind inzwischen so schlecht geworden, daß Fuhrwerke sie nicht benutzen können, sie sind nur zu Fuß passierbar.

Erlen, Birken, Sträucher, Brennesseln, Schilf, vor allem aber Rohrkolben, die man hier oben Dudeln nannte, bilden ein Dickicht, das stellenweise undurchdringlich ist. Die gutgebauten Gehöfte, die früher hier standen, hatten fast alle den Krieg unbeschädigt überstanden, aber sie wurden nach 1945 durch die Russen zerstört, die alles Holz aus den Gebäuden zu Brennwecken brachen, und die Häuser verfallen weiter. Es ist zwar verboten, die Reste weiter abzubauen, aber niemand fragt danach, und vor allem in der Nacht kommen die Russen, um sich Holz zu holen oder Ziegeln. Im Sommer streifen sie durch die verwilderten Gärten und suchen nach Obst; sie pflücken es schon in unreifem Zustand und trocknen es dann. Im Winter hofen sie sich Holz oder die sammetfarbigen, weichen Samenkolben der Dudeln, sie brauchen sie als Füllung für Betten, die sie sich, wenn sie Fischer sind, aus Segeltuch nähen, Inlett gibt es nicht. Nicht einmal der Schnee vermag dieses traurige Bild zu



Ein Gehöft in der Memelniederung

Dieses Gehöft von Buskies-Kallningken (Herdenu) gibt eine Vorstellung von dem behäbigen Wohlstand, der einst in der Memelniederung herrschte. Das Wohnhaus, von der Gartenseite gesehen (unten im Bild), dann der hundert Meter lange und dreizehn Meter breite Viehstall (links oben), die Scheune, 57 Meter lang, mit einem Fassungsvermögen von 2500 Kubikmetern (rechts oben) —, dieses Gehöft ist, wie viele andere es auch waren, ein Zeichen dafür, auf welcher hohen Stufe die Landwirtschaft einst in der Memelniederung stand, in einem Gebiet, das heute zum großen Teile zur Wildnis geworden ist.



Die Brücke von Sköpen

Die alte Brücke von Sköpen, wie wir sie hier im Bilde sehen, ist zerstört worden, wie es heißt, infolge eines falschen Manövers, den ein Schlepptzug mit Boydaks ausführte. Sie wurde in Holz wiederaufgebaut, und zwar von den russischen Truppen, die in den massiven großen Kasernen, die noch von früher bei Sköpen stehen, in Garnison liegen. 1954 wurde die neue Brücke in Betrieb genommen.



So wie auf diesem Motorboot, das in Schenkendorf zur Abfahrt nach Labiau und Königsberg bereitliegt, so wurden mit zahllosen Booten sonst, mit Wagen und Autos viele tausend Zentner Kartoffeln aus dem Großen Moosbruch abtransportiert. Heute ist dieses Gebiet, das mit großen Mühen kultiviert worden war, eine Wildnis.

decken; die Ruinen der Häuser starren in die Luft, hier und da rogen Reste von Heu- oder Harkmaschinen aus der beschnittenen Erde. Weht der Wind, dann segeln Wolken von Rohrkolbensamen über diese Wildnis, durch die verwilderte Katzen streunen. Natürlich haben hier Füchse einen geradezu idealen Aufenthaltsort gefunden. Förster und Waldwärtner stellen Fallen; für die gefangenen Füchse bekommen sie hohe Prämien und Sonderkarten zum Bezug von Waren, die ein gewöhnlicher Sterblicher kaum zu sehen bekommt, wie etwa Weizenmehl.

Wildschweine im Großen Moosbruch

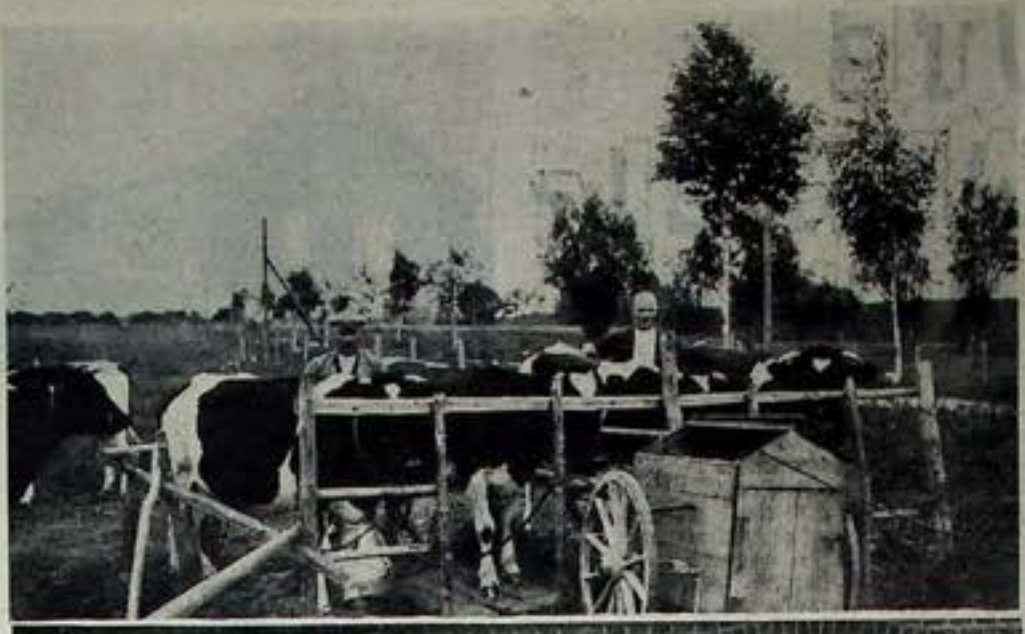
Auch auf dem Großen Moosbruch, das im südlichen Teil der Memelniederung liegt, halbwegs zwischen Heinrichswalde und Labiau, hat die Natur gezeigt, wie schnell und gründlich sie ein Land wieder in ihren uralten Besitz nehmen kann, wenn der Mensch es nicht ordnet und pflegt. In jahrzehntelanger harter und entsetzungsreicher Arbeit der Kolonisten war das Moor zu fruchtbarem Land geworden; die gesunden und schmackhaften Kartoffeln, die man auf ihm anbaute, hatten einen hervorragenden Ruf. Wo man früher Tausende von Zentnern Kartoffeln erntete, da geben jetzt Birken, so hoch wie die Häuser, und Brennnesseln in Mannshöhe Unterschlupf für Wildschweine, die sich in großer Zahl hier eingefunden haben, und da suchen die Russenfrauen von Nemonien, Juwendt und aus den anderen in der Nähe liegenden Dörfern nach Beeren und Pilzen, im Winter auch nach Moosbeeren, die sie dann in Labiau — ein Wasserglas für zwei Rubel — auf dem Markt verkaufen. Ab und an, vor allem im Frühjahr, kommen russische Fischer die Laukne herauf, um zu fischen, oder aber es suchen Russen in den Dörfern nach Holz.

Denn Franzrode, Karlsrode, Wilhelmsrode, Timber und wie sonst noch die Dörfer heißen, in denen zu unserer Zeit Menschen ein genügsames und zufriedenes Leben führten, sind verschwunden, die Russen haben sie abgebrochen, um Holz für den Winter zu haben. Und diese Lieferquelle ist noch immer nicht ganz erschöpft, auch noch im letzten Jahr wurde von hier Holz geholt. Nur in Lauknen stehen noch ein paar Häuser, in denen auch Menschen wohnen.

Getreidedrusch in den Kirchen

Wir sagten es schon: An den Rändern der großen Wildnis, die sich zwischen Ruß- und Gilgestrom und dem Elchwald im Westen dehnt, bestehen Sowchosen und Kolchosen. Die großen Marktorde, wie Heinrichswalde und Kaukehmen, sind keineswegs verfallen und ausgestorben, in ihnen herrscht vielmehr recht reges Leben. Der Hauptort für den ganzen Kreis ist, wie auch zu unserer Zeit, Heinrichswalde. Wer von den Halbdörfern dorthin fahren muß — wer etwa in Karkeln oder Inse ein Paket erhält, muß es sich vom Postamt in Heinrichswalde abholen —, der muß den Weg Kallingken, Spucken, Kaukehmen und Sköpen benutzen. Wer unseren Maßstab anlegen könnte, der würde dann sehen, wie schlecht die Kolchosen wirtschaften, so rücksichtslos sie auch vorgehen. Ist die Ernte gefährdet, dann wird in der ganzen Gegend beinahe alles, was Beine hat, zum Ernteeinsatz mobilisiert und mit Lastautos auf die Felder gefahren, aber trotzdem kommt es häufig vor, daß die Ernte auf den Feldern verdirbt. Und es hat auch nicht gehalten, daß man die Kirchen „nutzbringend“ gebraucht. Zunächst richtete man in den Kirchen von Heinrichswalde und Kaukehmen Garagen ein — in Kaukehmen montierte man die Kupferdächer ab —, in den letzten Jahren nun schüttete man den geröteten Roggen vor den Kirchen auf die Straße, um ihn dann in den Kirchen selbst zu druschen und zu reinigen.

Wie überhaupt die Russen alles ihrem Kommando und ihrer Art zu leben angepaßt haben. Kaukehmen ist zwar rings um den Marktplatz zum größten Teil zerstört, zu achtzig Prozent etwa, aber sonst sind die Häuser stehengeblieben, vor allem auch in den Siedlungen, in denen Arbeiter von der Kolchose und von der Mahlmühle wohnen. Und auch aus diesen Siedlungshäusern haben die Russen, wie fast überall sonst, die Kachelöfen herausgerissen, weil sie ihnen nicht genügten, und sie bauten sich



Auf den Weiden und in den Ställen

Die Memelniederung war eines der hervorragendsten Viehzuchtgebiete unserer ostpreussischen Heimat. Die Aufnahme oben zeigt Milchvieh des Bauern Fritz Ambrosius in Sköpen beim Maschinenmelken im Jahre 1931, die Aufnahme unten einen Bullen, der ein Gewicht von 1924 Zentnern hatte.

ihre großen russischen Öfen, solche mit tausend Ziegeln etwa, die ein halbes Zimmer einnehmen. Viele Russen klagen über das Klima: es ist ihnen zu feucht, sowie uns das Klima im Nordwesten hier, und nicht wenige werden krank und gehen zurück nach Rußland. Und wenn sie es nicht dürfen, weil sie sich für Jahre verpflichtet haben, dann flüchten sie manchmal über Nacht, sowie einmal ein russischer Fischer mit seiner ganzen Familie, den die Kol-

chose nicht entlassen wollte und der seinen Hund an die Türklinke band, um so vorzutauschen, daß er mit seiner Familie noch im Hause wohne, während er schon nach dem Innern Rußlands unterwegs war.

In der nächsten Folge soll von den russischen Fischern berichtet werden, die jetzt in den Halbdörfern der Memelniederung leben.

Den alten Eissegel - Meistern ging das Herz auf

Die ersten Eissegelrennen in der Bundesrepublik auf dem Steinhuder Meer

Seit Ostpreußen, dessen beide Hafte und die großen Seen Masurens die besten Möglichkeiten für das Eissegeln boten, und dazu noch andere geeignete Reviere für uns zunächst verlorengegangen, lagen die schnellen Männer brach, die Ostpreußens Nationalsport repräsentiert hatten. Das gleiche galt für die hervorragenden Eissegler aus dem Baltikum, vor allem aus Riga und Reval. In Westdeutschland gab es bisher keine Gelegenheit, zu Eissegelrennen an den Start zu gehen, und neid erfüllt blickten die in der Bundesrepublik

lebenden „Männer von der schnellen Kufe“ nach Osten über die Zonengrenze, wo es, begünstigt durch die besseren Eisverhältnisse, schon seit einiger Zeit wieder eine große Zahl von Schlitten gibt. Das war so bis zum letzten Wochenende. Zu diesem Sonnabend und Sonntag, am 11. und 12. Februar, hatte die Weltfahrtvereinigung Steinhuder Meer die ersten Eissegelrennen in der Bundesrepublik ausgeschrieben. Termingerecht hatte sich das große verhältnismäßig flache Steinhuder Meer mit glasartigem Eis von vielleicht zwanzig bis dreißig Zentimeter Dicke bedeckt, und pünktlich rollten — es war fast ein Wunder — die fünf vorgesehene Rennen an den beiden Tagen ab. Verständlich, daß Herr Müller-Seegers, dem Initiator in Steinhude, bis zum letzten Augenblick nicht ganz wohl war. Man möchte so etwas zum erstenmal, man wußte nicht, wie man sich notfalls der neugierigen Fußgänger und Schlittschuhläufer erwehren sollte, die von den Ufern her in die Weltfahrtbahn laufen konnten, und außerdem hatten sich ziemlich feste Eisschichten gebildet, die von den Eisschichten nur durch einen dünnen Schmelzwasserfilm getrennt waren. Es wurde schnell und großzügig improvisiert, und der Wind war so freundlich, so stark und so lange zu pusten, daß zumindest die besten Rennschlitten durchkommen und zeitweise auch recht schnell werden konnten.

Die ostpreussische Elite zur Stelle

In Fachkreisen — das heißt also unter den ostpreussischen und baltischen Eisseglern — hatte der Ruf aus Steinhude ein lautes Echo ausgelöst. Zahlreiche Mitglieder der ostdeutschen Segelclubs waren — häufig mit Frauen und Familie — zum Steinhuder Meer geeilt, um wenigstens dabei zu sein, auch wenn sie nicht selbst an den Start gehen konnten. Man sah Erik von Holst, Konstrukteur und ehemaliger Europameister aus Reval, der die Weltfahrtleitung hatte, Georg Tepper (früher Angerburg), mehrfacher Deutscher und Europameister, die ehemaligen deutschen Meister, Erich Krebs (Angerburg und Königsberg), Dr. Hans Kadel-

her Königsberg], den mehrfachen Berliner Gaumeister Erich Volz und Wilhelm Karlied, der als Bootsbaumeister vor und nach dem Kriege die schnellen Schlitten gebaut hat und selbst ein erfolgreicher Eissegler war. Also man kann sagen, daß ein großer Teil der früheren Elite des deutschen Eissegelportes am Steinhuder Meer anwesend war und die in kameradschaftlichster Weise gebotene Gastfreundschaft der örtlichen Clubs dankbar annahm. Den alten Kämpen aber ging das Herz auf, als sie bei schneidendem Frost zum erstenmal seit sechs-zehn Jahren wieder den Startschuß hörten, als sich die Eisschoben beim Anschleichen der Schlitten in die harte Fläche bissen und als die messerscharfgeschliffenen Kufen dröhnend und polternd ihren rasenden Lauf über die Weite des Steinhuder Meers begannen.

Zwar waren nur sechs und am zweiten Tage sieben Schlitten anwesend, von denen einige auch noch kaum mitspielen konnten, weil sie entweder technisch noch nicht auf der Höhe sind, oder weil ihre Steuerleute noch über keine Erfahrung verfügen. Aber außer den Schlitten vom Steinhuder Meer waren ein Schlitten aus dem Autoanhang aus Westberlin und ein anderer aus Hamburg gekommen. Der Berliner Schlitten wurde abwechselnd von Dr. Kadelbach, Erik Volz und Erich Krebs gesegelt, während die Hamburger Jacht Eigentum von Dietrich Fischer vom Norddeutschen Regatta-Verein ist, und von Markus Joachim Tidick (Segelclub Rhe) gesteuert wurde; an der Schot segelte Jörn Fischer. Der ehemalige Deutsche Meister und mehrfache ostpreussische Gaumeister Tidick zeigte, daß er es noch kann. Er belegte in den fünf Rennen drei erste, einen zweiten und einen dritten Platz und wurde somit Gesamtsieger der Veranstaltung. An zweiter Stelle in der Gesamtwertung landete Peter Müller-Seegers und an dritter der Berliner Schlitten „Eisvogel“ von Dr. Kadelbach (Verein Seglerhaus am Wannsee).

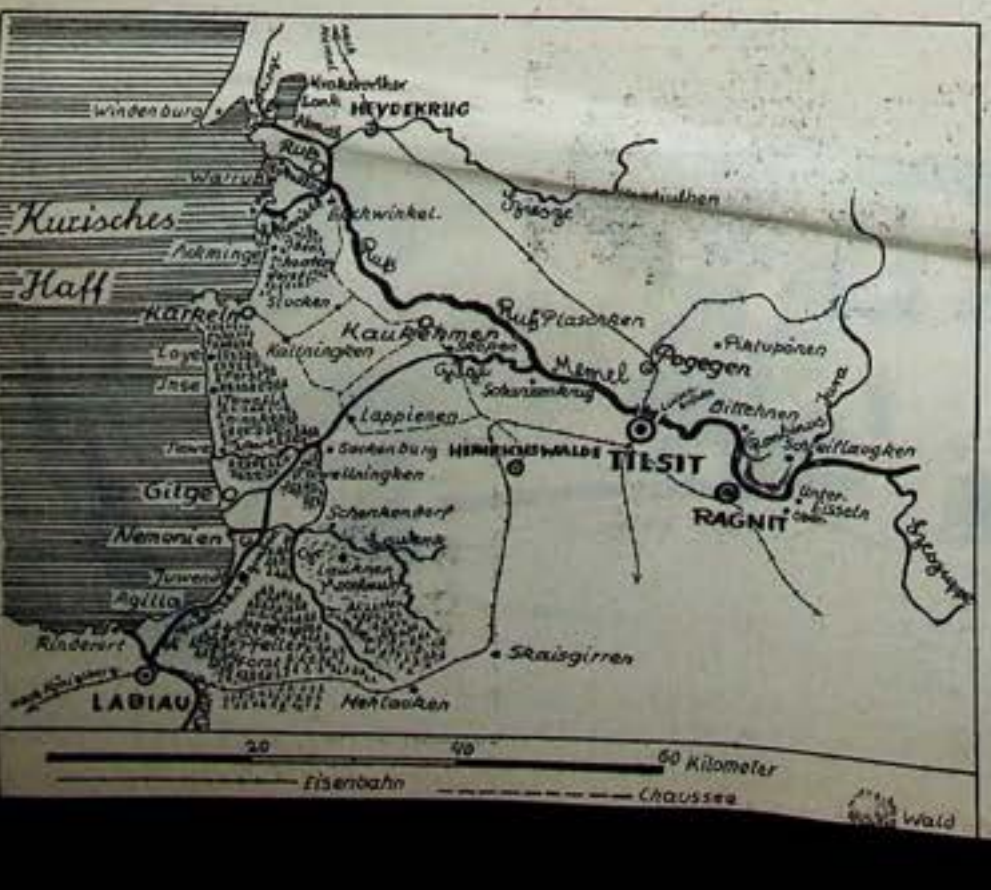
Hohe Anforderungen an Menschen und Material

Die Rennen fanden bei zwölf Grad Kälte und im eisigen Wind statt. Sie stellten große Anforderungen an die Widerstandskraft des menschlichen Körpers; die schwierige Bahn mit Schneewehen und vielen Unebenheiten auf dem Eis beanspruchte das Material auf das Äußerste. Aber bis auf Kleinigkeiten ging alles gut ab. Es gab eine Reihe spannender Kämpfe, insbesondere einen dramatischen Endkampf im vierten Rennen, in dem Tidick seinen jungen Rivalen Müller-Seegers erst unmittelbar vor der Ziellinie abging und mit nur fünf Sekunden Vorsprung siegte.

Hoffentlich wird diese erste, sehr gelungene Veranstaltung in Westdeutschland weitere nach sich ziehen. Auch die internationalen Verbindungen, von denen viele Schweden, böhmen sich wieder an; die Europäische Eissegelunion wird neu zum Leben erweckt. Und ohne Zweifel wöhört wie Ostpreußen — ob wir nun Segler sind oder nicht — zu den Menschen, die an diesem neuen Start unseres Nationalsports, den lebhaftesten Anteil haben.

Wir hören Rundfunk

- NDR/WDR/Mittelwelle. Sonntag, 19. Februar, 11.00: Mozart, der Genius des Jahres (4), Salzburger Rest und neue Wiener Ausfahrt; Vortrag von Alexander Lernet-Holenia. — Sonnabend, 25. Februar, 15.00: Alte und neue Heimat.
- Norddeutscher Rundfunk - UKW. Montag, 20. Februar, 16.45: Auf dem Fischerforschungsschiff „Anton Dohrn“, aus der Arbeit des Zoologen, von Dr. E. Ziegelmeyer. (Das moderne Fischerforschungsschiff übertrifft mit einer Länge von 62 Metern und fast 1000 BRT alle jetzt in Dienst stehenden deutschen Fischdampfer. Außer den 23 Mann der Besatzung sind auf diesem Schiff jeweils fünfzehn oder mehr Forscher und technische Mitarbeiter unterwegs.)
- Radio Bremen. Sonntag, 19. Februar, 9.45: Städte in Ostdeutschland: Königsberg, beschrieben von Willi Fehse. — Donnerstag, 23. Februar, Schulfunk, 14.00: Georg Hoffmann erzählt: Vögel auf dem Hochmoor (Wiederholung Freitag, 24. Februar, 9.05).
- Hessischer Rundfunk. Sonntags 13.30: Der gemeinsame Weg, jeden Werktag 15.15: Deutsche Fragen, Informationen für Ost und West — Sonntag, 19. Februar, 11.30: Singende, klingende Heimat, ostdeutsche Volkslieder. — Gleicher Tag, UKW, 20.00: Melodien von Werner Richard Heymann; zum 60. Geburtstag des in Königsberg geborenen Film- und Bühnenkomponisten. — Dienstag, 21. Februar, UKW, 22.30: Der verlassene Garten, eine ostdeutsche Kantate von Günther Sackow. (Die Ausführenden sind: Egon Zehlen und Jörg Fauser (Sprecher), Wilma Wessel (Sopran), Käthe Lindloff (Alt), Hans Hildenbrandt (Bariton), der Chor der Höfster Gymnasien (Einstudierung: Paul Schiedeck) und das Hessische Philharmonische Orchester. Musikalische Leitung: Josef Willems.)
- Süddeutscher Rundfunk. Dienstag, 21. Februar, 17.30: „Vorabend vom Storchentag.“ (Nach in Süddeutschland verbreiteter Meinung soll Freund Adebar am Tage von Petri Stuhlfeier vom fernem Afrika wieder zum Nest auf den heimischen Dächern zurückkehren. Dieser Tag wurde daher als Storchentag feierlich begangen. In Haslach und in anderen Orten des Schwarzwaldes hat sich dieser Brauch erhalten.) — Gleicher Tag, 20.45: „Wahn und Untergang“, eine Hörspielreihe über den Zweiten Weltkrieg (7): Stalingrad und Kaukasus. — Mittwoch, 22. Februar, 17.30: Bernstein — Gold der Ostsee; Bericht über das Bernsteinwerk Palmöden. — Gleicher Tag, UKW, 14.35: Melodien von Werner Richard Heymann.
- Südwestfunk. Sonntag, 19. Februar, UKW, 14.15: „Im Morgenrot“; eine Eichenhoff-Erklärung von Friedrich Bischoff, gesprochen von Mathias Wiemann. — Donnerstag, 23. Februar, 20.00: Werner Richard Heymann; ein Musikporträt, zu seinem 60. Geburtstag. — Freitag, 24. Februar, 17.00: „In der Heimat ist es schön“, Sang und Klang aus deutschen Gauen.
- Bayerischer Rundfunk. Sonntag, 19. Februar, UKW, 11.00: Der Leseteufel; aus den Masurischen Geschichten von Siegfried Lenz. — Dienstag, 21. Februar, 15.00: Duzzig — Profil einer Stadt, Vortrag von Professor Dr. Erich Keyser. — Gleicher Tag, UKW, 21.30: „Der unbehauste Mensch“; ein Notaufnahmegerät für Sowjetzonenflüchtlinge in Berlin. — RIAS. Freitag, 24. Februar, Schulfunk, 10.00: NDR.



Von Labiau bis zum Kreuzstrom

Eine Schiffsreise in das Große Moosbruch



30 Kilometer

Vor etwas mehr als 34 Jahren wohnte ich in Labiau. Als an einem Nachmittag mein Chef zu mir kam und Aufträge erteilte, freute ich mich sehr, daß es wieder mit dem von mir geführten Boot in das Große Moosbruch gehen sollte, zum Kreuzstrom.

Früh am Morgen des nächsten Tages sollte die Reise beginnen. Bei Sonnenaufgang war ich auf den Beinen, ergriff nach einem kräftigen Frühstück meine Reisetasche und ging zum Hafen. Herrlicher Sonnenschein strahlte auf die noch ruhende Stadt, Vogelsang und Blumenduft erfüllten die Luft, so bog ich frohgelant in die Königsberger Straße ein. Hier prüfte ich an der Wohnung eines Kollegen unser verabredetes Zeichen. Er erschien am Fenster, Kaffeetopf und Butterbrot in der Hand, und nickte mir zu. Da meinte jemand hinter mir: „Na, hett de Lorbaß wedder verpennt? Ach nei, er muffelt ja schon!“ Mit dem Mahnen, Fleischermeister H., wechselte ich einen raschen Händedruck, ging langsam weiter, kam bis zur Gastwirtschaft St. und wurde von dem Wirt begrüßt: „Na, hast du schon die Zähne geputzt?“ Obwohl ich wußte, daß es ihm allein nicht schmeckte, so lehnte ich jedoch im Hinblick auf den frühen und wunderschönen Morgen eine Einladung ab.

Inzwischen war mein Kollege herangekommen und wir setzten nun den Weg gemeinsam fort. Wir betrachteten die Grünanlage bei dem Kriegerdenkmal am Marktplatz, Blumen und Rasen waren kräftig mit Tau bedeckt, was auf einen dauerhaften schönen Sommer tag hollen ließ. Am Eingang zur Dammstraße stießen unsere beiden anderen Gefährten zu uns und bester Stimmung begaben wir uns zum Wasserbauhofen, wo uns der alte Nachtwächter mit seinem ständigen Gruß empfing: „Jo, jo, foahrt man wedder, se bellke schon!“ Was er damit sagen wollte, blieb uns immer ein Rätsel.

Kurs Nemonienmündung

Nun ging es an Bord. In kurzer Zeit war das Boot fahrbereit gemacht, die Leinen losgeworfen, und wir steuerten in die Deime hinein. Vor



Die Wirtschaft „Bellevue“ bei Labiau

uns lag die wunderschöne Adlerbrücke, unter der wir bald durchfahren, begleitet von dem Gruß des diensttuenden Brückenbeamten Sch.: „Mast- und Schootbruch.“ Ein kurzer Blick nach links zur Gastwirtschaft Bellevue, wo noch alles schiel, ein Blick in den Deimearm, ob ein Schiff käme, ein Blick nach rechts wegen der gleichen Gefahr ... Alles klar, und schon befanden wir uns auf dem Wasserkreuz, das durch Deime, Deimedurchsich und dem Großen Friedrichsgraben gebildet wurde. Im Deimedurchsich machte schon ein Schleppzug klar zur Weiterreise. Wir aber fuhren deimeabwärts, vorbei an den Wiesen, vorbei an dem Ort Poldzen in die Flußmündung und hinauf auf das Kurische Haff. Linker Hand passierten wir in größerem Abstand das Dorf Laba gien und das Dorf Rinderort mit seinem Leuchtturm. An Tonne 1 nahmen wir dann Kurs auf die Nemonienmündung, die wir in fünfzig



Der Leuchtturm von Rinderort.

Minuten erreichten, vorbei am Molenkopffeu, hinein in den Strom, der wohl sehr breit war, aber ein enges Fahrwasser hatte. Bald waren wir an einem weiteren Wasserkreuz, das vom Nemonienstrom, dem Großen Friedrichsgraben und dem Seckenburger Kanal gebildet wurde.

Wir fuhren den Strom hinauf und bald kamen wir an die Nemonienflutschleuse, die weit geöffnet war. Diese Schleuse ist das Verbindungsstück im Deich und soll den bei Westwinden eintretenden Rückstau des Haffwassers abhalten, um ein Überfluten von Wiesen und Weiden zu verhindern. Der Schleusenwärter hatte gerade die über die Schleuse führende Straßenbrücke zugekehrt und erwartete nun uns. Wir legten kurz an, machten ein kleines Palaver, und weiter ging's. Und dann kamen wir an den Kreuzstrom.

Wasserkreuz durch Zusammenflüsse

Der Kreuzstrom wird gebildet von Nemonien, Laukne und Timber. Der von Norden kommende Nemonien macht beim Timberkrug einen scharfen Knick nach Westen (fast 90 Grad), wobei ihn im gleichen Moment der von Süden kommende Timber trifft. In diese Stelle stößt nun noch von Osten her der Lauknefluß hinein, so daß ein regelrechtes Kreuz natürlichen Wassers gebildet wird. Wenn die Wasserläufe hohes Wasser führen, entstanden an der Stelle ko-



Die über die Deime führende Adlerbrücke. Im Hintergrund rechts die Einfahrt in den Großen Friedrichsgraben.

chende Strudel, die sehr gefährlich werden konnten. Hier sind ab und zu sogar Unglücksfälle vorgekommen. Aber an diesem schönen Tag dachten wir nicht an solche Sachen, sondern richteten unser Augenmerk auf die Umgebung und die weite Landschaft.

Bei der Heumähd

Auf den Wiesen hatten sich Männer eingefunden, die mit Sensen das Gras abzumähen begannen. Diese Männer waren für diese Gegend typisch gekleidet. Wegen der Wärme und der schweren Arbeit hatten sie Oberrock und Weste abgelegt, aber die Stiefelhose und die schweren breiten Holzklumpen hatten sie anbehalten und auf dem Kopf trugen sie eine Mütze, die die Form der späteren RAD-Mützen hatte. Rank und schlank von Gestalt schwebten sie die Sensen durch das Gras, so daß ein leicht pfeifender Laut entstand. Ab und zu richtete sich einer der Männer auf, um mit dem Weltzstefan seine Sense zu streichen. Dann sah er wohn zu uns herüber und winkte uns gar zu. Natürlich erwiderten wir die

Winke. Jedoch wir mußten weiter und steuerten deshalb in den Timber hinein, zunächst nach Franzode. Nach Erledigung des Dienstgeschäfts ging es weiter den Fluß hinauf und vorbei an Karistode und Wilhelmsrode nach dem Kirchdorf Süssmilken, wo eine weitere Gelegenheit zu erledigen war (böse Zungen behaupteten: On Sussmilken bottiere se onne Stewelschäch). Dann ging es flussabwärts zurück zum Kreuzstrom und in die Laukne bis nach Schenkendorf. Hier machten wir erst Mittag und dann erledigten wir das Dienstliche.

Die Rückfahrt zum Kreuz des Nemonien aufwärts, war das schönste Erlebnis des Tages. Überall auf den Wiesen waren Mädchen und junge Frauen mit dem Ausstreuen oder dem Zusammenbringen und dem Klipsen des Heues beschäftigt. Der süße Duft des Heues erfüllte die Luft, die bunten Kleider und Kopftücher der Mädchen schufen lebhaft Kontraste im satten Grün der Wiesen, und froher Gesang schallte. Es war ein Bild des Friedens, das nicht nur einen Maler, sondern auch einen Musiker zu frohem Schaffen angeregt hätte. Und die Kinder stellten sich am Fluß auf, zogen die Kleider aus und riefen uns zu: „Onkel, spritz doch moall!“ Wenn dann in einer Flußkrümmung die Heckwelle des Bootes an Land schlug und die Kinder davon überschüttet wurden, kreischten sie vor Lust und Freude. Dieses flache Land in seiner Eintönigkeit war eine Kolonie der grenzenlosen

Wonne geworden, die ihren Bewohnern wohl nur einmal im Jahr besichert wurde.

Am Molenkopffeu bei Gilge

In Petricken war für diesen Tag die letzte Anlegestelle. Nach Erledigung unseres Geschäftes, das bis in die späte Nacht dauerte, übernachteten wir und fuhren am nächsten Morgen flussabwärts bis zum Seckenburger Kanal, durch diesen hindurch in die Gilge, hier stromab bis in das große Dorf Gilge, wo es noch für uns zu tun gab. Dann ging es am Molenkopffeu vorbei auf das Haff und wieder in den Nemonien bis zum Großen Friedrichsgraben, hier hinein bis Juwendt, wo noch ein Dienstgeschäft unser harnte. Aber dann ging es ohne Aufenthalt heimwärts. Bald hatten wir die Drehbrücke bei Grabenhof erreicht, fuhren unter ihr durch und dann winkte die vertraute Adlerbrücke und der Hafen.

Eine schöne Reise war zu Ende. Oft werde ich noch an sie denken!

Franz Schories

DIE HEYMANNS

Sie waren beide Söhne des Königsberger Kaufmanns Richard Heymann, der Dichter Walther und der Komponist Werner Richard Heymann. Der Vater, ein für Kunst und Künstler aufgeschlossener Mann, unterhielt einen regen Briefwechsel mit vielen namhaften Schriftstellern und Musikern seiner Zeit, und so nimmt es gar nicht wunder, daß sich sein Interesse für die Kunst in zwei seiner Söhne in verstärktem Grade bis zur Steigerung in die schöpferische Natur wiederland, und zwar geteilt: Walther war dem Wort, Werner den Tönen der Musik zugegeben.

Der Widerhall, der diesen beiden Heymanns zuteil wurde, war verschieden, schon durch das Schicksal eines jeden bestimmt. Walther, der noch juristischer Referendar geworden war, meldete sich 1914 freiwillig zur Infanterie und fiel bei einem Sturmangriff von Soissons schon 1915. So wurde hier auch ein dichterisches Werden und Werk schon früh abgebrochen, wir meinen: zu früh. Walther Heymann, dessen Gedichtband „Der Springbrunnen“ 1907 herauskam, wurde für Ostpreußen am bekanntesten durch seine „Nehrbilder“, sehr eingekartete, doch der Landschaft der Kurischen Nehrung sehr verwandte Gedichte, aus denen ein Teil, die „Hochdüne“, auch als Sonderdruck erschien. Wie stark sich der Dichter seiner ostpreußischen Heimat verbunden fühlte, bewies wohl am stärksten sein Gedicht „Ostpreußischer Landsturm“:

Ostpreußen, einsames Land,
hart in dein karges Schicksal gebannt
mußt du stumm halten
gegen Sturmes und Meeres Gewalten.
Du kämpfst am schwersten ...

Wie anders der Lebensweg des jüngsten der Brüder Heymann, Werners, dessen musikalische Begabung und dessen lebhaftes Temperament schon in den Jahren seiner Schulzeit unverkennbar sich zur Geltung brachten. In mehr als in einem Schülerkonzert des Friedrichs-Kollegiums, dessen Schüler auch er wie sein Bruder Walther war, sah er als Solist am Flügel. Es erging ihm dann wie vielen anderen. Er begann als Komponist mit erster Musik und wollte in die Konzertsäle. Dann entdeckte er bei sich die — sicherlich viel lahmendere — Gabe für Werke der leichten Muse. Ihr wandte er sich zu, und sie schenkte ihm in reicher Fülle jene vielen kleinen Schlager, die bald auf dem ganzen Erdball gespielt und gesungen, gesummt und gepfiffen wurden. Schlager, gewiß. Aber auch sie erfreuen und viele dazu. Und was Werner Richard Heymann, der in der Nacht zum

31. Mai in München starb, auszeichnete, war der gute Geschmack eines echten Musikers, mit dem er seine vielen kleinen Lieder von Wien und dem Wein bis zur Liebe der Matrosen herzurichten wußte (siehe auch Kulturnotiz).

Karl Herbert Kühn

Unsere Leser schreiben ...

Warnung für Auswanderer

Unser Leser Ernst P. aus Hamburg-Altona schreibt uns nach einem Besuch des Films „Das Land der Zukunft“ (Brasilien):

Ich war zehn Jahre in Brasilien und kann mir schon ein Urteil erlauben. In dem Film wird Brasilien als das „Land des Glücks und Reichtums“ geschildert. Aber selbst namhafte brasilianische Wissenschaftler haben nachgewiesen, daß es in Wirklichkeit große Notstände gibt. Warum ich ihnen das schreibe? Sie beraten meine Landsleute. Einer, der enturzelt ist, kommt leicht auf den Gedanken, sich in das „Land der Zukunft und des Glückes“ aufzumachen. Raten Sie jedem Landsmann ab, es zu versuchen. Wenn mein Brief auch nur einen vor einem unüberlegten Schritt bewahrt, dann hat er seinen Zweck erfüllt.

Ein Ostpreuße in Südwafrika

Unser Leser Wilhelm Kreuzberger, der jetzt in Windhuk in Südwafrika lebt, schreibt uns:

Ich möchte Ihnen sagen, daß ich das Ostpreußenblatt sehr schätze, besonders den politischen Teil. Frei und offen wird Ihre Meinung geäußert, was bei uns in Südwest in dieser kritischen Zeit kaum möglich ist. Es ist bedauerlich, daß man in Europa so wenig von unseren wirklichen Problemen weiß. Wir wollen uns behaupten und unseren Besitz hier erhalten. Durch unsere Leistungen haben wir es erreicht, daß auch die Schwarzen auf eine höhere Stufe gekommen sind. Die Unwissenheit über diese Probleme ist drüben in Europa groß.

„Ein unmöglicher Direktor“

Unser Leser Walter S. aus Hamburg schreibt: Aus Zeitmangel habe ich die Kritik am Vortrag des Hochschuldirektors Dr. Otto H. von der Gablenz in der Berliner Hochschule für Politik (Folge 12 vom 25. März) erst in diesen Tagen lesen können. Die Kritik ist durchaus berechtigt. Wie ist es möglich, daß ausgerechnet in Berlin,

Die Rappstute „Korinthe“ der Frau Lucie Paulat

Schluß von Seite 15

zuführen. Die Pferde waren hierfür wie für eine Auktion vorgemustert und ausgesucht und es wurde auch ein Katalog über diese Pferde herausgegeben, der an 8000 Personen gemäß der gesammelten Adressenliste zum Versand kam. Dieser Katalog brachte in der Pferdezucht insbesondere etwas ganz Neues, als er für jedes Pferd den festgesetzten Preis angab. Viele Pferde waren auch im Bild wiedergegeben und für alle war eine kurze Beschreibung gebracht. Führende Persönlichkeiten der Wirtschaft sprachen sich lobend über diese neuartige Verkaufsmethode aus. Dr. Karl-Georg-Müller, Saarbrücken, Vorstandsmitglied der Saar-Bergwerke, schrieb u. a.: „Sie haben mir mit der Zusendung des Kataloges „Wo kann man Trakehner Pferde kaufen“ eine große Freude gemacht. Wenn ich auch als Besitzer einer Trakehner Stute (Seefose) z. Z. nicht die Absicht habe, ein weiteres Pferd zu erwerben, so möchte ich doch nicht unterlassen haben, Sie zu dem Katalog, der nach Form und Inhalt vorzüglich aufgemacht ist, herzlich zu beglückwünschen.“

Aus dem Gestüt des Fürsten Dohna

Frau Lucie Paulat, Piding (Oberbayern), Penoramweg 5, eröffnete den Katalog mit ihren beiden Pferden „Korinthe“ und „Sonnenschein“; sie hatten die Nr. 1 und 2. Der Preis für „Korinthe“ war auf 5000 DM und der für „Sonnenschein“ auf 3300 DM festgesetzt. „Korinthe“ hatte Frau Paulat wohl fünfzehnmal verkaufen können. So stark war die Nachfrage nach ihr. Der erste Interessent zog das große Los, denn er entschloß sich sogleich, die Stute zu erwerben. Glücklicherweise kommt sie in das neue Trakehner Gestüt, das die Gutsverwaltung Schwabighof, Bezirk Augsburg, jetzt einrichtet.

„Korinthe“ stammt aus dem Gestüt des Fürsten zu Dohna-Schlöbitten/Prökelwitz, der viele wertvolle Stuten seiner gutkonsolidierten Zucht nach Westdeutschland retten konnte. Fürst Dohna war aber nur in der Lage, einen Teil seiner Stuten für sich selbst zu behalten. Von vielen mußte er sich trennen. Dazu gehörte auch „Korea“, die Mutter der „Korinthe“. „Korea“ wurde auf einer Auktion in Düsseldorf verkauft, fand aber zu ihrem Reiter keine rechte Harmonie, wurde nach Zweibrücken weitergegeben, ohne dort in die richtigen Hände zu gelangen und von dort übernahm sie Frese-Flotgerhof. Hier erlangte die Stute ihre innere Ausgeglichenheit wieder und sie wurde dort erneut der Zucht zugeführt. Als die Tochter der „Korea“, die Stute „Korinthe“, zu Lucie Paulat kam, vollendete sich der Kreis vom ostpreußischen Züchter über einige Zwischenstationen zur Ostpreußen-Züchterin.

Die Hauptsache ist es ja, daß die guten Stuten der Zucht erhalten bleiben und auf diese Weise das heimliche Pferd nicht untergeht, sondern fortleben kann als stete Erinnerung und ständige Mahnung. — In allen Ländern der Bundesrepublik werden heute Trakehner Pferde gezogen. Überall erscheint hier und dort der Elchschaufel-Brand.

Trakehner in anderen Kontinenten

Aus dem oben erwähnten Katalog kann man ersehen, wie beliebt das Trakehner Pferd auch heute wieder im Ausland ist. Nach Finnland, Schweden, Dänemark, Norwegen, Schweiz, Holland, Belgien, Frankreich, England und Italien sind nach dem Zweiten Weltkrieg schon wieder Trakehner Pferde exportiert, ja sogar nach Afrika und in verschiedenen Staaten von Nord- und Südamerika. — Übertall, wo diese Pferde erscheinen, ergeben sich naturgemäß Gespräche über ihre Herkunft und Heimat, und so erfüllen diese Pferde in der Tat eine heimatpolitische Sendung. Sch.

dem Vorposten des freien Westens und ausgerechnet in einer westdeutschen Hochschule für Politik ein Direktor sitzt, der nicht nur allgemeine deutsche Belange mit Füßen tritt, sondern in seiner politischen Ahnungslosigkeit als Leiter einer ausgesprochen politischen Anstalt geradezu ein Versager ist! Der Schaden, den solch ein Mann anrichtet, ist unabsehbar.

Trost und Unterhaltung

Das, was Ihr das Ostpreußenblatt bedeutet, drückt Frau Adoline Laskowski (heute in Ritterhude bei Bremen) in folgenden Zeilen aus:

„Ich bin seit Bestehen des Ostpreußenblattes Leserin. Mein Mann war Revierförster in Nassau, zuletzt in Ulonki bei Ortschaften; Nummern möchte ich meinen Dank sagen. Denn oft ist mir das Ostpreußenblatt Trost und Unterhaltung.“

KULTURNOTIZ

Der Komponist Werner Richard Heymann starb im Alter von 65 Jahren am 31. Mai in München. In Folge 8 (Ausgabe vom 25. Februar) hatte das Ostpreußenblatt über die großen Welterfolge des gebürtigen Königsberger berichtet, zumal seine Schlager aus den Tonfilmen „Bomben auf Monte Carlo“, „Drei von der Tankstelle“, „Der Kongreß tanzt“, „Liebeswaller“, „Ninotschka“, „Rendezvous nach Ladenschluß“ wurden schnell populär. Auch heute noch hört man oft seine Melodien: „Liebling, mein Herz läßt dich grüßen“, „Das ist die Liebe der Matrosen“, „Ich tanze mit dir in den Himmel hinein ...“ Werner Richard Heymann, dem die Natur ein fröhliches Naturell und die Begabung zu originellen Einfällen verliehen hatte, war der Bruder des im Ersten Weltkrieg gefallenen Dichters Walther Heymann. Nebst dem aus Nassau stammenden Walter Kollo zählt er zu den beliebtesten Komponisten der Unterhaltungsmusik.

Die Rappstute „Korinthe“ der Frau Lucie Paulat



Aufnahme: Dr. Schilke

Frau Lucie Paulat auf ihrer Rappstute „Korinthe“ (geb. 1957 v. Schwarzer Prinz xx u. d. Korea v. Suomar). Die Stute wird weiterhin der Trakehner Zucht erhalten bleiben.

sterburg — ihr Vater hatte dort eine gutgehende Handelsschule — erlebte in diesem Frühjahr eine besondere Freude: es gelang ihr, im Rahmen einer Verkaufsaktion des Trakehner Verbandes die beiden vierjährigen ostpreussischen Stuten, die sie sich vor zwei Jahren aus reiner Passion — weil sie es eben nicht lassen konnte — angeschafft hatte, gut zu verkaufen. Frau Paulat war von jeher zielbewußt und selbständig im Leben. Kaum der Schule entwachsen, kaufte sie sich einen ostpreussischen Wallach v. Heidenbub, mit dem sie als Zirkusreiterin ein Engagement in einem Zirkus annahm und mit diesem zwei Jahre lang eine Tournee durch Deutschland und viele andere Länder mitmachte. Sie absolvierte die Handelsschule, wurde Handelslehrerin und diese Ausbildung gab ihr auch nach der Vertreibung aus der Heimat die Grundlage für ihr Leben mit ihrer jetzt auch schon erwachsenen Tochter; Frau Paulat ist wieder in ihrem alten Beruf tätig.

Als es ihr gelungen war, in Pidding bei Bad Reichenhall ein Grundstück zu erwerben, auf dem sich auch ein Stall befand, der allerdings bisher eine kleine Hühnerfarm in sich aufgenommen hatte, da stand es bald für sie fest, daß sie wieder ostpreussische Pferde haben mußte. Sie hatte davon gehört, daß etwa 50 Kilometer von ihr entfernt in Flojershof bei Miesbach Herr Frese ein Trakehner Gestüt aufgemacht hatte. Dort konnte sie mit ihrem sicheren, in der Heimat geübten Blick zwei gute Fohlen erwerben und zu sich nehmen.

Hochgesteigerte Mieten für Aktionshallen

In diesem Frühjahr sollten beide Pferde auf die Aktion des Trakehner Verbandes. Aber zu ihrem Schrecken erfuhr Frau Paulat, daß eine Auktion nicht stattfände. „Warum denn nicht“, so fragte sie und fragten wohl auch viele andere; denn die Auktionen des Trakehner Verbandes waren ja inzwischen wieder gut eingeführt. 1952 hätte man mit Versteigerungen im Rheinland, im Landgestüt Wickrath, begonnen; 1953 siedelte man nach Düsseldorf um, weil sich

wiesen; also ging man nach Dortmund und glaubte dort nun eine ständige Stätte für die Auktionen in einem guten Rahmen gefunden zu haben. Da kam plötzlich, kurz vor Schlaf des Jahres 1960, von der Westfalenhalle in Dortmund die Nachricht, daß man von der Frühjahrsauktion an für die Benutzung der Stallungen und der Reitbahn bei der Durchführung der Trakehner Auktion 10.000 DM verlangen werde, statt bisher nur 3.000 DM. Diese Kosten waren zu hoch, man konnte sie nicht aufbringen und es war auch den Züchtern nicht zuzumuten, daß sie sie als zusätzliche Belastung für die Kaufpreise tragen sollten. Durch die Organe der Westfalenhalle AG. wurden wir auf diese Art deutlich erneut auf den Zustand unserer Heilmallosigkeit hingewiesen. Weder eigene Stallungen, noch eine Reitbahn mit genügend Platz für Aufnahme des Publikums bei Durchführung einer Auktion, auch eine ihm verbundene Reit- und Fahrschule besitzt der Trakehner Verband in Hamburg. Er muß sich für seine Veranstaltungen alles selber suchen und mieten.

Es ist heute in Westdeutschland außerordentlich schwer, einen Platz zu finden, der die Durchführung einer Reitpferde-Auktion ermöglicht. Hierzu muß man eine genügend große Reitbahn haben, in der man etwa 1.200 Interessenten gut unterbringen kann und man muß für die Dauer von fünf Wochen geeignete Stallungen für etwa 35 Pferde zur Verfügung haben. Außerdem sind noch Nebenräume für Unterbringung der Reiter und Pferdepfleger, für Büro und Kasse, erforderlich, sowie eine Restauration.

Bei der kurzfristigen Mitteilung der Westfalenhalle AG. über die plötzlich so stark geänderten Bedingungen, war es nicht möglich, schon für die Frühjahrsauktion eine andere Stätte zu sichern.

Kataloge mit festgesetzten Preisen

Da die Ostpreußen nun nicht so leicht die Flinte ins Korn werfen, entschloß sich der Trakehner Verband, an Stelle der Auktion einen Verkauf aus dem Stall der Züchter durch-

Fortsetzung nächste Seite

Unterricht

SCHWESTERNSCHAFT

DES EVANG. DIAKONIEVEREINS

Ausbildungsmöglichkeiten mit staatl. Abschlußprüfung

Krankenpflege: In Berlin · Bielefeld · Delmenhorst · Düsseldorf · Frankfurt a. M. · Hamburg · Herborn · Husum/Nordsee · Mühlheim/Ruhr · Oldenburg · Osnabrück · Reutlingen · Rotenburg/Fulda · Saarbrücken · Sahlenburg/Nordsee · Völklingen/Saar · Walsrode · Wolfsburg · Wuppertal-Elberfeld.

Säuglings- und Kinderkrankenpflege: In Berlin · Delmenhorst · FÜRTH/Bayern · Oldenburg · Walsrode · Wolfsburg.

Diätküche: In Berlin · Wolfsburg. **Allgemeine Krankenhausküche:** In Berlin · Bielefeld · Düsseldorf · Saarbrücken · Sahlenburg/Nordsee.

Heimerzieherinnenschule: In Düsseldorf und Ratingen.

Sonderausbildung für Operationschwester, Hebammenschwestern, Gemeindefröhen.

Schwesternfortbildung in den Diakonieschulen in Kassel und Berlin, Schwesternhochschule der Diakonie in Berlin.

Schwesternvorsuche — Pflegevorsuche — Haushaltungsschule — Abiturorientiertenkurse — Kinderpflegekurse.

Bereits ausgebildete evangelische Schwestern können aufgenommen werden (Sonderberatung).

EV. DIAKONIEVEREIN BERLIN-ZEHLENDORF

Prospekt u. Auskunft: Zweigstelle Göttingen, Göttingerstr. 5
Ruf 58851

Schwesternschülerinnen

KinderkrankenSchwestern-Schülerinnen

Vorschülerinnen

Die DKK-Schwesternschaft Wiesbaden, Schöne Aussicht 39, nimmt junge Mädchen mit guter Allgemeinbildung zur Ausbildung in der Kranken- und Kinderkrankenpflege auf. Außerdem können Vorschülerinnen — Mindestalter 16 J. — ihr hauswirtschaftliches Jahr in unserer Vorschule abgeben. Neben freier Station und Dienstkleidung wird Taschengeld gewährt. Kursusbeginn jeweils 1. 4. und 1. 10.

Doris Reichmann-Schule

Berufsschule für Gymnastiklehrerinnen
zweijähr. Lehrgang zur staatl. gepr. Gymnastiklehrerin
Gymnastik · Bewegungsgestaltung · Rhythmik · pflegerische Gymnastik · Sport
Semesterbeginn:
Wintersemester: November
Sommersemester: Mai
Prosp. u. Auskunft Hannover, Hammersteinstr. 2, Ruf 94 49 94

Bekanntschäften

G2c) Ostpreußen, 22/1.62, ev., mit Eigenheim, wünscht Bekanntschaft eines liebevoll nett. Mädels. Nur ernstgem. Bildzuschr. erb. u. Nr. 13 131 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.
Ostpreußen, selbst. Kaufmann, 51/1.70, Raumbild, geschied., sucht sol. Ehegefährtin, 40 b. 56 J. alt, mit Geschäftinteresse. Raum Hamburg. Bildzuschr. erb. u. Nr. 13 765 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Witwer (Handwerker), 57/1.65, ev., sucht nett. lieb. Lebensgefährtin. Eig. Vierzimmerwohnung vorhand. Es möcht. sich nur solche Damen meld., die Wert auf eine zweite Heimat legen. Nur ernstgem. Bildzuschr. erb. u. Nr. 13 639 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Beamter, 43/1.68, ev., m. Wohnung (Raum Düsseldorf), sucht liebe Lebensgefährtin b. 29 J. Bildzuschr. erb. u. Nr. 13 839 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Bin allein. Witwer, Rentner, ev., 1.68, suche ev. Frau v. 60 b. 68 J., da ich mich sehr einsam fühle, zw. spät Heirat. Wohnung vorh. Zuschr. erb. u. Nr. 13 796 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Krankenschwester sucht warmherz., gebild., ev. Ehegefährtin in ges. sich. Position, 45 b. 55 J., Witwer angest., gesch. nicht erwünscht. Bin gesund, natürl., fraul., m. gesunder Lebensauffassung u. Sinn f. Humor. Nur ernstgem. Zuschr. erb. u. Nr. 13 634 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Ostpreußen, Näherin, 22/1.70, ev., schil., bld., Nichtlängerin, häusl. u. naturverbunden, solide u. ehrlich, wünscht sich Partner mit gleichwertigen Eigenschaften, bis 30 J. Mögl. Kaum Neu-Düsseldorf. Bildzuschr. erb. u. Nr. 13 630 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Jg. Ostpreußen, 25/1.80, ev., berufstätig, häusl., sol., kinderlieb., Raum Westfalen, wünscht die Bekanntschaft eines charakt. Herrn evtl. einstr. Alters, nicht u. 1.80 groß. Zuschr. erb. u. Nr. 13 725 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Ostpr. Witwe, 52/1.79, ohne Anh., ev., forsch., Ersch., sol., ruh., natürl., Wesen, tücht. Hausfrau, m. Wohnung u. Garten a. d. Ostsee, wünscht Bekanntschaft eines Herrn m. Herzensbildung, ohne Anh. Zuschr. erb. u. Nr. 13 656 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

33jährige, 1.70, schil., häusl., wünscht lieb. natürl. Landsmann zw. Herrat kennenzulernen. Raum 22. Bildzuschr. erb. u. Nr. 13 887 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

NRW. Ostpr. Angestellte, 26 J., ev., wünscht Bekanntschaft mit anspr. aufrecht. Herrn evtl. Alters. Ernstgem. Bildzuschr. erb. u. Nr. 13 642 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Ostpreußen, 51/1.65, ev., bld., sucht evtl. u. fleißig. Landsmann zw. Heirat. Wohnung vorhanden. Zuschr. erb. u. Nr. 13 832 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Westpreußen, 20/1.58, ev., schil., mit 15.000 DM Ersparn. u. Aussteuer, sucht soliden Herrn, mögl. LAG-berecht. od. m. Ersparn., der auch evtl. Ehel. in Häuschen mit Garten bieten kann, auch Baupl. angest. Zuschr. erb. u. Nr. 13 828 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Ostpreußen, Witwe, 54/1.62, ohne Anhang, mit Rente, gut aussch., wünscht einen lieb. Lebenskameraden. Bildzuschr. erb. u. Nr. 13 748 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Ostpreußen, vielseitig interessiert, reisegewandt, sucht Gesellschaft evtl. Autoplatz f. Reise i. d. besetzten Ostgebiete. Juli/Anf. August. Getrennte Kasse. Zuschr. erb. u. Nr. 13 716 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Suchanzeigen



Name: unbekannt
Vorname: unbekannt
geboren: etwa 1941
Augen: braun
Haar: dunkelblond

Für den Jugendlichen, der vermutlich aus Heilsberg, Ostpr., kommt, suchen wir Angehörige. Er will sich erinnern, daß er nach dem Tode seiner Mutter von einem Wächtern zu den KlosterSchwestern gebracht wurde und dann in einem Kinderheim in Heilsberg Aufnahme fand. Ein Bruder und eine Schwester sollen ebenfalls verstorben sein. Sein Vater heißt vermutlich Werner mit Vornamen und war zur damaligen Zeit Soldat. Nachr. erb. unter Nr. 13 729 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Wer kann Auskunft geben über das Schicksal meiner Eltern Georg Iginis, geb. 22. 2. 1874 i. Liewern, Kreis Memel, und Anna Iginis, geb. Bertelot, geb. 2. 2. 1885 in Stragna, Kr. Memel, beide zul. i. Stragna wohnh.? Mein Vater ist angebl. 1. Monat Juli 1945 i. Krankenhaus Memel, Yorkstr., verstorben. Meine Mutter soll i. Okt. 1945 in einem Flüchtlingslager in Königsberg-Ponarth gesehen worden sein. Nachr. erb. Anna Paura, geb. Iginis, Buchen i. Odenwald.



Name: Hacke
Vorname: Hans-Jürgen
geboren: etwa 1943/44
Augen: grau/braun
Haar: dunkelblond

Vermutlich stammt der Jugendliche aus Arys-See, Kreis Johannisburg, Ostpreußen. Nachr. erb. u. Nr. 13 729 Das Ostpreußenblatt, Anz.-Abt., Hamburg 13.

Kleinanzeigen

ins Ostpreußenblatt



Suche meine Tochter Christel, geb. 14. 12. 1934 in Unterbirken, Kr. Insierberg, auf der Flucht am 18. 1. 1945 auf dem Bahnhof Wormdit verendet. Mutter bald darauf im Krankenhaus Braunsberg verstorben. Nach Aussage v. Landsmännin Garbe soll Christel die Verletzungen überstanden haben, jedoch über den spä. Verbleib fehlt jede Nachricht. Otto Meyer, Bremen-Schönebeck, Borchhold 61.

Suche meinen Sohn Helmuth Otto Grenz, geb. 28. 4. 1928 in Lötzen, zul. wohnh. in Kehlen b. Angerburg, wurde evakuiert nach Napratten, Kr. Heilsberg, bei Bauer Schlegel, am 18. 2. 1943 v. dort aus von den Russen verschleppt. Wer war mit ihm zusammen? Trotz aller Bemühung, fehlt jede Spur. Wäre dankbar für jeden Hinweis. Anna Grenz, Düsseldorf-Grafenberg, Gelbelstraße 5.

Schmerzfrei

wurden Tausende rheumatische Menschen durch Anwendung von Dr. Bonnes Pferde-Fluid grün-grün mit Tiefenwirkung — verlangen Sie deshalb auch kostentl. u. unverzüglich den Friesprospekt „Schmerzfreiheit“. Minck. Abt. 018, Rendsburg. (Ausschnitten und mit Absender einsenden genügt.)

Tilsiter!

Wer erinnert sich an die Witwe Sara Jesersky früher wohnhaft Wasserstraße Nr. 167? Wer kann zweckdienliche Angaben über ihren wahrscheinlichen Verbleib machen? Für jede Nachricht sehr dankbar. Unkosten werden gern vergütet. Zuschriften an R.A. Dr. Hans Labin, Hamburg 11, Alter Wall 67/69.

AB FABRIK

Transsportwagen 60. Kastengröße 84 x 57 x 20 cm, Luftbereifung 320 x 60 mm, Kuppelger., Kupplung 150 kg, Anhängerkupplung 600 x 75 kg.
Stahlrohr-Muldenkarre mit Kuppelger., 85 Ltr. Inhalt, Luftbereifung 400 x 100 mm 80.-, 70 Ltr. Inhalt, Luftbereifung 320 x 60 mm, nur 60.-.
Geräte: Geld zurück bei Nichtgefallen
Müller & Beum, Abt. 5H, Hachen LW.
Prospekt kostenlos

3% Rabatt oder 6-12 Monatsraten

bequeme TEILZAHLUNG f. SAMMELBESTELLER 10 Wochen od. 1 Monatsraten

Bettenkauf ist Vertrauenssache!

Bewährtes Oberbett mit 25jährig. Garantie, in rot, blau, grün, gold

130x200 m. 4 Pfd. Halbdaunen	DM 81,50
140x200 m. 7 Pfd. Halbdaunen	DM 92,55
160x200 m. 8 Pfd. Halbdaunen	DM 105,40
80x 80 m. 2 Pfd. Halbdaunen	DM 25,50

Original-Handschleifedern wie in der Heimat!

4-teil. Bettwäsche-Garnituren besteh. o. 7 Bezügen, 2Kissen Fertigröße, 2 Gesundheitsbettdauern 150x250	Garn. 211	Garn. 211	Garn. 211
Blumen-Damast	Bunt-Damast	MOCC-Damast	
130x200 DM 63,30	76,20	78,80	
140x200 DM 65,60	79,35	82,-	
160x200 DM 70,30	85,60	88,40	

Völlig kostenlos mit Rückporto erhalten Sie 2 herrliche Original-Muster-Kollektionen mit Bettfedern - Inletts - Bettfedern in 30 verschiedenen Dessins, Tisch- und Haushaltswäsche vom schlesischen

Versandhaus „Rubezahl“ Abt. Z (23) Fürstenau Kr. Borsenbrück.

Heimat-Andenken

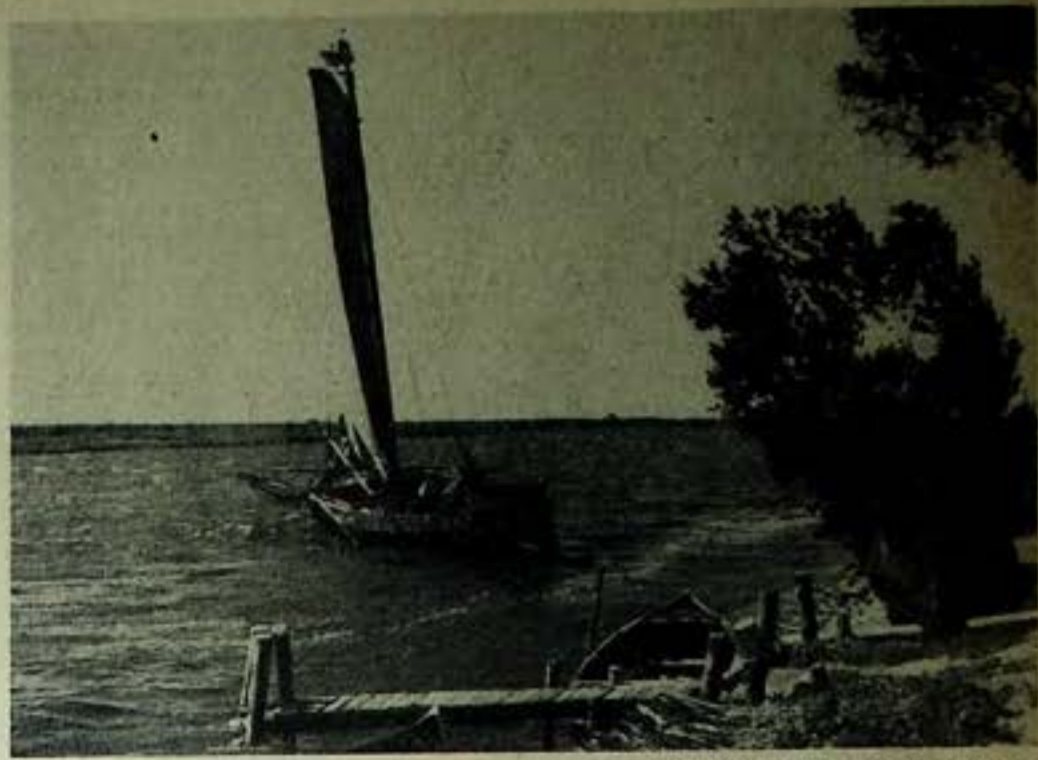
HOLZWANDTELER und WANDKACHELN
in verschiedenen Größen
in verschiedenen Größen
mit Eichschaufel, Ostpreußen-Adler oder Städtewappen
Lesezeichen, Brieföffner, Alberten und vieles andere mehr
Bitte Oberuchtsliste anfordern

Landmannschaft Ostpreußen K. V.

Geschäftsführung, Hamburg 13, Parkallee 86

Eintagsküken - Glucken - Jungküken - Enten

schw. am. Legh., rebht. 1st. u. Kreuz Eintagsk. m. 95% Hg. 1,10, 2-3 Wo. 1,60, 3-4 Wo. 1,90, 4-5 Wo. 2,30, 100% Hg. 8 Wo. 2,50, 8 Wo. 4,10, 10 Wo. 4,60 DM. Glucken B. 23 sort. Küken 39.— DM. Parmenter, New Hampsh., Sussax u. Blausperber E.-Küken unsort. 9,90 sort. 9,90. Hg. 1,60, 2-3 Wo. 2,10, 3-4 Wo. 2,60, 4-5 Wo. 2.—, 100% Hg. 8 Wo. 4,30, 8 Wo. 5,50 DM. 10 Wo. 6,50 b. 7.— DM. Glucken m. 22 Küken unsort. 34,50 sort. 35% Hg. 52,50 DM. Eintagsk. schw. Rasse 15 Pf. Leichte Rasse 3 Pf. Masthähnchen 3-4 Wo. 50 b. 60 Pf. 5-6 Wo. 8,50 b. 1,00. Ferklingen, 1 Tg. 1.—, 2-10 Tg. 1,20, 2-4 Wo. 1,60, 3-4 Wo. 1,20 DM. Über Jungenten u. Landmannschaften kostenlos Preisliste anford. Geflügelzüchter und Händler J. Wittberg, Liemke St. Bielefeld 11 (11) Telefon Schlotz-Halle 230.



Aufnahmen: Herbert Oczerec, Teschke

Der vierte Bericht:

HEUTE IN DEN FISCHERDÖRFERN AM KURISCHEN HAFF

In Gilge

Unsere Fischer in den Dörfern am Haff führten ein manchmal hartes, aber doch zufriedenes Leben. Die Aufnahme links zeigt zwei junge Fischer, die einst in Gilge wohnten, — Rechts ein Keilkahn — er ist noch viel größer als ein Kurenkahn — im Gilgestrom.

In den drei letzten Folgen schilderten wir auf Grund der Berichte des Ehepaars D., das vor kurzem aus dem sowjetrussisch besetzten Ostpreußen in die Bundesrepublik gekommen ist, wie es heute am Memelstrom, in Tilsit und in der Memelniederung aussieht. In dieser Folge nun soll von den Fischerdörfern der Echniederung erzählt werden. Es mag scheinen, als ob manche Einzelheiten nur lokale Bedeutung haben, aber erst aus der Fülle der besonderen Dinge und erst nach vielen kleinen Pinselstrichen können wir uns ein vollständiges und zutreffendes Bild machen.

In den Dörfern des sowjetisch besetzten Gebietes am Kurischen Haff, also in den Orten, die in einem weiten Kranz — von Karkeln angefangen — nach Süden zu an der Ostküste liegen und dann weiter am Haff über Rinderort und Sarkau bis nach Rossitten und Pillkopen —, in diesen Dörfern leben heute nur russische Fischer. Nach dem Zusammenbruch 1945 wohnten hier nur wenige Deutsche; die meisten waren vor den Russen geflohen. Auch die letzten aber, die zurückgeblieben oder von der Flucht in die Dörfer zurückgekehrt waren, wurden von den Russen 1948 nach dem Westen fortgeschafft. (Etwas anders ist die Lage in dem nördlichen Teil, im Memelgebiet; hier blieben auch nach 1948 zahlreiche Ostpreußen zurück.)

Das Kurische Haff war, da es zuletzt — ebenso wie die Ostsee — nur schwach befischt worden war, überreich an Fischen. Das zeigte auch die Fänge der Deutschen, die nach 1945 hier am Haff noch lebten und die natürlich die Fischerei wieder aufgenommen hatten. Die Russen setzten nun alles daran, diese Gegend mit ihren Fischern zu besiedeln. In Rußland

sind Fische von jeher in viel stärkerem Maße ein Volksnahrungsmittel als im Westen, und die großen Versorgungsschwierigkeiten, die immer in der Sowjetunion herrschten und die nach dem Kriege besonders schwer waren, verstärkten nur den natürlichen Hang der Russen, Fischvorkommen auszunutzen. Der Fischreichtum des Kurischen Haffs mußte also besonders stark locken.

Russen vom Asowschen Meer

Zwei, drei Jahre lang fischten im Haff nur unsere zurückgebliebenen Landsleute. Dann, 1947, kamen die ersten Russen, und in den Jahren 1948 und 1949 folgte die Masse der russischen Fischer. Sie kamen vom Kaspischen Meer, von der Wolga, vom Don, vom Asowschen Meer, ein kleiner Teil stammte vom Ilmen- und Ladogasee und aus der Gegend von Leningrad; sie alle waren auch dort schon Fischer gewesen. Es waren ihnen getadelt goldene Berge versprochen worden; sie kamen in eine wunderbare Gegend mit schönen Häusern und herrlichen Obstgärten, und sie würden viel Geld verdienen.

Unsere Fischerdörfer hatten den Krieg fast unversehrt überstanden, die weitaus meisten Häuser waren heil geblieben, und — vor allem gemessen an den dürtigen Käten in manchen Teilen Rußlands — sie waren auch recht stattlich und anheimelnd. Aber nun hat jedes Gewässer ja seine besonderen Bedingungen; die Fischer, die an ihm leben, haben in Jahrhunderten die entsprechenden Netze und Fangmethoden entwickelt. Die Russen aber kannten das Haff nicht; es war schwierig für sie, mit der Fischerei anzufangen, zumal viele von ihnen im Winter eintrafen, als eine Fischerei kaum möglich war. Sie kamen mit recht armseligem Gepäck. Einige wenige hatten auch ihre Kuh mit-

gebracht. — Tiere, die wie eine Karikatur des Herdbudviehs wirkten, das einst hier auf die Weide gegangen war.

Am liebsten wären sie fast alle wieder zurückgefahren, besonders die Fischerfamilien, die in fruchtbaren Gegenden in der Ukraine gewohnt hatten, so sehr enttäuscht waren sie. Die Russenfrauen kamen zusammen und weinten, und es gab manchmal schweren Streit unter den Eheleuten, wenn man sich gegenseitig vorwarf, wer die Schuld an diesem „Umzug“ hatte. Manchen russischen Fischern ging es so schlecht, daß sie die Deutschen, die damals dort noch lebten, um Brot baten.

Aber allmählich gewöhnten sie sich an die neue Lage und an die Bedingungen, die sie ihnen stellte; die Fischerei brachte auch bald Erträge. Zudem hatte jeder ein Darlehen von dreitausend Rubel für die Anschaffung einer Kuh und eintausendfünfhundert Rubel für die Instandsetzung des Hauses und für andere Dinge erhalten, ein Darlehen, das in fünf Jahren zurückzahlen war; für fünf Jahre, nämlich hatten sie sich verpflichtet.

Die Kurenkähne

Das war, wie gesagt, 1948 und 1949. In den sieben Jahren, die inzwischen vergangen sind, haben die Fischerei auf dem Haff und das Leben und Treiben in den Dörfern ringsum ein ganz, ganz anderes Gesicht erhalten, als wir es von unserer Zeit her kennen.

Die schweren schwarzen Kurenkähne von der Nehrung und die noch größeren Keilkähne von der Ostseite des Haffs sind mit dem Schicksal, das sie gehabt haben, ein Symbol für diesen Wandel. Viele von uns werden noch das Bild vor Augen haben, das sich vor allem im Spätsommer an den Abenden von Nidden aus bot: vierzig oder fünfzig Kurenkähne segelten fast geschlossen aus dem Dorf, nach Süden und Südosten, um in der Nacht auf dem breiten Teil des Haffs zu fischen. In Nidden gab es etwa siebzig Kurenkähne, in Pillkopen vierzig, auf der anderen Seite in Gilge über vierzig Keilkähne, in Nemonien fünfzig bis sechzig; auf dem ganzen Haff standen über vierhundert Kuren- und Keilkähne unter Segel. Sie waren aus den besonderen Bedingungen des Haffs entwickelt worden, sie ver-

körperten die Jahrhunderte alte Tradition, sie waren auch ein Stück Romantik, und vor allem waren sie auch ein Zeichen dafür, daß der Fischer auf sich gestellt ist und daß es auf die persönliche Leistung ankommt. Jeder Fischer war vollkommen frei, er hatte nur die Vorschriften zu beachten, durch die der Fischreichtum gesichert werden sollte, die Schonzeiten also und die Art der Netze, mit denen gefangen werden durfte.

Ein Teil dieser Kähne war 1944 und 1945 gesprengt worden, als die Front immer näher kam. Nach der Besetzung versuchten die Russen dann, einen Teil nach dem Innern der Sowjetunion zu bringen. Von einigen Kähnen weiß man, daß sie in Heydekrug über den Markt zum Bahnhof geschafft wurden und dabei entzwei gingen. Der Rest der Kähne wurde dann den Deutschen zum Fischen gegeben.

Auch die ersten russischen Fischer versuchten, mit diesen Kähnen zu fischen, aber sie verstanden nicht, mit ihnen umzugehen. Mit den schweren Keilkähnen fuhren sie sich bei Inse und Loye in dem sumpfigen Rohricht fest; sie kamen nicht mehr heraus, und manche waren beinahe umgekommen.

Die wenigen Kurenkähne, die es heute noch in den Dörfern am Haff gibt, werden eigentlich nur noch zum Heutransport benutzt, und dann auch noch für die Fischerei auf dem Frischen Haff. Schon im Herbst werden sie nach dem Frischen Haff gebracht, damit sie bei Aufgang des Heringstangs dort bereit sind. Jetzt ist der Fischereibetrieb auf dem Haff — man muß schon von einem Betrieb sprechen — motorisiert. Etwa so, daß zwei Motorkutter mit je zwanzig PS ein Schleppnetz hinter sich herziehen, mit dem sie kreuz und quer durch das Haff fahren. Oder aber es werden irgendwelche Kähne russischer Bauart von einem großen Motorkutter auf das Haff geschleppt, die einzelnen Boote werden freigelassen, die Fischer arbeiten an den Stellnetzen oder mit dem Zugarn, dann werden die Boote wieder gesammelt und mit dem Motorkutter zurückgeschleppt. Nicht mehr ziehen mächtige schwarze Kähne mit blutroten oder grauweißen Segeln an heißen Sommertagen bei leichtem Wind träumerisch ihre Bahn, und nicht mehr segeln



Links im Bild: ein Blick auf einen Teil des Fischerdorfes Inse. — Rechts: Das Haus des Gemüsebauers Otto Krafft in Gilge mit dem Walmdach zeigt noch den bodenständigen Typ der Fischerhäuser, so wie sie früher in der Echniederung häufig zu sehen waren. Heute wohnt in diesem Haus ein ukrainischer Fischer vom Don, und in weiteren Räumen des Hauses führt eine Brigade die notwendigen Netzreparaturen aus. In dem Stall des Gehöftes, der hier nicht zu sehen ist, haben die Russen eine Bäckerei eingerichtet.

sich farbige Kurenwimpel in dem silbrigen Wasser des Haffs.

Fischereikolchosen

Natürlich sind die Fischer zu Kolchosen zusammengeschlossen worden; diese wurden 1948 und 1949 eingeführt. In den Jahren von 1945 bis zu diesem Zeitpunkt hatten unsere zurückgebliebenen deutschen Fischer kleine Arbeitsbrigaden gebildet, die zwar ihre Fänge den Abnahmestellen zu bestimmten Preisen abliefern mußten, aber doch noch in einiger Freiheit arbeiten konnten. Soweit sie Netze kaufen mußten, wurden diese von den Abnahmestellen oder den Fischverarbeitungsbetrieben, die damals eingerichtet wurden, gegen Abzahlung geliefert.

Jetzt muß jeder Fischer einer Kolchose angehören; ein freies Fischen gibt es nicht. Der Fischer ist an die Kolchose gebunden, ein Austritt ist sehr schwierig, und nur nach einer Abstimmung in der Mitgliederversammlung der Kolchose kann er einer anderen Kolchose beitreten, also etwa in ein anderes Dorf ziehen.

Jedes große Dorf bildet eine Kolchose für sich, Nemonien etwa, Gilge, Rossitten; bei kleineren Dörfern werden mehrere von ihnen zu einer Kolchose zusammengeschlossen. Jedenfalls gibt es in einem Dorf nicht mehr als eine Fischereikolchose; diese ist in Brigaden aufgeteilt. Jede Kolchose hat auch ihr bestimmtes Gewässer, in dem nur sie fischen darf, und zwar liegt die äußere Grenze fünf Kilometer von Land entfernt; in dem freien Teil des Haffs dürfen alle Kolchosen fischen. Es kommt aber nicht selten vor, daß Fischer in das Gebiet einer anderen Kolchose eindringen, vor allem nachts; dann gibt es schweren Streit.

Jede Kolchose muß natürlich vor allem ihr Soll erfüllen. Das ist meist sehr schwierig. Denn einmal wird das Soll sehr hoch angesetzt und immer wieder erhöht, und zum anderen fragt die Natur — gerade der Fischer ist besonders stark von ihr abhängig — nicht nach bürokratisch festgelegten Plänen. Auf dem Papier gibt es zwar Schonzeiten und Vorschriften, aber sie werden, da die Höhe des Ertrages über allem anderen steht, kaum beachtet. Die Aufsicht durch den Oberfischmeister, der in Labiau sitzt und über ein kleines Motorboot verfügt, und durch einige Hilfsfischmeister hat nur wenig praktische Bedeutung.

Jede Kolchose hat ihren Geschäftsbetrieb, die Aufstellung und die Erfüllung des Planes, die Ablieferung, die Festsatzung des Lohnes, — alles das ist mit einem gewaltigen Papierkrieg verbunden. Fast immer werden die Fischer dabei übers Ohr gehauen, oft dreimal bei einem Fang: einmal beim Anschreiben der Ertragsmenge, dann bei der Berechnung und schließlich bei der Auszahlung. Es herrscht auch ein ziemliches Antreiberystem. Lange Ruhepausen in den Häfen gibt es nicht, und da die Fischer aus dem Hafen heraus sein müßten, hielten sie sich in Niddem manchmal so, daß sie sich müde wie sie waren, hinter der Düne zum Ruhen legten. Drei von den deutschen Fischern sind beim Netzeziehen vor Überanstrengung umgefallen und gestorben; die Arbeit war auf die Dauer zu schwer. Elser von ihnen war Wilhelm Beith aus Nidden, er war Briefträger in Berlin gewesen und nach seiner Pensionierung nach Nidden gezogen, wo er in einem eigenen Häuschen lebte, er ist 1948 beim Fischen gestorben.

Wir im „kapitalistischen“ Westen kennen es nicht anders, als daß jeder Fischer Wind und Wetter prüft, die Aussichten des Fanges abschätzt und dann aus freiem Willen entscheidet, ob er fischen will oder nicht. Die Brigaden in den russischen Fischereikolchosen aber haben genau so einen Arbeitsplan wie in einer Landkolchose. Jeder Tag ist Arbeitstag, und die Fischer müssen jeden Tag antreten. Wird der Plan nicht erfüllt, dann ist auch schon einer von den übergeordneten Stellen da, und es wird eine Versammlung einberufen, in der die Kolchose sich verantworten muß, weshalb sie nicht genügend Erträge herbeigeschafft hat.

Der große Raubbau

Das Kurische Haff ist schon von Natur aus ein sehr fischreiches Gewässer; der Bodensee etwa ist nur ein ganz schwacher Abglanz unseres Haffs, sowohl was die Zahl der Arten als auch den Fischreichtum anbetrifft. Das Haff war für Tausende von Fischerfamilien eine zwar nicht übermäßig reiche, aber doch sichere und auch auskömmliche Nahrungsquelle, zumal der Fischbestand immer pfleglich behandelt wurde. Während des Krieges und in den ersten Nachkriegsjahren war auf dem Haff bei weitem nicht mehr in dem Umfange gefischt worden wie früher, auch auf der Ostsee nicht, aus der zahlreiche Arten immer in das Haff kommen, um zu laichen, und von wo das Haff immer neuen Zuzug erhält, und so steute sich im Haff ein Fischreichtum an, wie sich ihn unsere Fischer kaum hätten vorstellen können.

Die Russen sind geschickte Fischer. Sie führten Fangmethoden ein, die sie aus ihrer Heimat mitgebracht hatten und die eine Gruppe in den letzten Jahren irgendwo anders kennengelernt hatte, zum Beispiel in Japan. Auf einem Gebiet allerdings — darüber wird noch etwas zu sagen sein — sind sie nur langsam vorangekommen und haben erst allmählich von unseren deutschen Fischern und aus der eigenen Erfahrung gelernt, und zwar in der gerade auf dem Kurischen Haff so bedeutenden Aalfischerei.

Je nach Jahreszeit, Fisch und Wasser werden immer andere Netze und andere Methoden angewandt. Das Bild, das sich so ergibt, ist so vielfältig und kompliziert, als daß es hier im einzelnen dargelegt werden könnte. Nur einige besonders herausragende Fangmethoden sollen erwähnt werden.

Die Russen fischen — und fischen weiterhin — im Haff mit Schleppnetzen, so wie sie in der See benutzt werden; sie ziehen sie mit Motorloggern oder mit offener Motorkutter, die in Finnland auf Reparationskonto gebaut

Möwenschwärmen gefolgt, kreuz und quer durch das Haff. In den Jahren 1949 bis 1952 waren die Fänge außerordentlich hoch; es wurden einhundertsechzig bis zweihundert Zentner in vierundzwanzig Stunden gefischt. Heute aber ist nicht mehr viel da. Wo ein Zug vor einigen Jahren zwanzig, dreißig oder vierzig Zentner ergab, da bringt er heute nur noch zwei bis drei Kisten. Zander sind heute kaum noch vorhanden und auch Bressen nicht. Was noch gefangen wird, das sind vor allem Aale, aber auf Haken, weil die Russen, wie wir schon sagten, erst allmählich hinter die richtigen Fangmethoden gekommen sind, und dann vor allem kleine und große Stinte und im Memeelstrom und in seinen Mündungsarmen die Zärte.

Fischer, die aus der Gegend von Kronstadt kamen, haben ein Tausendmeter-Zugnetz eingeführt, das eine besondere Stellart hat. Das Netz wird mehr ausgedreht, es geht geräuschlos durch das Wasser, und es kann sehr leicht gezogen werden. Die Fischer aus Karkeln zum Beispiel haben solche Tausendmeter-Netze, mit denen sie auf der flachen Eschebank auf Bressen und Zander fischen. Ein Zug dauert drei bis vier Stunden; die Erträge sind dort auch jetzt noch gut.

Den russischen Fischern ist es so einige Jahre hindurch sehr gut gegangen. Sie verdienten, an den anderen Einkommen gemessen — von den besonders privilegierten Schichten, den Offizieren, den Parteifunktionären, der technischen Intelligenz natürlich abgesehen — geradezu gewaltige Mengen von Geld. Bei den Arbeitern in der Industrie und gar in den Landkolchosen reicht das Einkommen niemals aus, die Familie zu ernähren, es muß auch die Frau mitarbeiten, und es müssen allerlei Kniffe und Winkelzüge und Schiebungen angewandt werden, damit man das Notwendigste zum Leben zusammenbekommt. Im Verhältnis zu diesen Arbeitern sind die Fischer geradezu kleine Könige. „Ein Fischer kommt gleich nach dem Minister“, so heißt es.

Wenn die Fischer in den Kolchosen am Haff auch nur einen Bruchteil von dem erhielten, was die Fische später in den Magazinen kosteten, und wenn ihnen die Erträge des Fanges noch auf alle mögliche Weise geschmälert wurden, so waren die Preise immer doch noch verhältnismäßig gut, und vor allem machte es ja auch die Menge. Manche Fischer — wie etwa ein achtzehn Jahre alter Russe in Nemonien — verdienten über vierzigtausend Rubel im Jahr. Wenn man die Kaufkraft berücksichtigt und unseren Maßstab anlegt, so ist auch das nicht übermäßig viel, es mögen, je nach dem, was man zu kaufen bekommt, vier- oder fünf- oder sechstausend Mark sein. Ein Anzug zum Beispiel, der bei uns etwa einhundertfünfzig DM kostet, muß mit tausendsebenhundert Rubel bezahlt werden. Aber wenn man überlegt, daß ein Arbeiter durchschnittlich vierhundert Rubel im Monat verdient und nur unter besonderen Umständen auf eine größere Summe kommt, so waren diese Einkommen geradezu gewaltig. Einige von den Russen — es sind vor allem Ukrainer —, die 1948 nach dem Haff gekommen sind, haben ein Vermögen von fünfzig- oder achtzig- oder gar hunderttausend Rubel erarbeitet, und sie wohnen in Häusern, die gut instandgehalten sind. Aber sie müssen befürchten, jetzt schon als Kapitalisten zu gelten. So unterrichtete eine Sparkasse eine Stelle, daß ein Fischer siebzigttausend Rubel besitzt, und dieser hatte dann, als er davon erfuhr, nichts eiligeres zu tun, als zwanzigttausend Rubel auf die beiden Kinder umzuschreiben. Aber bei diesen „reichen“ Leuten handelt es sich um vereinzelte Fälle; die meisten Fischer haben alles verbuddelt, das heißt, sie haben das Geld vor allem in Wodka umgesetzt.

Auch bei der Belieferung mit Lebensmitteln werden die Fischer sehr bevorzugt. Einmal

Die Fischereikolchose Gilge wiederum hat über zweitausend Netze aus Perlon — überhaupt wird fast überall Perlon statt der Baumwolle angewandt —; es sind Staknetze, fünf- und zwanzig Meter lang, und sie stehen im Sommer und im Herbst bis zum Frost Tag und Nacht im Wasser. In Gilge gibt es über dreizehn Motorkutter für diese Staknetze; ein Kutter schleppt fünf bis zehn Kähne auf das Haff.

Dann werden auch die „Giganten“ gestellt, — kilometerlange Netzwerke, an den Enden mit gewaltigen viereckigen Reusen, die die Russen in letzter Zeit in Japan kennengelernt haben. Erst 1953 fing man an, mit diesen Netzen im Kurischen Haff zu fischen; es waren vor allem einzelne Brigaden in Nemonien, die sie stellten. Übrigens sind diese eigenartigen gewaltigen Netze auch in Nidden in der Ostsee angewandt worden; mit schlechtem Erfolg, wie wir später hören werden.

Jedenfalls ist in all den Jahren ein richtiger Raubbau getrieben worden, er wird auch heute noch fortgesetzt. Wenn man auch vier, fünf Jahre hindurch sehr, sehr viel gefangen hat, das Zahn-, ja das Zwanzigfache wie in unserer Zeit, so können die Fischer in manchen Kolchosen jetzt kaum noch von den Erträgen leben.

Die goldene Zeit

haben sie ja Fische für sich. Offiziell dürfen sie zwar nur je Familie dreißig Kilogramm Fische im Monat verbrauchen, sie können diese Menge von der Abnahmestelle kaufen, und zwar zu dem Preis, den die Brigade selbst erhält, aber natürlich ist es so, daß auch mit den Fischen Schiebungen gemacht werden. Die Fischer bringen schon eine genügende Menge von Fischen beiseite und versorgen sich gut damit. Dann bekommen sie auf Gutscheinen — Lebensmittelkarten gibt es bekanntlich schon lange nicht mehr in der Sowjetunion — in den Magazinen Dinge, die anderswo sehr, sehr knapp oder überhaupt nicht zu haben sind, wie etwa Zucker oder Weizenmehl. Auch mit Kleidung werden sie bevorzugt beliefert.

Wenn nun diese russischen Fischer zu Verwandten in die Heimat fuhren, dann trugen sie manchmal fünf- bis sechstausend Rubel mit sich; es sprach sich schnell herum, wie leicht „dort oben“ Geld zu verdienen sei, und so zogen zahlreiche Familien freiwillig nach den Dörfern am Kurischen Haff.

Die goldenen Zeiten sind jetzt vorbei. Bis 1954 etwa waren, wir sagten es schon, die Erträge sehr gut; jetzt lassen die Fänge immer stärker nach. Die neuen Ankömmlinge sind enttäuscht. Ein Russe, der mit seiner Familie im Frühjahr 1955 kam, wollte Tausende verdienen, aber er geriet gerade in die Zeit des Hochwassers, es war kein Heu für das Vieh da, die Fischerei war schlecht, und nach fünf bis sechs Wochen hatte er genug und da er freiwillig gekommen war, konnte er auch wieder zurück. Die Zwiebeln, die er gesetzt hatte, hat ein anderer geerntet.

Viele Fischerfamilien möchten gerne wieder zurück in ihre Heimat; sie wollen nicht mehr bleiben. Auch die Verwaltung muß sich den neuen Verhältnissen anpassen. Es heißt, daß Fischereikolchosen, wo es möglich ist, in Landkolchosen umgewandelt werden sollen. Bei Juwendt hat man große Wiesenflächen einfach umgepflegt, hier sollen die Fischer Ackerbau treiben.

Der Wodka

In manchen Kolchosen verdienen die Fischer auch heute noch immer ganz gut, genug jedenfalls, um den geliebten Wodka zu kaufen, denn der spielt auch bei den Ärmsten eine große Rolle. Die Borschtsuppe, die es morgens zum Frühstück gibt — eine Suppe mit Kartoffeln, Weißkohl, Sauerkohl und, wenn möglich, mit Tomaten und anderen Zutaten —, sie würde,

so schmackhaft sie auch ist, doch nicht richtig munden, wenn nicht Wodka zur Stelle wäre, und auch Schnaps gehört zum Brot und zum getrockneten Fisch.

Der Wodka ist beinahe der ständige Begleiter, und nicht nur der Fischer, sondern vieler Russen überhaupt. Der Staat, dem er gewaltige Einnahmen bringt, sorgt schon dafür, daß es ihn immer und überall zu kaufen gibt. Kaum kommt eine Brigade vom Haff an Land, so geht sie oft geschlossen zum Magazin, der Brigadier bezahlt den Schnaps — er kann den Betrag ja am Zahltag vom Verdienst abziehen — und sie setzen sich zusammen und trinken — und sie setzen sich zusammen und trinken — und sind lustig. Wenn es Geld gibt, dann geht es besonders hoch her, vor allem, wenn der Fang gut gewesen ist. In Karkeln möchten die Fischer mit den Tausendmeter-Netzen in drei Stunden einen Zug, daß die Kähne und Boote mit der Beute ganz gefüllt waren; sie lieferten den Riesenfang ab, bekamen die Quittungen, holten sich das Geld und betranken sich. Am nächsten Morgen fuhren sie wieder heraus, waren nachmittags um drei Uhr wieder da, hatten fünfzehn Kähne wieder voller Fische und vertranken wieder das Geld. In Karkeln war es auch, wo die Fischer einmal am 1. und 2. Januar für über dreißigttausend Rubel Wodka getrunken haben; sie hatten in dem betreffenden Jahr mit Heringslängen im Fischer Haff besonders viel Geld verdient.

Auch wenn am Montag die Magazine geschlossen sind — am Sonntag sind sie offen — versuchen sie alles mögliche, um zu ihrem Schnaps zu kommen, und selbst nachts klopfen sie bei der Verkäuferin in der Wohnung an. Diese hat, obwohl es verboten ist, ein paar Kisten Wodka zu Hause stehen, um die oft sehr nachdrücklich vorgetragenen Wünsche zu befriedigen. Manchmal müssen sogar die Versammlungen der Kolchose abgebrochen und am nächsten Tage fortgesetzt werden, weil die Fischer betrunken sind.

Es wird auch viel Schnaps schwarz gebrannt. Das ist natürlich sehr streng verboten; Schwarzbrennerei wird mit zehn bis fünf- und zwanzig Jahren Gefängnis bestraft. Aber während ein Liter vierzigprozentiger Schnaps im Magazin zweiundvierzig Rubel kostet, erhält man ihn schwarz beim „Erzeuger“ für die Hälfte, in irgendeiner Kaschemme für etwa dreißig Rubel je Liter.

Es ist nur natürlich, daß sich zahlreiche Schlägereien und Ausschreitungen ereignen und daß Familien zugrunde gehen, weil der Mann ein Süßer ist. In verhältnismäßig kurzer Zeit sind in Gilge drei Russen dem Alkohol zum Opfer gefallen; sie hatten selbstgebrannten Schnaps getrunken und sie waren an Alkoholvergiftung gestorben.

So ist es wie eine Art Gegengift, daß beinahe jede Fischerfamilie sich auch eine Kuh hält. Zwei Kähne sind nicht erlaubt, und auch von der einen Kuh müssen Milch, Fleisch und Eier geliefert werden; und da die Kuh nicht geschlachtet wird und auch beim besten Zureden keine Eier legt, muß man sich das Fleisch kaufen und ebenso die Eier, wenn man selbst keine Hühner hält. Aber die Kinder kommen doch so zu ihrer Milch, und auch die Fischer nehmen gerne auf das Haff Flaschen mit Milch mit.

In all diesen Dörfern aber, die uns mit den Menschen, die heute in ihnen leben, so fremd sind, als lägen sie in einer ganz anderen Welt, in all diesen Dörfern, die einst so still waren, dröhnen vom frühen Morgen die öffentlichen Lautsprecher Propagandareden und Berichte von den Segnungen, die der Kommunismus vielen Völkern schon gebracht hat und anderen noch bringen wird. Schon zwei, drei Kilometer vor dem Dorf und weithin auf dem Haff ist diese Stimme der Gewalt zu hören. Ks.

In der nächsten Folge soll weiter berichtet werden, welches Bild diese Fischerdörfer heute bieten.

Eine gute Ehe . . .

. . . ist besser als das beste Geschäft / Eine feine Damenrede

Endlich hat ein Mann auf den wundesten Punkt des deutschen Wirtschaftswunders hingewiesen, und Bundesminister, Industriemagnaten, Kaufleute und Männer der Seefahrt zollten ihm Beifall. Die Damenrede, die Kapitän Otto Prehn auf der diesjährigen Schiffermahlzeit im Bremer Rathaus gehalten hat, ist es wert, von allen gehört zu werden.

„Eine Damenrede zu halten ist keine ganz einfache Angelegenheit, denn jeder Redner hat den begrifflichen Wunsch, etwas Neues zu sagen, und wie soll er noch zu einem Thema etwas Besonderes finden, das seit Adam und Eva ungezählte Male und von allen erdenklichen Gesichtspunkten her durchgehechelt worden ist? Und trotzdem gibt es auch hier ein Dennoch, einen Punkt, auf den man gar nicht genug hinweisen kann.“

Die Entwicklung der letzten Jahre, dieser stelle Aufstieg aus dem Nichts, das berühmte und heute schon beinahe berühmte Wirtschaftswunder haben im Leben des einzelnen Erscheinungen gezeigt, die nicht mehr übersehen werden können.

Das Familienleben ist nicht mehr, was es war, die Ehen sind nicht mehr, was sie sein sollten und was sie in früheren Zeiten gewesen sind. Wenn man in alten Schriften blättert und liest, wie noch um die Jahrhundertwende herum die patriarchalische Ordnung in der Familie ungebrochen bestand, wie große Handelsherren, die Millionen schwer waren, nach der Börse nach

Hause gingen, zu Mittag aßen, ein Nickerchen machten, mit ihrer Frau Kaffee tranken und — bitte beachten Sie das — mit ihr die Geschäfte besprachen, dann, meine Herren, kann man wohl von einer natürlichen und gesunden Ordnung der Dinge reden.

Oder nehmen Sie historische Figuren: Goethe fragte seine Christiane, wenn er etwas über Schauspieler oder ein Stück, das er nicht selbst gesehen hatte, wissen wollte, Johanna von Bismarck warate ihren Otto, wo immer sie mit ihrem untrüglichen, durch weibliche Liebe geschärften Instinkt einen neuen gefährlichen Gegner ausfindig gemacht hatte, und Kaiserin Augusta teilte ihrem Wilhelm unverblümt mit, daß sie von Bismarck und seiner Politik herzlich wenig halte.

Diese Dinge mögen nun im einzelnen mal wichtig und mal weniger wichtig gewesen sein, auf alle Fälle beweisen sie aber, wie eng diese Männer mit ihren Frauen verbunden waren, daß sie das Leben mit ihnen teilten, und welche mächtige Rolle ihre Frauen in ihrem Leben spielten, eine so mächtige Rolle, daß Bismarck einmal sagte: „An der Schwelle des Salons meiner Frau hört die Macht meines Herrn auf!“

Wie erschreckend weit sind wir doch heute von diesem richtigen und vernünftigen Stand der Dinge entfernt. Heute würde weder Augusta wissen, wo ihr Wilhelm, noch Johanna wissen, wo ihr Otto steckt, sie können nur vermuten, daß sie im Astoria (Bremer Nachtlokal) sitzen und angeblich wichtige überseeische Gäste zu betören haben.

Ja, lachen Sie nur, meine Herren, das ist selbstverständlich etwas dick aufgetragen, aber im Kern, im Kern ist es leider Gottes richtig. Ich kenne mehr als einen in leitender Stellung befindlichen Mann, der mir im vertrauten Gespräch verraten hat, daß er zu Hause bei seinen Lady's nichts mehr zu verkaufen habe und daß man ihn daheim äußerst kühl behandle. Die einzige gemütliche Person zu Haus sei noch der Sohn, mit dem man wenigstens mal ein Männerwort über Fußball reden könne.

Und wohin man schaut, überall das gleiche, überall die traurige Tatsache, daß die moderne Betriebsamkeit die Menschen auffriert und die Ehen gefährdet, und jeder Vernünftige sollte deshalb alles in seinem persönlichen Lebenskreis daransetzen, um solchen Zuständen entgegenzuwirken.

Meine Herren, diese Rede gilt den Damen; und wenn es hart auf hart geht, dann reden wir lieber auf gut deutsch von den Frauen, nur sie können uns in diesem Zwiespalt helfen.

Möge die deutsche Frau sich ihr Recht auf eine natürliche, gesunde und echte Ehe nicht nehmen lassen, möge sie ihren Adolar, oder wie der Knabe nun sonst heißt, an den Beinen herunterziehen, wenn er wieder einmal geneigt ist, auf den Wolken des Wirtschaftswunders zu entschweben, möge sie seine Argumente erbarungslos zerpfücken, wenn er wieder einmal aus ganz entsetzlich wichtigen Gründen abends aushäusig sein muß, und möge sie ihm mit aller Macht und mit allen Mitteln, die der Frau zur Verfügung stehen, zu Gemüte führen, daß eine gute Ehe tausendmal besser ist als das beste Geschäft! Und in diesem Sinne darf ich Sie bitten, mit mir einzustimmen in den Ruf: Die deutsche Frau hipp hipp, hipp, Hurra! (Mit diesem Ruf wird auf der Schiffermahlzeit jede Rede geschlossen.)

Die Flußfischerei in der Elchniederung

Von Revierförster a. D. Willy Dirwehls, früher in Kastaunen

Die Flußfischerei in der Elchniederung war noch vor dem ersten Weltkrieg recht beachtenswert, wenngleich auch schon zu jener Zeit die Abwässer der Tilsiter und Ragniter Fabriken das Wasser der Memel und ihrer Arme sehr verunreinigte und den Fischbestand schädigte. Der Mensch bezeugt wenig Ehrfurcht vor der von Gott geschaffenen Natur und verschmutzt ohne Verantwortung die Lebensräume der Geschöpfe Gottes. Auch mangelte es an den regulierten und eingedeichten Flußläufen an geeigneten Laichplätzen, was das Ausgerottetwerden vieler Fischarten beschleunigte. Und doch, zu jeder Jahreszeit waren Menschen auf den Strömen, um an dem Segen der Gewässer ihren Anteil zu nehmen.

Ukelei, das sind kleine nur fingerlange Fischlein, wurden nicht als Speisefische gefangen, sondern ihrer Schuppen wegen. Zentnerweise holte man sie aus dem Wasser. Die Schuppen wurden getrocknet und an Fabriken geliefert, die daraus Perlen für Schmuckstücke anfertigten. Die Ukeleifischerei war wenig bekannt, doch fanden dabei viele Familien ihr Auskommen.

Für **Aale** legte man Aalschnüre quer durch den Strom. An einem langen Draht hingen im Abstand von etwa einem Meter dünne 30 cm lange Fäden mit einem mit einem Tauwurm besteckten Angelhaken dran. Im Jahre 1925 sah ich bei Elchwinkel bei einem nächtlichen Zugnetzfishen das Untier eines Aales, etwa 2 m lang, mit einem Schätzwert von zwölf Pfund. Selbst den anwesenden alten Fischern war diese Größe fremd.

Einen **Wels** im Zugnetz zu fangen, war stets ein Ereignis. Der Wels erreichte oft ein Gewicht von 200 Pfund und mehr! Sein Körper bestand fast nur aus Speck, der geräuchert sehr wohlschmeckend war. An warmen Sommertagen zog der Wels gerne in ganz flachem Wasser, so daß sein Körper heraussteckte. Dabei „schief er ein“. Das wird kein Schlaf gewesen sein, vielmehr hat die Wärme ihn irgendwie benommen, daß er wie schlafend liegenblieb. Geübte Fänger verstanden es, den Koloß in diesem Stadium zu bergen. Der „Kampf“ wurde allerdings oft recht hart.

Die **Quappe** war ein sehr delikater Fisch. Sie erreichte ein Gewicht bis zu zehn Pfund. Einige Wochen vor Weihnachten, solange die Flüsse noch offen waren, begann die Zugnetzfisherei auf die zur Laiche vom Haff stromaufwärts ziehenden Quappen. Lag Eis auf den Flüssen, wurden diese mit Reusen verstellt, deren Flügel allerdings nur $\frac{2}{3}$ der Flußbreite einnehmen durften. In den zwölf heiligen Nächten von Weihnachten bis Heilige Drei Könige war die Hauptlaichzeit der Quappen, doch bis weit in den Januar hinein zogen sie stromauf. In dunklen, frostklirrenden Nächten zogen sie am besten. Dann traf man auch Raubfischer auf dem Strom. Sie hatten sich eine Wune (Eisloch) in das Eis geschlagen und stießen durch diese langsam mit einem Fischspeer auf den Grund des Flusses vorsichtig solange auf und ab, bis eine am Flußgrund hinziehende Quappe vom Speer getroffen wurde. Der am Speer hängende Fisch wurde als Beute heraufgezogen. Bald hing die zweite Quappe am Fischspeer, und in immer kürzeren Abständen holte der Raubfischer Quappen aus dem Strom. Die nachziehenden Quappen wurden vom Blut ihrer Vorgänger zu der Unheilstelle gelockt.

Neunaugen zogen zur gleichen Zeit wie die Quappen. Auch ihnen versperrte man durch Flügelreusen den Weg in das obere Stromgebiet. Durch Rösten im eigenen Fett wurde dieser aalähnliche Fisch ein „toller Leckerbissen“. Jeder Elchniederunger kannte diese Zubereitung und wußte diesen Saisonfisch zu schätzen.

Der **Lachs** wurde besonders in der Skirwiet in Flügelreusen gefangen. Diese Geräte mußten den Wasserspiegel gut 50 cm überragen, denn der Lachs merkte schnell die Fangsperre und versuchte sie zu überspringen. Das geräucherte Lachsfleisch ging in alle Welt, war teuer und in der Elchniederung kaum zu haben. Nur besten Bekannten gaben die Lachsfischer etwas ab. Mit den Jahren wurde dieser Edelfisch trotz staatlich angeordneter strenger Schonung immer seltener, und sein Fang schlief fast ganz ein. Man kann es heute kaum glauben, daß im August 1827 an einem Tag in Skirwiet 1500 große Lachse gefangen wurden. Die etwa 30 Pfund schweren Fische verkaufte man damals für 1,— Mark

das Stück, wurde sie aber nicht alle los und mußte mehrere hundert Stück vergraben.

Hechte fingen wir „daheim“ öfter als „Großväter und Großmütter“. Das höchste mir bekannte Gewicht hatte ein Hecht von 32 Pfund. Schleie und Brasseln gab es mit einem Gewicht bis zu 8 Pfund. Über diese und andere Fische der Süßgewässer ist nichts zu berichten, denn sie sind ja in allen Gebieten Deutschlands genügend bekannt.

Seit Menschengedenken ist der Fisch ein wichtiger Faktor der Volksernährung. Schon die Urahnen der Elchniederung in vorgeschichtlicher Zeit waren Fischer. Jetzt genießen den Segen der Ströme unserer Heimat Landfremde. Und dennoch: ich hoffe, daß einmal eine jüngere Generation der Elchniederung gleich ihren Ahnen dort genießen möge, was die Natur schenkt.

Die Bienenhaltung in der Elchniederung

Von Franz Thomek, Kreisobmann der Imkerfachgruppen,
früher in Hohensprindt (Augustlauken)

Vor dem zweiten Weltkrieg zählte man im Kreise Elchniederung rund 320 organisierte und etwa 50 nichtorganisierte Imker. Die ersteren waren in Imkerfachgruppen zusammengeschlossen, die ihren Sitz hatten in Heinrichswalde, Neukirch, Kuckerneese (Kaukehmen), Rauterskirch (Alt-Lappienen), Seckenburg, Herdenau (Kallningken), Groß-Friedrichsdorf, Wilhelmsbruch und Kreuzingen (Gr.-Skaisgirren).

Die Gesamtzahl der Bienenvölker betrug rund 8000, das ergab bei einem durchschnittlichen Honigertrag je Volk im Jahr von nur 6 kg im Kreis 960 Zentner. Die tatsächlichen Zahlen lagen bestimmt höher.

In der Elchniederung brauchte man mit den Bienenvölkern nicht zu wandern. Sie bot sich von Natur aus mit den großen Weide-, Wiesen- und Waldflächen geradezu zur Bienenhaltung an. Ein erfahrener und geschulter Imker konnte selbst in den wenigen geschlossenen Ortschaften — es gab in der Elchniederung keine Stadt — ganz gute Honigerträge erzielen.

Strohkörbe, die sogenannten „Kanitzer“, herrschten immer noch vor und ließen sich durch die Mobilbeuten nur langsam verdrängen. Der offensichtliche Vorteil moderner „mobiler“ Bienenwohnungen wurde in Schulungen, Ausstellungen, Vorführungen und Bienenstandbesichtigungen den Interessenten nahegebracht.

Die Fachgruppen versammelten ihre Mitglieder sechs- bis achtmal im Jahr. Dabei kam es zu regem Erfahrungsaustausch. Die Imker erhielten Einblick in die neuzeitliche Bienenhaltung und Königinnenzucht. Nicht auf die große Zahl der Völker kam es bei rentabler Bienenhaltung an, sondern auf ihre Qualität.

„Wo de Elch un Kroanke jedem Kind bekannt . . .“

Wie ein junger Ostpreuße seine Heimat sieht

und ihre Eigentumsrechte sind leise angedeutet durch den ach so berühmten „Staketenzaun“.

Die Kirche von Inse ist eine Sehenswürdigkeit für sich. Sie ist nicht nur ein Sammelpunkt der gläubigen Bevölkerung Inses und der zum Kirchspiel gehörenden Orte, sondern sie ist in Form und Baustoff eine ganz eigenwillige Vertreterin ihrer Art:

Genau gleichmäßig achteckig und aus Holz gezimmert. Dieser Gottesbau fügt sich so recht in die Landschaft ein. Er entstand nach dem Vorbild der von Philipp von Chieze entworfenen Kirche zu Alt-Lappinen (Rauterskirch).

Alles hat in dieser Gegend seine Zeiten im Jahre, wie die Einbringung der Heuernte und der winterliche Fischfang in den Wuhnen. Doch die Vorgänge, die den Bewohnern dieses wasserreichen Landstriches die Existenz bedeuten, vollziehen sich in aller Stille. Nur dann und wann, etwa wenn sich ein ganzer Heuhaufen scheinbar antriebslos übers Land schleibt, gerade die Segel gesetzt werden, oder im Winter ein Eissegler mit berauschernder Geschwindigkeit vorbeischießt, blickt der ortsfremde Besucher überrascht auf.

Ganz anders verhält es sich dagegen mit den erzeugten Produkten. Sie werden auf den an-

scheinend nicht endenwollenden Flüssen und Kanälen nach überallhin ins Land befördert und dort zum Verkauf feilgeboten. Meist in Königsberg.

Welcher Königsberger kennt nicht die „Zippekähne“ aus der Elchniederung, die am Lindenmarkt oder Junkergarten festliegen, und wo man alles schmackhafte Gemüse erwerben kann? Seien es nun Möhren, Gurken oder „Kummat“ Majoran oder „Zipple und Toffle“.

Auch am Fischmarkt legen Kurenkähne an, wo geschäftstüchtige Handelsfrauen ihre Ware zungenfertig anpreisen, etwa mit den Worten: „Ei, was an de Fisch, Madamchel! Alles ist hier zu haben: Aal, Stint, Kaulbarsch . . .“

Auf diese Weise und durch die neue, 1934 gebaute Jugendherberge in Inse werden diese Orte weithin bekannt sein als idyllische Ferienorte . . .

Ein Traum! Die Wirklichkeit ist anders, und jeder von uns kennt sie: rechtlos, trennend, zerstörend! Die ihre Heimat liebenden Landsleute erbarmungslos verjagt. Wen nimmt es da Wunder, daß das Antlitz der Heimat leidend aussieht?

Norbert Kowalski



Kirche zu Inse

Wer hört, daß ich gerade erst 21 Jahre alt bin, der wird mir ob dieses Aufsatzes wohl einen mitleidigen, wenn nicht gar vorwurfsvollen Blick zuwerfen: Wie kann dieser Lorbal von Dingen erzählen, die er unmöglich selbst erlebt hat?

Dieser Vorwurf ist wahr, und doch zugleich ein Unrecht. Was können wir jungen Menschen dafür, daß wir unsere Heimat nicht sehen durften? Uns geht es wie blinden Menschen: Sie sehen nichts von ihrer Umgebung, und doch kennen sie diese genau. Woher? Vom Betasten und Hören. Natürlich prägt sich hier und da die Vorstellung etwas anders als die Wirklichkeit, aber was macht das schon?

Knapp 100 km Wasserweg von Königsberg entfernt liegt das nur etwa vierhundert Einwohner zählende Fischerdörfchen Inse, versteckt und geschützt an der Mündung des gleichnamigen Fließchens, das ins Kurische Haff mündet. Inse ist ein Dorf, wie es derer mehrere am Kurischen Haff gibt, z. B. Nemonien, Gilge, Loye, Karkeln und wie sie sonst heißen mögen.

All diese Küstenorte kann man mit Recht als ~~Kampfstellungen des Menschen~~ bezeichnen, denn was er hier besitzt, das hat er der rauhen Natur mühsam abgerungen, und täglich muß er aufs neue darum kämpfen mit den Gewalten des Windes und des Wassers. Aber er verzagt deshalb nicht, er paßt sich vielmehr den Gegebenheiten an. Der Berufsverkehr spielt sich in diesem so sehr von dem nassen Element beeinflussten Küstenraum auf dem Wasser ab. Darum gehören auch die Mole und der Spickdamm, eine von der Flußmündung ins Haff führende Befestigung der Fahrrinne, zum Bild eines jeden Dorfes. Spickdamm sagt der Einheimische zu den entlang der Fahrrinne laufenden Steinwällen, deren Verlauf man bei Hochwasser nur an einigen aufrechten Stangen erkennt.

Aber wo gäbe es ein Dorf ohne Dorfstraße? Natürlich gibt's eine solche auch in Inse, und der Fremde, der ein Dorf nach dem Eindruck dieser Straße beurteilt, ist voll des Lobes: Ruhig, sauber, farbenfreudig.

Ich will um alles in der Welt nicht in Lobeshymnen zerfließen, aber diese Eigenschaften verdienen herausgestellt zu werden, weil sie kennzeichnend für die Bewohner sind.

Sie sind weder reich noch wohlhabend. Meist gehört ihnen nur das einfache Haus, eine kleine Stallung, ein Timberkahn — der „Volkswagen“ des kurischen Küstenbewohners — oder gar ein Keitelkahn und ein Stück Haffwiese oder sonstiges Land.

Unmöglich kann ich hier alle Einzelheiten eingehend schildern, und deshalb seien nur einige wesentliche Punkte angeführt:

Die Stallungen sind von den Wohnungen deutlich getrennt. So deutlich, daß es auch dem flüchtigen Betrachter auf den ersten Blick auffällt. Diesseits der Straße die farbenfreudigen Wohnhäuser mit den gekreuzten Pferdeköpfen an den Giebeln, jenseits Stallungen und Wirtschaftsgebäude.

Sicher liegt dieser Abgrenzung ein sehr praktischer Sinn zugrunde, denn richtet man von der Straße aus den Blick an diesen Gebäuden vorbei, so erblickt man den Fluß und die Segel der geschäftig ein- und auslaufenden Timberkähne. Mit ihnen gelangt man leicht bis dicht an die Ställe heran, und man kann auch das Heu von den Wiesen, wo es in haushohen Haufen lagerte, per Schiff direkt bis zum Verbrauchsort bringen.

Ein Wort sei mir noch über die Dorfstraße gestattet:

Wohl jeder Hof, ob in Ostpreußen, Niedersachsen oder Bayern besitzt einen Hausgarten. Aber wie sind doch die Begriffe unterschiedlich! Zumeist findet man allerlei Küchenkräuter, Kartoffeln und sonstiges Nahrungsgewächs darin. Nicht so in Inse. Zwar sind solche Küchengärten auch hier vorhanden, aber sie werden nicht zur Schau gestellt, sondern liegen brav versteckt noch hinter den Wohnhäusern. Zur Straße hin jedoch breitet sich ein mehr oder weniger großer Ziergarten aus, der dem Betrachter vom ersten wärmenden Strahl der Frühjahrs- bis in die späte Herbstzeit hinein eine duftende und gleißende Blütenpracht preisgibt. Der ganze Stolz der Besitzerin liegt darin,



Die Stadt Labiau feiert Geburtstag

Festliche Stunde und Sonderausstellung in Cuxhaven zum 350jährigen Bestehen der Kreisstadt

„Friedrich Wilhelm, Kurfürst des Reichs, Markgraf von Brandenburg und Herzog in Preußen, verleiht dem Flecken vor dem Schloß Labiau das Kulmer Stadtrecht, bestimmt die Rechte und Pflichten in Verwaltung und Rechtswesen sowie für das Wirtschaftsleben. 1642, Juli 28. Königsberg.“

Das 350jährige Jubiläum dieser Verleihung wurde jetzt im Kreishaus Cuxhaven gebührend gefeiert.

Zur Geschichte der Stadt (aus der Festschrift): Labiau gehört zu den ältesten Orten, die aus diesem Teil Ostpreußens belegt sind. Labiau war zuerst eine Lischke (Siedlungen vor den Burgen, aus Krügern und Gärtnern) vor einer landesherrlichen Burg, deren Anfänge noch ins 13. Jahrhundert zurückgehen. Die Lage an der Deime, dem einzigen Wasserweg vom Pregel zum Kurischen Haff, gab nicht nur der Burg ihre militärische Bedeutung, sondern erlaubte auch der Lischke Labiau wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten. Vom 15.-17. Jahrhundert vollzog sich in der Lischke eine Entwicklung, die auf eine Organisation des Gemeindelebens nach städtischem Vorbild hinführte. Auch wenn Labiau schon ab 1626 gelegentlich Stadt genannt wurde, erhielt es erst nach mehreren Verhandlungen 1648 die ersehnte Stadtrechtsurkunde. Für das erhaltene Recht mußte die Stadt einen Jahreszins von 100 Reichstalern zahlen. Die Stadt Labiau erhielt Bürgermeister und Rat sowie ein Gericht mit Schöffen. Der Landesherr gewährte Marktrechte. Zum Handel in der Stadt wurde festgelegt, daß die Einwohner innerhalb des Herzogtums Waren an- und verkaufen durften. Ausländische Kaufleute durften in Labiau nicht untereinander, sondern nur mit Einwohnern der Stadt handeln.

Unvergessene Heimat

Labiau ist auch während seiner weiteren Entwicklung eine kleine Stadt geblieben, dennoch wurde die Stadtrechtsverleihung bald als bedeutender Einschnitt der Ortsgeschichte angesehen, so daß nicht erst im 20. Jahrhundert, sondern bereits nach einem Jahrhundert, im Jahre 1742, ein Anlaß zum Jubilieren gesehen wurde.

Daß die Heimatstadt auch heute noch unvergessen ist, zeigte die rege Beteiligung der Labiauer an der „Geburtstagsfeier“. Am Vormittag des 2. Mai luden Landkreis und Kreisgemeinschaft zu einer Feierstunde ein, an der unter anderem Vertreter des Landkreises Cuxhaven, wie der Ehren-Landrat Martin Steffens, Oberkreisdirektor des Landkreises Dr. Johannes Höppner und der Stadtdirektor Wolfgang Vockel teilnahmen. Auch Harry Poley, amtierender Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, ließ es sich nicht nehmen, an der Feierstunde teilzuhaben. Als besonderer Gast und zur Überraschung und Freude aller erschien auch die aus Labiau stammende Sekretärin der rus-



Das alte Torhaus in Otterndorf: Zum 350jährigen Stadtjubiläum ist hier eine Sonderausstellung eröffnet worden
Foto Montigny

sisch-deutschen Gesellschaft, Irina Altowa.

Landrat Martin Döscher blickte in seinem Grußwort auf 40 Jahre Patenschaft zwischen den Labiauern und dem Landkreis Cuxhaven zurück. 1952 wurde die Patenschaft zwischen den Vertriebenen und den früheren Hadlern besiegelt. Ein großer Gedenkstein mit Inschrift vor dem alten Otterndorfer Kreishaus erinnert noch heute an dieses denkwürdige Ereignis. Döscher lobte in seiner Rede die Vertriebenen, die bereits in der ersten Nachkriegszeit durch ihre Charta frühzeitig von jeglicher Vergeltung für den erzwungenen Verlust der Heimat Abstand genommen hätten. Doch die Heimatliebe wäre zu Recht geblieben.

Harry Poley, der amtierende Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, überbrachte in seinem Grußwort die Grüße der Landsmannschaft Ostpreußen, wies auf die Bedeutung des Tages hin und war glücklich darüber, daß am 1. August dieses Tages in Labiau selbst gedacht werde. „Und das ist gut so, weil die Landsmannschaft Ostpreußen nicht der Club der Revanchisten ist, die mit gewetzten Messern durch die Gegend laufen, um alles das zu zerstören, was möglicherweise erhalten werden kann. Daß wir zu manchen politischen Fragen und Verträgen eine andere politische Meinung haben, als die, die diese Verträge abgeschlossen haben, das steht auf einem anderen Blatt. Hier können wir uns auf den Artikel 5 des Grundgesetzes berufen, der jedem Bürger die freie Meinung garantiert.“ Weiterhin appellierte Harry Poley an die Anwesenden, „einer von guten Pfeilern zu sein, die Brücken tragen, Brücken in den Osten. Richtschnur des Handelns der Landsmannschaft und aller Ostpreußen sollte die Inschrift des Gedenksteins in Königsberg für das Infanterie-Regiment I sein: Mehr Vergangenheit, mehr Zukunft.“

Auszeichnung

Im Anschluß an seine Ansprache verlieh Harry Poley das Goldene Ehrenzeichen der Landsmannschaft an Hildegard Knutti, der Geschäftsführerin der Kreisgemeinschaft Labiau. (Die Laudatio für Hildegard Knutti auf Seite 23 dieser Ausgabe.)

Einen historischen Vortrag über Labiau in früheren Jahrhunderten hielt Dr. Martin Armgart aus Speyer. Zusätzlich zu vielen geschichtlichen Daten und Fakten sparte er auch die 82 Namen derjenigen Bürger nicht aus, die dem Großen Kurfürsten als Stadtrechtsverleiher huldigen durften.

Der Sonnabendnachmittag stand ebenfalls ganz im Zeichen von Geschichte und Zeitgeschichte. Im Torhaus zu Otterndorf eröffnete der Vorsitzende der Kreisge-

meinschaft Labiau, Hans Egbert Terner, eine Jahressonderausstellung mit Zeichnungen, Fotos und Karten aus der Stadt an der Deime aus mehreren Jahrhunderten. Zu sehen sind auch Bilder, die in den letzten eineinhalb Jahren aufgenommen wurden.

Die Sekretärin der russisch-deutschen Gesellschaft, Irina Altowa, überbrachte die Grüße des heutigen Labiauer Bürgermeisters, Stanislaw Taraschkjewitsch, der aus gesundheitlichen Gründen leider nicht selber nach Otterndorf kommen konnte.

Hans Egbert Terner flocht einiges Historische in seine Begrüßung ein, ehe der Kreisarchäologe Matthias Schön auf das Labiauer Siedlungsgebiet einging. Die Stadt am Haff habe im 17. Jahrhundert eine besondere Blütezeit erlebt und sei Ort geschichtlicher Handlungen gewesen. 1360 entstand das Ordenschloß als ein vierflügeliges Haus mit Turm und Wehrmauern. Es beherbergte ab dem 19. Jahrhundert das Landratsamt. Auch die ev. Stadtkirche von 1545 sei ein herausragendes historisches Gebäude Labiaus gewesen. Von dem Gotteshaus ist nach Kriegsende kaum noch etwas übriggeblieben. Das Schloß macht einen heruntergekommenen Eindruck.

Die Landsmannschaft Ostpreußen wird die Möglichkeit nutzen, den Bewohnern des nördlichen Ostpreußens bei der Restaurierung alter Bauten zu helfen. Im Vordergrund der Kontakte stehen humanitäre Hilfen, die es seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion mehr denn je zu leisten gilt. Die Zusammenarbeit zwischen Ostpreußen und der Bundesrepublik muß noch stärker werden.

Christine Kob



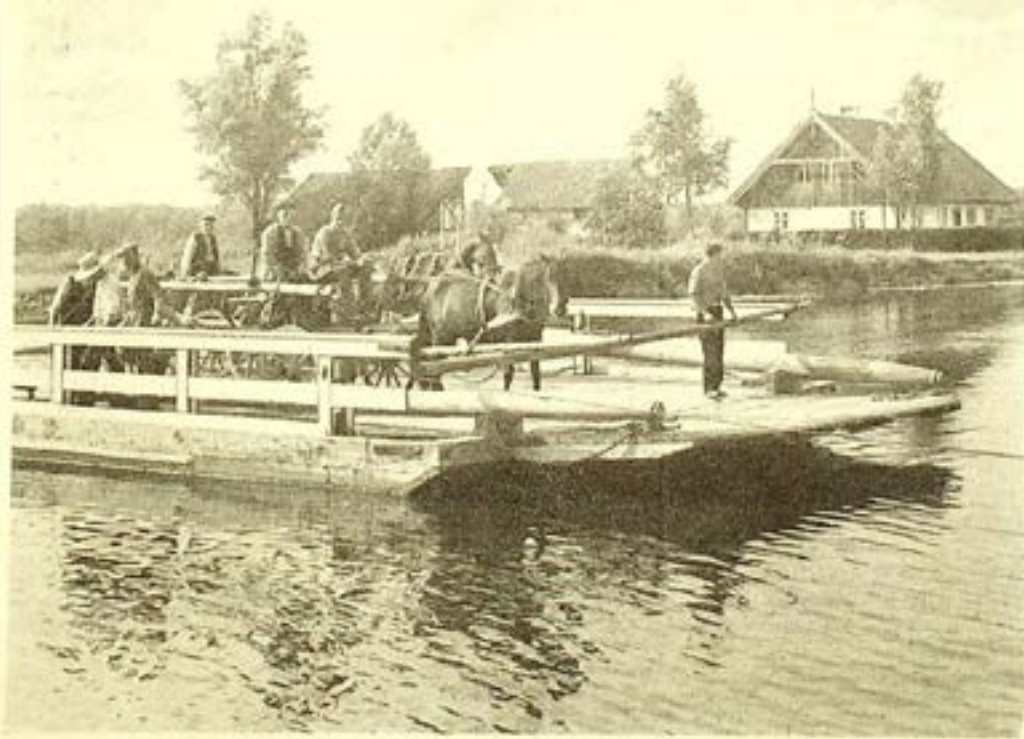
Hildegard Knutti und Harry Poley: Verleihung des Goldenen Ehrenzeichens an die Geschäftsführerin der Kreisgemeinschaft Labiau
Foto Kob



Der Archäologe Matthias Schön: Referat über die Siedlungsgeschichte im Kreis Labiau
Foto Montigny



So war es einst: Unser Bild zeigt Fischer in Karkeln beim Sortieren ihres Fanges. Heute ist der Fischreichtum des Kurischen Hafes und der Flüsse im Memeldelta verschwunden; jahrelanger rücksichtsloser Raubfang führte dazu, daß kaum noch nennenswerte Erträge zu erzielen sind.



Das ist die Fähre von Nemonien, wie wir sie in Erinnerung haben. Auch sie existiert heute nicht mehr. Sie fiel den sowjetischen Neusiedlern genau so zum Opfer, wie zahlreiche Gebäude der Gehöfte aus unserer Zeit, die nach 1945 abgebrochen wurden.

Siegfried Lenz umgeht die Fragen, die uns heutige bewegen, nicht, er setzt sich mit ihnen auseinander. Sein geradezu drängelndes Erzählertalent verbindet sich glücklich mit einem kurzgeknöteten, oft in sarkastische Wendungen gekleideten Humor. Die zuchtvolle, klangreine Sprache läßt den schöpferischen Menschen erkennen. Man darf noch viel von ihm erwarten."

Diese Zeilen und vieles andere mehr über Lenz konnte man 1951 in Folge 10 des Ostpreußenblattes lesen. Erwin Scharfenorth schrieb sie unter dem Eindruck des Erstlingswerks von Siegfried Lenz „Es waren Habichte in der Luft“, das dem damals fünf- undzwanzigjährigen Verfasser 1953 ein Stipendium des Lessing-Preises der Stadt Hamburg einbrachte. 1961 erhielt Lenz von der Landsmannschaft Ostpreußen den Kulturpreis für Literatur, in der Hauptsache im Hinblick auf seine Erzählung „So zärtlich war Suleyken“, die 1955 bei Hoffmann und Campe erschien. Den bedeutenden-bedeutenden Ostpreußen-Roman, von dem Scharfenorth sich eine besondere Wirkung erhoffte, bekam er nicht zu Gesicht, da Lenz sich anderen Themen zuwandte, die im Augenblick „IN“ waren und unter dem Sammelbegriff „Vergangenheits-Bewältigung“ hohe Auflagen versprachen, wie zum Beispiel „Deutschstunde“ (1968) und „Das Vorbild“ (1973).

Ein enttäuschter Freund

Der enttäuschte Freund war inzwischen gestorben. Aber vielleicht wäre die Enttäuschung noch größer geworden, hätte Scharfenorth die jüngste Bucherscheinung von Siegfried Lenz noch erlebt, den Roman „Heimatismuseum“. Verlag und Verfasser rechnen augenscheinlich mit einer recht hohen Absatzquote des 656 Seiten umfassenden Buches, denn die erste Auflage wurde bereits mit einhunderttausend Exemplaren ausgedruckt.

Von daher gesehen ist Lenz mit diesem Masuren-Roman wahrscheinlich das Buch des Jahres, vielleicht das Buch seines Lebens gelungen.

Und das alles nicht ohne Berechtigung, geht man von der Beobachtung aus, daß der Fluß der Erzählung, von Anbeginn, über Seiten hinweg, eine starke Faszination auf den Leser ausübt:

„Nein, es war kein Unglück. Ich habe das Feuer gelegt, an einem Abend, am Abend des achtzehnten August, mir blieb nichts anderes mehr übrig, als das Museum zu zerstören, das einzige masurische Heimatismuseum...“

Der Funke hat gezündet. Die Spannung ist da. Man ist begierig zu wissen, wohin dieses Bekenntnis zielt.

... niemand machte einen Versuch, das Feuer zu löschen; meine Frau lehnte am Eingang des Wohnhauses und beschattete ihr Gesicht, Marian stand regungslos unter den Rotbuchen, meine Tochter Henrike ... sie kauerte weinend auf halber Höhe des Pfades, der zum Wasser hinabführt.“

Eine Verschwörung ... ?

Auflehnung gegen den Vorstand des Lucknower Heimatvereins, der die Forderung stellte, über gewisse Maßnahmen im Heimatismuseum mitentscheiden zu können. Daher mußte das unter Mühen und Opfern im Raum von Schleswig errichtete Gebäude mit allen Kostbarkeiten, die man bei der Flucht aus der Heimat mit hinübergerettet hatte, brennen.

Übrigens: Einen Ort mit dem Namen Lucknow gab es in Masuren nicht ... natürlich nicht! Handelt es sich doch hier um einen Roman, bei dem üblicherweise Ortslichkeiten und Personen unter erfundenen Namen erscheinen. Aber die Stadt und ihre Umgebung mit Wald und See ist vom Verfasser so liebevoll und eindeutig geschildert, daß es sich nur um Lyck, die Hauptstadt Masurens handeln kann.

Die Schilderung ist eindeutig

In Lyck wurde Siegfried Lenz 1926 geboren. Sein Vater war dort Zollbeamter und wohnte mit seiner Familie in der Kaiser-Wilhelm-Straße. In Lyck hat Lenz das Realgymnasium am Wasserturm besucht. Als Zwölfjähriger kam er nach Palmas Green und besuchte dort eine englische Elementarschule. Inzwischen wurde sein Vater nach Posen versetzt. Lyck und Masuren hat der Sohn also nicht wiedergesehen. Aber auf das Knabengemüt machte ein äußerst realistischer Auftritt auf der Freilichtbühne am Böhmerdenkmal nachhaltigen Eindruck. Und so schildert Scharfenorth im Ostpreußenblatt alten Datums seinen Bericht:

„Die Freilichtbühne lag auf dem Weg von der Domäne zum Rennplatz, und der Zugang zu ihr führte durch hohes Schilf. Eines Tages wurde ein Heimatspiel aufgeführt ... Diese Anmerkung ist darum von Interesse, weil Bühne und Spiel mit allem Drum und Dran auch im Buch in Erscheinung treten. Die Handlung ist so angelegt, daß vor den Augen der Zuschauer die Ordensritter in weißen Mänteln erscheinen und dabei Furcht und Schrecken auslösen. Haben sie doch, so,

Hohe Verkaufszahlen in Sicht

„Heimatismuseum“: Das Neue an Lenz ist nicht gut — und das Gute ist nicht neu



Lyck, die Hauptstadt Masurens: In Lucknow umgetauft und doch erkannt

Foto Plan und Karte

wie Lenz es schildert, die einst dort ansässige Bevölkerung der Sudauer mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Auf der Bühne steht sozusagen als letzter Lebender, der Sudauerfürst mit seinen zwei Kindern, Knabe und Mädchen, die von der Hand des Vaters dem Tod geweiht sind, denn ... so lautet das Urteil des Alten — erst wenn das Land völlig leer ist von Menschen, werden die Ordensritter Siedler herbeirufen müssen. Aus Masowien werden sie kommen und sich hier niederlassen, und das wird den Untergang des Ordensstaates bedeuten. Auf eine sehr drastische Art, die den Ernst des Spiels übertüncht und als Grotteske enden läßt, wird der Fürst daran gehindert, an sich selbst Hand anzulegen. Amüsiert geht der geschichtskundige Leser darüber hin.

Es ist die längst widerlegte, aber immer

Die Grenze von 1343 blieb sechshundert Jahre unverändert

Um mit wenigen Worten Klarheit zu schaffen: Die Sudauer wurden 1278 bis 1283 vom Orden unterworfen und zum Teil ins Samland verpflanzt. Die Grenze zwischen dem Ordensstaat und Masowien, im Jahre 1343 festgelegt, blieb unverändert bis nach dem Zweiten Weltkrieg bestehen. Unter der Mitarbeit von abhängigen preußischen Bauern, zahlreichen Freien und vereinzelt Adligen, die zum Teil mit größeren Gütern belegt wurden, fand die Aufsiedlung des Landes nach Beseitigung der „Wildnis“ durch deutsche Bauern und Bürger sowie durch masowische Einwanderer statt. Der Name Masuren wurde erst um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert gebraucht. Nachzulesen bei Toeppen, „Geschichte Masurens“ (1870), sowie bei Döhring „Über die Herkunft der Masuren“ (1910).

Eine wichtige Ergänzung findet man in der Beschreibung der Masur-Germanischen Kultur, eine frühgeschichtliche Kulturgruppe (6. bis 8. Jahrhundert), getragen vom preußischen Stamm der Galinder. (E. Petersen, „Der ostelbische Raum des germanischen Kraftfeldes“).

Und bei Lenz? — Abgesehen davon, daß bei ihm Masowier und Polen identisch sind, läßt er an einer Stelle einen der von ihm dargestellten Mitbewohner der Heimatstadt, den Lesern als Conny vorgestellt, sagen (frei wiedergegeben): Im Grunde gehört Masuren keinem, nicht den Polen und nicht den Deutschen. Beide können mit gleicher Berechtigung hier leben! Wobei man sich fragt: Haben die Deutschen die Polen, oder die Polen die Deutschen vertrieben?

Was die Handlung — ungemein wortreich, aber von erheblicher Dichte — betrifft, bleibt einiges zu erwähnen übrig, was bei der Lektüre merkwürdig berührt, abgesehen davon, daß der Verfasser bei der Niederschrift die Form der „Ich“-Darstellung gewählt hat, eine Form, die leicht beim Leser zu Mißverständnissen führt. Hier wird der Verlauf der Handlung in zweifacher Weise kompliziert. Für die Rolle des Erzählers hat Lenz sich sozusagen ein Pseudonym zugelegt. Zygmunth Rogalla. Liegt eine Absicht darin? fragt man sich. Durch die ungewöhnliche

wieder auftauchende Version von der völligen Ausrottung der Prussen durch den Orden, die Lenz hier, wenn auch sozusagen im Plauderton, ganz nebenbei, übernommen hat. Es ist nicht die einzige Fehlinterpretation der Geschichte, der ernsthaft zu widersprechen ist. Denn so etwas prägt sich ein und gefährdet das sachliche Urteil, insbesondere bei der Jugend. Nota bene: Der berühmte und schon in den Schulen zu einem Begriff gewordene Siegfried Lenz hat's gesagt! Wäre er der große ostpreußische Dichter, als der er einem gutgläubigen Publikum angepriesen und verkauft wird, seines Auftrags bewußt, hätte er sich bei der Darstellung der schicksalhaften Ereignisse in seinem Heimatland mehr an die Realitäten, mehr an die Wahrheit gehalten. Sie läßt sich nicht nach Gutdünken manipulieren.

Schreibweise des Vornamens ist der Schluß nahegelegt, daß der Mann slawischen, also polnischen oder zumindest masowischen Ursprungs ist. Am seltsamsten aber will es erscheinen, daß die ihm am nächsten stehenden Menschen in ihrem Wesen negativ angelegt sind. Vater Jan ist ein Scharlatan, der in eigenem Labor, wenn der Name für den Raum angebracht ist, allerlei Mixturen herstellt, Essenzen und Pülverchen, die er den Leuten auf den Jahrmärkten als Mittel gegen allerlei Krankheiten verkauft. Darunter ein Pulver, das Menschen für einige Zeit unsichtbar macht. Es ist dasjenige, das am meisten verlangt wird.

Die Heimat — für Ostpreußen eine alles umfassende Idee

Da ist also das Heimatismuseum, das dem Roman den Titel gibt. Zygmunth geht ganz und gar in seiner Aufgabe auf.

Sympathisch ist die Mutter gezeichnet und Sonja Turk natürlich, die Meisterin in Teppichwirkerei (es wäre verfehlt, sie mit Bertha Syttkus zu identifizieren). Zu ihr also geht Zygmunth in die Lehre und bildet sich zu einem großen Köhner aus. Fortan lebt er wie zwischen zwei Polen, der Kunst des Schaffens und dem Museum. Beide sind im Begriff, sein Leben auszufüllen. Jedoch ... „mit des Geschickes Mächten“ — In diesem Fall war es die NSDAP, mit der kein Bund zu flechten war. In Lucknow kam Kreisleiter Reschat an die Macht und griff nach allem, was zu beherrschen ihm wert und notwendig erschien, auch der Heimatverein und das Heimatismuseum. Ein Kampf mit allen Mitteln setzte ein. Noch war er nicht endgültig ausgetragen, als der Krieg ausbrach und sein Ende kam: Flucht und Vertreibung.

Und das fast Unmögliche geschah, mußte geschehen, sonst wäre das Buch nicht zustande gekommen. Menschen verließen Haus und Hof, mit hochgepacktem Wagen und vierspännig, wenn möglich, aber zu Fuß und mit wenigen Habseligkeiten kamen sie irgendwo an, wenn überhaupt. Doch das mitgeführte Heimatismuseum oder das, was man davon aufgeladen hatte, kam an, zumindest

Großvater Alfons, Verwalter der Domäne, geradezu ein Teufel in Menschengestalt, herrschsüchtig und geizig und brutal. Von gegensätzlicher Art ist sein Bruder, von Zygmunth „Onkel Adam“ genannt. Er hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, den Heimatboden nach Zeugen alter Kulturwerte zu durchwühlen, mit so viel Glück, um ein Heimatismuseum zu schaffen, das in weitem Umkreis alles Vorhandene übertrifft. Zygmunth ist von ihm ausersehen, die Erbschaft zu übernehmen. Für seinen Tod hat sich Lenz einen Gag ausgedacht, der selbst die Phantasie eines Film-Drehbuchautors übertrifft. Irgendwie, von Unruhe oder Tatendrang getrieben, ist Onkel Adam in das Mündungsgebiet der Memel gelangt. Bei der Beschreibung der Bodenbeschaffenheit ist Lenz einem Irrtum verfallen: Sümpfe hat es dort nicht gegeben. Aber zahlreiche Flußläufe. Adam gefällt es, sie stakenderweise und in Begleitung eines Hiesigen mit einem Kahn zu durchmessen. Eines Tages stoßen sie auf einen von Ufer zu Ufer schwimmenden Eich. Sie gehen längsseits und werfen ihm eine Leine um das Geweih, um das gefangene Tier hinter sich her zu ziehen. Das Ende der Leine bindet sich Adam um den Leib. Sobald das Tier — so berichtet Lenz — Grund unter den Füßen hat, rennt es geradeweg einem Waldstück zu und zieht den armen Adam hinterher. Sein Gefährte kann nur noch seine Leiche bergen. Da ist nur ein Haken dabei: Ein Eich hätte eher das Boot zertrümmert oder zumindest zum Kentern gebracht, als sich gefangen nehmen zu lassen. (Das nur nebenbei!)

in Pillau. Dort traf es sich gut, daß Reschat für sich und seine Begleitung einen Seeschlepper gechartert hatte, und daß man sich fand in dem Chaos der Menge und feindlicher Angriffe. Für die Mutter, für Frau und Kind endete die Reise im Jenseits, aber Zygmunth mit seiner Last erreichte den westlichen Strand, der Rettung und Leben und ein neues Beginnen bedeutete. Zygmunth bekam ein Haus geschenkt und fand eine Frau als Lebensgefährtin — und auch Reschat war wieder da.

Der Kampf konnte beginnen. Ein Ringen, in dem keiner Sieger war. Das, was nach dem Konzept des Verfassers als sichtbares Zeichen von der verlassenen, verlorenen Heimat gerettet und übriggeblieben war, ist zu Asche geworden.

Gerade wir Ostpreußen verbinden mit dem Heimatbegriff — in allen seinen Formen und Phasen — eine alles umfassende Idee, die den ganzen Menschen ergreift, wovon bei Lenz, weder im „Heimatismuseum“ noch sonst irgendwann-irgendwo, etwas zu spüren ist. Damit gleicht, nach unserer Auffassung, sein jüngstes Werk einem schillernden Gefäß, dem der Inhalt fehlt.

Paul Brock

Siegfried Lenz, Heimatismuseum. Roman. Verlag Hoffmann und Campe. 656 Seiten, Leinen, 35,— DM.

Stimme der Jugend

Nun ist sie also wieder vorbei, die photokina '78, die vom 15. bis zum 21. September in der Messestadt Köln stattfand. Zum fünfzehnten Male seit 1950 wurde diese Weltmesse von dem Photoindustrieverband, Frankfurt, veranstaltet. Zunächst noch rein national ausgerichtet, wurden bereits auf der 2. photokina im Jahre 1951 70 ausländische Aussteller und 2000 ausländische Besucher gezählt. In diesem Jahr zeigten 1018 Unternehmen aus 27 Ländern auf 100 000 qm Ausstellungsfläche den Fachbesuchern eine lückenlose Übersicht über die Gesamtbranche Photo, Film, Audiovision, Optik, Labor, Kino- und Fernsehtechnik.

Der Otto Normalverbraucher, der trotz der hohen Eintrittspreise den Weg in die Ausstellungshallen fand, konnte angesichts der konzentrierten, hochentwickelten Technik nur noch staunen. Automatisierung, Bedienungscomfort und Color sind die wesentlichen Trends im Angebot der photokina '78. Die Automatik ist soweit fortgeschritten, daß auch bei relativ einfachen und preisgünstigen Geräten für Anfänger und nur sporadisch zum Photoapparat und zur Filmkamera greifenden Amateuren nichts mehr dem Zufall überlassen bleibt.

So wurde eine Kamera mit automatischer Ultraschall-Entfernungsmessung vorgestellt, die zum Objekt hin ein für Menschen unhörbares Signal aussendet und beim Empfang des Echos automatisch das Objektiv auf die richtige Entfernung einstellt. Elektronik macht's möglich. Kein Grund jedoch für den Besitzer einer „altmodischen“ Kamera, gleich seine ganze Ausrüstung wegzulegen. Den nach wie vor erforderlichen „Blick fürs Motiv“ nimmt ihm auch eine rundherum vollautomatische Kamera nicht ab.

Bei den Photoapparaten stehen die Pocket-Kameras im Rampenlicht. Seit sie zum erstenmal vorgestellt wurden — das kleine Format wurde bei der photokina '74 weltweit eingeführt — hat sich auf diesem Sektor einiges getan. Allgemein kann man feststellen, daß die Pocket-Kamera immer stärker Merkmale aufweist, die bislang vornehmlich der Kleinbildkamera vorbehalten waren. So etwa die Bestückung mit lichtstarken Objektiven bis zum Sechslinzer,

Polen:

„Sitzenbleiben“ abgeschafft
Grundschnler von Angst befreit

Das Schreckgespenst „Sitzenbleiben“ wird in Polen jetzt abgeschafft. Seit neuestem brauchen die Grundschnler in unserem Nachbarland nicht mehr zu fürchten, nicht in die nächste Klasse versetzt zu werden.

Wie die Warschauer Familienzeitschrift „Magazin Rodziny“ (Familienmagazin) berichtet, soll damit den vielen neurologischen Störungen und der Frustration der Kinder entgegengewirkt und das Selbstbewußtsein der Schüler gehoben werden. Nur noch mit Einwilligung des Schulpsychologen darf künftig ein Grundschnler eine Klasse wiederholen.

Hauptschnler dürfen bis zur 7. Klasse nach dem polnischen Sprichwort „Ein Schnler ohne Sechis ist wie ein Soldat ohne Karabiner“ neuerdings zwei bis drei ungenügende Zeugnisnoten haben, um dennoch versetzt zu werden. Strengere Sitten gelten allerdings ab Klasse 9 für die Oberschnler: Ein „Ungenügend“ im Zeugnis genügt, um sitzenzubleiben. In Polen gibt es nur vier Schulnoten; darunter nur eine ungenügende.

Allerdings hat das Kultusministerium in Warschau bereits eine Novelle in der Schublade, wonach — vielleicht schon kommendes Schuljahr — hier Abhilfe geschaffen werden soll. Etwa durch Ausgleichsnoten in anderen Fächern. Über die Versetzung in kritischen Fällen soll eine Kommission entscheiden, die auf Antrag der betroffenen Schüler und ihrer Eltern einberufen werden soll. J. G.

Hochschulen:

Freibeträge für Studenten

Faltblatt mit Informationen und Hinweisen hilft sparen

Ohne „Jobben“ kommt heutzutage kaum ein Student mehr aus, sei es auch nur, um die Studienkasse etwas aufzufrischen.

Einen guten Job zu finden, ist heute gar nicht so leicht. Gelingt es trotz schlechter Arbeitsmarktlage schließlich doch, kann das Wissen um sozialversicherungsrechtliche Fristen und steuerliche Freibeträge oftmals bares Geld bedeuten. So erfährt der Werkstudent aus einem Faltblatt, das bei der Dresdner Bank erschienen ist, daß z. B. eine regelmäßige Arbeitszeit von weniger als 20 Stunden wöchentlich sozialversicherungsfrei ist. Das Faltblatt weist darauf hin, daß ein lediger Student in diesem Jahr bis zu 6204 DM verdienen darf, ohne einen Pfennig Lohnsteuer bezahlen zu müssen.

Die Krankenpflichtversicherung der Studenten „ruht“, wenn der Student eine Beschäftigung als Arbeitnehmer ausübt, die sozialversicherungspflichtig ist und für die er, wie jeder andere Arbeitnehmer auch,

Für Fotofreunde:

Neue Wege für Amateure

Hobbykünstler fanden in Köln viele interessante Anregungen



Hier treffen sich zu Pfingsten 1979 die Ostpreußen: Unser Foto zeigt die Messehallen in Köln, in denen in diesen Tagen die „photokina“ stattfand; Pfingsten 1979 wird hier wieder das große Bundestreffen der Ostpreußen stattfinden, zu dem 1976 fast 100 000 Landsleute an den Rhein gekommen waren. Foto Engels

elektronische Verschlüsse, stufenlose Verschlusssteuerung, LED-Anzeigen und objektivegekuppelte Entfernungsmesser. Die Kameras lassen sich von jedermann einfach bedienen und werden dennoch auch verwöhnten Ansprüchen gerecht.

Die Kleinbild-Spiegelreflexkameras lassen eigentlich kaum noch Wünsche offen. Hier setzt sich die Zeit- und Blendenaomatik mehr und mehr durch, die beide nach Belieben abgeschaltet werden können. Das Zubehörangebot reicht von Objektiven aller Brennweiten — der Trend zum Vario- und Makro-Objektiv ist unverkennbar — bis zum Motor-Winder, der bis zu fünf Bilder pro Sekunde schießt. Mit Motor ausgerüstete Kameras lassen sich sogar fernsteuern.

Zeitsoldaten am Wochenende:

Ungefähr eine halbe Division verunglückt

Sie sterben nicht für die Ehre auf dem Feld, sondern im hektischen Straßenverkehr

Wochenende für Wochenende sind ganze Divisionen von jungen Soldaten unterwegs auf Deutschlands Autobahnen und Landstraßen. Muttern wartet, die Braut, die Freizeit lockt. Sie ist kurz bemessen — doch oft wird sie zur Ewigkeit: Viele junge Männer, die sich für zwei Tage aus der Uniform geschält haben, kehren nicht mehr zurück, weil sie auf der Strecke den Tod gefunden haben, nicht für die Ehre auf dem Feld, sondern im hektischen Straßenverkehr.

In der Zeit von 1963 bis 1977 sind rund 6400 Mann verunglückt — das ist etwa eine halbe Division. Haben wir eine Armee, die sich selber umbringt? Die Führungskräfte machen sich schon seit langem Gedanken darüber, wie sie verhindern können, daß

so viele Twens in den besten Jahren ihr Leben lassen. Mittlerweile gehören Wehrpflichtige zu einer der gefährdetsten Personengruppen zwischen 18 und 25 Jahren. Woran liegt das? Erstens sind Bundeswehrosoldaten die einzige Berufsgruppe, die regelmäßig an den Wochenenden heimfährt. Den jungen Soldaten fehlt es an Fahrpraxis. Aus Geldmangel fahren nicht mehr besonders verkehrstüchtige Wagen (abgenutzte Reifen, etc.); die Autos sind mit Fahrgemeinschaften überdurchschnittlich voll besetzt; durch Zeitmangel und Imponiergehabe („Zeig mal, was noch in der Kiste steckt“) kommen sie in gefährliche Situationen. Von den Wehrpflichtigen starben in den Jahren 1966: 331, 1971: 413, 1972: 464, 1974: 342 und 1976: 343 Männer während der Privatfahrten. (Zur Zeit gibt es 260 000 Wehrpflichtige).

Viele der ernsthaften Ermahnungen zu Hause und in der Kaserne schlagen die fahrfreudigen jungen Männer in den Wind. Dabei sollten sie wirklich einsehen, daß allein schon das Anlegen des Gurtes, Abwechseln am Steuer, öfter mal eine Pause einzulegen und nicht in letzter Minute loszufahren, ihnen nur nützen kann. Einige Kompaniechefs sind auch bereit, ein Auge zuzudrücken, wenn man nach einer längeren Fahrt nicht rechtzeitig zum Zapfenstreich die Kaserne betritt. Pannen oder Verkehrsstaus müssen dann glaubwürdig nachgewiesen werden. Auch gibt es die Möglichkeiten, in den Kasernen in Hobby-Shops die Autos zu reparieren. Doch sind da nicht immer Fachleute am Werk. Sinnvoll wäre auch, am Wochenende für die Heimfahrt die Bundesbahn zu nutzen. (Die Kosten für 12 Fahrten im Jahr werden voll übernommen).

Eine Hilfe könnte das vom ADAC ausgearbeitete Lehrprogramm zur Verkehrssicherheit sein. Es soll nicht im Unterricht heruntergespielt, sondern in Gesprächen mit den Soldaten diskutiert werden.

In Baden-Württemberg haben sich an einem ADAC-Test 3500 Soldaten beteiligt. Dabei wurde z. B. an einem Gurtschlitten

Anlagen noch sehr hoch sind, ist das altherwährte Zelluloid immer noch die vernünftiger Alternative.

Die 8-mm-Kameras zeigen sich in modischem Design, wobei technische Feinwesen wie automatische Blendensteuerung, Überblendungseinrichtungen und Vario-Objektive fast selbstverständlich geworden sind. Hochwertige Richtmikrofone vereinfachen dem Hobbyregisseur das Herstellen von Tonfilmen. Bei den Projektoren gehören automatische Filmeinfädung, Variooptik und Stillstands- und Rückwärtsprojektion oft schon zur Standardausrüstung. Auch die Chemiker in ihren Küchen waren nicht untätig. Höherempfindliche Emulsionen eröffnen weitere photographische Dimensionen und verbesserte und vereinfachte Entwicklungsverfahren, besonders bei der Herstellung von Farbfotos, eröffnen dem Amateur neue Wege zur eigenen Bildgestaltung. Wie einfach es mittlerweile ist, von einem Farbdia einen großformatigen, brillanten Farbabzug herzustellen, wurde an Ort und Stelle demonstriert. Dazu steht dem Hobbykünstler ein umfangreiches, kaum überschaubares Angebot an technischen Hilfsmitteln für die eigene Dunkelkammer zur Verfügung.

Besondere Aufmerksamkeit erregte eine Phototechnik, die bisher noch weitgehend unbekannt ist, die Holographie. Im Gegensatz zu unseren „zweidimensionalen“ Fotos, die keine räumliche Ausdehnung in die Tiefe haben, wird bei der Holographie mit Hilfe von Laser-Licht und eines speziellen Aufnahme- und Projektionsverfahrens die perfekte Illusion des räumlichen Sehens vermittelt. Der abgebildete Gegenstand scheint plastisch und greifbar im Raum zu stehen, aus verschiedenen Blickwinkeln ist es sogar möglich, „hinter“ das Objekt zu sehen. Der immense technische Aufwand und viele bisher noch ungelöste Probleme machen die Holographie aber zu einer Technik von übermorgen.

Am Rande der Ausstellung erwartete die Kölner und die vielen Messegäste aus dem In- und Ausland noch eine interessante Himmelserscheinung. Um auch optisch die enge Beziehung zwischen Kommerz auf der photokina und Kunst im Rahmen der Bilderschauen in der Kölner Kunsthalle darzustellen, spannte sich allabendlich ein blaugrüner Laserstrahl über die Kölner Innenstadt.

Will man die Eindrücke der photokina '78 zusammenfassen, kann man sagen: es gibt nichts was es nicht gibt. Werner Engels

demonstriert, wie groß die Aufprallwucht ist, wenn man mit nur 11 km/h fährt. Auch das Seh-, Reaktions- und Konzentrationsvermögen wurden unter die Lupe genommen. 800 Soldaten konnten mit ihren eigenen Autos an einem Sicherheitstraining mit Bremstest, Slalomfahren, Umfahren von Hindernissen, Gleitstrecke und Abfangen in der Kurve teilnehmen. Der ADAC wollte mit diesen Versuchen den jungen Leuten die Gefahren vor Augen halten, die eine Selbstüberschätzung mit sich bringen. Fast alle Soldaten mußten feststellen, daß sie bei den Risikosituationen ihr Fahrzeug nicht oder nicht vollständig beherrschten und kein einziger in der Lage war, sofort richtig zu bremsen!

Die Soldaten selber bewerteten den Test des ADAC sehr positiv. Jetzt sollen auch in anderen Bundeswehrstandorten ähnliche Programme veranstaltet werden. Vielleicht läßt sich dadurch erreichen, daß wir nicht länger eine Armee haben, die sich selber in der Freizeit umbringt. Auch Eltern, Freunde, Bräute, Ehefrauen brauchen dann nicht länger zu Hause vor dem Tod zum Zapfenstreich zu zittern. Sven Freytag



Wahlfreiheit im Unterricht: „Oder wollt ihr etwa den?“ Zeichnung aus „FAZ“

Kennen Sie die Heimat wirklich?

Die richtige Antwort auf unsere Bildfrage A 213: Kuckerneese an der Gilge

Die Aufnahme, die wir in der Folge 24 am 16. Juni an dieser Stelle veröffentlichten, gehört zu jenen Schätzen unseres Bildarchivs, von denen man nicht weiß, was sie darstellen. Deshalb sind wir unseren Lesern außerordentlich dankbar, daß sie geholfen haben, für ein bisher unbekanntes Foto die richtige Beschreibung zu finden. Es handelt sich hier um das Dorf Kuckerneese, früher Kaukehmen, an der Gilge mit dem 42 Meter hohen Kirchturm.

Wie so oft, ist es uns auch diesmal wieder schwergelungen, aus der Vielzahl der Zuschriften eine für die Veröffentlichung auszuwählen. Fast alle Leser, die uns geschrieben haben, teilen wertvolle Einzelheiten mit; so schreibt unter anderem die frühere Postsekretärin Gertrud Tarowsky, die Tilsiter Straße 3 in Kaukehmen wohnte, daß sie auf der Gilge in ihrer Jugendzeit rudern lernte und als Kind bei weiten Ausflügen dabei war.

In dem Brief von Max Oberübel heißt es u. a., „das zweite Haus gehörte einem Herrn Janz (Maschinen-Janz), der Milchzentrifugen verkaufte.“



Zu der Entstehungszeit des Bildes konnten die wenigsten Leser präzise Angaben machen. Heinz D. Ehlert meint allerdings, daß die Aufnahme im Frühjahr 1935 entstanden sei. Er erinnert sich außerdem daran, daß „links neben dem Kirchturm, dessen Giebel zur Gilge zeigt (Bleichgasse 3), damals die Familie Buttchereit wohnte, daneben u. a. die Familie Schwarz. Beide Väter waren beim Wasserbauamt beschäftigt“.

Um unseren Einsendern einigermaßen gerecht werden zu können, haben wir diesmal zwei Zuschriften prämiert. So haben wir wegen der Darstellung des dörflichen Charakters den Beitrag von Hanna Schymura, Hochstraße 34, 8000 München 90, ausgewählt und als Ergänzung mit wertvollen Einzelheiten die Zuschrift von Margarete Eywill, Fritz-Reuter-Straße 5, 2200 Elmshorn. Jede der beiden Leserinnen erhält das ausgesetzte Honorar von 30 DM.

Hier zunächst der Beitrag von Hanna Schymura: „Endlich einmal ein Bild von Kuckerneese. Von unserem Dorf aus der Niederung, das 1450 gegründet wurde, es war 30 Kilometer von Rußstrom. Im Hintergrund die Turmspitze unserer ehrwürdigen Kirche, die im 16. Jahrhundert entstand und im 18. Jahrhundert umgebaut wurde. Eine schöne Kirche in einem Dorf mit stadtähnlichem Charakter. Mit einem Amtsgericht und einem ‚Kalus‘ (Gefängnis, d. Red.), mit einer Bahnlinie, die bis ‚Groß-Britanien‘ reichte. Wenn man von Tilsit kommt, beginnt das Dorf auf diesem Foto. Es ist wahrscheinlich von der Brücke aufgenommen, die die Tilsiter Straße mit der Chausseestraße verbindet und über die Gilge führt.“

Wann dieses Bild entstand, kann ich nicht sagen. Die Alte Gilge — welcher ein Fluß! Er zog sich kilometerweit in unzähligen Windungen durch die Gegend. Im Sommer war er das ‚Schwimmbaden‘ der Kucker-

neuser Kinder, die mit zusammengebundenen Binsen unter dem Bauch oder mit von Müttern genähten Leinen-Kißchen, die in nassem Zustand aufgeblasen wurden — ihre ersten Schwimmversuche machten. Zum richtigen Schwimmen ging man zum Rußstrom. Es gab unzählige Kähne am Ufer der Gilge und auf dem träge dahinfließenden Wasser. Seelenverkäufer nannten unsere Eltern manche, wenn wir Kinder mit ihnen umgingen. Auch Tröge wurden zu Schiffen umgewandelt. An manchen Stellen konnten wir Kinder den Fluß durchwaten, ohne unsere bis zum Bauch hochgehaltenen Kleider naß zu machen. Paddelboote belebten im Sommer den von grünen Wiesen und bunten Feldern eingerahmten Fluß.

Dann kam der Winter. Die Gilge gewann mit ihrer festen Eisschicht erst ihre wahre Bedeutung. Kilometerweit konnten wir Schlittschuhlaufen. Meistens befreite der Wind das Eis vom Schnee. Das Eis war dunkel und glatt. An manchen Krümmungen des Flusses gab es Schneewehen und Löcher von Abwässern. Für Kuckerneuser Kinder kein Hinderungsgrund, nicht bis zum eigentlichen Schlittschuhlaufplatz vorzudringen. Der befand sich hier in dieser Gegend, allerdings auf dem Foto nicht mehr sichtbar. An dieser Stelle war der Fluß am breitesten. Hier tummelte sich die ganze Kuckerneuser Jugend. Am Alltag, an Sonn- und Feiertagen und in mondscheinhellern Nächten. Hier wurden Eishockeyspiele ausgetragen, Kunstläufer machten ihre Bögen und Sprünge und beim Paarlauf wurden so manche zarten Bande geknüpft. Nein, Musik hatten und brauchten wir nicht, den Takt schlugen die Herzen. Manche Läufer und Läuferinnen hatten schon echte Schlittschuhschuhe. Die weitaus meisten aber hatten ‚angenedelte‘ an, ihre alltäglichen, hohen, geschnürten Winterschuhe. Welch ein Glück, manchmal verchromte Schlittschuhe zu besitzen. Wie oft wurde die Sohle locker, noch öfter riß der ganze Absatz ab. Unnötige Auseinandersetzungen mit den Eltern waren die Folge. Die Schuhe wurden geleimt und genagelt, am anderen Tag waren wir wieder dabei.

Nur klirrender Frost konnte uns vom Schlittschuhlauf abhalten. Als ich diesen Fluß und unser Dorf verließ, war ich 19 Jahre alt. Somit endete eine Jugend, nicht aber die Erinnerung an Kuckerneese.“

In dem Beitrag von Margarete Eywill, geborene Hermann, heißt es u. a.: „Der Ort hieß zu meiner Geburt Kaukehmen und lag in der Elchniederung. Ich bin 1901 dort geboren, und später wurde der Ort in Kuckerneese umbenannt. Das erste Haus rechts gehörte meinen Eltern, die dort ein Textilgeschäft und eine Färberei hatten. Nach dem Tod meiner Eltern Georg und Minna Hermann führte meine Schwester Anna Hermann das Geschäft weiter, während meine beiden Brüder Hans und Edwin in dem Haus ein zweites Geschäft eröffneten, und zwar mit Lebensmitteln. Zuletzt hatte Herr Waldszus das Lebensmittelgeschäft von meinen Geschwistern gepachtet. Das Haus lag in der Tilsiter Straße Nr. 11.“

Das zweite Haus gehörte einer Familie Janz. Zwischen den beiden Häusern ging die Bleichgasse runter und in dem dritten Haus wohnte Schuhmacher Strupkus. Das vierte Haus gehörte Tischlermeister Rosenfeld, das fünfte Haus Herrn Artschwater, der Tabak anpflanzte und ihn als Schniefe verkaufte, und das letzte Haus ganz links gehörte Hermann Schwarz, der es von seinen Eltern geerbt hatte, die dort eine Dorfsbleiche betrieben und für fremde Leute Wäsche wuschen. Die alte Gilge erstreckte sich weit nach links bis zum Rußstrom. Fast jedes Haus besaß einen Kahn, in dem wir weit nach beiden Seiten durch Kalmauß, Mummeln und Wasserrosen Fahrten machen konnten. Auf unserem schönen großen Marktplatz stand die Kirche, von der man noch den Kirchturm auf der Fotografie sehen kann. Genau weiß ich es nicht mehr, aber unser Dorf hatte wohl 4500 bis 5000 Einwohner. Bis zur Vertreibung 1944 habe ich dort mit meinem Mann und der ganzen Verwandtschaft wunderbare Jahre verlebt. Die Sehnsucht nach zu Hause wird nie einschlafen.“

Fahrten in der Elchniederung

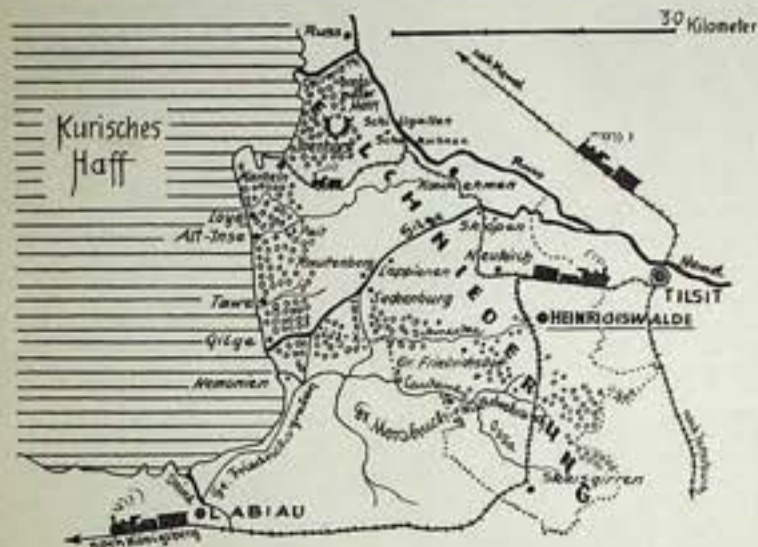
Von Franz Barkenings

Tilsit bildete die Eingangspforte zur Elchniederung. Auf verschiedenen Wegen konnte man von der Stadt zu ihr gelangen: Mit der Eisenbahn und auf dem Wasserwege bis Schanzenkrug, dort, wo die Memel sich in zwei Arme teilt, in den nördlichen Russtrom, und in die in südlicher Richtung zum Kurischen Haff fließende Gilge; auch gab es gute Straßenverbindungen. Die beiden genannten Hauptströme, die zur Sommerzeit Reisenden und Einwohnern viel Freude und Erholung boten, beschworen zur Winterzeit mancherlei Gefahren herauf. So friedlich sich die Wasser im Sommer in Richtung des Haffes bewegten, so ungebärdig waren sie im Winter, wenn sich die meterdicken Eisschollen in derselben Richtung auf Wanderschaft begaben.

In der Winterzeit gab es für die Bewohner der Niederung oft Großalarm. Viele Deichbrüche waren im Ablauf der Jahre zu verzeichnen. Ältere Bewohner der Elchniederung werden sich der Ereignisse im Winter des Jahres 1922 erinnern, als der Gilgedamm zwischen Tawellingken und Schugsten brach: Dörfer wurden meterhoch unter Wasser gesetzt; Menschen und

Sobald es Feierabend war, gab sich alles der vollständigen Ruhe hin, Mensch, wie auch Tier. Ein schweres Los traf den Bewohner der Haffdörfer während der Winterzeit, insbesondere wenn der Winter an- und ausging. Während dieser Zeit, Schacktarp genannt, ruhte jeder Verkehr, ja es war mitunter gar nicht möglich, Verstorbene zu beerdigen.

Vorgeplante Hochzeiten, Kindtaufen und vieles andere mehr, mußte auf einen späteren Termin verschoben werden. Die Dörfer waren von einer dünnen Eisdecke eingeschlossen und diese war nicht passierbar. Derselbe Vorgang wiederholte sich bei Hochwasser im Frühjahr. Mit zunehmender Froststärke wurden Ströme zu festen Straßen; sie bildeten dann die Verkehrswege. Es war für jeden Besucher ein Hochgenuß, dort solch einen Tag zu erleben und man war erstaunt zu sehen, wie die Natur hier den Menschen zu Hilfe kam. Der in großen Mengen nieder kommende Schnee gab der Landschaft ein weißes Feiertagskleid. Soweit man sehen konnte, erstreckte sich eine weiße, ebene Fläche. War diese Weiße nicht durch Wälder unterbrochen, so konnte man kilo-



ZU UNSEREN BILDERN

Oben:
Fischerkahn mit hochgezogenem Netz. Die Kirche auf dem gegenüberliegenden Ufer ist ein achteckiger Zentralbau mit einem Dachreiter, wie er in Alt-Inse stand, dessen Vorbild die Kirche zu Lapponien (Routerskirch) war.

Mitte:
Eine Hochzeitsgesellschaft wird auf einem Handkahn zur Kirche gerudert.

Unten:
Dämme an der Gilge

Aufnahmen: Raschdorff



Lohn der Eindeichungen

Daß die Elchniederung zu einem wirtschaftlich so wertvollem und fruchtbareren Gebiet geworden ist, war den mühseligen Eindeichbemühungen zuzuschreiben. Mehr als die Hälfte des Gebietes wurde als Wiese und Weide ausgewiesen, auf denen das schwarz-weiße Tiefland seine Nahrung fand. So sind auch die hohen Zahlen der Milchtragnisse zu erklären. Der Boden, der sich fast immer als

werke der Technik waren die in Jodgallen und Petriken befindlichen Schöpfanlagen.

Gebiete, die viele Monate unter Wasser standen, wurden eingedeicht und ergaben Tausende Morgen guten Ackerlandes. Bis in die letzten Kriegsjahre wurden diese Eindeichungen vom Staat gefördert. Im Jahre 1921 wurde mit dem Ausbau des Tawellingker Polders zwischen Gilge und Nemonien begonnen. Hier wurden fruchtbare Wiesen, denen sich ebenso erträgliche Ackerflächen anschlossen, geschaffen. Nach dem Tawellingker Gebiet wurde ein weiteres Gebiet zur Entwässerung herangezogen, das weiter südlich gelegene „Obolin“. Mit modernsten Ackergeräten wurden hier große Landstriche urbar gemacht, die sich anderen Gebieten würdig zur Seite stellen konnten. Gebiete, die früher nur Sauergras, Schilf- und Gestrüppflächen aufwiesen, wurden in ertragreiche Süßgraswiesen verwandelt. Das Klima in der Elchniederung war gemäßigt, bedingt durch die nahe liegende Ostsee. Der Frühling zog hier etwa vier Wochen später als im Rheinland ein. Aber infolge der schnellen Erwärmung des Bodens und bedingt durch die Fruchtbarkeit, blieb der Zeitpunkt der Ernte keineswegs hinter der des Rheinlandes zurück.

Von Flüssen und Kanälen durchzogen

Zu den wichtigsten Lebensadern der gesamten Elchniederung gehörten die zahlreichen Flüsse, von denen Handel, Wirtschaft und Verkehr abhängig waren. An erster Stelle sind hier der Zugangsstrom, die Memel, nach deren Teilung bei Schanzenkrug, Russ und Gilge, zu nennen, zu denen sich noch der Nemonienstrom gesellte. Die Memel mit ihren Armen bildete den Lebensnerv der Niederung. Flüsse wie Schalteik und Schnecke, wurden von der Memel im Jahre 1618 durch Dämme abgetrennt. Bei Jodgallen, wo sich Schnecke und Schalteik vereinigten, entstand der Nemonienstrom. Dieser durchfloß den Weimteich, nahm dann rechts den Kleinen Friedrichsgraben, auch „Greituschke“ genannt, links die Laukene und Timber auf. Beide hatten ihren Ursprung im „Großen Mossbruch“. Bis zur Mündung in das Kurische Haff hatte der Nemonienstrom eine Breite von etwa 250 Metern und war dort auch von größeren Schiffen befahrbar. Weite Weideflächen prägten das Gesicht der Landschaft, wobei die Flächen bei Jodgallen, die sich bis Tunnischken hinzogen, besonders zu erwähnen sind. Abertausende Stücke Vieh fanden hier vom Frühjahr bis in den späten Herbst hinein ihre Nahrung. Aus allen Teilen Deutschlands wurden sie hier in Weide gegeben, um dann im Herbst, mit mehreren Zentnern Gewichtzunahme, wieder in die Heimat verfrachtet zu werden.

Nach weitere Flüsse, die das gesamte Gebiet der Elchniederung durchfließen, sind: Karkelstrom, Loya, Tawe, Inse, Nemonien u. a. Alle waren sie früher schiffbar. Die anliegenden Dörfer sind alle nach diesen Flüssen benannt. In vielen Jahrhunderten haben ihre Bewohner einen ständigen Kampf mit Hochwasser und Eisgang führen müssen. Oft wurde mühsam Aufgebautes in wenigen Stunden zerstört. Aber immer wieder blieb der Mensch Sieger über die Naturgewalten. Die älteste, von Menschenhand geschaffene Wasserverbindung ist der Große Friedrichsgraben, der den Nemonienstrom mit der Deime, dem nördlichen Mündungsarm des Pregels verbindet. Zu Ende des 17. Jahrhunderts wurde dann die Greituschke, als Verbindung zwischen Gilge und Nemonienstrom genutzt. Sie hatte aber einen Nachteil, weil sie viel Hochwasser der Gilge aufnahm, mußte und dann weite landwirtschaftlich genutzte Flächen unter Wasser setzte, bis im Jahre 1841 die Abdeichung bei Seckenburg erfolgte. Viel Arbeit wurde auch noch in den folgenden Jahren für die Eindeichung dieser Gebiete ge-

Tiere konnten unter schwersten Gefahren geborgen werden. Noch heute stehen die braven Helfer vor unseren Augen, insbesondere die Soldaten des Pionier-Bataillons I, Königsberg, die im Tag- und Nachteinsatz mit Sandsäcken, Pfählen, Brettern und Steinen usw., das Unheil abzuwenden suchten. Unter Einsatz ihres Lebens haben alle bis zum körperlichen Zusammenbruch gearbeitet, um den Fluten der Gilge mit ihren Eismassen Einhalt zu gebieten.

Heuernte auf den Haffwiesen

Das Kirchdorf Seckenburg war damals Zentrale des Rettungsdienstes. Kilometerweit, bei Tawellingken beginnend, bis zum Haff hinreichend, ziehen sich fruchtbare Wiesenfelder hin. Hier muß man eine Heuernte erlebt haben! Auf dem Land- und Wasserwege rollten die schwer beladenen Wagen den Scheunen und Staaken der Wiesenpächter zu, denn die Parzellen waren staatlich und wurden jährlich an die Interessenten verpachtet. Im Herbst erfolgte dann der zweite Schnitt. Infolge frühzeitig eintretenden Hochwassers konnte dieser Schnitt manchmal nicht eingebracht werden, dennoch kam jeder Pächter auf seine Kosten.

Verlassen wir jetzt das Wiesengelände und wenden uns den Forsten zu; dann treffen wir zunächst die Tawellingker- und die Ibenhorster Forst an, beides Gebiete, in denen der Elch seine Heimat hatte. Die mächtigen Tiere fanden in den großen Weidenstrauchflächen ihre Nahrung. Die Flüsse, die dieses Waldgebiet durchströmen, waren sehr fischreich. Hechte, Schleie, Barse, Karauschen und Plötze — wer möchte nicht gerne einige von diesen köstlichen Fischen auf dem Mittagstisch haben? Aber daran dürfen wir heute nur denken. — Wirtschaftlich wertvoll war auch der Stintfang im Kurischen Haff. Stinte wurden hauptsächlich als Schweinmastfutter verwendet.

In dem wasserreichen Küstenstrich sah man den schwarzen Storch, den Schrei- und Fischadler, nicht zu vergessen die Kraniche, die mit ihrem Einzug in das Revier das Nahen des Frühlings ankündigten. Wenn sie sich im Herbst zur Abreise rüsteten, ergaben sich Bilder, die dem Zuschauer unvergeßlich geblieben sind. Unmengen von Wasservögeln ließen sich nieder: alle Arten von Wildenten, Wasserhühner, Schnepfen und der von allen gern gesehene Kiebitz.

Im südlichen und westlichen Teil der Niederung bildeten die zahlreichen Flüsse die Hauptverkehrswege; auch Hochzeit- und Begräbnisfahrten wurden auf ihnen unternommen. Zu beiden Seiten der Flüsse standen Gehöfte, zum großen Teil Holzbauten, deren Dächer mit Stroh und Rohr gedeckt waren. Gut gepflegte Gärten umgaben die Gehöfte; meist wurde auf den Beeten Gemüse gezogen; zumal die Zwiebeln brachten eine gute Einnahme. Sie gediehen gut und man sah große, mit dieser Frucht beladene Kähne über das Kurische Haff nach Königsberg fahren. Dort wurden sie nach allen Himmelsrichtungen verfrachtet. Hervorragend war auch dieses Gebiet für den Kartoffelanbau geeignet. Schon in früherer Jahreszeit kam eine gut schmeckende Kartoffel auf den Markt und brachte den Besitzern eine schöne Stange Geld ein. Was jedem Besucher in diesen Dörfern auffiel, war die Stille, die in ihnen herrschte. Das ganze Leben der Dorfbewohner war von keiner Hast getrübt.



meterweit das Land übersehen, denn Berge gibt es dort nicht, ja kaum kleine Erhebungen.

Der Frost brachte Leben in die Wälder. Schon aus weiter Entfernung hörte man den Schlag der Axte und das Klingeln der Sägen. Krachend schlugen die Bäume auf den Eisflächen nieder. Alle Bewohner der näheren und weiteren Umgebung versorgten sich mit Brennholz, denn andere Feuerungsmittel waren ja kaum zu haben. Bei fester Eisdecke und guter Schlittenbahn wurden Holz und auch Heu, soweit es nicht schon im Herbst abtransportiert war, nach Hause geschafft.

dunkelbraune Moorerde, in einzelnen Gebieten aber auch als Lehmerde, präsentierte, machte die Elchniederung zu einem der fruchtbarsten Gebiete Ostpreußens. Wie aus den Hektarsätzen der ostpreußischen Kreise ersichtlich ist, stand sie mit an erster Stelle. Durch Wiesen und Acker zog sich ein weitverzweigtes Graben- und Kanalnetz, das in wasserarmen Zeiten für ausreichende Bewässerung sorgte, andererseits aber auch überflüssiges Wasser im Herbst und im Frühjahr — wenn Überschwemmungen drohten — den Hebewerken zuführte. Haben wir nicht oft stundenlang vor diesen Werken gestanden und ihre Tätigkeit bestaunt? Meister-





Die evangelische Kirche zu Angerburg, nach einer Zeichnung aus dem Jahre 1855

Das Kattesche Regiment in Angerburg

Am 3. Oktober 1718 stellte der Kriegs-Kommissarius einen Plan auf, nach dem drei Kompanien Kavallerie in Angerburg in Garnison gelegt werden sollten, eine Kompanie auf der Freiheit bzw. im Schloßstall, die beiden anderen mit ihren Pferden bei den Bürgern. Es rückten dann aber vier Kompanien stolzer Kürassiere ein. Der Kommandeur des Regiments, das bald mit zehn Kompanien in Angerburg liegen sollte, war Hans Heinrich Graf von Katte, der mit 38 Jahren bereits General-Leutnant war und mit 59 Jahren den Schwarzen Adler-Orden erhielt und zum Generalfeldmarschall ernannt wurde. Ein Jahr später, 1741, starb er. Jener unglückliche Leutnant Hans Hermann von Katte, der am 9. Dezember 1730 vor den Augen des Kronprinzen, seines Freundes, in Küstrin enthauptet worden ist, war ein Sohn des Angerburger Regimentskommandeurs.

Es versteht sich von selbst, daß die Belegung der kleinen Stadt mit einer so großen Zahl berittener Soldaten straffe Maßnahmen forderte. Die Bürger und die Militärs mußten allerlei Opfer bringen. Je neun bis elf, oft verheiratete Reiter, nahmen mit Weib und Kind Besitz von Haus und Hof, von Werkstatt und Stall, doch wurden festgestellte Diebstähle hart bestraft. Die Bürger wurden aber verpflichtet, alles Erforderliche und dabei auch die Betten für die Dauer-Einquartierung zu stellen. Daß das immer neue Schwierigkeiten brachte, geht aus einer Ordre des Oberst von Posadowsky vom 11. Oktober 1739 hervor, der dem Bürgermeister drohte, wenn den Reitern keine guten Betten gegeben wären, sie dem Bürgermeister unter dem Leibe wegnehmen und den Soldaten geben zu lassen. Herr von Posadowsky war auch sonst ein Mann harter Worte. In demselben Befehl von 1738 wird erklärt, wenn die Stadt nicht für die erforderliche Reinigung der Straßen Sorge, solle von den Reitern der Mist dem Bürgermeister und den Ratsherren in die Häuser geworfen werden. Dabei waren auf Befehl des Generals bereits 1730 alle Schweineställe abgerissen, um die Verschmutzung der Straßen durch die Schweine zu verhindern, — mit anderen Worten: seit 1730 gab es in Angerburg keine Schweine und keine Schweineställe mehr.

Gewiß stand hinter diesen strengen Ge- und Verboten die Fürsorge für die Truppe. Im Jahre 1740 wurden zur besseren Unterbringung „Kasernen“ gebaut, zehn Häuser, zwei zu zwei unter einem Dach. In jedem Haus waren fünf Stuben. Aber damit waren nur hundert Mann untergebracht!

„Wasserkunst“, Straßenbeleuchtung und Ziegeldächer

In demselben Jahr wurde eine „Wasserkunst“ gebaut, da der Wassergraben von 1717 nicht reichte, die Stadt mit Wasser zu versorgen. Eine Straßenbeleuchtung wurde bereits 1730 eingeführt, früher als in vielen anderen und größeren Städten Ostpreußens. Angerburgs „Korso“, der neue Markt, verdankt ebenfalls seine Entstehung dem General von Katte, der sich hier zunächst selbst ein Haus erbaute — Katte war Herr auf Reußen und Rondonatschen und Patron der Kirche Kraupischken —, während die weiteren Häuser nach einem höheren Orts genehmigten Plan errichtet werden mußten. Der Ratmann David baute als Unternehmer vier dieser neuen Häuser. Zwei Bürger wurden wegen ihrer besonders guten Arbeit mit Land beschenkt, dabei der Amtschreiber Paul May. 1733 standen bereits dreizehn neue Häuser auf dem neuen Markt. Im gleichen Jahr wurden — wieder auf Drängen des Generals — alle Stroh- und Bretterdächer in der Stadt durch Ziegeldächer ersetzt. Katte hatte eine sehr kurz bemessene Frist zu dieser Verbesserung gesetzt, alle nicht erneuerten Dächer sollten dann kurzerhand „durch die Reiter abgerissen werden“.

Daß Katte bei diesen Arbeiten auch an sich und die Seinen dachte, ist selbstverständlich, — daß er dabei uns heute überraschende Wege beschritt, ist für die damalige Zeit nicht verwunderlich. So richtete der General in seinem Haus am neuen Markt Brauerei und Schank ein und verlegte den Straßenzug an seinem Brauhause vorbei geradezu nach seinem Hof Reußen. Die Märkte mußten künftig auf dem neuen Markt gehalten werden, um seinem Schank einen „bessern debit“ zu verschaffen. Zu allem setzte er die Preise für das Bier so hoch wie

dem dankt! Der Paradeplatz wurde auf dem sogenannten oberen Markt eingerichtet, der Exerzierplatz auf dem Moszener Feld, und in derselben Art wie er hier das nötige Areal zusammenbrachte, nahm er neun Bürgern zu einem von ihm festgelegten Kaufgeld Land ab, das er zur Vergrößerung von Reußen haben wollte.

hatte, kamen nun der Stadt allein zuzute. So wurden z. B. die Kasernen den Bürgern, vor allem den Tuchmachern, überlassen. Da Katte bereits 1741 starb, endete mit dem Abmarsch der Truppe sein strenges und doch segensreiches Regiment.

Pfarrer Helmut Walsdorff

Staunen über einen seltenen Fang

Aus goldenen Friedenszeiten stammt dieses Foto, aus einem ostpreußischen Ort, wo Fische geräuchert wurden; die drei dicken Schnörsteine deuten darauf hin. Seltener, sehr selten wurden nach 1910 Stör gefangen. Der letzte Oberfischmeister in Pillau, Fischereirat Dr. Schön nannte in einem seiner Berichte je Jahr die Zahl fünf bis sechs für den Küstenabschnitt von Rositten bis Narmeln. Und früher, im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wurden um Pillau herum, in See-Tief- und Haff, tausend und mehr Stör gefangen. Eine Störbude, d. h. ein massives Gebäude, das dem Staat gehörte, diente der Zubereitung des Stör-Rogens zu Kaviar, der vornehmlich nach England und Frankreich versandt wurde. Es gab einen Störmeister, einen Beamten von großem Ansehen, dem die Aufsicht über das Fangen und Verwerten des Fisches oblag. Ihm unterstanden Netzmeister, Störkocher und Gehilfen. Kostbar war das Gerät zum Fangen des Störes — große weitmaschige Netze aus Hanf gestrickt und geteert, deren Aufbewahrung während der Nichtbenutzung sehr sorgfältig gehandhabt werden mußte. Zeitweise war der Störfang für gutes Geld an Unternehmer verpachtet, in zwei bis drei Generationen an die Familie Lietke. Auch Engländer waren jahrzehntelang Pächter des Störfanges. Die Herstellung der kleinen, mit Weidenruten gebundenen Fächern aus Hartholz zum Transport des Kaviars brachte den Handwerkern guten Verdienst — mehrfach wird der Name Ventur ab 1635 erwähnt. Das Räuchern des Störfleisches war zu der Zeit unbekannt; es wurde in Öl gekocht und mit Essig und Kräutern haltbar gemacht. Ein Rezept dafür wurde jüngst in einer im Preussischen Staatsarchiv (Göttingen) vorliegenden Abhandlung gefunden.

Die Gewinnung und Zubereitung des Kaviars mußte sehr sorgfältig geschehen; ein großer weiblicher Stör konnte bis zu einem Zentner Rogen, sogar mehr, bei sich haben. Dieser wurde durch Schlägen mit Birkenruten von den ihn zu-

sammenhaltenden dünnen Häutchen befreit, dann mit feinem Salz durchgerührt und in Holzfächern verpackt, zum Transport fertiggemacht. König Friedrich Wilhelm I. gab den Marktflücken Pillau am 18. Januar 1725 Stadtrechte, sehr zum Verdruß des damaligen Gouverneurs aber zur Freude der Bewohner bei der Veste Pillau auf'm Haken. Der silberne Stör mit der Königskrone auf dem Kopf wurde der Stadt als Siegel verliehen.

Doch nun zu dem Bilde: drei kleine Marjellchens und ein Bonke von sechs bis acht Jahren staunen über den Fang, den der Großvater mit seinen Söhnen gemacht hat, der an die zwei Zentner wiegen mag. Vermutlich ist's „ein Rogner“, er scheint schon aufgeschnitten zu sein, denn einer der jungen Männer hält ihn an der Brustflosse und an den Bauchlappen, während der Opa und der andere Fischer Schwanzende und Kopfstück halten. Eigenartig muten die fünf Reihen von buckligen Knochen-schildern an, die sich auf beiden Seiten des Rumpfes des Fisches nur auf dem Rücken entlangziehen, und zwar von den Kiemen bis fast zum Schwanz, dessen obere Flosse größer und länger ist als die untere. Auffallend auch ist das kleine Maul an der Unterseite des Kopfes; es ist eigentlich nur ein rundes Loch mit fleischigen Lippen und davor vier Bartel; auch die bernsteingelben Augen und die beiden kurz dahinterstehenden fast runden Knochen-schilder, haben die Kinder noch nicht gesehen. Fürwahr ein seltener Fisch dieser Stör, der oben und an den Seiten so blaugraulich und am Bauch fast weiß ist; nur keine Schuppen hat er, wie Lachs und Bresse — hoffentlich wird er gut bezahlt.

Der Opa und die anderen haben große Mühe gehabt, den Stör, der sich in einem Lachsnetz fing, an Bord des Kutters zu hieven. Er schlug wild um sich, wie der Opa berichtete ...

E. F. Kaffke



Fahrten in der Elchniederung

Schluß von Seite 5

tan. Führende Persönlichkeiten Ostpreußens haben sich hier große Verdienste erworben. Sie sind wiederholt im Ostpreußenblatt gewürdigt worden.

Wer in diesen Gebieten beheimatet war, wer sie mit offenen Augen durchwandert hat, ihre Kanäle, Deiche und Hebewerke gesehen hat, dem sind sie ein Begriff geworden.

Nicht ohne Grund führten die Dampferfahrten von Tilsit und weiter ausgehend, in diese Gebiete, zu den genannten Fischerdörfern, die, mit ihren Einzelheiten, ihren malerischen Gehöften, ihren Fischerkähnen, geschmückt mit dem Kurenwimpel, immer wieder die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich zogen. Auch eine Fahrt in das „Große Moosbruch“ — sei es auf einem der kleinen Ausflugsdampfer oder eine Wagenpartie, im Winter mit dem Schlitten — eröffnete den Besuchern all die Schönheiten, die hier — wohl einmalig in Deutschland — zu finden waren. Das Wasser war vom Moorgrund hell bis dunkelbraun gefärbt, darauf schwammen die großen weißen und gelben Seerosen mit ihren schön geformten Blättern, nebst vielen anderen Wasserpflanzen. Feenhaft wirkte solch eine Fahrt bei hereinbrechendem Abend, wenn die kilometerweiten Wiesen vom Nebel eingedeckt wurden und plötzlich aus dem Nebel auftauchend die Gestalt eines „Eiches“ sichtbar wurde — der häufig nur eine brave Kuh war — aber die durch den Charakter der Landschaft beflügelte Phantasie verwandelte sie hurtig. — Auch sah man nicht mehr so genau ...

Kirchdörfer und Marktflücken

In der Elchniederung gab es keine Städte, dafür aber Ortschaften, die jeder Kleinstadt

Ostpreußens durchaus zur Seite gestellt werden konnten. Der Kreisort Heinrichswalde war ein aufblühender Industrieort, mit guten Verbindungsstraßen nach allen Richtungen. Weiter südlich lag der Marktflücken Skaisgirren (Kreuzingen). Der berühmte „Skaisgirrer Markt“ war weit und breit bekannt, insbesondere der Ferkel- und Schweinemarkt; dort wurden Umsätze getätigt, die weit über den Durchschnitt eines üblichen Marktes hinausgingen. In jeder Woche wurden bis zu fünfzehn Eisenbahnwaggons verladen. Sie gingen größtenteils nach Berlin, aber auch nach den übrigen Reichsgebieten. Reichlich war auch das Angebot an Vieh und Pferden. Das größte Markt- und Kirchdorf, im nördlichen Teil des Kreises, war Kaukehmen (Kuckerneese). Das Gebiet ringsum war dank seines guten Bodens sehr fruchtbar. Kaukehmen hatte, wie alle Kirchdörfer in der Elchniederung, einen großen Marktplatz, auf dem sich in jeder Woche Käufer und Verkäufer trafen, um ihre Geschäfte abzuwickeln. Da Industrie kaum vorhanden war, lebten die Einwohner meistens von der Landwirtschaft und dem Handel, dazu war Kaukehmen noch der Sitz mehrerer Behörden. Die Kirche war im Jahre 1708 erbaut worden. Auch war Kaukehmen das nördliche Eingangsgebiet zu den Eldrevieren. Weiter westlich Kaukehmen lag in der Nähe des Kurisches Hafes das Fischerdorf Karkeln. Laut einer vorliegenden Kirchendchronik wurde Karkeln etwa um 1680 zum Kirchdorf erhoben. Zu den über tausend Einwohnern kamen im Sommer zahlreiche Ausflügler, die in den kühlen, klaren Fluten des Hafes ein erfrischendes Bad nahmen. Ich glaube nicht, zu viel zu sagen, wenn ich Karkeln zum Kurort der Elchniederung stampeln möchte. Verlassen wir Karkeln und wenden uns weiter

dem Süden zu, dann kommen wir nach Kallningken, einem Bauerndorf, in dem auch das heimliche Gehöft unseres Kreisvertreters Buskies stand. Hier gab es eine Reihe von Musterwirtschaften; auf den Weiden graste das prachtvolle Herdbuchrind, die Wiesen lieferten ein Heu in unvorstellbarem Maße.

Weiter südlich erreichten wir Lappienen (Rauterskirch), verbunden mit der Grafschaft Rautenburg. Die Besitzer der Grafschaft haben sich große Verdienste um die Urbarmachung der Elchniederung, ferner aber auch um das kirchliche Leben der Gemeinde Lappienen erworben. Dies hier näher auszuführen, würde über den Rahmen dieser Darstellung hinausgehen.

Machen wir jetzt eine Dampferfahrt von Lappienen in westlicher Richtung. Dann grüßt schon von weitem der schlanke Kirchturm von Seckenburg die Besucher. Später, als andere Orte in der Niederung, kam Seckenburg zu seiner Bedeutung. Als König Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1731 eine Reise durch das Amt Friedrichsgraben unternahm, wurde er von ausländischen Diplomaten begleitet, nach deren Namen er drei neue Domänenverwerke benannte und zwar: nach dem kaiserlichen Gesandten von Seckendorf = Seckenburg, dem polnischen Gesandten von Polentz = Polentzhof und dem holländischen Baron von Ginkels = Ginkelsmittel, mein Heimatort. Mit dem Ausbau der modernen Verkehrsanlagen, zu Wasser oder zu Lande, entwickelten sich Handel und Verkehr reger; dank des Fleißes der Einwohner trug die blühende fruchtbare Landschaft das ihrige dazu bei, daß auch Seckenburg zu Wohlstand kam. Unübersehbar waren die Bauernfahrwerke, die dort an Markttagen ihre Waren feilboten.

Mehrere Kaufhäuser, gut geleitete Hotels und Gasthäuser gruppierten sich um den Markt. Drei Sägewerke beschäftigten eine große An-

zahl Arbeiter. Fleischereien, Bäckereien und eine groß angelegte Molkerei sorgten für das leibliche Wohl der Bewohner. Auch in anderen Kirchdörfern des Kreises, genannt seien hier nur Neukirch und Gr. Friedrichsdorf, hob sich der Wohlstand.

Spricht man mit Landsleuten aus der Elchniederung, so hört man immer die Frage: „Wie mag es dort aussehen?“ Auch dazu kann ich einiges sagen. Von Augenzeugen wurde vor einigen Jahren berichtet, daß es dort tristlos ist. Der einst so fruchtbare Boden, steht, falls er nicht hochgelogen ist — und das war selten der Fall — tief unter Wasser. Sumpf, Schilf und viel Unkraut und Gestrüpp bedecken das ganze Land. Die Friedhöfe und Gräber vieler Generationen sind verwüstet, Kreuze und Grabsteine demoliert, so sind sie dem Verfall hingegeben. Aus den Kirchen sind die Orgeln entfernt, die Bänke verbrannt. Im Pfarrhaus in Seckenburg ist ein russisches Kino eingerichtet. Eine sinnlose Zerstörungswut kann solch einen schönen Ort, wie es Seckenburg war, so herichten, abgesehen davon, daß es in anderen Orten nicht besser ist.

Ein Landstrich, vom Kurischen Haff ausgehend, über Seckenburg bis Jodgallen und weiter, steht unter Wasser und ist von Unkraut überwuchert. Besonders schmerzlich für mich, das zu hören, weil in diesem Abschnitt auch das Besitztum meiner Eltern lag. Mir ist bekannt, daß die Tannenhecke, die unseren Garten umschloß, unermesslich hoch ist, aber vollständig verwildert. Wohn- und Wirtschaftsgebäude blieben erhalten, weil die Beuligkeiten auf einer Anhöhe stehen. Hingegen sind alle Gebäude der Nachbarn infolge der Überschwemmungen eingestürzt. Land, das einst so ertragreich war, liegt in die Hunderttausend Morgen gehend, brach und ungenutzt da.

Nach den gedanklichen Abschweifungen in Teil 4 dieser Serie will ich nun meinen Morgenspaziergang am 1. Juni 1937 fortsetzen.

Eine mindestens 300 Jahre alte Eiche mit weit ausladenden knorrigen Ästen steht auf dem Hof neben dem Hauseingang und gibt einen Hinweis darauf, daß das ganze Forstgehöft auf einem kleinen Sandrücken inmitten des großen Moors liegt. Vor der großen Eindeichung des Tawellenbrucher Polders 1923 konnte das Hochwasser noch fast bis an die Haus- und Stallwände vordringen. Seitdem wir dicht hinter dem Gilgedeich wohnen, brauchen wir kein Hochwasser mehr zu befürchten, jedenfalls solange der Deich standhält.

An dem jetzt leeren Stall und an der Scheune wandere ich vorbei und betrachte mit Staunen die sauber gestapelten und kegelförmig aufgesetzten großen Holzhäufen, von denen jeder wohl 20 bis 30 m geschnittene Erlenkloben enthält. Eine ostpreußische Meisterleistung. Wind und Sonne können das Holz vollkommen austrocknen, der Regen aber fließt außen ab und kann nicht eindringen. Dem Forstmeister stehen jährlich 125 m (!) als Deputat zu, eine gewaltige Menge. Da aber jährlich acht Monate hindurch neben der Küche zahlreiche Kachelöfen im Haus mit 50 cm langen Stücken Tag und Nacht beheizt werden müssen, nimmt diese Menge nicht wunder.

Und nun stehe ich vor den großen umzäunten Koppeln, auf denen nur meine beiden Kühe und meine beiden Pferde weiden. Das Gras steht den Tieren fast bis an den Bauch. Ich kann die Koppeln in diesem Jahr nicht alle abweiden lassen und muß das Gras mit einem Teil der Wiesen verkaufen.

Weite Wiesen und Weiden

Mein Blick schweift über unendlich weite, eingedeichte Wiesen- und Weideflächen des Tawellenbrucher Polders, auf denen herdenweise bedächtlich die schweren, schwarzbunten Kühe grasen, die als hochgezüchtete Herdbuchrinder bis zu 4000 kg Milch je Jahr liefern, aus der auch der berühmte Tilsiter Vollkaskäse hergestellt wird. Schwarzes, mooriges Wasser steht in den zahlreichen Gräben, die oft von langen Reihen Kopfweiden eingefasst sind. In den Wiesen und Koppeln stolzieren einzelne Störche, die ihre Brut auf den Dächern der umliegenden Bäuergehöfte großziehen. Nur die noch nicht fortpflanzungsfähigen einjährigen Jungstörche verbringen ihre Tage in Trupps und übernachten auf Bäumen am Waldrand. Über die weiten Flächen gaukeln die Kibitze. Im besonnenen Firmament schmettert die Feldlerche ihr Jubellied. Von überall aus dem Gras erschallt das einformige Krächzen des Wachtelkönigs.

Auf Schritt und Tritt belebt und verlebendigt das Wasser unsere Eicheniederung. Schon in der Tiefe eines Spatenstichs quillt es aus dem Boden. Die Gilge, die ich nun von der Krone des schützenden Deichs aus übersehe, fließt in dieser Jahreszeit recht träge dem Haff zu. So sitzhaft und artig beträgt sie sich nicht immer. Zwischen der links vor mir abfließenden Tawelle und der Gilge dehnt sich die mehrere hundert Hektar große, regelmäßig vom Hochwasser überflutete „Pamurgis“ aus, und dahinter schimmert in breiter Front eindeutig der tiefblau wirkende Rand des geschlossenen, nicht eingedeichten Tawellenbrucher Forsts.

Ich besuche das kleine Eichmuseum im ersten Stock des Bürogebäudes, das einen

guten Überblick über die Entwicklung des hiesigen Eichbestands und des Eichgeweihs sowie über die Lebensweise des Eichs vermittelt. Dann betrete ich schließlich das Forstamtsbüro, in dem der Forstsekretär und die beiden Büroangestellten sich gerade damit abmühen, ein umfangreiches Versteigerungsprotokoll für die erste große Wiesenverpachtung zusammenzustellen, die einige Tage später vor dem benachbarten Gasthaus Ebner unter freiem Himmel stattfinden soll. Es handelt sich um den öffentlich-meistbietenden Verkauf des jährlichen Grasschnitts auf rund 1000 Hektar wertvollster Natur- und Kunstwiesen in Einzellosen von zwei bis fünf Morgen. Da im Durchschnitt je Morgen mit 60 Zentern Heu gerechnet werden kann, zieht dieses Ereignis die Bieter von weither an. Man braucht das Heu entweder für die eigene Wirtschaft oder verkauft es mit gutem Gewinn weiter an die Heeresverwaltung oder die Gestüte. Kein Wunder, daß eine solche Versteigerung allseits mit großer Spannung erwartet wird.

Schon am Vorabend des ersten Versteigerungstags wird mir klar, was mir bevorsteht. Nacheinander machen am Gilgeufer vor Ebner Kähne der Fischer von den Haffdörfern und auch von der Nehrung fest. Ebenfalls auf dem Wasserwege treffen mit ihren Booten die Bauern vom „Großen Moosbruch“ ein, es sammeln sich aber auch schon eine Menge Fuhrwerke der Bauern aus dem Hinterland, deren Pferde an langen Holzbarrieren neben dem Gasthaus abgestängt, angebunden und gefüttert werden. Lustig flattern bunte Wimpel von den Masten der ankernden Schiffe. Lebhaftes Stimmengewirr bei der Begrüßung am Ufer, das sich in der Gaststube und an der Theke des Gasthauses bei lärmendem Umtrunk fortsetzt. Man übernachtet auf dem Kahn oder Fuhrwerk, wozu natürlich die Winterpelze nicht vergessen sind. So mancher bleibt beim „Grogche“ die Nacht durch in der Gaststube.



Kurenkahn Gilge: Auf dem Wasserweg zur Versteigerung nach Tawellingken

So entstand die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 5

VON WOLFRAM GIESELER

Als ich am nächsten Morgen um 8 Uhr den Schauplatz betrete, bin ich überwältigt von dem, was mich umgibt. Etwa tausend Menschen sind um ein Gerüst versammelt, von dem aus die Versteigerung vor sich gehen soll. Auf großen aufgestellten Bierfässern ruht ein Bohlenbelag, darauf steht ein langer Tisch mit Stühlen dahinter. Das Ganze ist überdacht von einer nach vorn offenen Zeltplane, zum Schutz gegen Sonne und Regen. In der Mitte des Tisches nehme ich Platz, flankiert von je einem Forst- und je einem Polizeibeamten. Von hier aus läßt sich der Umfang dieses „Festivals“ prächtig überschauen. Auf der Gilge liegen ungezählte große und kleine Kähne vor Anker, im Hintergrund rechts reiht sich Pferdewagen an Pferdewagen. Bier- und Würstchenbuden vervollständigen das Bild. Beim Ferkelhandel vernimmt man hin und wieder das Quietschen eines Schweinchens, wenn es der Käufer an den Hinterläufen in seinen

Wagen hebt. Auch Heiratsvermittlungen sollen hier vorkommen, wenn weit entfernt wohnende Verwandte oder Freunde ein seltenes Wiedersehen feiern.

Vor mir eine brodelnde und erwartungsvolle Menge. Alles steht und umdrängt meinen erhöhten Sitz. Jeder will zumindest seine alte Parzelle wieder ersteigern. Wenn irgend möglich, soll auch der böse Nachbar seine Parzelle verlieren, indem man sie ihm wegsteigert. Gelingt das nicht, muß dieser wenigstens erheblich mehr bieten und zahlen. So sind die Menschen. Schadenfreude läßt man sich was kosten.

Er erfolgt die Verlesung der „Kriegsregeln“, und nun hinein in die „Vollen“!

Je weiter die Zeit fortschreitet, um so lauter und lebhafter wird das Publikum. Der Alkohol in Form von Bier, Korn, Grog und Meschkinnos (Honigschnaps), der meist lagenweise vertilgt wird, verfehlt seine Wirkung nicht. Besonders frühzeitig machen sich „die von gestern“ bemerkbar, wenn sie nicht schon irgendwo in einer Ecke schlummern. Man lacht, schimpft, flucht — und prügelt sich zuweilen. Dann tritt die Polizei in Aktion. Sie boxt sich durchs Getümmel, um an den Unruhestifter heranzukommen. Oft ist das vergeblich, da dieser im wahrsten Sinne des Wortes untertaucht. Man lacht über viele tragikomische Szenen. Ein hoffnungslos eingekerkelter Polizist muß von seinem Kollegen unter schallendem Gelächter der Menge befreit werden.

Doch es bleibt schließlich alles im Rahmen. In der Mittagspause und am Abend trinkt alles wieder friedlich miteinander, einschließlich der Versteigerungsleitung und der Polizei. Freund und Feind sind wieder versöhnt und spendieren neue Lagen.

Die Tatsache der Wiesenversteigerung ist an sich schon Ereignis genug. Aber man tut und will ja mehr. Das Tochterchen soll einen Mann, die mitgebrachten Ferkel und die Säcke Getreide von der „hohen Niederung“ sowie die Fische vom Haff sollen ihren Käufer finden. Verwandte fallen sich gerührt in die Arme. Dazu kommt die Wiederersteigerung der alten Parzelle und zusätzlich auch die des bösen Nachbarn, die das Dreifache des Vertreibbaren kostet und trotzdem ein Triumphgefühl erweckt. Und

das alles sollte nicht genügend begossen werden dürfen?

Mit einem dicken Kopf und fehlender Stimme sinke ich nach zwei Tagen abends schadmatt in die Federn. Bis spät in die Nacht hinein höre ich vom nahen Dorfkrug her im Traum immer wieder das Hafflied, dessen vierter Vers also lautet:

„Sehnsucht noa dat kleene, koahle Fescherland,

wo de Haffes Welle trecken an den Strand, wo de Möwe schrije grell om Sturmgebrus, doa is miene Heimat, doa ben eck to Hus.“

Und die 41. Lage Korn spendiert gegen Morgen ein Bauer, als ihn seine Frau vergeblich von der Theke fortzuziehen sucht, weil man noch 35 Kilometer schlechten Landweges bis nach Hause fahren muß.

Mit einer großen Aktentasche

Auch bei den nun folgenden kleineren Weidenverpachtungen in Schetricken, Krauleiden und Inse am Haff ist ein Mann von besonderer Wichtigkeit und Bedeutung. Es ist der Forstrentmeister Titel aus Kaukehmen, dessen hier gedacht werden soll. Vor der Abfahrt zum Versteigerungsort kommt er mit seiner großen Aktentasche von weither zu mir, um mit Auto, Fuhrwerk oder Motorboot mitgenommen zu werden. Während der Versteigerung sitzt er dann einsam in der „Ilsefalle“, der kleinen Gaststube der ländlichen Kneipen, um unermüdlich unmittelbar nach der Zuschlagserteilung das Geld von den ihn umdrängenden Fischern und Bauern entgegenzunehmen. Die jährlichen Gesamteinnahmen aus diesen Wiesenverpachtungen, die allein durch seine Hände gehen, betragen immerhin insgesamt rund 110 000 RM. Die Kasse stimmt aber bei Titel immer. Und moderne Gangster, die ihn maskiert mit Leichtigkeit auch auf dem Heimweg hätten überfallen können, gibt es nicht, auch wenn sonst alle möglichen anderen, auch schwerste Verbrechen, nicht unbekannt sind.

Der Versteigerungstermin in Inse im Juni 1937 bleibt mir wegen eines aufregenden romantisch-dramatischen Ereignisses unvergessen. Plötzlich an das Telefon gerufen, teilt mir Oberförster Weber aus Kastaunen erregt mit, er habe soeben seinen toten Kollegen F. aus Tawe im Wald aus einem der vielen Wassergräben an Land gezogen. Gelegentlich einer Revierfahrt mit seinem Kahn habe er den Hühnerhund des F. unbeweglich an einem Grabenrand sitzen und in das Wasser schauen sehen. Verwundert über das Verhalten des Tiers sei er näher herangefahren, und da habe er eine aus dem Wasser ragende Stiefelspitze bemerkt. Mit Hilfe des Kahnschiebers habe er schließlich den Leichnam geborgen, der einen Schuß durch den Kopf aufwies. Er bäte um Weisung, was nun geschehen solle.

Fortsetzung folgt



Heimkehr von der Heumaht: Die Haffwiesen hatten einen ungeheuren Wert

Fotos (2) Mauricius

Kreis Elchniederung:

Deutsch ist die einzige Fremdsprache

Eindrücke aus Kallningken (Herdenau) - Kindergarten in der Dorfschule / Von Georg Schneidereit

Deprimierend wirkt schon von weitem die nur noch als Ruine vorhandene Kirche. Das Haus mit der Zahnarztpraxis Skopnick ist noch erhalten. Auf dem früheren Bahnhofsgelände stehen Russenhäuschen mit kleinen Gärten. Zur rechten fällt die neu erbaute Mittelpunktschule neben dem heute noch existierenden Sportplatz auf. Die Häuser auf der rechten Seite bis zum Gasthaus Mitzkat sind abgetragen. Im oberen Geschoß dieses Gebäudes befinden sich die Büroräume der Sowchase und des Dorfsowjets (Gemeindeverwaltung). Er verwaltet das Gebiet der drei Sowchosen Kallningken, Jägerhöh und Matzgirren (Kurrenberg) (Pelztierfarm) sowie das der Fischereikolchose in Karkeln mit einer Zweigstelle in Inse. Die Abgeordneten des Dorfsowjets werden offenbar nach demokratischen Verfahren gewählt.

Im recht gut erhaltenen Gebäude der Familie Völkner (Gasthaus und Laden) befanden sich bis vor kurzem die Büros der kommunistischen Partei. Seit dem Verbot der KPdSU stehen die Räumlichkeiten dem „Jugendclub“ zur Verfügung.

Das Gebäude der Volksbank existiert nicht mehr. Das Pfarrhaus ist noch erhalten. Hinter dem Pfarrhaus befinden sich der Dorfladen und mehrere Ein- und Mehrfamilienhäuser. Aus der Ruine des Hauses Rudies entsteht wieder ein bewohnbares Gebäude, nachdem Dach und Fenster neu geschaffen wurden. Auf dem Gelände der Familie Hube steht ein Haus. Die Molkerei ist außen und innen in einem beklagenswerten Zustand und wird zur Zeit innen renoviert. Die angelieferte Milch wird lediglich registriert, gekühlt und dann nach Heinrichswalde zur Verarbeitung in die dortige Molkerei gebracht.

Das Haus, in dem u. a. die Familie Paleit wohnte, steht. Vom Falkschen Hof existieren nur einige Gebäude. Auf der weiteren Strecke nach Heidenstein stehen rechts und links der Straße bis hinter dem Gebäude des Polizisten Hille Russenhäuschen. Das Gehöft von Frau Naumann ist völlig verschwunden. Vom Hof Potzas steht nur der Viehstall und auf der gegenüberliegenden Straßenseite das alte Insthaus.

Von unserem Hof sind nur die beiden Stallungen in beklagenswertem Zustand vorhanden. Sie werden von der Sowchase beide als Schweineställe genutzt, nachdem sämtliche Aufteilungen im Innern der Gebäude beseitigt und die entstandenen Hallen in Schweineboxen aufgeteilt wurden. Wegen der undichten Dächer sind die auf Pfosten ruhenden Decken verschimmelt und feucht. Während von der Scheune keine Reste zu sehen sind, erhebt sich über den Fundamenten des Wohnhauses ein Hügel. An einigen Stellen erkennt man die Grundrisse des Gebäudes. Reste verbrannter Balken demonstrieren, daß das Gebäude abgebrannt ist. Bis vor etwa vier Jahren lebte im Bereich der Küche, der noch einigermaßen bewohnbar war, ein als Alkoholiker bekannter Rentner der Sowchase und setzte offenbar durch eine

brennende Zigarette das Haus in Brand. Er selbst verbrannte mit dem damals stark heruntergekommenen Gebäude.

Quer über den Hof wälzen sich gletscherartig an beiden Enden der Hausfundamente vorbei Jaucheströme durch den völlig versteppten früheren Garten in die anschließenden Gräben und Kanäle. An die frühere Zeit erinnern nur noch zwei im Garten stehende Kirschbäume, von denen noch einer trägt. Die in den dreißiger Jahren angepflanzten Wäldchen in der Nähe der Gebäude sind vollständig abgeholzt. Alle zum Grundstück gehörenden Ländereien sind völlig versteppt und feucht.

Auf dem weiteren Weg bis nach Heidenstein stehen auf der linken Seite nur das

das Auskommen. Etwa 600 bis 700 Einwohner davon leben auf dem Gebiet der früheren Gemeinde Kallningken. Von 3000 Rindern sind 1500 Milchkühe, die 30 bis 3500 Liter Milch je Kuh und Jahr geben. Das restliche Großvieh sind etwa 1000 Schweine. Es werden jährlich ungefähr 300 t Fisch abgeliefert bzw. verkauft.

An Getreide werden hauptsächlich Roggen und Futtergetreide angebaut. Der Roggenertrag liegt bei 25 bis 30 dz/ha. Der Weizenertrag geht bis zu 50 dz/ha. Von den 2000 t Getreide wird die Hälfte abgeliefert, die andere Hälfte dient dem Eigenverbrauch. Vom abzuliefernden Ernteanteil gehen 45 Prozent an den Staat, 15 Prozent an das Königsberger Gebiet, 5 Prozent an den



Kallningken (Herdenau) heute: Altarseite der Kirche Foto Sieglinde Schneidereit

Haus der Familie Mertins und das Gebäude der Familie Doll. Das Gehöft der Familie Stranz, der Alterssitz Schneidereit, unser Insthaus, der Hof der Familien Zimmel und Gawehn sind wie weggezaubert. Auf der anderen Straßenseite stehen ebenfalls keine Gebäude. Das Insthaus Mertins sowie alle Gebäude des Hofes der Familie Faak sind verschwunden. Kürzlich ist auch der Krug in Heidenstein abgerissen worden.

Von der Ortsmitte in Richtung Karkeln sind in schlimmem Zustand noch erhalten das Haus des Schneiders Margies und gegenüber das der Familie Domick gehörende doppelgeschossige Haus, in dem mein Schwager A. Barkowski und meine Schwester ihr Friseurgeschäft hatten, sowie das RAD-Gebäude. Die Schule, in der sich ein gut geführter Kindergarten befindet, macht einen recht ordentlichen Eindruck. Die Gebäude der Familie Domick sind restlos beseitigt. Dort stehen Haus und Stallungen des Sowchosedirektors. Vom Hof Buskies steht lediglich der lange Viehstall und gegenüber ein Insthaus.

Während in Tramischen (Trammen) noch recht viele Häuser erhalten sind, ist Wirbalen (Warten) ganz vom Erdboden verschwunden. Zurück zur Ortsmitte. Der alte Friedhof auf dem Gelände der Kirche ist verwüstet, nur wenige Grabeinfassungen sind vorhanden. Der Rundblick von diesem Ort gibt trostlose Bilder frei.

Die ökonomische Existenz Kallningkens (Herdenau) und seiner näheren Umgebung hängt am Erfolg der Sowchase. Die Ländereien erstrecken sich etwa von Tramischen über Kallningken bis hinter Ackelningken und Heidenstein. Genutzt werden von der Sowchase die meist in sehr schlechtem Zustand befindlichen Gebäude und Stallungen aus der Vorkriegszeit und die nach stereotypen Vorbildern errichteten langen Viehställe, wie sie auf dem Gelände von Biskies und Faak zu finden sind. Der Rohbau eines weiteren Stalls steht neben dem Gehöft Potzas.

Die 5000 ha der Sowchase setzen sich aus 4000 ha Weide und 1000 ha Ackerland zusammen. Die Sowchase sichert 320 Beschäftigten mit ihren Familien (etwa 1000 Perso-

Kreis Heinrichswalde (Rayon Slavsk). 35 Prozent können frei verkauft werden, ein Anteil, den die Sowchosen erhat sehen möchten.

Die staatlich festgesetzten Preise für die abzuliefernden Produkte erscheinen der Sowchase viel zu niedrig, so daß ständig Gelder zum Kauf bzw. zu Reparaturen von Maschinen und zum Erwerb von Baumaterial für die Baubrigade der Sowchase fehlen. Man weist uns darauf hin, daß z. B. ein Ziegelstein fünf Rubel kostet.

Die elementare Versorgung mit Nahrungsmitteln sichern sich die meisten Sowchasearbeiter durch Selbstversorgung, da zu den einzelnen Häuschen üblicherweise eine Stallung gehört, in der man Rind- und/oder Schweine, Schafe, Geflügel hält. Aufgrund eines neuen Privatisierungsgesetzes müssen die Sowchosen jedem Arbeiter, der die Sowchase verlassen will, bis 16 ha Land übereignen. Man berichtet, daß alle bis auf einen Arbeiter beschaffen haben, in der Sowchase zu bleiben, an schon deshalb, weil der als einziger auschiedene mit erheblichen wirtschaftlichen Problemen zu kämpfen hat, obwohl er seine Produkte frei verkaufen darf.

Zu unserem Erstaunen erfahren wir, daß die Sowchasearbeiter ausschließlich nach Leistung bezahlt werden, d. h. nach der Zahl der geleisteten Arbeitsstunden bei einer Melkerin nach der hergeholten Milchmenge. So berichtete uns das Haus Mertins wohnende achtzehnjährige Melkerin stolz, daß sie im März 930 Rubel verdient hat. Jede Melkerin betreut 30 Kühe. Der Arbeitsplatz der erwähnten Melkerin ist der 120 Kühe fassende Sowchosenkennstall auf dem Hofgelände der Familie Faak.

In der alten Dorfschule wurde 1967 ein Kindergarten eingerichtet, der zu dem Zeitpunkt von 27 Kindern im Alter von 2 bis 6 Jahren besucht wird. Es existieren zwei 3-jährige aufgeteilte Gruppen, denen drei Kindergärtnerinnen, eine Leiterin, eine Köchin und drei Putzfrauen zugeordnet sind. Der Kindergarten ist werktags von 9 bis 16 Uhr geöffnet und hat u. a. zwei Spiel- und Schreintische.



Landeskunde

Die Geschichte eines Kanals

Zwischen Gilge und Deime — Aus dem Moor wurde fruchtbares Ackerland

Es war ein schöner ostpreussischer Herbst, der zwar in Abständen die fälligen Regenschauer brachte, aber auch eine ansehnliche Reihe von Sonnentagen. Die Parkanlagen und Straßen, die von Weidensträuchern überhangenen Bäche und die moosgepolsterten Böden der Wälder lagen unter einem goldschimmernden Blätterdach.

Das Sonnenlicht, das durch ein Gewirr alter Baumkronen wie durch ein Sieb auf die Erde tropfte, warf ein brokates Spitzenmuster über den Elch auf dem Tilsiter Anger, während ich im Wohlgefühl einer gut temperierten Seelenlage am Theater vorüberwanderte.

Ins Große Moosbruch

Vom Stromufer meldete sich ein Personendampfer durch dreimaliges Tuten abfahrtbereit. Zugleich hupte nervenzerreißend ein Wagen neben mir; als ich mißbilligend stehenblieb, wurde das Fenster herabgeklübelt und ein vertrautes Männergesicht sah mich lachend an. Der Urheber der unerwarteten Störung meines inneren Gleichgewichts verkündete mir, er habe die Absicht, ins Große Moosbruch zu fahren — ob ich wohl willens sei, ihm dabei Gesellschaft zu leisten. Ich bat mir Zeit für ein kurzes Telefongespräch aus und stieg dann ein.

Im Achtzig-Kilometer-Tempo war die Straße nach Heinrichswalde bald geschafft. Von der freundlichen Kreisstadt führte sie uns in westlicher Richtung weiter, über Großbritannien nach Neukirch und Seckenburg bis Tawellningken, wo mein Freund etwas zu erledigen hatte. Meine Gedanken glitten dabei den Gebilden der Spinnweben, die silbrigglänzend vor leichtem Wind in der Bläue der klaren Luft dahingegleiten und

eigene Kosten 203 Hufen Sumpfgelände am Kurischen Haff trocken und urbar zu machen. Das gewonnene Land wollte der Kurfürst ihm als Eigentum überlassen; daraus entstanden dann die späteren Rautenburgischen Güter.

Vor allem aber sollte er, ebenfalls auf eigene Kosten und Gefahr, einen Kanal zwischen Gilge und Deime bauen, denn Ostpreußen war, damals wie später, auf den litauisch-polnischen Handel angewiesen, der sich auf dem Wasserweg, die Memel stromabwärts, über das Kurische Haff, danach durch Deime und Pregel bis Königsberg hin vollzog — denn das Festland der Niederung war undurchdringliche Wildnis, bestehend aus Urwald und Sumpf. Doch waren die Fahrzeuge damals, Wittinnen genannt, den Tücken des Haffes noch nicht gewachsen; die Verluste an Fahrzeug und Fracht waren unzumutbar groß.

Chieze ging an die Arbeit, segnete aber das Zeitliche schon nach drei Jahren. Luise Katharine, seine junge Gemahlin, fühlte sich gebunden an ihres Mannes Auftrag. Geboren war sie als älteste Tochter des Gutsherrn Ludwig von Rautter, der im späteren Kreis Gerdauen mehrere Güter besaß. Über ihre Jugend und Ausbildung ist nichts überliefert; ihr Geburts- und Sterbetag blieben bis auf den heutigen Tag unbekannt.

Gespräche im Gasthof Ebner

In Tawellningken, im einzigen Gasthof hinter dem Deich, machten wir Rast, um Mittag zu essen. Mein Freund war dort schon so etwas wie einständiger Gast; entsprechend wurden wir von der Frau des Hauses bewirtet. Frau Ebner war eine

Eine tapfere Frau

Luise Katharine von Truchseß zu Waldburg hatte großen Anteil an dem Bau des Kanals wie an der Trockenlegung des großen Sumpfgeländes. Auch der Bau der Kirche in Lappienen ist ihr zu verdanken. Sie war eine kluge und geistvolle Frau.

Porträt nach einem zeitgenössischen Gemälde



ernstgenommen, selbstlos und fromm. „Man spricht hier unter den Leuten von ihr“, sagte Frau Ebner, „als wäre sie noch am Leben und Herrin des großen Besitzes. Jedenfalls war sie eine kluge und geistvolle Frau.“

Als ihr Mann 1673 starb, ging sie eine zweite Ehe mit Wolf Christoph von Truchseß zu Waldburg ein, doch auch ihn verlor sie durch einen baldigen Tod, und wieder stand sie allein. Doch das erste Stück Land, das ihr erster Mann aus dem Sumpf zu einträglichen Boden gewonnen hatte, nahm sie nicht etwa unter den Pflug, sondern sie baute von ihrem Witweneinkommen eine Kirche darauf, jene dort drüben in Lappienen. Und beim Bau des Kanals kümmerte sie sich um alles persönlich.

Eigentlich sah man sie nur noch zu Pferd, von Ort zu Ort reitend, um alles zu überwachen und vorwärts zu treiben; wo die Schwierigkeiten am größten waren, wo Steine den Bau behinderten oder die Moorerde sich immer wieder aufs neue senkte und alles bisher vollbrachte zunichte machte, ließ sie sich eine primitive Hütte bauen, um auch nachts zur Stelle zu sein. Nach acht Jahren war dann das Werk getan. 1703 oder 1704 soll sie gestorben sein; niemand weiß es genau. Jedenfalls wurde sie bei der kleinen, weißen Kirche beigesetzt.

Bequem im Umgang oder gar von weiblicher Annehmlichkeit soll sie allerdings

nicht gewesen sein. „Aber sehen Sie sich die ostpreussischen Gutsfrauen an“, sagte Frau Ebner, „bei aller Fraulichkeit, die sie auszeichnet, bei allem weiblichen Charme... wenn es darauf ankäme, würde jede genau so handeln und reagieren.“

Wir waren davon überzeugt, daß das Urteil über die ostpreussischen Frauen, die in den Herrenhäusern — und nicht nur dort — ihren Aufgabenkreis erfüllten, mit der Wirklichkeit übereinstimmte. Wir waren weiter davon überzeugt, daß das gleiche für die Frauen der Siedler im Moosbruch galt, die sich früh an der Härte der Arbeit in einer Landschaft verzehrten, die alle Mühen nur mit kärglichem Gewinn entlohnte.

Freundlich und tüchtig

Auf dieser Fahrt sah ich die Frauen wieder, wie ich sie in der Jugend von Bord eines Schiffes beobachtet hatte, oder wenn wir am Kanalufer für kurze Augenblicke anlegten. Ich sah sie mühsam die dunkle Erde umgraben, oder im Herbst Gemüse und Zwiebeln zwischen den hochgelegten Rabatten ernten oder das Heu auf den Wiesen wenden oder rudern im Handkahn auf einem der zahlreichen Flüsse, der Schnecke oder der Schalteik oder der Grietschke. Sie nahmen die kleinen, blanken Kartoffeln aus, die so schmackhaft waren, daß sie Berühmtheit erlangten, und sie halfen den Männern, wenn sie vom Fischfang kamen.

Sie waren von freundlichem Wesen, von herber Schönheit, die jungen Mädchen, zurückhaltend und anlehnungsbedürftig und zärtlich zugleich. Selbst die Mütter, am Höhepunkt ihrer fraulichen Reife, von Arbeit und Sorge gezeichnet, strahlten noch einen gewissen Liebreiz aus.

Im Zauber der Dämmerung

Auf der Rückfahrt sahen wir das Moosbruch in seiner unendlich erscheinenden Weite, so weit, daß die Horizonte in der milchigen Bläue des Himmels verschwammen. In Juwendt starteten wir und schlugen den Weg nach Schenkendorf ein. Allmählich legte sich abendliche Dämmerung über das Land. Der Weg war sehr gerade und von Birken gesäumt. Alles schimmerte in einer seltsamen Bräune, das Moor und der Weg und in den Gräben das Wasser. Nur die Stämme der Birken stachen weiß und gespenstisch davon ab. Eine tiefe, ans Herz greifende Schwermut senkte sich auf die Erde herab.

Bei Schipporeit in Schenkendorf machten wir halt. Nahe und dunkel und breit — fast unwirklich scheinend — zog die Laukne vorüber. Aus der geräumigen Veranda schimmerte Licht. Jemand öffnete die Tür. Ein Mann kam heraus; weil er uns kommen sah, ließ er die Tür offen stehen. Da drang eine Stimme an unser Gehör. Als es mir zum Bewußtsein kam, daß es meine eigene Stimme war, ließ mir ein Schauer über dem Rücken, als würde ich von Händen aus dem Unsichtbaren berührt.

Dabei war alles sehr einfach: der Königsberger Sender brachte eine Geschichte von mir, die ich Tage zuvor auf Band gesprochen hatte...



Der Gasthof Schipporeit in Schenkendorf, von dem in unserem Bericht erzählt wird

Foto Haubensack

an Hecken und Zäunen und Sträuchern hängenblieben.

Noch nie war ich auf dem Landweg durch diese Gegend gefahren, nur mit einem Kurischen Haffkahn die Gilge abwärts gesegelt, dann durch den Seckenburger Kanal, den Großen Friedrichsgraben entlang bis zur Deime nach Labiau. Ortsnamen und Bezeichnungen von Flüssen tauchten aus der Tiefe meines Bewußtseins auf: An Jodgallen dachte ich und an die Siedlungen von Friedrichsrode, Franzrode, Karlsrode und Wilhelmsrode; Lauknen an der Laukne fiel mir ein, Nemonien und Juwendt und Agilla; da war ein Fluß namens Timber, ein anderer hieß Schnecke. Die Orte Königgrätz und Sadowen erinnerten daran, daß Friedrich der Große seine tapferen Veteranen aus den Schlachten des Siebenjährigen Krieges einst hier angesiedelt hat.

Mut und Hingabe

Die Landschaft zwischen der Gilge und Labiau ist ein Beispiel dafür, mit wieviel Mut und Hingabe, unter persönlichen Opfern Menschen aus Wildnis und Sümpfen Wohngebiete und fruchtbringende Acker schufen und mit dazu beitrugen, daß Ostpreußen eine reiche und blühende Provinz wurde, daß Handel und Wandel gedeihen konnten, daß Königsberg sich durch den Osthandel zu einer strahlenden Metropole entfaltete, daß Memel zu einer namhaften Hafenstadt wurde und keine geringe Rolle im Seeverkehr zu den nordischen Ländern — Schweden und Finnland und den kurländischen Häfen — spielte.

Welch hohen Anteil Frauen an dieser unerhörten Leistung hatten, das ist in keiner Chronik, in keinem Bericht auch nur annähernd ausgeschöpft.

Auf dem Weg von Seckenburg nach Tawellningken, angesichts der Lappiener Kirche und dem aus mächtigen Baumkronen hervorschimmernden Rautenburgischen Herrenhaus jenseits der Gilge erzählte ich meinem Freund von der tapferen Gräfin Luise Katharine von Truchseß zu Waldburg. Es begann damit, daß sie die Gattin eines Philipp von Chiezewurde, mit dem der Große Kurfürst einen Vertrag geschlossen hatte, darin sich Chieze verpflichtete, auf

liebenswürdige, feinsinnige Wirtin, die dem ganzen Anwesen mit landwirtschaftlichem Betrieb ihren Stempel aufdrückte. Sie war in erstaunlichem Maße belesen. Ich erinnerte mich, sie in Tilsit sowohl im Theater als auch bei Konzerten gesehen zu haben.

Als wir sie auf die Gräfin Truchseß hin ansprachen, wußte sie eine Menge über sie zu berichten. Sie habe ihre Pflichten sehr



Die Frauen hatten großen Anteil an der schweren Arbeit an Land und zu Wasser — hier der Große Friedrichsgraben

Foto Mauritsius

Spätaussiedler:

Den sozialen Abstieg verhindern

Bundestag revidiert Sparbeschlüsse der Bundesregierung — Von Otto Freiherr von Fircks MdB

BONN — Seit Brandts hochgemuter Regierungserklärung sind erst sechs Jahre vergangen. Die Sozialeuphorie der frühen 70er Jahre, die in dem finanzpolitischen Wiedersinn gipfelte, höhere Schulen seien die beste Reformfinanzierung, ist in einer Weise von den Realitäten bloßgestellt worden, wie sich dies der damals verantwortliche Finanzminister und heutige Kanzler in seinen schlimmsten Träumen sicher nicht vorgestellt hat.

Gewarnt wurde er ausreichend. Heute gilt nur noch eins: das Diktat der leeren Kassen. „Machbarkeit“ heißt die Devise. Mit einem ersten Haushaltssicherungsgesetz, dem mündigen Bürger als „Gesetz zur Verbesserung der Haushaltsstruktur“ präsentiert, soll die Staatspleite verhindert, sollen die Löcher zugestopft werden, die der sozial-liberale Finanzschlendrian aufgerissen hat. Die Konzeption dieses Gesetzes allein ist das Eingeständnis kaum vorstellbarer Verhältnisse und Unvermögens.

Die CDU/CSU hat seit Jahren vor der ungebremsten Ausgabenpolitik der Regierung und der zunehmenden Belastung des Steuerzahlers und der Wirtschaft gewarnt. Sie ist trotzdem bereit, alle notwendigen und vertretbaren Maßnahmen mitzutragen, um eine wirkliche Sanierung der Staatsfinanzen einzuleiten und den entstandenen Scherbenhaufen zu beseitigen. Rahmenbedingung hierfür ist, daß der Wildwuchs der öffentlichen Ausgaben mit energischer Hand beschnitten und ein wirksames Konzept zur Wiederbelebung der Wirtschaft entwickelt wird.

Die Vorschläge der Bundesregierung zur Überwindung der Finanzkrise sind indes eher halbherzig vorgenommene Kosmetik, denn ein wirkliches Sanierungsprogramm. Statt Zöpfe abzuschneiden, schlagen die Sparvorschläge völlig ungerechtfertigt gerade in dem Bereich der kleinen und mittleren Einkommen ein. Dies gilt für die Erhöhung der Mehrwertsteuer und des Beitragssatzes zur Arbeitslosenversicherung ebenso wie für die Einschränkungen im Bereich der Sparförderung und des Wohngeldes; dies gilt nicht zuletzt aber auch für den vorgeschlagenen Abbau der Leistungen zu Lasten der aus dem ost- und südosteuropäischen Vertreibungsgebiet oder aus Mitteldeutschland in die Bundesrepublik Deutschland kommenden Aussiedler und Sowjetzonenflüchtlinge.

Die vorgeschlagene Kürzung der Antragsfrist von fünf auf zwei Jahre kann nur als Heuchelei oder absolute Unkenntnis der Lebenswirklichkeit gedeutet werden. Keiner aus diesem Personenkreis kann aus seiner mittellosen Lage, in der er hier ankommt, sowie mit den Behinderungen in der Sprache und der Unkenntnis unserer Lebensbedingungen in zwei Jahren die berufliche oder finanzielle Voraussetzung dafür schaffen, um Aufbaudarlehen, welcher Art auch immer, in Anspruch zu nehmen. Ehrlicher wäre es gewesen, sie dann in der Regierungsvorlage ganz zu streichen. Unehrllicher Weise aber ließ man sie in dieser Form stehen, die nichts bewirkt außer Augen- auswischerei.

Wohnungsbau:

Billigster Weg zum eigenen Heim

Mit Bausparen kann man nicht nur bauen — Günstige Zinshilfe

HAMBURG — Die Zinszuschüsse, die der Staat bauwilligen Bausparern gewährt, haben die volkswirtschaftliche Bedeutung des Bausparens unterstrichen. Mit 300 Millionen DM Zinshilfe werden rund 15 Milliarden DM Wohnungsbauinvestitionen mobilisiert. Auch die 700 Millionen DM Zuschüsse für Modernisierung von Altbauten kommen vielen Bausparern zugute. Mit Bauspargeldern kann man nicht nur bauen, sondern auch renovieren, instandsetzen, umbauen und ausbauen.

Das Bausparen ist und bleibt der billigste Weg zum eigenen Heim, sei es ein Häuschen im Grünen oder eine Eigentumswohnung in der Großstadt. Das Bauspardarlehen wird zu einem Zinssatz von nur 4,5 oder 5 Prozent gewährt. Bei diesem Zinssatz bleibt es auch künftig. Es ist unabhängig von den Zinsschwankungen am Hypothekenmarkt. Die Bausparkassen können diesen günstigen Satz gewähren, weil sie für die Bauspareinlagen nur 2,5 bis 3 Prozent zahlen. Der Staat unterstützt das Bausparen mit Wohnungsbauprämie oder Steuervergünstigung.

Wer bausparen will, schließt mit einer Bausparkasse einen Bausparvertrag, der auf eine bestimmte Vertragssumme lautet. Sind davon mindestens 40 Prozent angespart und läuft der Vertrag mindestens 18 Monate, so hat er Anspruch auf Zuteilung. Er erhält dann den Rest der Bausparsumme als Bauspardarlehen. Wann er bei der Zuteilung an der Reihe ist, richtet sich nach der Bewertungszahl; sie errechnet sich aus der Liegezeit und der Höhe des Bausparguthabens. Will er schneller bauen, so

Ist der Gedanke ganz abwegig, daß die Bundesregierung mit der Verschlechterung der Bedingungen für die Spätaussiedler den Willen zur Aussiedlung dämpfen wollte? Sie hofft vielleicht, damit zu erreichen, daß das Problem der Freizügigkeit für die Deutschen aus dem polnischen Machtbereich tatsächlich mit 120 000 bis 125 000 Personen erledigt wäre?

Von welchem Verfassungsverständnis mag die Bundesregierung aber auch ausgehen, wenn sie einerseits im Rahmen der jüngsten deutsch-polnischen Vereinbarungen kurzfristig einen Kapitalkredit und eine Rentenpauschale einschließlich der durch den deutschen Steuerzahler hierfür aufzubringenden Kreditzinsen von insgesamt rund 3,5 Milliarden DM zahlt und die polnische Seite sich in diesem Zusammenhang bereit erklärt, 120 000 bis 125 000 Deutschen die Ausreise in die Bundesrepublik zu genehmigen, während sie andererseits den in unser Land kommenden Aussiedlern jegliche Eingliederungsmöglichkeit und Startchance entziehen will?

Und welche Gründe mögen die Bundesregierung darüber hinaus bewegen haben, solche Leistungen auch „in außergewöhnlichen Härtefällen“ nicht über den vorgesehenen Zweijahreszeitraum hinaus zuzubilligen, während fast gleichzeitig der Innenausschuß einen Gesetzentwurf verabschiedet, durch den die für vergleichbare Eingliederungshilfen vorgesehenen Mittel der Stiftung für ehemalige Kriegsgefangene und Heimkehrer ohne Befristung um 18 Millionen DM erhöht wurden?

Allein hieraus wird deutlich, in welchem Maße die Sparvorschläge der Bundesregierung unausgewogen, widersprüchlich und sozialpolitisch unhaltbar sind. Gleichzeitig zeigen sie, welcher erschreckende Mangel

Eingliederung:

Firmen der Vertriebenen gefährdet

Dreißig Jahre Bayerische Flüchtlingsverwaltung

MÜNCHEN — Die Eingliederung der Vertriebenen sei so weit fortgeführt, wie es sich vor Jahren niemand vorstellen konnte, erklärte Staatsminister Dr. Fritz Pirkel bei einer Feierstunde anlässlich des dreißigjährigen Bestehens der Flüchtlingsverwaltung in Bayern. Selbst aus Lagern und Bunkern hätten die Vertriebenen blühende Siedlungen werden lassen. Das ganze bayerische Land sei aus den Trümmern des Krieges schöner und reicher denn je hervorgegangen und habe sich zu einem modernen Industriestaat gewandelt.

Der Anteil der Vertriebenen und Flüchtlinge, heute ein Viertel der bayerischen Bevölkerung, sei von dieser großartigen Aufbauleistung nicht wegzudenken. Diesen

an Gesamtschau über die Grenzen der einzelnen Ministerien hinweg für die innenpolitische Tätigkeit der Bundesregierung kennzeichnend ist. Oder ist es in den Augen der Bundesregierung wirklich nur die Beschneidung von „Wildwuchs“, wenn den Aussiedlern jegliche Eingliederungschance verweigert wird? Soll so etwa der Abbau der Privilegien aussehen, den sich der demokratische Sozialismus zum Ziel gesetzt hat?

Für die CDU/CSU bedeutet Sozialstaatsprinzip immer noch: die tatsächliche Verwirklichung der Grundrechte für jeden einzelnen durch eine Politik, die sich an den Geboten der Gleichheit und der sozialen Gerechtigkeit orientiert. Der Staat muß die Voraussetzungen dafür schaffen, daß jeder seine Rechte und Freiheiten mit Aussicht auf Erfolg wahrnehmen kann. Dies tut er nur, wenn er diejenigen Mindestbedingungen und Voraussetzungen garantiert, die der einzelne aus eigener Kraft zu schaffen und zu sichern nicht in der Lage ist.

Wer in diesem Zusammenhang von „Wildwuchs“ spricht, mißachtet bewußt oder unbewußt einen tragenden Grundsatz unserer Sozial- und Gesellschaftspolitik.

Die CDU/CSU kann heute mit Genugtuung feststellen, daß es ihr im Verlaufe der parlamentarischen Beratungen gelungen ist, eine einmütige Auffassung und Entscheidung aller Fraktionen dahingehend zu erreichen, den Gesetzentwurf der Bundesregierung unter Beachtung der Sozialstaatsklausel unserer Verfassung im wesentlichen Punkten — besonders für unsere Aussiedler — zu verändern — nicht mit dem Ziel, weniger einzusparen, sondern gerechter einzusparen. Auch die Bundesregierung sollte sich aus ihrer gleichen Verantwortung gegenüber allen Gruppen unserer Gesellschaft bei weiterhin notwendig werdenden wirtschafts-, finanz- und konjunkturpolitischen Heißeismaßnahmen an diesem Grundsatz orientieren, will sie sich nicht erneut von der Opposition in die ihr durch die Verfassung gesetzten Schranken verweisen lassen.

Millionen habe man zwar ihre Heimat und ihr Hab und Gut nehmen können, nicht aber ihre Kenntnisse und Erfahrungen, ihren Fleiß und ihre Schaffenskraft. So seien die Vertriebenen der Verpflichtung gefolgt, die sie sich in der „Charta der Vertriebenen“ selbst gesetzt hätten — am Aufbau ihrer ‚neuen Heimat‘ nach besten Kräften mitzuarbeiten. Die Rechnung Stalins sei nicht aufgegangen, da sich die entwurzelten Massen nicht als Element der Zerstörung hatten mißbrauchen lassen. Gerade das Gegenteil sei eingetreten, denn die Vertriebenen zählten heute in hervorragendem Maße zu den Kräften, die unseren Staat und seine freiheitlich-demokratische Grundordnung uneingeschränkt bejahten und unterstützten. Diese Leistungen sollten, so Minister Pirkel, uns aber auch daran hindern, der Frage auszuweichen, ob für die Eingliederung dieser Millionen von Menschen wirklich alles Erforderliche und Mögliche getan worden sei. Der manchmal zu hörende Einwand, allein der Zeitablauf von dreißig Jahren habe diese Frage bereits überholt, sei sicherlich ebenso naiv wie ungerecht und falsch. Die Kriegsfolgengesetzgebung enthalte trotz mehrfacher Novellierung noch zahlreiche, im Einzelfall oft tragisch spürbare Lücken und Härten.

So seien die mühsam aufgebauten Betriebe der Vertriebenen mit ihren zu schmalen Eigenkapitaldecken heute besonders gefährdet; auch hätten viele ehemalige Selbständige keine neue Existenz gefunden. Der Anteil der Selbständigen unter den Vertriebenen betrage nur etwa 9 Prozent gegenüber 21 Prozent bei den Einheimischen. Bei den Arbeitern sieht es anders aus, hier stellen die Vertriebenen 57 Prozent und die Einheimischen nur 45 Prozent. Eine ausgewogene soziale Schichtung sei also noch nicht erreicht. Insofern fehle jedes Verständnis, wenn die Bundesregierung die Kriegsfolgengesetzgebung als abgeschlossen betrachte.

Kurt Ployer

Recht im Alltag

Kraftfahrzeugrecht

Wer nachts Gepäck im Werte von 4000 Mark in einem Kraftfahrzeug zurückläßt, das in der City einer Großstadt geparkt ist, verliert den Diebstahls-Versicherungsschutz. Nach einem Urteil des Landgerichts Nürnberg-Fürth wird dadurch der Versicherungsfall grob fahrlässig herbeigeführt. Es sei bekannt, daß die Innenstädte von Großstädten kriminelle Elemente anziehen. In dem zu entscheidenden Falle hatte der Bestohlene außerdem seine Glaubwürdigkeit durch widersprüchliche Aussagen herabgemindert. (LG Nürnberg-Fürth — 3 O 121/72)

Wer sich einer Überprüfung seiner Fahrtüchtigkeit ohne stichhaltige Gründe widersetzt, kann den Führerschein verlieren. Das Oberverwaltungsgericht Bremen begründet das in einer Entscheidung damit, daß bei der Verweigerung einer Überprüfung der Verdacht nahelege, der Kraftfahrer wolle ihm bekannte Eignungsmängel verbergen. Damit stelle er ein Risiko im Straßenverkehr dar. (OVG Bremen — I A 249/73, II B A 109/74)

Wird die Blutprobe eines Betroffenen aufgrund besonderer Umstände nicht nach zwei verschiedenen Methoden auf etwaigen Alkoholgehalt ausgewertet, sondern nur zweimal nach dem Untersuchungsverfahren der Gaschromatographie, so hat dieser Mangel nicht zwangsläufig die Unverwertbarkeit des gewonnenen Ergebnisses zur Folge. Bei einem festgestellten Blutalkoholgehalt von 0,93 Promille ist den bei der gaschromatographischen Methode möglicherweise aufgetretenen minimalen Ungenauigkeiten durch Berücksichtigung eines Unsicherheitsfaktors von 0,13 Promille zugunsten des Betroffenen hinreichend Rechnung getragen (OLG Hamm — Beschl. — 5 Ss OW/ 574/74)

Ein Kraftfahrer verletzt auch dann die Vorfahrt, wenn er in eine Vorfahrtstraße nach links einbiegt und sich mit so geringem Abstand und so geringer Geschwindigkeit vor den von rechts herannahenden Vorfahrtberechtigten setzt, daß ein Auffahrunfall droht. (OLG Hamm — 5 Ss 705/72)

Arbeits- und Sozialrecht

Ist eine Arbeitnehmerin während eines Urlaubsjahres durch die Schutzfrist des Mutterschutzgesetzes an der Arbeitsleistung gehindert, so beeinflußt das nicht ihren Urlaubsanspruch oder ihren Urlaubsgeltungsanspruch. Das gilt nach einem Urteil des Landesarbeitsgerichts Düsseldorf auch dann, wenn sie aufgrund ihrer Schwangerschaft einen fest vereinbarten Betriebsurlaub nicht ausüben kann. Nur wenn Urlaubs- und Urlaubsgeltungsanspruch in gar keinem Verhältnis zur erbrachten Arbeitsleistung stehen, kann es als Verstoß gegen Treu und Glauben rechtsmißbräuchlich sein, ihn geltend zu machen. Eine feste Grenze dafür läßt sich jedoch nicht ziehen. (LArbG — Düsseldorf — 3 Sa 137/74)

Arbeitnehmer, die vom Arbeitgeber zu einem Fortbildungslehrgang geschickt werden, stehen dabei unter dem Schutz der gesetzlichen Unfallversicherung, weil die Teilnahme am Lehrgang der Arbeit im Betrieb zuzurechnen ist. Ebenso wie bei Dienst- und Geschäftsreisen gilt der Unfallversicherungsschutz für sämtliche zusätzlichen Gefahren der Hotel- oder Internatsunterbringung, wenn das Hotel oder Internat vorübergehend zum Mittelpunkt ihres Lebens wird. (BSG — 2 RU 189/72)

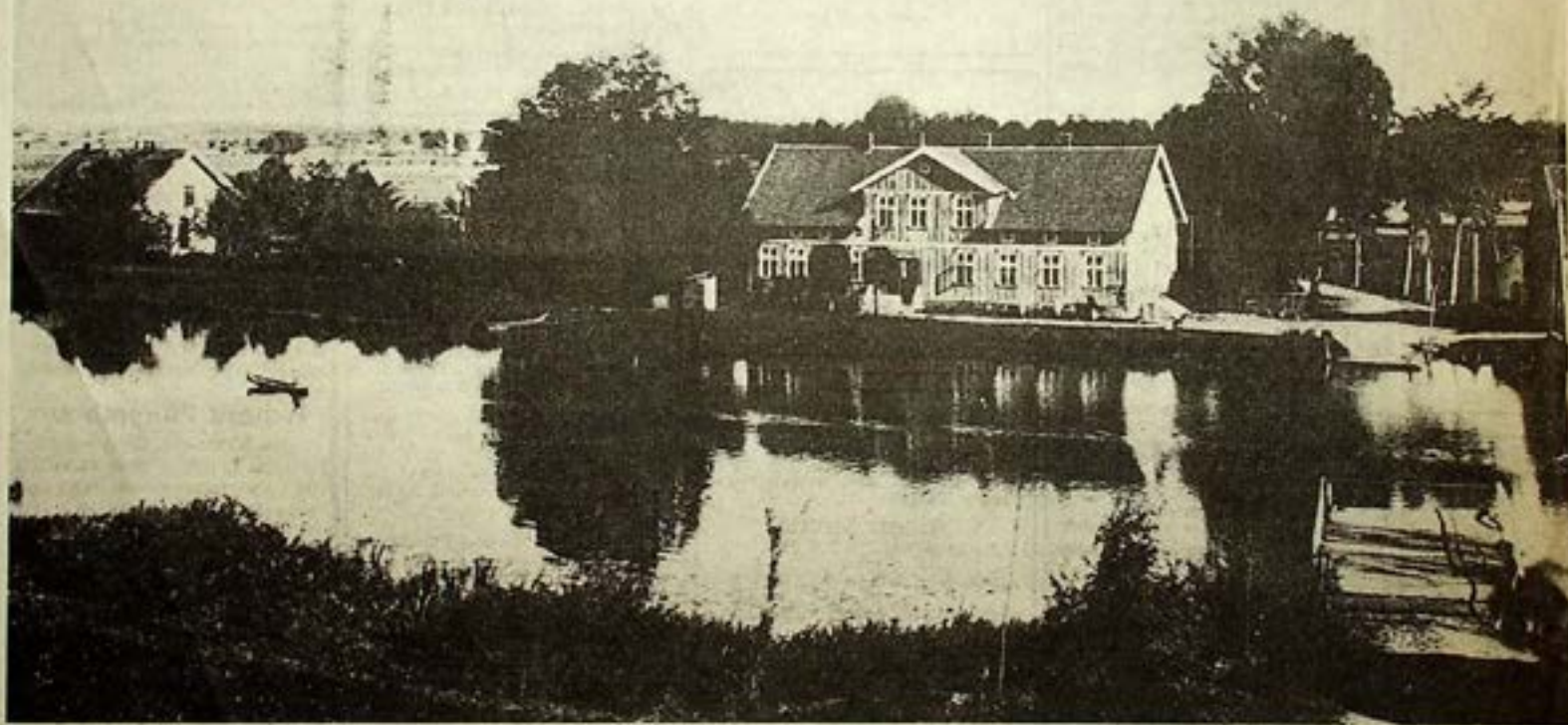
Geht ein Unternehmen auf einen neuen Inhaber über, so kann kein Beschäftigter gezwungen werden, gegen seinen Willen weiter für den neuen Arbeitgeber tätig zu sein. Gehen nur Betriebsteile auf einen neuen Inhaber über, muß geprüft werden, inwieweit Beschäftigte in dem beim alten Arbeitgeber verbleibenden Restbetrieb weiterarbeiten können. (BAG — 5 AZR 504/73)

Neues aus der Rechtsprechung

Jeder Bürger muß die Möglichkeit haben, Medikamente in einem zumutbaren Umkreis seiner Wohnung bekommen zu können. Mit dieser Begründung genehmigte das Bundesverwaltungsgericht die Weiterführung der Rezeptsammelstelle einer Apotheke, die auf Anordnung der zuständigen Behörde (gestützt auf ein Gutachten der Apothekenkammer) geschlossen werden sollte. Nach dem Urteil des Gerichts ist die Arzneimittelversorgung der Bevölkerung nicht mehr ordnungsgemäß im Sinne des § 11 Abs. 1 Satz 2 Apothekenbetriebs O, wenn die Entfernung zur nächstgelegenen oder -reicheren Apotheke mehr als ungefähr sechs Kilometer beträgt und werktätlich während der Öffnungszeiten der Apotheke nicht mindestens je einmal vormittags und nachmittags die Möglichkeit besteht, den Weg zur Apotheke mit öffentlichen Verkehrsmitteln innerhalb etwa einer Stunde zurückzulegen. (BVerwG I C 24/73)

Eine böse Überraschung erlebte ein Patient, der sich bei einem Internisten eine Arbeitsunfähigkeitsbescheinigung holen wollte, um eine Dienstreise nicht antreten zu müssen. Der Arzt führte eine gründliche Herzuntersuchung durch, die sich über zwei Tage erstreckte und schickte dem Patienten eine gepfeiferte Rechnung. Der wollte nicht bezahlen, weil er ja nur wegen eines Attestes gekommen sei. Die Richter des Landgerichts Frankfurt belehrten den Beklagten jedoch, daß — wenn der Patient eine bestimmte Untersuchung wünsche — es dem Arzt überlassen bleiben müsse, welche einzelnen Untersuchungen er auf Grund der geschilderten Krankheitssymptome zur Erstellung einer Diagnose für erforderlich halte. (LG Frankfurt — 216 S 237/72)

F.R.M.



In der Eichniederung: Das Gasthaus Semlies in Jodgallen bei Seckenburg, links die Schule

So blieb auch bis in das 17. Jahrhundert hinein das Memeldelta unerschlossen. Abgesehen von einem unzureichenden Versuch der Stadt Königsberg, in den Jahren 1613 bis 1616 durch Kanalisierung einer Teilstrecke der Gilge die Wasserverbindung Königsberg-Tilsit-Kowno zu verbessern, hat erst Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, ab 1640 eine planmäßige Erschließung und Besiedlung der Memelniederung eingeleitet. Gleich nach seinem Regierungsantritt besichtigte er zunächst das ausgedehnte Mooregebiet und erkannte, wie überaus fruchtbar und landwirtschaftlich wertvoll es nach einer ausreichenden Entwässerung und Rodung des Bruchwaldes sein könnte. Die damals noch allmächtigen preußischen Städte dachten aber nicht daran, ihm die dafür benötigten Geldmittel zu bewilligen.

Es entschied sich daher der Große Kurfürst für den folgenden Weg: Die großen Waldgebiete, die sein persönliches Eigentum als Landesherr waren, begann er an Siedler, damals Neusassen genannt, abzugeben. Diese zahlten ihren Pachtzins über die Wildnisbestreiter, also die damaligen staatlichen Oberförster, an die „Schatulle“, d. h. an die kurfürstliche Privatkasse und nicht an die staatlichen Amtskassen, wie das normalerweise die Bauern tun mußten. Von dieser Zeit an unterschied man die Amtsbauern von den Schatullbauern.

Der damalige kurfürstliche Oberförster und Hauptmann zu Rhein, Heinrich Ehrentreich von Halle, trat persönlich als Siedlungsunternehmer im Auftrag des Kurfürsten im Gebiet zwischen dem oberen Rußstrom und der Gilge auf und setzte dort als Neusassen Mennoniten aus dem Danziger Werder und auch viele Interessenten direkt aus Holland an, wozu auch Handwerker wie Schleusen- und Wassermühlenmeister, Zimmerleute, Strom- und Baggerarbeiter kamen. Da von Halle später in Ungnade fiel, mußte er das dortige Siedlungsunternehmen zwar aufgeben, durfte aber in der Gegend von Heinrichswalde in kleinerem Umfang mit seinem Sohn weitersiedeln. So trägt der spätere Ort Heinrichswalde seinen Namen.

Als nächster hat sich der Kurfürstlich-Brandenburgische Generalquartiermeister Philipp de la Chiesa nebst seinen Nachfahren um die Trockenlegung und Besiedlung des Memeldeltas einen besonderen Namen gemacht. 1660 tauschte er sein Gut Caput bei Potsdam mit dem Großen Kurfürsten gegen eine Wildnis um Lappienen, wobei er sich verpflichtete, diese urbar zu machen. Mit Ausnahme von Bär und Ur erhielt er die Gerechtsame der Jagd — und auch die der Fischerei auf einer großen Strecke der Gilge. Chiesa ist der Begründer der späteren Grafschaft Rautenburg, die durch Eheheirat zunächst in den Besitz der Reichsgrafen Truchseß zu Waldburg und dann der Grafen von Keyserlingk bis zur Vertreibung im Jahre 1945 gelangte.

Den von Chiesa projektierten „Großen Friedrichsgraben“, der die langersehnte Verbindung zwischen Gilge und Deime, damit zwischen Tilsit und Königsberg, ohne Überquerung des durch seine Untiefen und plötzlich auftretenden Sturzwellen gefürchteten Haffes, schuf, hat nach dessen Tod seine überaus energische und tatkräftige Frau Luise Katharine, geborene von Rauter, gebaut, die selbst die Baustellen kontrollierte und die Arbeitslöhne auszahlte. Auch den Bau des „Kleinen Friedrichsgrabens“, der die Verbindung zwischen der Gilge bei Sekenburg und dem Nemonien-Strom, einem toten Mündungsarm der Memel, schiffbar machte und der im Volksmund bis in die jüngste Zeit „Greituschke“ hieß, haben wir dieser tüchtigen Frau zu verdanken, deren markante Gesichtszüge ich noch im Ahnen-



Fähre im Memeldelta: Oft das einzige Verkehrsmittel von Dorf zu Dorf

Foto Engelhardt

saal des Schlosses Rautenburg auf einem großen Ölgemälde betrachten konnte.

Bereits am Ende des 17. Jahrhunderts baute de la Chiesa im Stil eines Landhauses das Schloß Rautenburg, desgleichen die berühmte Mühle, um die sich manche Sage und Erzählung rankte, und schließlich die weit über die Grenzen Ostpreußens hinaus als ein wertvolles Kleinod unter den Bau- und Kunstdenkmälern unserer Provinz bekannte Kirche, die eine achteckige Form hatte, in

mußte der jeweilige Majoratserbe wenigstens fünf Jahre dem preußischen Staat als Offizier oder als Beamter dienen. Wenn das nicht möglich war, mußten fünf Jahre lang jährlich 1000 Taler an das königliche Etatsministerium in Königsberg gezahlt werden. Karoline Charlotte Amalie Gräfin von Keyserlingk erhielt s. Zt. als bekannte Malerin die Ehrenmitgliedschaft der preußischen Akademie der Künste und besaß in Königsberg-Ende des 18. Jahrhunderts jenes be-

nach Erlaß der ersten Dammordnungen konnte eine befriedigende Instandhaltung durchgesetzt werden.

Der Große Kurfürst übergab auch noch an andere Persönlichkeiten oder Institutionen größere ihm gebörende Ländereien zur Besiedlung durch Bauern. In der südlichen Niederung waren das der Kapitänleutnant Jakob Engel, die reformierte Kirche in Königsberg — und der ehemalige kurfürstliche Kammerdiener Daniel Gerhards, der die Dörfer Gerhardsheim, Gerhardswalde, Gerhardshöfen und andere gründete.

Die nachfolgenden Hohenzollern haben in wechselndem Umfang durch Deichbauten, Schaffung eines Grabennetzes, Wegeaufschluß und Ansetzung neuer Siedler die Memelniederung landwirtschaftlich weiter zu erschließen versucht. Auch hier zeichnete sich König Friedrich Wilhelm I. (1713—1740), der große Kolonisator, besonders aus. Als er 1731 das Amt Friedrichsgraben zu Pferde persönlich besichtigte, begleiteten ihn drei ausländische Diplomaten, nach denen drei neue Domänenvorwerke benannt wurden, Ginkelsmittel nach dem holländischen Baron von Ginkels, Polenzhof nach dem polnischen Gesandten von Polenz und Seckenburg nach dem kaiserlichen Gesandten von Seckendorf. Als Neusiedler kamen Litauer, Salzburger, Holländer, Hügenotten, Schotten und Niederdeutsche vornehmlich aus dem Raume Halberstadt-Magdeburg in das Land.

So entstand die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 2

VON WOLFRAM GIESELER

streng byzantinischem Stil gehalten war und von einem unbekanntem venezianischen Künstler angefertigte feine Schnitzarbeiten an Altar, Kanzel und Orgel aufwies. Das vom Großen Kurfürsten erbetene und auch erhaltene „jus patronatum“ über diese Kirche blieb den jeweiligen Standesherrn von Rautenburg bis in die jüngste Zeit, wenn auch in abgeänderter Form, erhalten.

Mit der königlichen Genehmigung Friedrich Wilhelms II. wurde die Rautenburgische Begüterung am 31. März 1787 zur Grafschaft erhoben. Seit 1763 blieb sie bis zur Vertreibung ununterbrochen im Eigentum der aus dem Baltikum stammenden Grafen von Keyserlingk. Aufgrund der Majoratsstiftung

kannte Stadtschloß, in dem der berühmte Philosoph Immanuel Kant oft zu Gast war.

Auch den ersten Gilgedeich haben s. Zt. Chiesa und seine Frau angelegt, um das dahinter liegende Land vor den regelmäßigen Überschwemmungen zu schützen. Zunächst geschah aber nichts für die erforderliche Unterhaltung des Deiches, so daß er sich allmählich wieder abflachte und erneut vom Wasser überspült werden konnte. Erst

Durch hohe Eindeichung für Landwirtschaft nutzbar gemacht

Erst in der zweiten Hälfte des vorigen und in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts sind dann weite Flächen der tiefen Niederung durch vollständige und genügend hohe Umdeichung, durch den Einbau leistungsfähiger Schöpfwerke, durch Kanalisierungen von Gilgeabschnitten und durch die Schaffung eines zweckvollen und genügend dichten Grabennetzes so vom Hochwasser geschützt und so trocken gelegt worden, daß der äußerst hochwertige Schlickboden die höchst denkbaren landwirtschaftlichen Erträge abwarf. So wurde im Jahre 1895 der so bedeutsame Haffdeich gebaut, der gegenüber von Tawellenbruch auf der rechten Gilgeseite vom Gilgedamm nach Norden abog und endgültig den bislang jährlich auftretenden Rückstau des Haffwassers bei West- und Nordwind auf den weiten Flächen zwischen Rußstrom und Gilge verhinderte. So blieb nur noch ein etwa 10 Kilometer breiter Wald- und Wiesenstreifen längs des Haffs uneingedeicht liegen, der nun natürlich einem umso höheren Hochwasser ausgesetzt wurde.

Der aus Schlick und Moor aufgebaute Boden der Memelniederung ist ein gut zersetztes Niedermoor, das infolge der Jahrtausende langen und regelmäßigen Überflutungen durch den Memelstrom völlig mit mineralischen Teilchen durchsetzt ist. Den eingedeichten Marschböden der unteren Elbe oder Weser ist er durchaus gleichwertig, wenn er gründlich entwässert ist,

wobei natürlich auch eine entsprechende Düngung eine besondere Rolle spielt.

Die typische Siedlungsform des Memeldeltas ist der Einzelhof, die des Viehwirtschaft treibenden Bauern. Er wohnt inmitten seines Landbesitzes, unter seinen Augen grast bedächtig das schwarzweiße Niederungsvieh in seinen weiten, von Gräben und Zäunen umhegten Koppeln. Das Gehöft, zu dem eine von Weiden, Pappeln oder Birken und natürlich auch von Gräben eingefasste Allee führt, besteht aus einem geräumigen Wohnhaus, den Stallgebäuden, der Scheune und dem Speicher, alle ursprünglich nur aus Holz erbaut und mit Schilfrohr gedeckt. Die einzelnen Höfe tragen häufig einen eigenen Namen. Später wuchsen viele von ihnen zu kleinen Gemeinden zusammen.

Von den rund 67 000 ha landwirtschaftlich genutzter Betriebsfläche im Jahre 1939 waren rund 58 000 ha in der Hand von Bauern, deren Eigentum nicht mehr als 100 ha umfaßte. Im Kreis Elchniederung herrschte also eindeutig der Klein- und Mittelbesitz vor, der Großgrundbesitz mit einer Betriebsfläche von mehr als 500 ha war nur auf einer Betriebsfläche von 2623 ha vertreten, wovon wiederum 1872 ha abzüglich 1100 ha Wald = 772 ha auf die Grafschaft Rautenburg entfielen.

Fortsetzung folgt



Idyllisches Heinrichswalde: Namenspatron war Heinrich Ehrentreich von Halle

Foto Feenz

Brauchen wir einen Arbeitsdienst?

Sozialer Dienst contra Erziehungskrise

Der aufschlußreiche Aufsatz von Hans Grösser in Folge 39 des Ostpreußenblattes über „Sozialer Dienst contra Erziehungskrise“ verdient alle Anerkennung. Insbesondere seine ebenso sachkundigen Hinweise auf den Wert der in Deutschland und einigen Ländern Ende der 20er Jahre entstandenen Freiwilligen Arbeitsdienste und ihre Bedeutung für die Steuerung der Arbeitslosigkeit und die Erziehung der Jugend zu einem sozialen Arbeitsethos zeugen von klarsichtigem Erfassen der damaligen und heute (ähnlichen) Probleme und einem erfreulichen Mut, überfällige und ressentimentbedingte Tabus aufzubrechen.

In diesem Zusammenhang wäre nur zu fragen, warum der Reichsarbeitsdienst (RAD) nicht erwähnt wurde. Warum wurde nicht erläutert, daß mit der Verkündung der gesetzlichen Arbeitsdienstpflicht für die Jugend die von den zahlreichen Trägern des Freiwilligen Arbeitsdienstes, den demokratischen Jugendverbänden und Vereinen, wie „Artamanen“, „Jungdeutscher Orden“ u. a., erstrebte Zielsetzung eines pflichtgemäßen Dienstes für Jugendliche aller Stände und Klassen erreicht wurde, und zwar in einer der stillvollsten und saubersten Organisationen der damaligen Zeit.

Denn nur dadurch wurde endlich sichergestellt, daß nicht nur die Idealisten und verzweifelten Arbeitslosen, sondern auch jene asozialen Jugendlichen jeglichen Standes, denen eine solche Gemeinschaftserziehung besonders nützlich war, zum Dienst mit Spaten und Hacke für die Gesamtheit verpflichtet wurden. Der Reichsarbeitsdienst war genauso wenig wie die Wehrmacht eine Gliederung der NS-Partei, wenn auch von gewisser Seite versucht wird, durch unrichtige und oft verleumderische Behauptungen die geschichtlichen Tatsachen zu verzerrern und entstellen. Denn der Gestalter und Schöpfer des RAD, der ehemalige Generalstabler und Oberst im Reichswehrmini-

sterium, Konstantin Hierl, hatte diesen RAD gegen alle Widerstände der Wehrmacht, der NSDAP und der Arbeitgeberverbände im Jahre 1935 durchgesetzt und in eine rein staatliche Einrichtung, ähnlich der Wehrmacht, verwandelt.

Während die NS-Partei versuchte, den Arbeitsdienst in einer Parteigliederung wie die Hitler-Jugend umzugruppieren, erstrebte die Wehrmacht, den RAD als viertes Wehrmachtsteil (Bauformation) einzuverleiben und die Arbeitgeberverbände, insbesondere die Bauernschaft, versuchten, den RAD zu einer Einrichtung für billige Arbeitskräfte zu machen.

Statt dessen entwickelte sich mit dem RAD jene Einrichtung, die in materieller Hinsicht dank eines systematisch ausgebildeten und qualifizierten Führerkorps Milliardenwerte durch Straßenbau, Bodenverbesserungen, Forstarbeiten, Landgewinnung, Bachregulierungen usw. für das deutsche Volk geschaffen hat. In Ostpreußen befanden sich im Großen Moosbruch, im Nogat-Gebiet, an der Guber und in Masuren Großbaustellen des RAD. Der Reichsarbeitsdienst hat sich segensreich für das deutsche Volk ausgewirkt.

Eine solche Einrichtung in zeitgemäßer Form wird auch heute — demoskopische



Heimatmuseum: Voll schöner Erinnerungen...

Erhebungen haben dies bestätigt — von der Mehrheit der Bevölkerung bejaht. Leider ignorieren unsere maßgeblichen politischen Parteien und insbesondere die jetzige Regierung den demokratischen Volkswillen im Hinblick auf einen Arbeitsdienst.

Wolfram Mallebrein, 7400 Tübingen 1

Das Deutschlandbild der CDU

Der Leitartikel von Wolfgang Thüne vom 29. Juli trifft den Nagel auf den Kopf: Der Entwurf des Grundsatzprogramms ist jedenfalls in diesem Punkt unzureichend. Der CDU-Kreisverband Bonn hat aus solchen Erwägungen auf meine Initiative einhellig die Einfügung folgenden Absatzes (nach Ziffer 117, Abs. 1) beantragt:

„Bei unserem Streben nach Wiederherstellung der staatlichen Einheit Deutschlands gehen wir von dem Deutschlandbegriff aus, der dem Grundgesetz der Bundesrepublik „Deutschland“ zugrunde liegt (Deutschland in den Grenzen vom 31. 12. 1937). Darüber hinaus treten wir für die Durchsetzung des Selbstbestimmungsrechts für alle Deutschen ein.“

Ich kann nur wünschen, daß dieser Antrag eine breite Unterstützung — einschl. von den für Ostpreußen Berufenen findet, zumal kein weitergehende Antrag versucht wurde.

Mit der gewählten Formulierung, von diesem Deutschlandbegriff auszugehen, wirken wir einerseits der weit verbreiteten Verengung des Deutschlandbegriffs auf West- und Mitteldeutschland entgegen und halten andererseits die Möglichkeit für eine Lösung z. B. auch des Memelproblems offen.

Gero Gisart, 5305 Alfter bei Bonn

Dem in Folge 38 vom 23. September unter gleicher Überschrift gebrachten Artikel von Robert Lienig wäre noch hinzuzufügen: Die

Unzerstörbarer Begriff „Heimat“

Mit großem Interesse habe ich die vortreffliche Rezension von Paul Brock über das Buch „Heimatmuseum“ in Folge 40 des Ostpreußenblattes gelesen. Rechtzeitig zum Weihnachtsfest 1978 hat der Schriftsteller Siegfried Lenz sein Werk herausgebracht,

das nach seinen und seines Verlags Wunsch ein Bestseller werden soll. Erfreulicherweise kostet es 35 DM, so daß sich mancher diese Ausgabe überlegen wird. Inzwischen zieht Herr Lenz durch die Lande und liest aus dem Buch zur Steigerung des Umsatzes.

Ich empfinde, daß der Inhalt dieses Romans gegen die Heimatvertriebenen gerichtet ist. Soll etwa das Buch uns die Gedanken an die Heimat zerstören? Ist das der Wille des Autors, der sich so gern auf seinen ostpreußischen Geburtsort beruft? Dieses Vorhaben wird sicher nicht gelingen, denn der Heimatgedanke liegt tief in unseren Herzen und in ihm ist unser Heimatmuseum mit den vielen, schönen, manchmal so kleinen Erinnerungen, über die wir in unseren Kreisen so gern sprechen, von denen wir leben.

Auch haben wir hier und da manchen Gegenstand aus der Heimat gerettet, den wir pflegen und mit dem wir sorgsam umgehen. So haben wir ein kleines Säckchen voll von weißem, feinen Sand vom Rauschener Strand und konnten vor ein paar Jahren unserer Mutter davon zwei Hände voll in ihr Grab geben, damit sie im Tode etwas Heimat um sich habe.

Siegfried Lenz hingegen läßt sein Heimatmuseum verbrennen. Hat er überhaupt eine Heimat verloren? Ist er nicht von Anfang an ein Heimatloser?

Heinz Bergau, 2407 Bad Schwartau

Stacheldraht und Hoffnung

Auf Grund der Besprechung im Ostpreußenblatt vom 3. Juni unter der Überschrift „Dawai, Raboti, Zapzarap“ beschaffte ich mir diesen umfangreichen Erlebnisbericht. Ich war mehr als überrascht von dem überwältigenden Inhalt, der sich hinter dem unscheinbaren, für die meisten Menschen uninteressanten Titel verbirgt. Dieses Buch ist nicht mit anderen Büchern zu vergleichen; was hier zu lesen ist, ist Tatsache, wurde in Gegenwarts- und Romanform geschrieben (hautnah mit Rede und Antwort).

Es sind nicht viele Fotos aus russischer Kriegsgefangenschaft herausgebracht worden, der Autor, Helmut Richter in Lippsland (Selbstverlag), blendet hier aber 35 Bild-dokumente ein, die das unterstreichen, was er in seinem großformatigen Buch zu berichten weiß. Doch das Wesentliche ist dieser abwechslungsreiche, fesselnde, dramatische Inhalt.

Herrn Hendrik van Bergh möchte ich Dank sagen für seine treffende Buchbesprechung, in der es heißt: „... wer einen ehrlichen, aufrechten und im wahrsten Sinne des Wortes anständigen Bericht mit der Genauigkeit eines Tagebuches aus der Kriegsgefangenschaft lesen will, kommt auf seine Kosten. Da ist nichts gemacht, nichts erfunden, nichts phantasiert. Das läuft ab wie ein perfektes Drehbuch mit genauen Einstellungen und authentischen Dialogen, das man sofort verfilmen könnte. Und das ist eine Leistung, die man gar nicht überbewerten kann...“

Willi Kowalzik, 3101 Honebostel



... an das unvergessene Ostpreußen: Tief im Herzen verankert Fotos Braumüller, Archiv

Heimatmuseum

Bereits die Autorenbesprechung im Deutschen Fernsehen ließ ahnen, daß Herr Lenz eine Wandlung zur Linientreue in Richtung G. Grass durchgemacht hatte und mit welchen Motiven. Mein Entschluß stand da schon fest, den ... Lohn nicht zu vergrößern, indem das Buch „Heimatmuseum“ nicht gekauft wird.

Der Artikel von Paul Brock in Ihrer Ausgabe vom 7. 10. 1978 dürfte allen heimatbewußten Masurendeutschen gefallen haben. Man muß im Zusammenhang mit Lenz um so mehr die Tat des bayerischen Ministerpräsidenten A. Goppel beachten, in dem ausgerechnet ein süddeutsches Land durch die Übernahme der Patenschaft für unsere Heimat das Geschichtsbewußtsein der Deutschen bleiben läßt.

Horst Eckert, München 83

Höhepunkt und Abschied

Der Kritik von Ernst Schremmer in dem Artikel „Höhepunkt und Abschied — Festspielsommer in München und Bayreuth“ (Folge 37) kann ich nur bedingt zustimmen. Der Stolz des Verfassers über die Leistungen unseres Landsmannes René Kollo wird von mir voll geteilt. Aber hinsichtlich Kollo Bayreuther Einsatzes als Siegfried ist durchaus Bedauern und kritische Distanz angebracht. René Kollo wunderschöner, aber letztlich lyrischer Tenor (z. B. als Stolzing und Parsifal mir noch in herrlicher Erinnerung) ist einfach eine Fehlbesetzung für die Siegfried-Rolle, die von Wagner für einen Heldentenor konzipiert wurde.

In der Chéreau-Inszenierung, die einen beweglich-dümmlichen Antihelden verlangt, stützt Kollo nunmehr diese verfälschende Konzeption eines Wagner-Werkes durch seinen auch hier schauspielerisch vollen Einsatz.

Auch wird René Kollo seine Teilnahme an dem „Panoptikum-Lösungen“ übergenommen, d. h.: jemand auf der Bühne macht Fischmaulbewegungen, die nicht immer mit dem Gesang des versteckten eigentlichen Sängers „korrespondieren“, wie das der Verfasser so treffend charakterisiert. René Kollo hat sich nun bereits zweimal hierfür hergegeben: im vergangenen Jahr sang er mit gebrochenem Bein zu Chéreaus Hüpferei, in diesem Jahr hüpfte er zu Cox' Gesang.

Hier werden durch die Gutmütigkeit und Bereitwilligkeit von Künstlern schwere Versäumnisse des Festspielleiters gedeckt, der, wie überall auf der Welt bei Festspielen und jeder üblichen Operaufführung der Brauch, es nicht für nötig hält, rechtzeitig den entsprechenden Einsatz bereitzuhalten und dem Publikum Lösungen zumutet, wie sie bisher nur in Schmierkomödien üblich waren.

Sehr schade!

Hildegard Drescher, Bielefeld

„Senil-Politik“

Ich möchte das Abonnement des Ostpreußenblattes zum nächstmöglichen Termin bei Ihnen kündigen.

PS. Ihre „Senil-Politik“ gefällt mir schon lange nicht mehr!

Dr. Arnold Brühn, Tierarzt, 4576 Bippin

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur auszugewiesenermaßen veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonym oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Bevor ich über meine Erlebnisse in Tawellenbruch, Kreis Elchniederung, berichte, ist es des besseren Verständnisses wegen erforderlich, zuvor einiges über die Entstehung des Memeldeltas, seine Besiedlung und seine Landschaft zu sagen.

Ostpreußen, Teil der großen norddeutschen Tiefebene, verdankt seine Oberflächengestalt sowie seine typischen und abwechslungsreichen Landschaftsbilder der vorletzten großen Erdperiode, dem Diluvium. Dieses umfaßt einen Zeitraum von rund 600 000 Jahren, gliedert sich in vier Eiszeiten und Zwischeneiszeiten und fand vor etwa 12 000 Jahren sein Ende.

Die Eiszeiten, die ganz Ostpreußen mit einer bis zu 2000 Meter hohen Eiskappe überdeckten, haben in überaus langen Zeiträumen mit ihren Gletschern gewaltige Gesteinsmassen vom Boden Fennoskandias, dem aus Skandinavien, Finnland, Karelien und der Halbinsel Kola bestehenden baltischen Schild, abgeschält und abgehobelt, weit nach Süden transportiert, dabei zerkleinert, zermahlen und schließlich als Grund- und Endmoränen bei dem laufenden Abschmelzen der Gletscher in unserer Heimat zurückgelassen. Diese diluvialen Ablagerungen, die von Norden nach Süden zunehmen und an vielen Stellen jetzt unter Normalnull herabreichen, weisen in Ostpreußen eine durchschnittliche Mächtigkeit von 125 Metern auf. Unsere Heimat wäre von einem 120 bis 20 Meter tiefen Meer bedeckt, wenn das Diluvium nicht für derartig gewaltige nordische Ablagerungen gesorgt hätte.

Produkt einer Erdperiode

Ganz im Gegensatz dazu sind aber die beiden Nehrungen, die beiden Hafte, das Memeldelta und alle Moore im ganzen Land erst in der „Jetztzeit“, dem Alluvium, entstanden. Wie ist es dazu gekommen? Am Ende des Diluviums floß die Memel noch als Urstrom durch das heutige Inster- und Pregeltal nach Südwesten und mündete westlich von Königsberg in die Ostsee. Das nordische Eis hatte sich bereits von der lange gehaltenen Linie Königsberg-Tilsit nordwärts zurückgezogen. Als es 2000 Jahre später ganz vom ostpreußischen Boden abgeschmolzen war, hatte sich bereits die Urmemel einen neuen Weg nach Westen durch den Ragnit-Willkischkener Endmoränenzug gebahnt, um in mehreren Mündungsarmen die alte Küstenlinie bei Sarkau, Rossitten und Prökuls zu erreichen. Diese verlief damals also auf der Linie der heutigen Kurischen Nehrung, schwenkte jedoch bei Rossitten über das heutige Haff nach Windenburg zu ab.

In der anschließenden Zeit des Litorinameeres senkt sich aus wissenschaftlich nicht erklärbar Gründen diese alte Meeresküste Samland-Sarkau-Rossitten-Windenburg-Ecke so erheblich, daß sie ertrinkt und so eine Meeresbucht bis kurz vor Tilsit entsteht. Etwa in der Zeit von 6000 bis 5000 vor Christi Geburt hat also das Meer von der späteren Memelniederung und dem späteren Haff nebst Nehrung vollständig Besitz ergriffen. Nur wenige Diluvialkegel ragen noch als Inseln bei Sarkau und Rossitten aus dem Meer auf.

In den folgenden 4000 Jahren treten nun zwei große Ereignisse gleichzeitig auf. Es bildet sich vom Samland her in geschwungenem Bogen mit der Richtung auf die Küste bei Memel die Kurische Nehrung aus, indem das Meer nach einer wieder leichten Hebung seiner Küste zunächst von der Steilküste des Samlands abgerissene und abgespülte Sinkstoffe durch die Meeresströmung versetzt und als Strandwälle aufspült, diese dann anschließend als Sanddünen dem ständigen Wind überläßt. So entsteht durch eine fast völlige Abschneidung der bis Tilsit reichenden Bucht als größtes Brackwasserbek-



Heinrichswalde: Das Amtsgericht. Der Kreis Elchniederung besaß keine eigentliche Kreisstadt. Die Geschäfte des Landrats wurden in Heinrichswalde abgewickelt.

Foto Frenz



Der große Friedrichsgraben: Verbindung zwischen Tilsit und Königsberg. Foto Sack

So entstand die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 1

VON WOLFRAM GIESELER

cken der deutschen Küstengewässer das Kurische Haff, an dessen Ostseite nun wiederum die dort einmündende Memel laufend ihre mitgeführten Sinkstoffe, ungestört von einer abradierenden Meeresbrandung, absetzen kann. Unsere Elchniederung hat also die Memel mit ihren großen Schlickablagerungen geschaffen, jene großartige amphibische Landschaft, wie wir sie in ihrer Einmaligkeit erlebt haben.

Flüsse wie die Elbe oder die Weser, die an ihren Mündungen der Ebbe und der Flut ausgesetzt sind, bilden Trichtermündungen aus. Für unsere Memel dagegen, die in einem flachen Brackwasser endet, ist die Bildung eines auch heute noch ständig wachsenden Deltas unausweichlich, was in einer fernen Zukunft ein völliges Verlanden des Kurischen Hafes zur Folge haben muß.

So ist unsere Memelniederung das Ergebnis eines Widerspiels zwischen Meer und Memel in den letzten 8000 Jahren, ein Produkt der jüngsten Erdperiode, Kurische Nehrung, Kurisches Haff und Memeldelta gehören erdgeschichtlich zusammen, beeinflussen sich ständig und müssen landschaftlich als Einheit angesehen werden.

Die Memel, die auf russischem Boden Njemen heißt und in den fernen Pripjet-Sümpfen im Raum von Minsk entspringt, gabelt sich nach einem rund 900 Kilometer langen Lauf vor ihrer Mündung in das Haff zunächst in die Gilge und den Russenstrom, dieser wiederum in die Skirwieth und die Atmath, gewaltige Flüsse, die es in ihrer Breite und Tiefe durchaus mit der Elbe oder dem Rhein aufnehmen können. Eigenartig ist, daß die Bevölkerung bis zum heutigen Tag noch immer nur vom „Rußstrom“ spricht, was vermuten läßt, daß man unbeußt damit sagen wollte, der Strom gehöre den „Ruß“. Wer waren diese Ruß?

In der Zeit von 100 v. Chr. bis 1000 n. Chr. strömten immer wieder überschüssige Volksstämme aus Skandinavien, Jütland und von den dänischen Inseln nach Westen, Süden und Osten. Man weiß nicht, ob der Anlaß dazu Übervölkerung, Sturmfluten, poli-

tische oder religiöse Gegensätze in der Heimat oder nur verwegene Abenteuerlust, gepaart mit einem kriegerischen Eroberungsgeist, waren. Zuerst waren es die Angeln und Sachsen, die England eroberten, und die Goten und Burgunder, die sich im Raum um die Weichselmündung festsetzten. Später gründeten sie als Normannen im Nordwesten Frankreichs ihr Reich in der „Normandie“, anschließend in England, und gleichermaßen ein solches in Süditalien und auf Sizilien. Als Wikinger machten sie die Unterläufe des Rheins, der Weser und der Elbe unsicher und gelangten sogar über Grönland um 1000 n. Chr. nach Nordamerika. Als Waräger oder Viten (Vineta und Windenburg!) setzten sich schließlich diese kühnen Seefahrer mit ihren berühmten Drachenschiffen besonders in den Flußmündungen der osteuropäischen Ostseeküste fest, wo sie befestigte Niederlassungen gründeten und von dort aus in das Landesinnere vordrangen, um Abenteuer zu bestehen und Handel zu treiben.

Diese fremden Nordmänner, die Waräger also, die auch in unsere Memelmündung einfuhren, nannte die einheimische baltische Bevölkerung die „Ruß“. Und weil sie nachweislich lange Zeit hindurch besonders an den Ufern des größten Mündungsarmes der Memel, eben dem Rußstrom, siedelten, wurde dieser nach ihnen benannt.

Übrigens haben die Ruß-Waräger im 8. bis 11. Jahrhundert n. Chr. wahrhaft Weltgeschichte gemacht, indem die beiden berühmten Handelswege memelaufwärts über Kiew den Dnjepr abwärts bis Konstantinopel und über Nowgorod die Wolga abwärts bis zum Kaspischen Meer wiederentdeckten, sicherten und in Gebrauch nahmen. In Kiew und besonders in Nowgorod gründeten sie Staaten. Nowgorod wurde unter den Rurikiden, die dort von 862 bis 1598 (Fedor I.) regierten, die Keimzelle des russischen Reiches, und ihr Name wurde später von der herrschenden Oberschicht auf das ostslawische Volk und das Land Rußland übertragen.

Aber auch für den Namen „Preußen“ standen die Ruß-Waräger Pate. Aus Po-Russen = hinter den Russen wurde durch Zusammenziehung Prußen = Preußen, wie ja auch aus Po-Morce = hinter dem Meer Pommern wurde. Die baltischen Ureinwohner, die von Tacitus (100 n. Chr.) bis Wulfstan (890 n. Chr.) noch Astier genannt wurden, sofern sie in unserer Heimat Ostpreußen lebten, heißen nun plötzlich Bruß, Prussai oder Pruteni. Ihr alter Name wandert dagegen unerklärlicher Weise nach Norden weiter zu den heutigen Esten, einem Volk, das mit den alten Preußen überhaupt nicht verwandt ist.

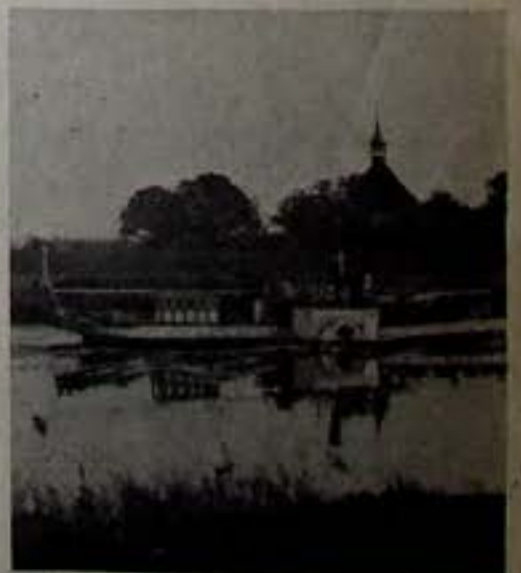
So haben die alten Wikinger-Waräger zu jener Zeit dafür gesorgt, daß, wesentlich von der Memelmündung ausstrahlend, so wohl die Russen als auch die Preußen ihre endgültigen Namen bekamen, was ohne Zweifel darauf schließen läßt, daß diese Germanen die bodenständigen Urbevölkerungen tiefgreifend kulturell durchdrungen haben müssen. Jedenfalls beweisen dies in meiner engeren Heimat auch die Ausgrabungen in Linkuhnen bei Tilsit und in Wiszkauten bei Cranz, die uns einen großartigen Einblick in die von den Warägern beeinflusste Kultur und Lebensform der einheimischen Bevölkerung gestatten. Die frühgeschichtlichen Überlieferungen nennen das um die Memelmündung siedelnde Volk die „Schalauer“. Sie waren ein Mischvolk aus Kuren und alten Preußen, überwandert von Germanen.

Die Ureinwohner der Niederung

Sprachwissenschaftlich interessant ist die Tatsache, daß schon der Römer Publius Cornelius Tacitus (55—116 n. Chr.) in seiner „Germania“ davon berichtet, daß die Astier eine Sprache sprächen, die der der Britannier nahestehende. Diese schon so früh aufgestellte Behauptung erregt unsere Verwunderung, ist aber zutreffend; denn die Astier (Preußen) und die Britannier waren schon damals Mischvölker, deren Oberschicht in beiden Fällen germanische Einwanderer bildeten, die aus Jütland und von den dänischen Inseln stammten. Hier waren es die Gytten, Goten und später die Waräger = Kriegserreger (englisch War = Krieg), dort die Angeln und die Sachsen und später die Normannen. Also dieselben Einwanderer, nur mit verschiedenen Namen. So nimmt es denn auch nicht Wunder, daß viele Orte am Rußstrom die Silbe „war“ enthielten, z. B. Skulbetwarren = des Skulbet Wehr, Pillwarren, Perwallischken, Warruss, Warsküllen. In allen Fällen handelt es sich wohl um alte Wehrstätten oder Burgstätten der alten Wikinger-Waräger, die, als Wasserburgen angelegt, im Lauf der Jahrhunderte durch Hochwasser untergegangen sind.

Die Urwildnis der Memelniederung, die der Strom im nur schwach bewegten Haffwasser vor seiner Mündung aus abgeschliffenem Geröll, aus Moränenschutt und anderen Sinkstoffen in Jahrtausenden bildete, wies von vornherein einen besonders üppigen Pflanzenwuchs auf, dessen verwesende Bestandteile sich infolge des regelmäßigen Hochwassers mit den herangeführten Sinkstoffen mineralischer Art laufend vermischten. So entstand ein besonders gut zersetztes Niedermoor, das allerdings ohne eine nachhaltige und gründliche Entwässerung unmöglich von Menschen bewohnt und wirtschaftlich genutzt werden konnte. Lediglich auf den wenigen hochwasserfreien Sandrücken mag in geringer Zahl der Mensch, Schalauer oder Ruß, dem Fischfang oder einer recht beschränkten Landwirtschaft und Jagd nachgegangen sein. Nur wilde Wasserwege ließen, auf wenige Monate im Jahr beschränkt, ein Durchdringen der gewaltigen Wildnis zu.

Fortsetzung folgt



Lappienen an der Gilge: In der architektonisch-anmutig wirkenden Kirche war ihre Stifterin und Erbauerin des Großen Friedrichsgrabens, Gräfin Truchseß, beigezeichnet. Foto Hunger

Lesen Sie in der Oktober-Ausgabe:



Was Brandt schon immer wollte:

Neutralität von Moskaus Gnaden

Vorsintflutlicher Tauschhandel mit dem Ostblock:

Krupp-Anlagen gegen „DDR“-Strumpfhosen

Jimmy Carters neues Problem:

Winnetous Enkel proben den Aufstand

Ein Streit, der Völker entzweien soll:

Ist Italiens Terror deutsch?

Unser Einsatz für Deutschland

DEUTSCHLAND-MAGAZIN tritt ein:
Für Soziale Marktwirtschaft, für leistungsbezogene Bildung, für Erhaltung des Eigentums und des freien Unternehmertums, für die wirklichen Interessen der Arbeitnehmer, für Bewahrung des freiheitlichen Rechtsstaates.

DEUTSCHLAND-MAGAZIN bekämpft:
Radikalismus und Terror auf allen Gebieten, die skrupellose Herrschaft sozialistischer Funktionäre und die Ausbeutung der arbeitenden Menschen, Preisgabe der Einheit Deutschlands, Mißachtung der Verfassung, Zerstörung von Recht und Gesetz durch einen falsch verstandenen Liberalismus.

Prof. Karl Carstens:
„Durch ihr Eintreten für die freiheitliche Demokratie hat sich die Zeitschrift ihr eigenes Gewicht in unserer publizistischen Landschaft geschaffen.“

Franz-Josef Strauß:
„Deutschland-Magazin ist als ein Wächter der Freiheit streitbar, weil es nichts ver-

tuscht, was wesentlich ist, ja, im Gegenteil Dinge, die von so manchen Meinungsfälschern unterdrückt werden, unerschrocken ans Licht bringt.“

Alfred Dregger:
„Die vom Deutschland-Magazin angesprochene Zielgruppe der freiheitlich-konservativ-national und europäisch gesinnten Bürger unseres Landes wartet ungeduldig auf das monatliche Erscheinen des Blattes — ebenso wie der Kreis linker Kritiker, die jeweils neues Unheil auf sich zukommen sehen.“

Helmut Kohl:
„Eine stattliche Liste prominenter Autoren hat sich im Deutschland-Magazin zu Freiheit, Recht, Sozialer Marktwirtschaft, Christentum und Vaterlandsliebe bekannt.“

Axel Springer:
„Deutschland-Magazin hat die Rolle eines nimmermüden, hellwachen Warners vor den Systemveränderern aller Schattierungen übernommen.“
(Aus Grußbotschaften zum zehnjährigen Jubiläum von DEUTSCHLAND-MAGAZIN)

Bitte ausschneiden und einsenden an:

DEUTSCHLAND-MAGAZIN, Kampenwandstr. 16, 8210 Prien

GUTSCHEIN

für ein kostenloses Drei-Monats-Abonnement

Ich möchte DEUTSCHLAND-MAGAZIN kennenlernen. Bitte, schicken Sie mir ab Oktober 1978 ein Vierteljahr lang Ihre Monatszeitschrift. Danach entscheide ich mich, ob ich DEUTSCHLAND-MAGAZIN abonnieren möchte oder nicht.

Falls ich DEUTSCHLAND-MAGAZIN nicht abonnieren will, gebe ich Ihnen bis zum 15. Dezember 1978 schriftlich Nachricht.

Falls ich bis 15. Dezember 1978 keine Nachricht gebe, möchte ich DEUTSCHLAND-MAGAZIN ab Januar 1979 zum jeweils gültigen Jahresabonnementspreis (1979: DM 36,- für zwölf Ausgaben) fest abonnieren. Das Abonnement gilt zunächst für ein Jahr; es verlängert sich automatisch jeweils um ein Jahr, wenn es nicht bis 1. Oktober schriftlich gekündigt wird.

Name _____ Vorname _____
 Straße _____
 PLZ _____ Ort _____
 Datum _____ Unterschrift _____

Die Post macht es möglich

Für besonders Vergeßliche: Der Hotelzimmerschlüssel-Dienst

Bonn — Der „Hotelzimmerschlüssel-Dienst“ ist nach den Beobachtungen der Deutschen Bundespost und der Hoteliers zügig angelaufen. Bei diesem Service, den die Post seit Anfang Mai 1978 anbietet, können Reisende, die versehentlich ihren Hotelzimmerschlüssel bei der Abreise mitgenommen haben, den Schlüssel einfach in den nächsten Briefkasten werfen oder am Postschalter abgeben: Die Post verpackt ihn und befördert ihn zum Hotel zurück.

Die Erfahrungen, die Post und Hotels in den ersten drei Monaten seit Einführung dieses Dienstes gemacht haben, zeigen, daß für dieses neue Verfahren ein echter Bedarf besteht. Auslandsreisende kennen, besonders aus England und den USA, eine solche Einrichtung schon. Aber auch im Inland scheint man sich an die Möglichkeit, den vergessenen Hotelschlüssel per Post zurückzuschicken und dabei das eigene Gewissen zu „erleichtern“, allmählich zu gewöhnen. Ein Bonner Hotelier hat allein in den ersten zehn Wochen nach Aufnahme dieses „Dienstes für Vergeßliche“ zwölf Zimmerschlüssel auf dem Postweg zurückbekommen. Nach den Erfahrungen des Hoteliers wären früher zehn davon auf

Nimmerwiedersehen verschwunden geblieben. Der Empfangschef eines anderen großen Hotels, der ebenfalls von dem neuen Post-Service sehr angetan ist, berichtete von sechs Schlüsseln, die im gleichen Zeitraum zurückgeschickt worden sind.

Der Deutsche Hotel- und Gaststättenverband rechnet damit, daß jährlich etwa 10 bis 15 Prozent der rund 750 000 Hotelzimmerschlüssel von vergeßlichen Gästen mitgenommen werden. Das bedeutet, daß häufig neue Schlösser angefertigt oder auch neue Schlösser angeschafft werden müssen. Die Neuanfertigung von Schlüsseln kostet je nach Art des Schlosses zwischen 25 und 100 DM, das Austauschen von Schlössern entsprechend mehr. Der neue Schlüsseldienst der Post erspart den Hotels, Pensionen usw. deshalb auch erhebliche Kosten: Die Post befördert den Schlüssel für 4,90 DM zurück zum Hotel. pd

Wertvolle Arbeit

Gruppe Nunawading, Australien

Melbourne — Auf ihr zehnjähriges Bestehen konnte am 25. August die Ost- und Westpreußen-Gruppe Nunawading-Melbourne in Australien zurückblicken. Über 100 ost- und westpreussische Landsleute waren im festlich geschmückten Stokehaus-Restaurant aus diesem Anlaß zu einem Ball erschienen. Seit Jahren ist die Landesgruppe Berlin der LO Pate der australischen Gruppe. Aus Anlaß des Jubiläums überreichte deren Vorsitzender Harry Spiels vier Gründungsmitgliedern die von der Landesgruppe verliehenen silbernen Ehrennadeln an Frau Rosina Gajewski, Frau Luise Rosenbrock, Frau Barbara Kraska und Frau Noreen Spiels. Er hob bei der Verleihung besonders hervor, daß die beiden Letzgenannten die ersten Australierinnen seien, die die Ehrung im Namen unserer Heimat erhalten haben. Eine Sammlung unter den Teilnehmern erbrachte einen ansehnlichen Betrag, der der Landesgruppe Berlin zur Betreuung von Ostpreußen in der Heimat überwiesen wurde. Nach Verlesung der Grußadressen, u. a. des Bundesgeschäftsführers der Landsmannschaft Westpreußen, H. J. Schuch, und des Vorsitzenden der Landesgruppe der Westpreußen Berlin, Kurt Woldt, wurde der offizielle Teil nach einem Trinkspruch auf Ost- und Westpreußen und Australien mit dem Ostpreußenlied beendet. Die vorbildliche Aktivität unserer Landsleute im fernen Australien könnte manchen Gruppen in der Bundesrepublik Deutschland Beispiel sein. V. G.

Brücke zur Heimat

Boot mit Namen „Masuren“

Neumünster — Als kürzlich der Ruderverein Neumünster ein neues Boot taufte, gab es am Einfelder See einen Taufakt besonderer Art, bei dem u. a. das Masurenlied erklang. Junge und alte Ruderer aus Lötzen und Neumünster waren die Paten. Der Täufling, ein rassiges Rennboot, erhielt den Namen „Masuren“. Und die Taufe wurde nicht, wie üblich mit Sekt, sondern mit Wasser aus einem masurischen See vollzogen. Dies war eigens aus der Heimat geholt worden. Hildegard von Machui, die Vorsitzende der Traditionsgemeinschaft Lötzenener Wassersportvereine, hatte es aus dem Löwentinsee bei Lötzen geschöpft, als sie vor kurzem dort war. So gleitet fortan ein Boot mit dem Namen von Ostpreußens „Land der Seen und Wälder“ über die Seen von Schleswig-Holstein und knüpft ein Band zwischen der Heimat und dem jetzigen Lebenskreis. Der vorbildlichen Gastfreundschaft und Kameradschaft, die der Ruderverein Neumünster seit vielen Jahren den Lötzenener Wassersportlern gewährt, muß bei dieser Gelegenheit ebenso dankbar gedacht werden wie dem vorbildlichen patenschaftlichen Geist der Stadt Neumünster für die Kreisgemeinschaft Lötzen. Gdt

KULTURNOTIZEN

Haus des Deutschen Ostens Düsseldorf — Ausstellung: Westpreußen, Aquarelle von Böhme. Sonnabend, 28. Oktober, bis Mittwoch, 15. November, täglich von 9 bis 13 und 15 bis 21 Uhr, sonntags von 9 bis 13 Uhr.

Süddeutscher Rundfunk — Bunt sind schon die Wälder. Volkswesen aus Ostpreußen, Pommern und Schlesien. Mittwoch, 1. November, 7.07 Uhr bis 7.45 Uhr, Südfunk 1.

Ausstellung Danzig — Im Rathaus der Stadt Frankenthal (Pfalz) wird am Donnerstag, 2. November, 18 Uhr, eine Ausstellung mit Landschafts- und Städtebildern eröffnet. Es spricht Dr. Ernst Schremmer. Die etwa 40 Exponate, die die Ostdeutsche Galerie Regensburg zur Verfügung gestellt hat, sind in der Zeit vom 2. November bis 24. November jeweils von Montag bis Freitag 8 bis 18 Uhr und am Wochenende für Besuchergruppen nach vorheriger Anmeldung beim Kulturamt der Stadt (Telefon 0 62 33/8 92 51) zu besichtigen.

Künstlerhof Galerie Starczewski — Ausstellung mit magischen Bildwerken von Hanns-Joachim Starczewski. Eröffnung Sonnabend, 28. Oktober, 16 Uhr, in 5410 Höhr-Grenzhausen. Die Ausstellung, die täglich von 9 bis 12 und 13 bis 17 Uhr (am Wochenende von 13 bis 18 Uhr) geöffnet ist, läuft noch bis zum 23. November.

Produzentengalerie Grasweg in Hamburg — Ausstellung mit Zeichnungen und Objekten von Dietrich Helms. Die Ausstellung ist noch bis zum 20. Dezember zu sehen.

Die Europa-Goldmedaille für Denkmalpflege 1978 der Stiftung F.V.S. zu Hamburg wurde Prof. Dr. arch. Piero Gazzola zuerkannt.

Zum 250. Geburtstag von Gotthold Ephraim Lessing am 22. Januar kommenden Jahres plant der Hamburger Senat eine große Ausstellung über das Wirken des Dichters während seiner Hamburger Zeit. Die Ausstellung soll mit Beiträgen über das Leben Lessings, seinen Lebens- und Freundeskreis, seine Schriften sowie über die Entstehung des Nationaltheaters und die ‚Hamburgische Dramaturgie‘ vom 22. Januar bis in den Mai hinein gezeigt werden.

Der Maler Karl Heinz Leidreiter aus Rastenburg, der heute in Goslar lebt, erhielt den zweiten Preis im Wettbewerb ‚Hannover-Bild 78‘ für seine Arbeit ‚Panorama vom Hochhaus Lister Tor‘.

Über das Buch ‚Die Salzburger Emigration in Bildern‘ von Angelika Marsch hat der Bayernkurier kürzlich eine ausgezeichnete Besprechung veröffentlicht.

Mit der Sonderpostwertzeichen-Serie ‚Maler des Impressionismus‘ würdigt die Deutsche Bundespost die Künstler Lovis Corinth, Max Liebermann und Max Slevogt. Von Corinth wird das Motiv ‚Ostern am Walchensee‘ herausgebracht. Ausgabebetrag ist der 16. November.

Für den zehnten Hörspiel- und Erzählerwettbewerb der Stiftung Ostdeutscher Kulturtrakt unter dem Stichwort ‚Was bleibt — Wirkliche und unwirkliche Welt von einst und jetzt‘ wurden von Autoren aus dem In- und Ausland insgesamt 143 Manuskripte eingereicht. Das Ergebnis wird Mitte November bekanntgegeben.

Unserer Gesamt-Auflage liegt ein Prospekt der Europa-Buchhandlung, Postfach 284, 8000 München 44, bei, den wir unseren Lesern zur besonderen Beachtung empfehlen.

Die Viehwirtschaft stand an erster Stelle. Dominierte doch mit etwa zwei Drittel der Fläche das Grünland, also Wiese und Weide, was sich aus dem überaus hohen Grundwasserstand erklärt. Die täglich anfallende Milch war mit Abstand die sicherste Einnahmequelle. Eine Herdbuchkuh erreichte im Jahr mehr als 4000 kg Milch, was zu den Spitzenleistungen ganz Deutschlands gehörte.

Unmittelbar am Haffufer und an den gleichnamigen Mündungsarmen der Memel lagen — jenseits der uneingedeichten Wald- und Wiesenflächen — jene besonders malerischen und einsamen Haffdörfer Karkeln, Loye, Inse, Tawe, Gilge und Nemonien, deren dicht gedrängte Häuserreihen, aus Holz erbaut, schon aus der Ferne mit ihren leuchtend blauen und grünen Farben, mit ihren roten Ziegel- und grauen Rohrdächern den Fremden grüßen. Nur notdürftig durch überhöhte Kieswege mit dem Hinterland verbunden und durch eigene Deiche vor dem Hochwasser geschützt, spielte sich der Verkehr zwischen den beiden Flußufern auf dem Wasser ab. Schulkinder, Pfarrer, Hebamme und Arzt mußten es auf dem Kahn durch Übersetzen in gleicher Weise überwinden. Holzgeschnitzte Vorlauben, weiß angestrichene Fensterrahmen und Fensterbretter sowie peinlich sauber gehaltene Hausgärtchen verschönten das Dorfbild erheblich. Hinter den meist mit ihren Giebeln zum Wasser stehenden Häusern lagen auf einer recht beschränkten Fläche die Gartenländereien, in denen auf stark überhöhten schmalen Beeten die weithin bekannten Zwiebeln, Gurken und anderes Gemüse angebaut wurden. Diese wurden mit Timberkähnen zu den Märkten nach Tilsit und Königsberg gebracht, wo sie stets zu besten Preisen verkauft werden konnten.

Ein romantisches Bild

Sonst lebten die Haffbewohner natürlich weitgehend vom Fischfang, den sie auf dem Haff mit ihren wimpelgeschmückten Kurenkähnen bei jedem Wind und Wetter ausübten. Die Kurenwimpel zeichneten sich durch ihre für jedes Dorf typische Farbenzusammenstellung, die übrigens behördlich vorgeschrieben war, und durch ihre vielseitigen Schnitzereien am und auf dem Gestänge dieser Wimpel aus. Wer kann jemals das romantische Bild vergessen, das sich dem Betrachter bot, wenn die bunt bewimpelte Segelflotte eines Dorfes versammelt und vertäut am Ufer des Stromes lag und bei untergehender Sonne über dem Haff leicht im Abendwind schaukelte? Oder wenn die gleiche Flotte, weit auseinandergezogen, bei aufgeblähten Segeln gegen Welle und Wind auf den weiten Wassern des Haffs mit ausgeworfenen Netzen „daherpflügte“?

Eine von der Unrast des Lebens im Hinterland abgeschiedene Bevölkerung ging hier einem harten Beruf nach, der sie gegen Wind und Wetter, gegen Sturm und Wasserflut abgehärtet hatte. Fast jährlich forderten die plötzlich aufkommenden heimtückischen Sturzwellen auf dem Haff oder Deichbrüche infolge Hochwassers ihre Opfer. Darum war der Haffanwohner oft abergläubisch und sektiererisch fromm, bisweilen auch roh und kaltherzig. Durch den Genuß roher Fischleber bekämpfte er unbewußt eine dort weit verbreitete Blutarmut, dafür litt er jedoch unter dem äußerst lästigen Fischbandwurm. Die staatlichen Gesundheitsbehörden nahmen widerstrebend den durch die rohe Leber von den Fischen übertragenen Bandwurm hin, um gegen die viel gefährlichere Blutarmut durch den Lebergenuß vorgehen zu können. Es war bekannt, daß Fischer, die ihren Lebensabend im Hin-



Am Großen Friedrichsgraben: Ein Dorado für Störche, Kraniche, Fischreiher und seltene Entenarten
Foto: Sach

So entstand die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 3

VON WOLFRAM GIESELER

terland verbrachten, kein längeres Leben mehr zu erwarten hatten, da ihnen die rohe Fischleber fehlte.

Den weitaus größten Teil der Memelniederung nahm der preußische Kreis Elchniederung, Regierungsbezirk Gumbinnen, ein. Er war der einzige Kreis in Ostpreußen, der nicht nach seiner Kreisstadt benannt war; denn eine solche gab es gar nicht. Die Kreisbehörden waren in dem Marktflecken Heinrichswalde untergebracht, der nur 3500 Einwohner hatte. Etwas größer mit rund 4500 Einwohnern war noch Kuckerneese, ebenfalls keine Stadt. Sonst gab es noch eine Reihe von Kirchdörfern wie Neukirch, Kreuzingen, Rauterskirch, Herdenau und Seckenburg, in denen die Bevölkerung ihren täglichen Bedarf einkaufen konnte, in denen reichlich viele Gastwirtschaften, die meist mit Gemischtwarenläden verbunden waren, für den nötigen „Konsum“ sorgten, in denen

Handwerker aller Art wohnten und wo schließlich Pfarrer und Kirche wie Schule und Präztor (Lehrer an der Kirchenschule) den geistlichen und geistigen Rückhalt boten.

Im Kreis Elchniederung gab es vier Forstämter: Ibenhorst, Tawellenbruch (bis 1938 Tawellningken), Schnecken und Wilhelmsbruch. In der sogenannten tiefen Niederung lagen aber nur die beiden erstgenannten Forstämter.

Das bedeutete, daß Tawellenbruch regelmäßig und sehr weitgehend infolge des Memelhochwassers und des Stauwassers des Haffs mit seinen Wald- und Wiesenflächen während einer nicht voraussehbarer Zeit „unterging“. In welchem deutschen Forstamt fand sich dieses Phänomen in einem solchen Umfang sonst noch?

Das von mir ab 1. Juni 1937 verwaltete Forstamt Tawellenbruch bestand aus 9084 Hektar Holzboden, also Waldfläche, und 2427 Hektar Nichtholzboden, also Wiesen-, Acker- und Wasserfläche, wobei die Wiesenfläche bei weitem überwog. Der Wald, der ausschließlich auf sehr nassem Niedermoor stockte, war ein reiner Erlen-niederwald, stellenweise gemischt mit Esche, Birke und Weide, diese allerdings auch flächen-, horst- oder streifenweise künstlich als Elchzäunung angebaut. So wuchs der Wald durch Stockausschlag oder auch in begrenztem Umfang durch Samenflug und „Samenschwemmung“ natürlich nach. Alle 40 bis 60 Jahre wurden die Bestände auf großen Flächen abgetrieben, und die zurückbleibenden Wurzelstöcke wurden dadurch zu neuem Austreiben veranlaßt. Ein einfacher Waldbau ließ sich nicht denken.

In den Jahren 1921 und 1922 war unter der maßgeblichen Leitung meines Vorgängers, des Forstmeisters und Deichhauptmanns Orłowski, der Deichverband Tawellenbruch geschaffen worden. Er umfaßte rund 3400 Hektar, wovon rund 1500 Hektar auf Waldflächen des Forstamts entfielen. Mit einem ausreichend hohen Deich wurden nun diese Flächen ringsum vor dem Hochwasser geschützt. Das Hebe- oder Schöpfwerk in Marienbruch sorgte nun dafür, daß das jährliche Niederschlagswasser und das durch den Deich von außen in das Polder

drückende Quellwasser zu bestimmten Zeiten herausgehoben und in das Außengelände gepumpt wurde. Allgemein war diese regelmäßige Arbeit der Schöpfwerke mangels jeglicher Vorflut zur Trockenhaltung der Böden dringend notwendig. Außerdem mußte auch laufend darauf geachtet werden, daß nicht Mäuse, Ratten, Hamster und Dachse den Deich unterhöhlten, konnten doch deren Baue bei Hochwasser allzu leicht Ansatzstellen für sehr gefährlich werdende Unterspülungen und folgende Deichbrüche werden.

Die für den Bau und die Unterhaltung der Anlagen erforderlichen Geldmittel mußten von den Deichgenossen entsprechend ihren anteiligen Flächen als sogenannte Deichbeiträge aufgebracht werden. Dafür steigerte sich aber auch die Güte und die Menge der nun erzielten landwirtschaftlichen Produkte auf den Acker- und Wiesenflächen ganz erheblich, z. B. auf mehr als 200 Zentner Heu je Hektar auf den äußerst wertvollen Meliorationswiesen. Und die dort wohnenden Menschen brauchten nicht mehr bei Hochwasser um ihr Haus, ihr Vieh oder gar ihr Leben zu bangen. Auch das Forstamtsgehöft lag nunmehr geschützt hinter dem Gilgedeich. Obwohl es auf einem Sandhügel stand, konnte bis dahin das Wasser immer wieder bis an die Mauern des Wohnhauses vordringen und die Keller unterspülen.

Gewaltige Wassermassen

Zum letzten Mal war im März 1922, also schon während der Eindeichungsarbeiten, bei einem ungewöhnlich starken Eisgang und einer besonders hohen Flut nur wenige hundert Meter unterhalb des Forstamts der Deich gebrochen, so daß sich gewaltige Wassermassen in den noch nicht fertiggestellten Polder ergießen konnten. Das Haff und die Ausmündungen der Memelarme lagen noch mit einem 80 Zentimeter dicken Eis fest und verhinderten so den Abfluß der mit zahlreichen Eisschollen vermischten Schmelzwasser auf dem normalen Weg. Um einen auch rechtzeitigen Wiederabfluß des nun im Polder stehenden Wassers zu ermöglichen, mußte damals acht Kilometer gilgeabwärts am Ausgang der Szubbel durch Pioniere wieder ein größeres Deichstück gesprengt werden. Ein kühnes, aber notwendiges Unternehmen, das sehr erfolgreich verlief. Größere Schäden oder gar Menschenverluste traten nicht ein, und der Polder lief bald wieder leer.

Ich schildere diesen Deichbruch des Jahres 1922 nur, um zu zeigen, mit welcher großen Problemen wir in der Elchniederung fertig werden mußten. Die Memel war eben ein ungebärdiger Strom, den zu bändigen erst nach mühevoller Arbeit unter Einsatz hoher Mittel und moderner technischer Methoden gelang, und auch das nur mit einem weiter bestehenden restlichen Risiko. Die Bewohner der tiefen Niederung und nicht nur die der Haffdörfer waren sich stets dessen bewußt, daß bei unvorhergesehenen Hochfluten auch die stärksten Deiche brechen können und daß damit ihr Leben und ihre Existenz in Gefahr sind. Um so notwendiger empfanden sie aus einer tiefen Verpflichtung heraus ein rückhaltloses und uneigennütziges gemeinsames Zusammenstehen im Kampf gegen das hier noch schwerer zu bändigende Element Wasser, was auch sonst ihren Gemeinsinn ungemein stärkte.

Elche in freier Wildbahn

Der Kreis Elchniederung trug seinen Namen insofern zu vollem Recht, als hier noch in einer beachtlichen Zahl der Elch in freier Wildbahn seine Fährte zog. Allein in Tawellenbruch schätzte man den Bestand auf etwa 150 Stück, der sich durch Zuzug in der Brunft, also im September, auf etwa 220 Stück erhöhte. Die großen und uneingedeichten Erlenbrüche boten in ihrer Überfülle an geeigneter Weichholzzäunung und in ihrer Unzugänglichkeit paradiesische Lebensbedingungen für dieses urige, größte und noch frei lebende europäische Schalenwild. Auf seinem Rückzug vor dem Menschen hatte es hier seine letzte Zuflucht gefunden. Von den Forstbeamten seit Jahrzehnten geschont und geschützt, durfte es in einer völligen Ruhe und Geborgenheit leben.

Die Elchniederung war daneben aber auch ein Dorado für den Weiß- und Schwarzkranich, den Kranich, den Fischreiher und die Rohrdommel, den Uhu und die seltene Spurbereule, viele Entenarten und Wasservögel, den Kolkkraben, den Wespenbussard und die Rohrweihe, aber auch den Fischotter und den seltenen Nerz. Es ist unmöglich, hier alle vorkommenden seltenen Vogelarten aufzuführen.

Fortsetzung folgt



Erlenbruchwald in der Memelniederung: Paradiesische Lebensbedingungen für Elche
Foto Raschdorff

Eine Kämpfernatur

Gustav Heybowitz wird 75 Jahre alt

Thüle — Der kommissarische Kreisvertreter des Kreises Ortelsburg, Gustav Heybowitz, begeht am 12. November seinen 75. Geburtstag. Der Jubilar, der einer alleinstehenden Bauernfamilie entstammt, erblickte in Altkirchen das Licht der Welt. Nach dem Schulbesuch absolvierte er die Landwirtschaftsschule in Ortelsburg. Um sich auf seinen Beruf vorzubereiten, war er in verschiedenen landwirtschaftlichen Betrieben tätig, um praktische Erfahrungen zu sammeln. Schon frühzeitig schloß sich Heybowitz der Jugendbewegung an. Er ist Absolvent der Bauernschule Strobjeden, Samland. Später übernahm er 1934 den väterlichen Hof Friedrichsberg bei Passenheim. Nach der Vertreibung hat sich der Jubilar sofort wieder selbständig als Landwirt im Kreis Paderborn betätigt. Er hat sich aus dem Nichts eine Existenz geschaffen und war darin vielen Landsleuten Vorbild. Weiterhin suchte Heybowitz nach 1945 sofort Kontakt zu seinen Leidensgenossen und stellte sich der Arbeit für die Vertriebenen zur Verfügung. In zahlreichen Veranstaltungen hat er sich immer nachdrücklich und unerschrocken für das Heimatrecht und die Belange seiner Landsleute eingesetzt. Als echte Kämpfernatur, ausgestattet mit einem großen Wissen unserer geschichtlichen Vergangenheit, gab er uns stets ein Beispiel für zielstrebiges Handeln.

Schon frühzeitig hat er in der Kreisgemeinschaft Ortelsburg im Vorstand mitgearbeitet. Sein aktives Wirken ist vielen Heimatvertriebenen zugute gekommen. Anderen Menschen zu helfen, war stets seine vornehmste Aufgabe. Vor 2 1/2 Jahren übernahm der Jubilar aus der Hand des erkrankten Kreisvertreters Max Brenk dieses Amt kommissarisch. Uneigennützig, wie es seine Art ist, hat er diese Aufgabe nicht nur gemeistert, sondern neu belebt. Die von ihm ausgehenden Impulse haben die Arbeit der Kreisgemeinschaft positiv beeinflusst. Möge ein gütiges Geschick Gustav Heybowitz Gesundheit und Kraft verleihen, damit er sein Werk noch lange Jahre fortsetzen kann. G. G.



Gustav Heybowitz

Foto Friedrich

„In Heide ist die Welt in Ordnung“

Eine junge Eiche aus Ostpreußen als Geschenk des Bürgermeisters zur 30-Jahr-Feier

Heide — Das kleine Städtchen in Dithmarschen kann weder mit Göttingen noch mit München konkurrieren, was die Jubiläumsfeier zum 30-jährigen Bestehen der Landsmannschaft betrifft. Aber vielleicht konnte gerade in einer kleinen Stadt besonders deutlich offenbar werden, wie groß einerseits das Verständnis der Heimatbewußten Einheimischen für die Heimatsehnsucht der Vertriebenen ist und andererseits, wie groß deren Anteil am wirtschaftlichen Wiederaufbau und an der geistigen Erneuerung des neuen Lebensraums gewesen ist und auch als solcher gewürdigt wird. So jedenfalls war es den Grußworten des Kreispräsidenten und des Bürgervorstehers zu entnehmen, die bereitwillig die Schirmherrschaft über die verschiedenen Veranstaltungen übernommen hatten.

Am Anfang der festlichen Tage stand eine zweitägige Busfahrt ins Weserbergland, von Kulturwart Erich Paske bestens vorbereitet, das gute Wetter eingeschlossen. Beim Besuch des Agnes-Miegel-Hauses und ihrer Grabstätte spürte wohl jeder, wie lebendig noch immer die Ausstrahlungskraft der unvergessenen „Mutter Ostpreußens“ ist.

Kulturtagung zum Jubiläum

Durch die Zusammenlegung der diesjährigen Landeskulturtagung mit der Jubiläumsfeier erhielt die Festveranstaltung im vollbesetzten großen Saal ein besonderes Gewicht. Vorsitzender Schachtner konnte unter den zahlreichen Gästen Vertreter des Kreises, der Stadt, der Bundeswehr, der Parteien, der Heider „Eggen“ und neben den vielen Landsleuten von nah und fern nicht zuletzt den Landesvorsitzenden Petersdorf aus Kiel begrüßen, der verständnisvoll meinte, in Heide sei die Welt noch in Ordnung. Nun, es wird auch in Heide Winkel geben, die nicht in Ordnung sind, aber so ganz alltäglich ist es wohl nicht, wenn der Bürgermeister einer Stadt als Geburtstagsangebinde eine junge Eiche überreicht, die er von einem Jagdfreund aus den masurischen Wäldern hat mitbringen lassen und nun an bevorzugter Stelle als „Ostpreußen-eiche“ wurzeln und wachsen soll. Auch die Weihe der neuen, aus Spenden der Mitglieder beschafften Fahne fand unter der Mitwirkung der Heider Eggenbrüder mit ihren Fahnen statt. Sie zeigt auf schwarz-weißem Grund die Embleme der Ost- und Westpreußen, Elchschäufel und Kreuz, und in der Gösche das vor 20 Jahren gestiftete Wappen der Stadt Heide.

Neben Landeskulturwart Kurt Gerber aus Neumünster, der über „Die Ausstrahlung von Geist und Herz der Ostpreußen“ sprach,

war Chefredakteur Wellems der Hauptredner, der in seiner temperamentvollen, überzeugenden Weise auch ernste Kritik nicht scheute. Die Millionenorganisation der Landsmannschaften, so sagte er, erfülle nicht nur eine kulturelle Arbeit, wie die Pflege und Erhaltung der heimatlichen Brauchtümer, sie habe auch eine große politische Aufgabe und Lippenbekenntnisse allein genügen nicht.

Der Frauengruppe unter der Leitung von Landsmännin Köhnke war ein besonderer Nachmittag gewidmet. Man mußte jedes Mitglied mit Namen nennen, um die Arbeit der Frauen voll zu würdigen, wie wäre

ten, lebendigen Vortrag wies sie noch einmal auf die Bedeutung dieser Arbeit hin, und natürlich fehlte zum Schluß auch das gemeinsame Singen nicht.

Die Frauengruppen haben ja schon seit Jahren in aller Stille ihren Beitrag geleistet für die „Bruderhilfe Ostpreußen“. Darum war die Genugtuung besonders groß, daß die Hälfte des Reinerlöses des erfolgreichen Wohltätigkeitskonzertes, veranstaltet von dem Marinemusikkorps Ostsee unter der Leitung von Korvettenkapitän Wenzel, dieser segensreichen Einrichtung zugute kam.

Bundesgeschäftsführer Milthaler, der in Begleitung von Asta Rosowski, die in Ham-



Ein Scheck für die „Bruderhilfe Ostpreußen“: Asta Rosowski erhält Unterstützung durch die LO-Gruppe Heide/Holstein (rechts Vorsitzender Schachtner, links Bundesgeschäftsführer Milthaler) Foto Lukas

sonst eine solch umfangreiche und vielseitige Ausstellung mit aus der Heimat geretteten, wertvollen Webereien, dazu die nach alten Mustern neu gefertigten Strick- und Knüpfarbeiten zustande gekommen. Natürlich fehlten auch der Bernstein und heimatische Keramik nicht, ja, sogar interessante Ölbilder mit ostpreußischen Motiven wurden vorgestellt. Hanna Wangerin, Sonderbeauftragte zur Erfassung ostpreußischen Kulturguts, kann mit dem Erfolg der vielen Frauenarbeitswochen in Bad Pyrmont voll auf zufrieden sein. In einem breit angeleg-

burg die Bruderhilfe leitet, gekommen war, wies in seinen Dankesworten auf eine Notiz in der Bild-Zeitung hin, die unter dem Titel „Ostpreußen lebt“ von den Veranstaltungen in Heide berichtet hatte.

Viele der Frauen und Männer der ersten Stunde, von denen Milthaler sagte, sie wären drei Jahre nach der Kapitulation bereit gewesen, hier vor Ort für Volk und Vaterland zu handeln, sind nicht mehr unter uns. Ihre Namen werden jedoch nicht vergessen sein. Margarete Kudnig

Schmidt über Ostpreußen

Der Bundeskanzler appellierte an die Wohlfahrtsverbände

Hamburg — Der Arbeiterwohlfahrtsverband Hamburg veranstaltete anlässlich der 25-jährigen Mitgliedschaft Helmut Schmidts ein kleines Fest in der 1977 für zehn Millionen Mark fertiggestellten Altenwohnanlage in der Hagenbeckstraße. Zahlreiche ostdeutsche Landsleute verbringen hier ihren Lebensabend, unter ihnen Frau Kühn aus Hindenburg, die 85-jährige Martha Spreen aus Starnitz und Karl Tiepelt aus Memel, um nur einige zu nennen.

Eine der älteren Damen hielt den im blauegekleideten Sakko Eintreffenden Bundeskanzler für den Geldbriefträger und erzielte mit dieser Frage einen ungewollten Lacherfolg beim Kanzler und dessen Begleitung.

Kurt Partsch, der AWO-Bundesvorsitzende, strich in seiner Laudatio die Verdienste des prominenten Mitglieds und Parteigenossen so stark heraus, daß selbst Helmut Schmidt gestand: „Ich fühle mich ein bißchen beschämt über so viele freundliche, überschwengliche Worte.“

In seiner kurzen Ansprache kam der Bundeskanzler auf die Arbeit der Wohlfahrtsverbände allgemein zu sprechen und bekannte, daß in vielen Fällen die ideelle, ehrenamtliche, freiwillige Arbeit auf diesem Felde mehr leiste als der Staat mit seinen Behörden. Er legte der AWO ans Herz, sich um die vier Millionen Ausländer zu kümmern, die in der Bundesrepublik leben und arbeiten. Ein weiteres Aufgabengebiet für die Wohlfahrtsverbände sieht der Kanzler als ein vorübergehendes an und meinte damit die Hilfe zum Eingewöhnen. Er sagte: „Ich möchte Ihnen diese Arbeit sehr ans Herz legen. Wir müssen den Deutschen Sicherheit und Geborgenheit geben, die zu

uns kommen, sei es aus Rumänien, aus Schlesien, aus Ostpreußen, aus den Gebieten an der Wolga oder sonstwo aus der Sowjetunion. Sie kommen zu uns und müssen erst sehr schwierig lernen, sich bei uns einzugewöhnen. Das ist eine vorübergehende Aufgabe, denn es wird nicht mehr so viele Jahre dauern, daß Deutsche von außerhalb hierherkommen und sich bei uns eingewöhnen müssen.“ K. G.



Helmut Schmidt (rechts): „Geben Sie den Deutschen aus Ostpreußen Sicherheit und Geborgenheit“ Foto Gerda

Verpflichtung zur Wiedervereinigung

Dr. Tremel: „Die Frage unserer nationalen Existenz ist ungelöst“

Kiel — „Die Vertriebenen halten den Gedanken an ein freies Deutschland und ein vereintes Europa wach“, erklärte der 1. Vorsitzende des BdV-Landesverbandes Schleswig-Holstein, Dr. Domabyl, auf einer gesamtdeutschen und kulturellen Großveranstaltung in Kiel. Nach der Begrüßung der zahlreichen Ehrengäste gab Dr. Domabyl seinem Dank an die Länder, Gemeinden und Mitbürger Ausdruck, die den Vertriebenen in der schweren Nachkriegszeit geholfen haben. Er erklärte, daß wir auch heute zusammenstehen müssen und uns

leidenschaftlich dafür einsetzen, daß Deutschland der Modell-Staat für die Freiheit bleibt. Die Feierstunde gebe einen Einblick in die Arbeit und sei keine Gedächtnismesse. Dabei nannte Dr. Domabyl als oberstes Ziel, die Einheit Deutschlands zu erlangen.

Ministerialdirigent Dr. Tremel von der Staatskanzlei überbrachte die Grüße des schleswig-holsteinischen Ministerpräsidenten und führte aus, daß die Vertriebenen bei jeder Gelegenheit deutlich machen, daß Deutschland weiterhin geteilt sei, daß die Menschenrechte weiterhin vorenthalten blieben, daß es ein Recht auf Heimat gebe und daß die Frage unserer nationalen Existenz ungelöst sei. Dieser Arbeit sei die Landesregierung besonders verbunden, denn auch sie strebe die Wiedervereinigung Deutschlands an. Er versicherte den Vertriebenen: „Sie werden in der Schleswig-Holsteinischen Landesregierung immer einen treuen Bundesgenossen haben.“

Zum Thema „Vertreibung, ein sinnloses Schicksal?“ sprach Frau Professor Dr. Wisniewski MdB von der Universität Heidelberg und stellte fest, daß man eine Vertreibung auch durch Verhandlungen verhindern könne, wie die Geschichte der Jetzt-Zeit gezeigt habe. Sie erläuterte, wie viele Millionen Menschen aus den einzelnen Gebieten vertrieben wurden und wie viele Schicksale auch heute noch ungeklärt sind. Hinzu kämen die Menschen, die in der Heimat zurückgeblieben sind. Die Wunden des Krieges seien noch lange nicht geheilt.

Professor Wisniewski betonte ferner die Verpflichtung, auf die Wiedervereinigung hinzuwirken. Außerdem müsse an einem vereinten Europa gebaut werden.

Die Veranstaltung wurde stimmungsvoll umrahmt durch Lied und Wort, dargeboten vom Kiel-Gaardener Männerchor und dem Bernstein-Chor aus Lübeck. U. I.

Ich benachrichtige die Mordkommission, breche den Termin ab und eile an den Ort des grausigen Geschehens. Nur mit der allergrößten Mühe gelingt es, den wild um sich beißenden Hund von seinem toten Herrn zu entfernen, damit man in Ruhe den Hergang dieser Tragödie rekonstruieren kann. Im Modder wird das Gewehr des Toten gefunden, dann sogar die Patronenhülse, die in den Lauf paßt. Schließlich ergibt sich einwandfrei, daß nicht Mord, sondern Selbstmord (aus familiären Gründen) vorliegt. Nach fast 40 Jahren erzähle ich dies mich damals sehr bewegende Ereignis aus zweierlei Gründen.

Zunächst ist es die völlig aus dem Rahmen fallende Form der Beerdigung, wie sie, bedingt durch die Landschaft, in den Haffdörfern der Elchniederung noch üblich ist. Da wegen des hohen Grundwasserstandes die Friedhöfe nur auf hochwasserfreien Sandrücken im Hinterland angelegt werden können, ist man gezwungen, vom Trauerhaus aus den Verstorbenen auf dem Wasserweg zum weit entfernten Gottesacker zu geleiten. Und so setzt sich nach dem häuslichen Trauergottesdienst eine Flotte von 40 bis 50 Kähnen in Bewegung, wobei die rudenden oder stakenden Männer peinlich genau die Kiellinie des Vordermanns einhalten. Im ersten Kahn hat die Musikkapelle des Kriegervereins Platz genommen, die ihre feierlichen Choräle anstimmt. Im zweiten steht der Sarg, den die Sargträger rudern. Im dritten und vierten sitzen der Pfarrer und die nächsten Angehörigen. Im fünften und sechsten die Forstbeamten. Dann folgt der Kriegerverein mit der Fahne und schließlich die übrige Trauergemeinde in einer Kette weiterer Kähne. So fährt man hintereinander in gemessenem Tempo von der Tawelle durch den „Tawener Eszer“ und den Wagow in die Smalupp, an deren Ufer der kleine Forstbeamtenfriedhof liegt. Das dauert mehr als eine Stunde. Als wir am Ufer des Friedhofs landen, steht zwischen den Grabsteinen erschreckt ein starker Eich auf und stürzt in das hochaufliegende Wasser, um die Smalupp zu durchrinnen und sich so vor dem unerwarteten Ansturm der vielen Menschen in Sicherheit zu bringen. Da soll man als stiller Waldbewohner keinen Schreck bekommen!

Auf diesem kleinen, vom Wasser umspülten Friedhof inmitten einer wahren Urlandschaft nehmen sich die schwarzen und grünen Trauerkleider der Leidtragenden, aber auch der Segen des Pfarrers sowie der Ehrensalut und das Halali der Grünröcke wahrlich eigenartig aus. Ein solches Erlebnis bleibt unvergessen.

Während des „Schacktarps“, über den ich noch später sprechen werde, ist eine Beerdigung auch dieser Art unmöglich, weil man weder mit dem Kahn noch mit dem Schlitten oder auf Schlittschuhen zum Fried-



Eich im Bruchwald: In der Feistzeit ist er träge und faul

Foto Stallbaum

hof gelangen kann. Dann wird der Tote nur in einen Sarg gelegt und vorübergehend auf dem Boden, der „Lucht“, aufbewahrt, bis das Wetter eine Bestattung möglich macht. Deshalb ist ein Vorrat von Särgen bei einigen Dienststellen, z. B. in der Schule, Kirche oder auch Försterei, amtlich vorgeschrieben, da man in dieser Zeit ja auch keinen Sarg heranschaffen kann. Mit zunehmendem Ausbau hochwasserfreier Zugangsstraßen

von nun an ist er mir ebenfalls ein besonders treuer und in seiner Jagdpassion nie erlahmender Begleiter. Die Freude, eine ihm gemäße Bleibe in seinem Element, dem Wasser mit den vielen Enten, gefunden zu haben, ist ihm anzumerken. Niemals habe ich einen verständigeren Hund besessen. Wie viele Enten hat er mir aus dem schwierigsten Sumpfgelände, in dem er weder schwimmen noch laufen kann, apportiert und

Verstand her ernste Bedenken entgegenstehen. Im Leben ist ja allzu oft ein gesunder Instinkt ein zuverlässigerer Wegweiser als das nackte Kalkül.

Der Kriegerbund hat im Kreis rund 3500 Mitglieder, zusammengefaßt in einer Anzahl von Ortsverbänden. Diese überwiegend aus Frontkämpfern des Ersten Weltkriegs bestehende Vereinigung pflegt die soldatische Kameradschaft und den für alle Ostpreußen selbstverständlichen Wehrwillen, der in Anbetracht unserer Grenzlage und unserer geschichtlichen Erfahrungen besonders ernst genommen wird. So kommt es auch, daß in allen Ortschaften der Kriegerverein eine dominierende Rolle spielt und von dieser auch nicht in der NS-Zeit verdrängt werden kann.

Ende August 1937 erlebe ich bereits als Vorsitzender den üblichen Kreiskriegertag in Heinrichswalde, wo sich die Kameraden zum Schießen, zu einem großen Auf- und Vorbeimarsch und zu einem großen Gartenfest treffen. Da sind sie nun alle versammelt, die Fischer aus den entlegenen Haffdörfern und die Bauern von den vielen Ortschaften und Einzelstiedlungen der „tiefen“ und der „hohen“ Niederung. Gesunde, kräftige, aufrechte und treue Männer, die wohl wissen, daß Wachsamkeit und Wehrbereitschaft der Preis für die Freiheit sind.

Keine Freunde von Traurigkeit

Als ich in Forstuniform mit anderen Prominenten auf einer bekränzten Tribüne den Vorbeimarsch von 2000 alten Soldaten abnahm, wobei die alten Beine auch der in Uniform erschienenen alten Offiziere unter den Marschklangen der Kapelle nur so flogen, tröstete ich mich im stillen mit dem Dichterwort: „Mut zeigt auch der Mameluck.“

Wenn man einen solchen Posten übernahm, mußte man selbstverständlich auch trinkfest sein. Alte Soldaten und noch dazu Ostpreußen sind nun einmal keine Freunde der Traurigkeit. Diese Voraussetzung erfüllte ich. Sodann mußte man Verständnis für die Eigenart, die Sorgen und die Nöte der Menschen haben, unter denen man lebte und deren Schicksal man teilte.

So sind mir die vielen und heiteren, ja ausgelassenen Sommer- und Winterfeste der Ortsvereine noch in bester Erinnerung, die ich natürlich als Kreisvorsitzender mitmachen mußte und auf denen ich selbstverständlich auch zu sprechen hatte. Oft fuhr ich mit meinem Motorboot stundenlang zu den Haffdörfern, wo es stets besonders urwüchsig zuging. Wenn dann im Sommer bei Tagesanbruch noch der dicke Nebel über dem Wasser und den Wiesen lag, wenn die Musikkapelle mich am Ufer mit einem nicht immer harmonisch klingenden Ständchen verabschiedete, dann lag ich selig entschlummert auf dem gut gepolsterten Boden des Bootes, das der gute Mätzing mit noch sicherer Hand den heimlichen Penaten steuerte.

Fortsetzung folgt

So war die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 6

VON WOLFRAM GIESELER

und mit zunehmender Aussiedlung der Einzelsiedler aus den Überschwemmungsgebieten entfällt natürlich immer mehr die Notwendigkeit einer solchen Maßnahme.

Die zweite Folge des Todes von Revierförster F. ist, daß der fünfjährige Kurzhaarrüde Harras, der seinen Herrn so tapfer bewachte, nur keinen mehr hat. Er ist ein weithin bekannter Stöberhund auf Enten, wie er in dieser Gegend unentbehrlich ist. Berühmt aber hatte ihn eine Bravourleistung gemacht, die man überall zum Besten gab. Dies ist die Geschichte: An einem stürmischen Novembernachmittag begab sich F. mit seinem Hund im Kahn auf das Haff, um auf einer kleinen, sumpfigen Insel vor der Küste Enten auf dem Abendstich zu schießen. Den Kahn befestigte er an einer kleinen Birke und stellte sich in seinen hohen Gummistiefeln, wie sie die Fischer tragen und die auch die Oberschenkel bedecken, mit seinem vierbeinigen Begleiter ein wenig abseits hinter einen Schilfholm. Plötzlich verstärkte sich der Sturm erheblich. Er riß den Kahn von seiner Befestigung ab und trieb ihn steuerlos dem fernen Ufer zu. Der höher werdende Wellengang setzte die kleine Insel zunehmend unter Wasser, das schnell dem einsamen Jäger bis an den Bauch reichte. Der Förster drohte zu ertrinken. In aller Eile knüpfte er an das Halsband des treuen Hundes eine Patronenhülse mit einem Zettel, auf dem er seine äußerst gefährliche Lage mit Ortsangabe vermerkte.

Der Hund schwamm ans Ufer, überwand einen breiten Streifen sumpfigen und unbegehbaren Schilfgeländes und lief fünf Kilometer zum fernen Forsthaus, wo er völlig durchnäßt und erschöpft Einlaß begehrte. Dort setzte er sich vor seine Herrin und machte durch sein auffälliges Benehmen auf die Patronenhülse aufmerksam. In letzter Minute retteten alarmierte Fischer aus Tawe unter eigener Lebensgefahr den schon bis zum Hals im Wasser stehenden Förster, der sich nur noch mühsam am Schilf festhielt. So wurde Harras durch diese Heldentat berühmt, und es ist daher verständlich, daß ich den Wunsch habe, ihn käuflich zu erwerben. Ich habe Erfolg, und

wie oft habe ich es erlebt, daß er selbst untergetauchte Enten, die geflügelt waren, unter Wasser griff. In den letzten Kriegstagen ist Harras dann kurz vor unserer Flucht im Trubel der Geschehnisse verschwunden. Ich werde ihn nicht vergessen.

Anfang Juli 1937 melden sich telefonisch mehrere Herren aus Seckenburg, unserem Marktort mit Kirche, und aus dem Kreisort Heinrichswalde an, die mich privat sprechen möchten. Sie treffen pünktlich zur verabredeten Zeit ein, und ich bin gespannt, was sie wohl auf dem Herzen haben. Nachdem sie sich alle, versehen mit Schnaps und Zigarren, in unserem Wohnzimmer gesetzt haben, erhebt sich einer von ihnen und sagt folgendes.

Soweit man zurücksehe, habe immer der jeweilige Forstmeister von Tawellenbruch den Kriegerverein in Seckenburg und den übergeordneten Kreiskriegerverband der Elchniederung mit dem Sitz in Heinrichswalde geführt. Mein Vorgänger, der im Ersten Weltkrieg gefallene Feldjäger und Oberförster Meyer, und mein Vorgänger, der nun fortgezogene Forstmeister Orłowski, hätten jedenfalls in den letzten drei Jahrzehnten diese Posten ununterbrochen inne gehabt und sich dabei einen Namen gemacht. Man nehme nun an, daß ich mir dieser Tradition bewußt sei, und biete mir hiermit auf allseitigen Wunsch der Kameraden diese ehrenvollen Posten an.

Von diesem ehrenvollen Angebot überrascht, gebe ich zu bedenken, daß ich ja noch gar nicht Mitglied des Kyffhäuser-Bundes sei, auch als junger Mann kein Frontkämpfer des Ersten Weltkriegs und auch noch nicht Offizier, da ich bisher freiwillig erst Kurzlehrgänge bei der Truppe bis zum Feldwebel absolviert hätte. Alle diese Einwände lassen die Herrn aber nicht gelten. Schließlich stimme ich auch eingedenk der Tatsache, daß mein Vater jahrelang Orts- und Kreisvorsitzender des Kriegervereins war, dem Wunsch der Deputation zu. Ich bin mir bewußt, daß man in seinem jugendlichen Optimismus sich manche Aufgabe auf die Hörner nimmt und dabei Erfolg und innere Befriedigung findet, auch wenn dem vom reinen



Schwarzstörche: In der Elchniederung zu Hause Foto Landesbildstelle Hessen

„Wenn Heimat aus der Mode kommt . . .“

Landeskulturtagung der Ost- und Westpreußen in Baden-Württemberg

Göppingen — Gruppenvorsitzender Helmut Rachstein begrüßte die Kulturreferenten und Delegierten der Landesgruppe Baden-Württemberg und wünschte einen erfolgreichen Verlauf der beiden Arbeitstage. Auch Tagungsleiter Professor Dr. Schienemann ließ alle Teilnehmer willkommen und skizzierte den Programmaufbau sowie die theoretische und die praktische Zielsetzung, wie sie durch das Generalthema „Dichtung aus Ost- und Westpreußen und über die alte Heimat in ihrer Verwendbarkeit für die kulturelle Gruppenarbeit und für die repräsentative Darstellung“ benannt wird. Danach referierte Assessor Heinz Novak, Celle, Kulturreferent der LO-Gruppe Niedersachsen-Nord, über sein Teilgebiet Epik. Der exemplarischen Darstellung vom Schaffen Hermann Sudermann schickte er einen Abriss der Prosawerke einiger anderer West- und Ostpreußen voraus.

Nach der Kaffeepause sprach der Schriftsteller und Schauspieler Klaus Granzow aus Pommern über das nordostdeutsche Theater, seine Größen von der letzten Jahrhundertwende und das brauchbare Erbe. Er rezitierte lebhaft und überzeugend ganze Passa-

gen aus den Stücken der Dramatiker, kommentierte einleuchtend und gab den Stücken „Der Strom“ von Max Halbe, „Strandkinder“ von Sudermann und „Der Zauberer Gottes“ von Paul Fechter viel Raum.

Nach dem gemeinsamen Abendessen in der Strandhalle traf man sich im Konferenzsaal, wo ein gutes Programm gezeigt wurde, zu dem auch die Öffentlichkeit eingeladen war. Der Agnes-Miegel-Feierstunde am Sonntagmorgen, die von Käte Rachstein vorbereitet wurde, war eine kleine Bücherausstellung angeschlossen. Die Ein- und Überleitungstexte der Feierstunde las Landmännin Rachstein, die Rezitationen Burglind Friedrich. Die Textfolge war gut unter sich und mit den musikalischen Beiträgen der Pianistin Andrea Unger abgestimmt.

Ergänzend zur Feierstunde zitierte Professor Dr. Schienemann drei Anekdoten über Agnes Miegel und hob hervor, daß die Feierstunde mit ihrer mannigfaltigen Stoffauswahl bewiesen habe, wie weit das Schaffen der Dichterin über Ostpreußen hinaus-

wo sie in jedem Falle wurzeln, nach ganz Deutschland reiche.

Den Abschluß des eigentlichen Arbeitsprogramms bot der Tagungsleiter selber mit seinen Ausführungen über die Lyrik, einige Balladen mit eingeschlossen. Es kam ihm zunächst darauf an, Maßstäbe für die Auswahl von guten, echten Gedichten aufzuzeigen und sowohl das Merkmal Heimat und den Reim als etwa zureichende Kriterien auszuschließen. Auch Heimat-, Vaterlands- und Gerechtigkeitsliebe könnten Autoren leicht als Motive zu Moralismus verführen, statt echtes Gefühl zu wecken und die Gedichte als gewachsene Gebilde mit Eigenleben und Seele auszustatten. Er rezitierte eine längere Reihe von Gedichten und Balladen, die es wert seien, auf sie innerhalb der Kulturarbeit die Aufmerksamkeit zu lenken.

Danach ergänzte er die Kette durch zwei „Volkslieder“ aus Johann Gottfried Herders „Stimmen der Völker in Liedern“ und, für Westpreußen, mit einem Gedicht von Hermann Löns und zwei des größten westpreußischen Dichters Arnold Kriegers. Gerade wenn Heimat aus der Mode gekommen ist, sollten wir, schloß Schienemann, auch im Bereich der Dichtung daran fest-

halten, Überliefertes pflegen und weiterentwickeln und nicht zu geistigen Nomaden werden.

Nach gemeinsamem Mittagessen strebten die Teilnehmer zum Stadtmuseum, um sich von Dr. Kaus mit den Schätzen der Stauer vertraut machen zu lassen. Erst vor kurzem eingerichtet, gewährte die Sammlung dennoch mit Originalen und guten Nachbildungen, Brakteaten etwa, Bildern und Faksimiledrucken Einblick in die große Vergangenheit mit den bedeutendsten Vertretern Friedrich Barbarossa und seinem Enkel Friedrich II., freilich ohne daß die vorhandenen Texttafeln von durch moderne Ideologie verfälschenden Deutungen ganz frei geblieben wären.

Die mit der örtlichen Ost-Westpreußen-Gruppe vereinbarte Kaffeestunde der Begegnung fand ebenfalls in der Stadthalle statt. Durch eine bunte Reihe und lebhaftes Gespräch brachte sie Erinnerungs- und Gedankenaustausch und diente damit ihrerseits der Kultur und der Menschlichkeit. Schluß- und Dankesworte äußerte, anstelle des wegen Krankheit verhinderten ostpreußischen Landesvorsitzenden Erwin Seefeldt, Lm. Werner Buxa und erinnerte dabei an andere ostpreußische Großveranstaltungen im Laufe des Jahres. Er dankte auch dem Tagungsleiter und westpreußischen Landesvorsitzenden, Professor Dr. Schienemann, der den Aufbau des Programms bis in Einzelheiten der Textauswahl vorbereitet hatte.

Elke Lange

Neue Wege der Selbstdarstellung

Erfahrungsaustausch über unsere Heimatbriefe

Rotenburg (Wümme) — Erstmals seit Bestehen der Landsmannschaft Ostpreußen hatte die Bundesgeschäftsführung zu einer zweitägigen Schriftleiter-Tagung nach Rotenburg (Wümme) geladen. Hauptanliegen dieser außerordentlichen Zusammenkunft von Heimatkreisvertretern und Schriftleitern war der Erfahrungsaustausch über Inhalt und Gestaltung der Heimatbriefe. Besondere Bedeutung kam darüber hinaus der Frage zu, wie man auch die lokale Presse für eine breitere Berichterstattung über die landsmannschaftliche Arbeit gewinnen könne.

So hatten diese Themen denn auch die Schriftleiter fast alles Heimatkreisgemeinschaften nach Rotenburg gelockt. Der Begrüßungsabend diente dem gegenseitigen Kennenlernen. In gemütlicher Atmosphäre stellten sich die Teilnehmer vor und berichteten über ihre Öffentlichkeitsarbeit, über Erfolge und Mißerfolge. Die breite Palette der Ergebnisse reichte von „ganz am Boden“ bis „bei mir klappt das ausgezeichnet“. Anschließend ergriff der Chefredakteur des Ostpreußenblatts, Hugo Welms, das Wort und behandelte die verschiedenen Aufgaben und Ziele einer Heimatzeitung und der Heimatbriefe. Auf diese Weise eine lebhaft Diskussion entfacht, fachsimplelte man bis in den späten Abend.

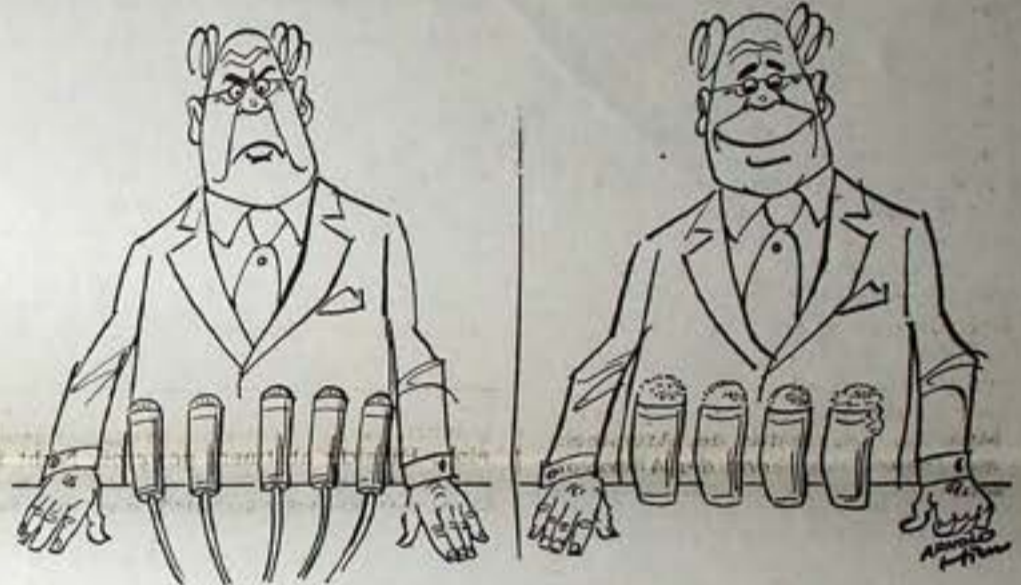
Sonnabendvormittag ging Vorstandsmitglied Gerhard Wippich in seinem Referat auf die besondere Bedeutung des Heimatbriefes ein. In diesem Zusammenhang erklärte er anhand der Vielfalt der ostpreußischen Landschaft die wichtige Funktion der Heimatbriefe, die verschiedensten Eigenarten darzustellen. Dies sei bei einer überregionalen Heimatzeitung schon aus dem Grund nicht möglich, weil diese eine weiterführende Aufgabe habe. Wippich behandelte außerdem die Möglichkeiten der Finanzierung, während in der darauffolgenden Diskussion die Schriftleiter über ihre praktischen Erfahrungen berichteten.

Bundeskulturreferent Horst Dohm sprach über die Aufgabe, das ostdeutsche Kulturgut auch in den Heimatbriefen sichtbar zu machen. Durch Bundesgeschäftsführer Friedrich-Karl Mithaler wurden die Teilnehmer mittels der Geschichte der Kreisgemeinschaft Angerburg mit der „Geburt, Entwicklung und Zukunft der Heimatbriefe“ vertraut gemacht. Der Nachmittag war den praktischen Problemen bei der Gestaltung des Heimatbriefes vorbehalten, und es wurde im Institut für Heimatforschung das Archiv der Kreisgemeinschaft Angerburg besichtigt.

Am Sonntag leitete der Bundesgeschäftsführer durch einen stichwortartigen Umriss des Aufbaus der Landsmannschaft die Tagung ein. Darauf berichtete der Referent für Öffentlichkeitsarbeit der Bundesgeschäftsstelle, L. C. Seifert, über die vordringliche Aufgabe, innerhalb der Organisation der LO die Voraussetzungen für eine publizistische Breitenarbeit zu schaffen. Um die Berichterstattung über die landsmannschaftliche Arbeit in der lokalen Presse in stärkerem Umfang zum Ausdruck zu bringen, sei es unerlässlich, mit den zuständigen Redakteuren persönlichen Kontakt aufzunehmen. Des weiteren stellte der Referent den Teilnehmern den „Kulturdienst Ostpreußen“ vor, dessen Aufgabe es sein soll, die Erinnerung an die Leistung der Menschen aus den Ostgebieten wachzuhalten und insbesondere den Beitrag Ostpreußens zum abendländischen Kulturkreis sichtbar zu machen.

In dem Abschlußreferat des Chefredakteurs der Harburger Anzeigen und Nachrichten, Helmut Peitsch, wurde die landsmannschaftliche Arbeit aus dem Blickwinkel einer Tageszeitung beleuchtet. Um in der Tagespresse Erwähnung zu finden, komme es darauf an, aktuelle Informationen in möglichst kurzer Fassung zu liefern, wobei von einer Kommentierung abgesehen werden sollte. Breite Felder der Öffentlichkeitsarbeit stellten die Terminkalender und die Leserbriefseite dar. Schon allein die permanente Wiederholung des Namens erwecke Interesse bei den Lesern. Landsmannschaften seien für Tageszeitungen nichts anderes als ein Verein unter vielen. So fänden denn auch nur wirklich besondere Leistungen in der lokalen Berichterstattung ihren Platz. Abschließend stellte Peitsch fest, es seien genügend Möglichkeiten vorhanden, sie müßten nur genutzt werden. Zusammenfassend sei an dieser Stelle noch erwähnt, daß diese Tagung wohl kaum ihr Ziel verfehlt haben dürfte und alle Teilnehmer mit neuen Aspekten, guten Tips und wertvollen Ratschlägen bereichert die Heimfahrt antraten.

Claudia Schaak



Zeichnung Arnold Him

Gemeinschaft praktizieren

Frauenarbeitstagung der Landesgruppe Schleswig-Holstein

Rendsburg — Auf der diesjährigen Frauenarbeitstagung der Ostpreußen, Westpreußen und Danziger in der Heimvolkshochschule begrüßte die Landesfrauenleiterin von Schleswig-Holstein, Eva Rehs, besonders neu hinzugekommene und jüngere Teilnehmer. Sie stellte die Tagung unter das Motto: „Gemeinschaft zu praktizieren, ist nicht leicht. Aber erfreulich ist jede Unternehmung mit Menschen, die bereit sind, sich einzufügen und beizutragen zum Gelingen der gemeinsamen Sache.“ Dr. Brinkmann, als Vertreter von Dr. Gaasch, begrüßte herzlich den Teilnehmerkreis.

Archivleiter Bong, Lüneburg, zeigte einen überaus interessanten Dia-Vortrag „Rettet das Bild der ostdeutschen Heimat“. Amtsrat Haase von der Staatskanzlei Kiel sprach zu dem Thema: „Die Pflege des Kulturguts der Vertriebenen und Flüchtlinge durch die Landesregierung Schleswig-Holstein.“ Das Kulturgut und -erbe zu erfassen, erschließen und erhalten, sowie typische Lebensformen raumgebundener Landschaften und Gebiete im Osten haben sich Bund und die Länderregierungen zur Aufgabe gemacht. Ebenso die Förderung und Weiterentwicklung der Kulturleistungen der Vertriebenen und Flüchtlinge. Archive, Bibliotheken, Stiftungen, Künstlergilden, Galerien, Patenschaften, Seminare, Ostkunde im Unterricht, wie Schülerwettbewerbe tragen dazu bei, das ostdeutsche Kulturgut lebendig zu erhalten. Dies, so sagte der Vortragende, sei eine „Daueraufgabe“, an der alle zur Mitarbeit aufgerufen seien. An seine Ausführungen schloß sich eine lebhaft Diskussion an. Der Landesvorsitzende der Danziger, Wiebe, erläuterte die besondere Stellung der Danziger wie auch der Memelländer. Landesvorsitzender Petersdorf berichtete von der Übernahme der Partnerschaft des Freistaates Bayern für die Landsmannschaft Ostpreußen.

Kurt Kumpies war der letzte Redner des ersten Arbeitstages. Er sprach über das

„Museum Samland“, das in liebevoller Kleinarbeit in Pinneberg entstanden ist und zum Besuch empfohlen wurde.

Der Mittwoch wurde mit einem Lied und einem besinnlichen Wort zum Tage von Eva Rehs eingeleitet. Der danach folgende Vortrag „Eurokommunismus — Herausforderung des Westens“ von cand. phil. Thomas Vogtherr vermittelte in klarer Übersicht die Probleme zu diesem Thema. Der klassische Kommunismus mit seinen Gefahren, wie auch der Eurokommunismus wurde allen Zuhörern verständlich gemacht.

Über „Wert und Bedeutung der Gemeinschaft“ sprach danach Landesfrauenleiterin Rehs. Sie führte u. a. aus, daß die Selbstzucht, das Maßhalten, wohl nicht möglich gewesen wäre, wenn wir uns nicht den Bindungen verpflichtet gefühlt hätten, die wir aus der Heimat mitbrachten und die wir uns trotz aller Not und Sorge, die zunächst über uns hereinbrachen, bis heute erhielten.

Es folgte der Erfahrungsaustausch über Aussiedlerbetreuung, der von Landmännin Schusterei geleitet wurde und zu dem mehrere Teilnehmer ihre Erfahrungen beitrugen. Stud. phil. Andreas Grigoleit sprach als letzter Referent zu dem Thema „Das Verständnis von Nation in der jungen Generation im geteilten Deutschland“. Ein schwieriges Thema, das viel Beachtung fand, aber auch Einsprüche erhielt. Die Landesfrauenleiterin des Bundes der Danziger, Emmy Schilling, leitete den Arbeiterfahrungsaustausch und gab durch ihren Bericht vielen Mitarbeiterinnen Anregungen auf den Weg. Eva Rehs schlug eine Gemeinschaftsarbeit an einem Wandteppich vor, zu der sich spontan mehrere Teilnehmerinnen bereit erklärten.

BdV-Landesgeschäftsführer von Koerber, Kiel, befaßte sich mit der künftigen Arbeit der Gruppen und dankte den Frauen für ihren nimmermüden Einsatz.

A.L./E.R.

Immer noch aktiv

Erwin Gutzeit wurde 85 Jahre



Hildesheim — Am Mittwoch dieser Woche, dem 29. November, vollendete Erwin Gutzeit, Westpreußenstraße 15, 3200 Hildesheim, historischer Mitarbeiter dieser Zeitung, sein 85. Lebensjahr. Er wurde 1893 in Dirschau (Westpreußen) als Sohn

eines Königsberger Ehepaars geboren. Sein Vater war Eisenbahnbeamter. Die Jugend- und Schulzeit verlebte er in Königsberg, nachdem der Vater dorthin versetzt worden war. 1911 trat Gutzeit bei der dortigen Kreisverwaltung in den Verwaltungsdienst ein. Nach Teilnahme am Ersten Weltkrieg und Verwundung war Landsmann Gutzeit wieder in der Verwaltung tätig, und zwar zunächst beim Königsberger Polizeipräsidium sowie anschließend von 1917 bis 1940 bei der Kreisverwaltung Mohrungen. In Posen, wohin Gutzeit 1940 als Amtmann kam, erlebte er 1945 den Zusammenbruch. Nach Rückkehr aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft übernahm er die Vertretung und Auslieferung einiger namhafter wissenschaftlicher Verlage aus der Bundesrepublik in West-Berlin. Als Beamter trat er vorzeitig in den Ruhestand. Nach dem Tod seiner Frau setzte er sich zwar endgültig zur Ruhe und zog 1973 nach Hildesheim, aber untätig blieb er nicht. Deshalb wandte er sich wieder seinem alten Hobby, der Schriftstellerei, zu. Durch Aufsätze und historische Beiträge sowie Erinnerungen trägt er mit dazu bei, daß in der deutschen Öffentlichkeit die Heimat nicht vergessen wird.

G. M.



Elche in der Umgegend von Karkeln

Berichte eines Augenzeugen von 1906 bis 1948

Es ist bereits viel im Ostpreußenblatt über den Elch berichtet, doch will ich als alter Elchniederleger der Gemeinde Karkeln noch einige interessante Begegnungen mit unserm Urwild schildern. Der große Ibenhorster Forst war durch die Gemarkung Karkeln in zwei Gebiete gespalten, darin sich der Karkelstrom und der Rungelfluß befanden. Der Wechsel der Elche, vom nördlichen zum südlichen Teil und ebenso umgekehrt, geschah daher laufend über die Gemarkung der Gemeinde. Niemand hat hieran Anstoß genommen, denn der Elch war unser vertrautes Heimatwild.

In den Vormittagsstunden eines schönen Frühwintertages, im Jahre 1906, war ein Elch im Ausblick des damaligen Besitzers Margies im Eis eingebrochen. Das Wasser war infolge des hohen Standes recht tief und der Elch hätte bestimmt hier sein Ende gefunden, wenn die Karkeler Fischer ihn nicht gerettet hätten. Diese Rettung war gar nicht so einfach, nur mit langen Tauen, die von weitem durch mehrmaliges Umkreisen der Einbruchsstelle um Hals und Kopf des eingebrochenen Tieres befestigt wurden, konnte es herausgezogen werden. Da der Elch infolge des glatten Eises nicht aufstehen konnte, schleppte man ihn bis zum Ufer, wo er bald aufsprang und nach mehrmaligem Schütteln des nassen Felles dem nahen Walde zutrotzte. Vom Forstamt Ibenhorst wurden wir für diese Tat belohnt und ein jederzeitiges Entgegenkommen bei Bedarf an Masten und Stangen den Fischern zugesichert.

Einige hundert Meter von meinem Gehöft war eine alte Sandkule, die voller wucherndem Weidengestrüpp war. Alljährlich hielten sich hier im Winter, vorwiegend bei tiefem Schnee, einige Elche auf, die recht zahm waren, denn man konnte bis auf 10 Meter an sie herangehen und aus der Nähe betrachten.

Eines Abends, als ich spät in der Nacht heimkam, sah ich in der äußersten Ecke des Hofes zwei Tiere stehen. In der Dunkelheit hielt ich sie für Kühe, die aus dem Stall ausgebrochen waren. Mein erster Gang war zum Stall, doch da die Türen alle in Ordnung waren machte ich die Hoflampe an, und erst jetzt erkannte ich, daß es zwei Elche waren, die beim Schein des Lichts über den Zaun setzten und verschwanden. Birken mit tief herabhängenden Zweigen, die am Rande des Hofes standen, hatten die Elche angelockt.

Schlimm wurde es, wenn mehrere Elche einen Obstgarten heimsuchten. Bei der Bäuerin Pauline Müller, deren Obstgarten etwas abseits dem Felde zugekehrt lag, hatten die Elche in einigen Nächten den Garten fast ganz zerstört. Besonders waren von den jüngeren Obstbäumen die Stämme ganz blank abgenagt, ebenso die Zweige. Nach der Stationierung des Hofbundes im Garten hörte das Wiederkommen der Elche auf.

Als wir mit meinem Kameraden Herman Schock an einem schönen Sommermorgen mit unsern Handkähnen zu unserm Aal- und Fischwenter kamen, die wir zwischen der großen Ost und den Weinberg gestellt hatten, waren wir sehr erstaunt, denn abgebrochene und herausgerissene Pflöcke lagen herum, Bügel waren zerbrochen und Netze zerrissen. Erst nach genauem Prüfen und Nachsehen an den fachen Sandstellen, wo wir die Schaleneindrücke der Elche sahen, wußten wir, daß es Elche gewesen waren. Die Elche hatten ihren Wechsel vom Wentiner Waldteil zum Pascharwald direkt

über die große Rungel, zwischen Ost und Weinberg und die Einmündung des Karkelstromes genommen, unsere eingestellten Wenter sind ihnen dabei im Wege gewesen.

Noch anders erfuhr es der alte Hermann Schwelnus, er hatte eines Abends Stacknetze in der kleinen Rungel ausgelegt. Diese fand er am nächsten Morgen auf der gegenüberliegenden Wiese, zerrissen, verdreht und voller Dreck

Schacktart ist ein Wort, das der Elchniederleger nie gerne hörte, denn mit Schacktart bezeichnete man in der Nähe des Kurischen Hafes einen Zustand der Wegelosigkeit. Schacktartzeiten überfielen die Dörfer am Haff beim eintretenden Winter und besonders auch dann, wenn der Winter ausfiel.

Wenn im Spätherbst die Weststürme über das Haff bräusten, drückten sie das Wasser des Hafes weit hinein über das Land. Die weiten Wiesenflächen und die sumpfigen Erlenwälder waren alsbald ohne Grenze hoch überflutet. Das war jedoch noch nicht der Zustand der Wegelosigkeit, den man Schacktart nannte, denn jetzt kam der Kahn zu seinem Recht als Verkehrsmittel von Haus zu Haus und von Ort zu Ort. Erst wenn ein leichter Frost einsetzte und die Wassermassen mit einer dünnen Eisdecke überzog, die keinen Menschen trug, aber auch zu stark war, um mit dem Kahn leicht durchbrochen zu werden, dann herrschte der Schacktart, dann saßen die Menschen gefangen in ihren Häusern, jede Verbindung zur Außenwelt war abgeschnitten. Der Schacktart am Winteranfang war — wenn der Frost begann, streng zu regieren und das Eis Menschen und Tiere trug — oft in wenigen Tagen überwunden. Er konnte aber auch Wochen andauern, wenn Frost und Tauwetter wechselten.

Im Frühling traten ähnliche Zustände ein. Im Quellgebiet der Memel begann die Schneeschmelze etwa vier Tage früher als in ihrem Mündungsraum. Die Schmelzwasser füllten die Bäche, Flüsse und strömten die Memel hinab, dem Kurischen Haff entgegen. In den Mündungsarmen der Memel stand noch das Wintereis in alter Lage, wurde aber durch die vermehrte Wassermenge des Stromes gehoben, kam in Bewegung, brach und schob sich übereinander.



liegen. Über den Fluß schwimmende Elche hatten die Netze heraufgeschleppt. Einige geangene Schleie und Karauschen waren noch darin.

An heißen Sommertagen, wenn sich die Elche vor den Stechfliegen nicht erwehren konnten, kamen sie aus dem Walde angestürmt, um im Wasser und im hohen Schilfröhre ihre Peiniger loszuwerden. Nichts schreckte sie dann in ihrem Lauf. Ich habe es erlebt, daß sie dann auf 2 bis 3 Meter an Menschen vorbeiliefen.

Mein interessantestes Erlebnis hatte ich im September 1943. Mit einem Beamten des Provinzialernährungsamtes fuhr ich mit meinem Pferdefuhrwerk nach Inse den Waldweg von Karkeln über Loye. Auf der Rückfahrt, am Spätnachmittag, als wir im 2. Jagen vor der hohen Brücke in Höhe des sogenannten Fuchsberges waren, hörten wir ein Brechen und Knacken des Unterholzes; auch die Pferde hatten bereits die Ohren gespitzt. Ein Stückchen weiter, etwa 30 Meter im Wald, durften wir ein einmaliges Erlebnis sehen. Zwei starke Elchhirsche, beide mit vielendigen Schaufelgeweihen, trugen den Rivalenkampf hier aus. Wenn sich die beiden Kämpfenden ansprangen und mit den Geweihen gegeneinander schlugen, dann gab es einen Klang, als ob in der Nähe Hartholzbretter aufeinandergeworfen wurden. Kurz hinter den beiden Kämpfenden standen sechs Elchtiere, die mit erhobenen Köpfen und Lauschern zusahen, denn um ihren Besitz wurde dieser Kampf hier ausgetragen. Der Pferde wegen, die ich nicht mehr halten konnte und auch die Gefahr, nicht in den sumpfigen Weggraben geworfen zu werden, mußten wir weiterfahren. Es hat uns sehr leid getan den Ausgang des Kampfes nicht zu sehen, auch daß wir keine Aufnahmegeräte bei uns hatten.

In der Nachkriegszeit bis Ende 1948 war ich als Gefangener in Karkeln und Loye bei den Russen, da habe ich es gesehen und erlebt, wie es mit unserm Elchwild zugegangen ist.

Fast in jedem Fischerdorf, auch in den anderen Orten, war ein sowjetisches Kommando. In Karkeln hatten wir deren sogar fünf. Von jedem dieser Kommandos gingen täglich einige zur Jagd, denn Gewehre und Munition hatte jeder Russe, da wurde alles zu Gesicht kommende Wild, ob Elch oder Reh, geschossen. Viele Elche, die nur angeschossen wurden, werden in der ersten Zeit veräußert sein, denn in den schlecht zugänglichen Sumpfgeländen haben sich die Russen mit der Nachsuche nicht bemüht. Bereits Ende 1945 sagte mir ein Russe, es lohne sich nicht mehr, zur Jagd zu gehen, weil nichts mehr da sei.

Weit anders ist es mit der Wildente geworden. Sie war auch früher schon das Haupt des Niederwildes in den Haffufergebieten. Die Wildenten, und hauptsächlich die großen Märzenten, hatten sich in den Nachkriegsjahren stark vermehrt. 1946 kamen auch die Russen darauf, Enten zu schießen. Unser Lagerkom-

Schacktart in der Elchniederung

der. Der Flußlauf war nicht mehr zu Fuß zu überqueren, auch der Kahn konnte zwischen den sich bewegendem Schollen noch nicht gebraucht werden. Auch auf den Wiesen am Haff und in den Erlenwäldern trat der Schacktart seine Herrschaft an. Das geschah, wenn das Eis durch die Strahlen der Frühlingssonne tagsüber so mürbe wurde, daß man es nicht betreten konnte, und leichte Nachfröste es wieder zusammenzogen, daß es nicht gänzlich wegtaute.

Schacktartzeiten waren einst schwere Zeiten, weil sie, wie schon hervorgehoben, jeden Verkehr der Menschen untereinander unterbanden. Trat auf irgendeinem Gehöft ein Notstand ein, wurde ein Arzt benötigt, fehlte es trotz aller Vorbereitung an einem Lebensmittel, man mußte geduldig ausharren, bis der Zustand der Wegelosigkeit durch das Festerwerden des zu schwachen Eises oder durch das Wegtauen und Abtreiben zum Haff überstanden war.

Nicht nur die Menschen litten unter dem Schacktart, sondern auch die Tiere des Waldes, besonders die Elche. Wohl zogen sie sich, ihrem Instinkt folgend, meistens rechtzeitig auf hochwasserfreie Flächen zurück, aber manch edles Tier wurde vom Hochwasser und dem Eis überrascht und kam elend um.

Der Schacktart hatte in den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen viel von seinem Schrecken verloren. Das fruchtbare Land der tiefen Niederungen war bereits vor der Jahrhundertwende durch den Haffdeich vor Überflutungen geschützt, und die Dörfer am Haff wurden nach 1918 von Deichen umgeben. Hochwasserfreie Wege verbanden sie mit dem Hinterland. Auch die Elche fanden auf Dämmen Zuflucht.

Paul Lemke

mandant war der erste, der sich eine Schrotflinte beschaffte, und weil wir für eine Heeresgruppe in Riga fischten, und jeden zweiten Tag Autoverbindung nach dort bestand, waren lauernd einige Offiziere da, die hier der Entenjagd nachgingen.

Ein persönliches Erlebnis bei der Entenjagd 1947 will ich mitteilen:

Im Spätsommer 1947 traf eine lange Autokolonne mit hohen sowjetischen Offizieren aus Riga in Karkeln ein. Die reiche Entenjagd in Karkeln wird auch sie angelockt haben, die wohl in Verbindung mit einer Besichtigung dort einige Tage ausgeübt werden sollte. Unser Kommandant, der selber gerne zur Jagd ging, teilte von uns Gefangenen sechs Männer ein, die in den nächsten Tagen als Kahnschlepper fungieren sollten. Wir mußten uns Handkähne besorgen und diese zur Jagd ordnungsmäßig zuordnen.

Den nächsten Morgen, etwa um sechs Uhr, ging es dann los. Mir hatte der Kommandant den Marschall mit seinem Adjutanten, einem Oberst, zugeteilt und mir auf die Seele gebunden, dafür zu sorgen, daß der Herr Marschall zufrieden gestellt wurde. Der Marschall war ein drahtiger, mittelgroßer Mensch, der fließend deutsch sprach. Die Hauptsache, die mir an ihm gefiel, er war ein guter Schütze, beinahe jeder Schuß war ein Treffer. Er hat mir nichts befohlen, wo ich mit dem Kahn hinging war ihm recht. In der Frühstückspause holte er sich aus seiner Manteltasche eine Gurke und einen Knust Schwarzbrot heraus, ohne irgendeine andere Zukost war dieses sein Frühstück. Mit einer Strecke von etwa dreißig Enten gingen wir nach Hause.

Den nächsten Tag wurde mir ein General zugeteilt, ein Hühne von Gestalt, und auch dem entsprechenden Körpergewicht. Als er den kleinen Kahn sah, meinte er, dieser ist zu male (zu klein) für ihn, doch nach Zureden unseres Kommandanten setzte er sich dann doch auf die Bank in der Mitte des Kahnes hin. Von dieser Stelle hat er sich während der ganzen Jagd nicht erhoben und hat nur sitzend geschossen. Er verstand kein Wort deutsch, und da meine russischen Kenntnisse noch sehr gering waren, konnten wir uns schlecht verständigen. Aber einen schlechteren Schützen, wie es dieser Herr General war, kann es kaum geben, denn mit zwei Pack Patronen, also fünfzig Schüssen, hatte er nur eine kleine Krickente getroffen. Geflucht hat er unendlich viel, denn nach jedem Schuß sandte er einen kräftigen Fluch nach.

Am Ende der Gaurinn, am Klabanenbusch, verhielten wir ein Weilchen, da drehte sich der General mit einemmal um, reichte mir das geladene und gespannte Gewehr und deutete mit der Hand nach oben: ich solle schießen. Mein Verwundern und Erschrecken kann sich jeder vorstellen, denn er war ein russischer General und ich ein Gefangener. Der General kehrte sich wieder nach vorne und paffte an seiner Zigarette. Als ich die schöne, doppelläufige Flinte in der Hand hatte, kehrten bei mir Mut und Besonnenheit zurück. Ich wartete, bis die nächste, schußgerechte Ente kam, zielte, drückte ab und die getroffene Ente fiel in einer Sekunde nicht weit von unserm Kahn klatschend ins Wasser. Die Beute war ein grünköpfiger Erpel. Als der General den Erpel in der Hand hielt, sagte er nur das eine Wort: „karosch“ (gut). Die Flinte nahm er mir sogleich ab, gab mir ein Päckchen seiner Zigaretten und befahl, nach Hause zu gehen.

Mit unserm Lagerkommandanten, der ein leidlicher Schütze war, bin ich noch mehrmals als Kahnschlepper zur Entenjagd gewesen.

Heute wird in unserm Heimatgebiet Karkeln die Wildente noch die einzige Wildart sein, die sich dort hält, wenn auch die Russen ohne eine Anordnung von Schonzeiten oder andern Maßnahmen, vom Frühjahr bis zum Herbst hinter den Enten her sind. Die großen unzugänglichen Sumpfgelände, die weiten Wiesenflächen, die heute Wildnissen gleichen, bieten ihnen ungestörte Nist- und Brutstellen.

Michael Mainus,
jetzt 4131 Rheinkamp/Bornheim,
Rheinberger Str. 270,
früher Karkeln/Elchniederung

Zu den Bildern:

Oben: Am Karkelstrom. Unten links: Blick auf die Gilge beim Eisgang vom Gilgedamm bei Rauterskirch (Alt-Lappinen). Jenseits des Stromes die Gebäude von Rautersdorf, die zwischen Damm und Strom standen. Das Gebäude links mit den zwei Schornsteinen war die Schule Rauterskirch. Der Schilfunterricht mußte ausfallen, wenn der Schilfhol überspült war.

Unten rechts: Nach dem strengen Winter 1939/40 trat die Ossa bei Ossafelde (Endre en) über den Damm und überflutete Wiesen und Acker. Bis an den Freikeller und das Wirtschaftsgebäude der Schule Gründann stand das Wasser. Mauritus, P. Lemke, Heimatkreisleitung Elchniederung



Licht und Schatten über Woreinen

VON EVA SIROWATKA

Die letzte Fortsetzung schloß:

„Ich wollte über Kl-Krottken noch Hause gehen“, erwiderte Maria. Sie brachte es nicht über sich, die Freundin dabei anzusehen. Eilfriede würde es aus ihren Augen herauslesen, daß sie nicht die Wahrheit sagte. „Weißt du, ich kam in der Woche nicht dazu, das neue Kleid anzuprobieren, das mir die Johanna näht!“

„Darum brauchst du dich aber nicht so zu eilen. Die Schneiderin trifft du bestimmt auch ein paar Stunden später an“, gab Eilfriede zu bedenken. Maria redete sich damit heraus, das sie jetzt, so kurz vor der Ernte, zu Hause noch einiges zu richten hätte — in der Woche fände sie einfach nicht die Zeit dazu.

14. Fortsetzung

„Schade“, meinte Eilfriede, „ich hätte dich so gerne einmal in aller Ruhe ein paar Stunden bei mir gehabt, jetzt, wo Otto nicht da ist. Ich hab ihn wirklich lieb, aber über manche Dinge kann man doch am besten mit der Freundin sprechen. Hoffentlich besuchst du mich bald wieder und nimmst dir dann mehr Zeit!“

Im stillen beneidete Maria die Freundin darum, daß sie ihren Otto so bald und ohne Schwierigkeiten bekommen hatte. Wie lange würde es wohl noch dauern, bis Werner und sie vor den Traualtar treten würden?

„Hast euch eigentlich inzwischen der Verwalter von Adl. Wiesen einmal besucht?“, fragte Eilfriede, als ahne sie, an wen Maria gerade dachte.

„Doch, er war im Winter zweimal beim Vater, wenn auch nur für eine kurze Stunde“, erwiderte Maria. Sie versuchte, ihrer Stimme einen harmlosen Klang zu geben.

Nach einer Weile bemerkte Eilfriede:

„Weißt du, Maria, als sich der Verwalter damals auf dem Sängerfest im vorigen Jahre so sehr um dich bemühte, da hab ich fast geglaubt, aus euch beiden würde noch ein Paar. Aber nun erzählt man sich überall, er reitet immer mit dem Fräulein von Bronski aus. Vor kurzem kamen sie sogar durch Krottken. Ich bin ihnen zufällig auf der Dorfstraße begegnet. Sie waren so sehr in ein Gespräch vertieft, daß er mich nicht mal gesehen hat, geschweige denn begrüßt. Vielleicht heiratet der Verwalter sich auf diese Weise noch Adl. Wiesen an — das Fräulein Sonja scheint ja einen Narren an ihm gefunden zu haben!“

Diese leicht dahingesagten Worte trafen Maria wie ein Schlag ins Gesicht. Wenn Werner ihr auch selbst erzählt hatte, daß Fräulein Sonja ihn manchmal auf seinen Ritten begleitete, so tat es doch bitter weh, das aus anderem Munde bestätigt zu hören. Sie konnte aber nicht glauben, daß etwas Wahres an dem Gerücht der Leute war. Werner liebte sie allein, und niemals würde er sie hintergehen.

Eilfriede hatte bemerkt, wie blaß die Freundin geworden war.

„Hätte ich dir das um Himmelswillen nur nicht gesagt“, meinte sie erschrocken, „ich ahnte gar nicht, daß du dir so viel aus ihm machst. Bestimmt ist auch nichts dabei, wenn die beiden zusammen ausreiten! Er kann ja schlecht nein sagen, wenn sie ihn begleiten will, und die Leute reden schon leicht was! Schade, daß ihr kein Gut habt, dann wärdt du bestimmt schon mit Werner verlobt. Er war ja ganz verliebt, damals auf dem Waldfest, das konnte ja ein Blinder sehen. Aber eigentlich kann ich mir auch nicht vorstellen, daß er einmal aus Liebe zu einer Frau so viel aufgeben würde, wie damals dein Vater!“

Maria fühlte nur zu genau, daß viel Wahres in den Worten der Freundin lag. Auch sie konnte sich kaum vorstellen, daß Werner ihr zuliebe einmal für immer nach Woreinen kom-

men würde. Er, der selber von einem Gut stammte, war es gewohnt, anzuerkennen und zu befehlen. Undenkbar, daß Werner mit Johann zum Fischen mit hinausfahren würde, um die Fische dann den Händlern abzuliefern, oder daß er gar selber den Pflug führte. Konnte sie, Maria, aber als Erbin des Besitzes einmal ganz von Woreinen fortgehen? Noch niemals hatte sie ernsthaft darüber nachgedacht, und noch nie

vorher. Sie legte sich auf den Rücken und sah in das endlose Blau des Sommerhimmels hinein. Die warme Luft war erfüllt vom harzigen Kiefernrauch und vom Geruch stehenden Wassers. Fast regungslos lag der See da — es raschelte nur ab und zu im dichten Schilf, manchmal hörte sie auch ein leises Glucksen im Wasser.

Maria fühlte sich in dieser Mittagsstunde so mit der heimatlichen Natur verbunden wie kaum



Zeichnung: Erich Behrendt

war ihr um die Zukunft ihrer jungen Liebe so bang gewesen, als nach diesem Gespräch mit ihrer Freundin Eilfriede.

Maria saß im Schatten des Waldes am grasigen Ufer des Otschkosees. Sie war viel zu früh gekommen. Werner war noch nicht da. So konnte sie ihren Gedanken nachgehen und die zauberhafte Schönheit dieses verschwiegenen Waldsees ganz für sich genießen.

Alter Kiefernbestand umsäumte den See; sein Uferstrand war von einem dichten Schilfgürtel umgeben, nur an einigen Stellen fand sich ein kleiner, offener Zugang zum Wasser.

Dunkel war das Wasser des Otschkosees und tief. Hunderte weißer, bleicher Seerosen blühten hier zur Sommerzeit in stummer Schönheit. Wie ein Auge des Waldes lag dieser kleine See inmitten großer Wälder. Darum mochte er wohl den Namen Otschkosee erhalten haben, einen Namen, der so viel wie „Auglein-See“ bedeutete.

Wenn auch nur selten eines Menschen Fuß auf den dicht verwachsenen Pfad bis zum Wasser fand, so kamen dafür viele Tiere des Waldes an sein Ufer, um zu trinken. Vor allem waren es Hirsche und Rehe, die hier gegen Abend aus der Tiefe des Waldes zur Tränke kamen.

Maria hatte mit Werner zusammen hier schon oft aus einiger Entfernung die Fischreier beobachtet, große, graue Gestalten, die auf ihren hohen Beinen fast regungslos im Wasser standen, um dann mit dem Schnabel blitzschnell nach der Beute zu stoßen. Ihre Horste hatten sie in den uralten Kiefern am jenseitigen Ufer.

Nun lag blauer Mittagsdunst über Wald und See. Maria verspürte plötzlich eine große Müdig-

keit. Sie wurde selbst zu einem Teil dieses paradiesisch schönen Fleckchens Erde.

Heute konnte sie es sich kaum mehr vorstellen, daß es eine Zeit gegeben hatte, in der sie eine gewisse Scheu vor dem Otschkosee empfunden hatte. Aber in dieser Gegend gab es genug Menschen, die sich ein wenig vor dem stillen Waldsee fürchteten.

Einer alten Sage nach sollte hier, wo jetzt der See lag, vor langer Zeit auf fruchtbarem Acker ein Dorf gestanden haben, dessen Bewohner hartherzige, selbstsüchtige Menschen waren. Bei aller Wohlhabenheit dachten sie nur an sich. Als sie einmal einer durchziehenden Bettlerin ein Stückchen Brot für ihr krankes Kind verweigerten, hatte die Fremde das Dorf verwünscht. Es soll dann mit Mensch und Tier tief in die Erde versunken sein. An seiner Stelle bildete sich dann der See. Da die Menschen diesen Ort mieden, wuchs der Wald immer, näher an den See heran; es war, als wollte er ihn vor den Blicken Neugieriger verborgen. Es hieß, an stillen Mittagsstunden, könne man mitunter aus der Tiefe des Sees die Dächer des versunkenen Dorfes hervorschimmern sehen und manchmal, an ganz windstillen Tagen, sogar dumpfes Glockengeläut tief unten aus dem See vernehmen.

Die Ottka behauptete, sie habe als Kind selbst einmal ganz deutlich die Glocken vernommen, als sie zur Zeit der Preiselbeerernte in der Mittagsstunde an den See kam, um sich die Füße am Wasser zu kühlen. Ja, sie habe sogar am jenseitigen Ufer zwei lichtgeleudete Mädchengestalten gesehen, die ihr stumm zuwinkten und dann so plötzlich, wie sie gekommen waren, wieder verschwanden.

nis. Sicher war die Ottka damals in der Mittagsstunde eingeschlafen und hatte das alles nur geträumt. Man hörte solche Geschichten aber in Woreinen nur zu gern, besonders an den langen, dunklen Winterabenden, wenn man am warmen Ofen saß, während draußen um das Haus der Wind heulte.

Maria lächelte im Gedanken an die Erzählung der Ottka. Gab es wirklich noch erwachsene Menschen, die sich vor diesem lieblichen See fürchteten?

Nun aber, da sie ganz in die Stille hineinhörte, war es ihr auch so, als hörte sie einen dumpfen, glockenähnlichen Ton. Es mochten die wilden Bienen sein, die hier irgendwo in einem hohlen Baum nisteten.

Maria war über diesen Gedanken wohl eingeschlafen. Sie erschrak, als sie im Unterholz ein Knacken vernahm und nun Schritte auf sich zukommen hörte.

Als sie sich aufrichtete, stand der erwartete, geliebte Mann dicht vor ihr.

Werner und Maria sprachen nicht viel in der ersten Stunde ihres Beisammenseins. Es genügte ihnen, sich so nahe zu sein, sich im Arm zu halten und immer wieder in die Augen des anderen zu forschen, wenn sie sich nicht gerade küßten.

Wie gut kannte Maria jeden noch so kleinen Zug in Werners Gesicht! Aus dem Gedächtnis hätte sie diese Züge nachzeichnen können. Alles Strenge war nun wie fortgewischt, es war ein glückliches, gelöstes Antlitz, das ihr entgegenstrahlte.

Wie herzlich und lieb Werner in solchen Stunden zu ihr war. Jede kleine Geste, jeder Blick sagte ihr, was der Mund nur selten aussprach.

Heute aber empfand Maria mit dem feinen Gefühl der Liebenden, daß Werner anders war als sonst, unruhig und zerstreut, so, als bedrückte ihn etwas, das er vor ihr verbergen wollte.

„Du bist heute später gekommen als sonst“, fragte sie ihn, „kam irgend etwas Unvorhergesehenes dazwischen?“

„Ja, beinahe hätte ich überhaupt nicht kommen können“, erwiderte er, „ich hatte nämlich ganz und gar vergessen, daß ich mit Frau von Bronski und ihrer Nichte zu Gudats nach Seemühle eingeladen war. Ich wußte gar nicht, wie ich meine plötzliche Absage begründen sollte. Weißt du, Frau von Bronski legte großen Wert darauf, daß ich sie begleitete. Zum Glück kam dann gleich nach dem Mittagessen unser Schweizer und holte mich in den Kuhstall. Eine unserer besten Milchkuhe hatte beim Kalben Schwierigkeiten. Ich sollte dann noch nachkommen. Das habe ich natürlich nicht getan, denn nun bin ich ja hier bei dir!“

„Ist alles gut gegangen?“, fragte Maria gespannt.

„Ja, das Kalb kam bald mit unserer Hilfe gut zur Welt. Ich habe mich aber nicht sonderlich beeilt, denn ich hatte keine Lust, den Damen doch noch in die Arme zu laufen.“

„Was wird Frau von Bronski sagen, wenn sie dich nun vergeblich bei Gudats erwartet haben?“, fragte Maria.

„Ich kann ja noch gegen Abend dort hinfahren. Die Gesellschaften bei Gudats dauern ja immer bis in die Nacht hinein, und da komme ich doch zum Abendessen zurecht“, erwiderte Werner lachend. „Oder willst du mich schon früher loswerden?“

Maria ging auf den Scherz nicht ein. Jedesmal, wenn Werner gesprächsweise auf das Fräulein Sonja zu sprechen kam, gab es ihr einen Stich ins Herz.

„Wie lange bleibt denn Fräulein von Bronski noch bei ihrer Tante? Die vier Wochen, die sie sonst immer im Sommer auf dem Gut war, sind doch schon lange um“, fragte sie und versuchte, ihre Stimme harmlos klingen zu lassen.

Fortsetzung folgt

Bett-Bezug 13.90 aus Mako-Damast

reife Mako, mercerisiert, fertig konfektioniert, mit Knöpfen und Knopflöchern, eine seit Jahrzehnten bewährte WITT-Qualität. Best.-Nr. 21382 G, Größe 130 x 200 cm, nur DM 13.90, Best.-Nr. 21383 G, Größe 140 x 200 cm, nur DM 14.90. Bestellen Sie direkt per Nachnahme. Kataloge 172seitig, viel farbigen Katalog von

Hausfach 428

JOSEF WITT WEIDEN

Das Versandhaus für Wäsche und Bekleidung seit 1917

Steinleiden

ohne Operation zu beseitigen ist mit Cholelithen möglich. Wie, teilte ich Ihnen gerne kostenlos mit. A P O T H E K E 2 B. RINGLER'S ERBE, Hausfach 743 85 Nürnberg, Pilschheimerstr. 15a

Rinderfleck

Original Königberger Post: 3 x 400-g-Dg DM 12,50 voll: 3 x 500-g-Dg ab Wurstfabrik RAMM 38, Nortorf/Holst.

Matjes

4,5-kg-Probepack 4,25; Bahnh. ca. 100 Stück, 17,45; 1/2 To. ca. 115 Stück, 21,95; 1/3 To. ca. 34 kg, 36,75; Voll-1/2 To. Rog. u. Milch, Bahnelmer 19,45; 1/2 To. 24,35; 1/3 To. 44,85. Fischdelikatessen, 17 Ds. wosl. 23,35 ab Ernst Nagp, Abt. 38, Hamburg 13.

Wurst

in Holstein. Ländl. Dauer- u. hochfein. Qualität ist ein Genieß-Cervelat, Salami, Plock, Mettwurst, Teewurst, Hagenwald, Art. 3-kg-Probepackchen (netto 1650 g) nur 22,30 DM ab hier Nachnahme. Reizera, Landh. Holstenhof, 3883 Quakenb. (Holst) 31, Preisliste 1/2 Jährlich. Speck, Röllchen, Wurst, Fleischkonserven bitte anford.

Graue Haare nicht färben

HAAR-ECHE — wasserhell — gibt ergrautem Haar schnell u. unauffällig die jugendlich echte Naturfarbe dauerhaft zurück. Keine Farbeln. Unschädlich. „Endlich das Richtige“, schreiben tausende zufriedene Kunden. Sicherer Erfolg. Haarverjüngungs-Kur mit Garantie DM 6,80 + Prospekt gratis. **COLORE-COSMETIC** Abt. 6 G 439 56 Kuppertal-Vohwinkel - Postfach 509

WR-Haarschneidemaschine

Viel Zeit und Geld sparen Sie mit WR-Haarschneidemaschine. Scherger Qualität, feine Scherfräse bis 1/10 mm, jetzt dabei selbst haarschneidende, Einzelteil-Anschaffung. Macht sich schnell bezahlt. Komplet mit Seitenfeder, Kamm, Anleitung, in Geschenkverpackung nur DM 7,95. Vollkommen spez. freies Nachnahme. Nichtgefallene Rückgaberecht. **Werner Roth, 484 Neuss Postfach 142, Abt. 65**

Original Kuckuckuhren

dir. a. d. Schwarzwald. Katalog gratis! KUCKUCK-VERSAND, 76223 Schlittach 87.

HONIG

Liefere wieder, wie in der Heimat, naturreines Bienen- 3 Pfd. Lindenhonig 10,- DM 10 Pfd. Lindenhonig 20,- DM 15 Pfd. Blütenhonig 12,- DM 10 Pfd. Blütenhonig 25,- DM 5 Pfd. Waldhonig 15,- DM 10 Pfd. Waldhonig 25,- DM Die Preise verstehen sich einschließlich Elimer. Lieferung frei Haus. Großhändler Arnold Hansen 65889 Abentheuer b. Birkenfeld, Nahe Bis zu 30% Rabatt erhalten. Wiederverkäufer u. Uhren-Goldschmuck usw. Preisauswahl. Angebot v. W.M. Liebmann KG., Holzminnen.

5 x schneller Umgraben, Hacken, Häufeln, Säen
Lieferung auf Probe. Verlangen Sie bitte Gratisprospekt! **PLANTA-GERÄTE GMBH, Abt. 13** 532 Bad Godesberg, Venner Straße 7

Strickapparat für nur DM 13,60



Ein kleiner preiswerter Strickapparat, der bequem zu handhaben ist und bereits von vielen begeisterten Strickerinnen des In- und Auslandes seit einigen Jahren benutzt wird. Mit dem Rota-Pin können Sie nicht nur schöne und gleichmäßige, sondern auch wesentlich schneller stricken als mit den üblichen Stricknadeln. Alle Arten von Kinder- und Babywäsche, Pullover, Strickjacken, Strümpfe und Handschuhe — auch in Patentmustern — können Sie mit dem Rota-Pin stricken. Einfache Bedienung. Breite bis zu 160 Maschen. Der Rota-Pin ist geeignet für alle Wollsorten sowie Baumwolle und Draht. Der vollständige Rota-Pin mit Anleitung und Modellen kostet Sie nur DM 13,60. Auf Wunsch senden wir Ihnen gratis eine illustrierte Broschüre. Sie bekommen Ihren Rota-Pin frei Haus per Nachnahme oder gegen Vorauszahlung (Postcheck-Nr. 76100 Dend. Anal-Torrennan, Vahrenholt, 45 Rheine L.W. Pappelstraße 2

Heckenpflanzen

Alle Arten u. Größen. Blütensträucher, Obst-, Waldpflanzen, Rosen für Schaubette u. Schnitt, haben Winter 1962 sehr gelitten. Jetzt bestellen da sehr knappe Bestände. Preisliste anfordern. Viele Anerkennungen. Emil Rathje, Abt. 35, Baum- u. Rosenschulen, Rosenstadt Plunneberg/Holstein.

Peters-Kaffee

Landsleute trinken **PETERS-KAFFEE!** Konsum-Kaffee 500 g 5,28 DM Haushalt-Mischung 500 g 5,96 DM garantiert reiner Bohnenkaffee, nur auf Wunsch gemahlen. Ab 25 DM portofreie Nachnahme abzüglich 2% Skonto. Bei kleinsten Mengen Portoanteil. **ERNST A. PETERS, Abt. Ostpr.** 28 Bremen 1, Fehrfeld 56

Schmerzfrei

wurden Tausende rheumakranke Menschen durch Anwendung von Dr. Bönnes Pferde-Fluid 88 — grün mit Tiefenwirkung. — Verlangen Sie deshalb auch kostenlos u. unverbindlich den Preisprospekt „Schmerzfreiheit“ Minsk, Abt. 896, Rendsburg. (Ausschneiden und mit Absender einsenden genügt.)

SANITAS-HEIZDECKEN

Hellende Wirkung bei Rheuma, Gicht, Ischias, Grippe, Blasen-, Kristall- und Frauenleiden. 130 x 80 cm, 110/120 V, VDE. 1 Jahr Garantie, 3 Jahre ohne Abschlag. **SANITAS-SPEZIAL 36 DM** **SANITAS-SPEZIAL-EXPORT 46 DM** M. Schmolt, Heidelberg, Kestelweg 20

Heimatbilder - Elche - Pferde - Jagdbilder - Ölgemälde - Aquarelle

er. Auswahlvermög. Auch nach Foto. Teilzahlung. Kunstmaler Baser, Berlin 37, Quermarkenweg 118 (Westsektor).

Tischtennistische

ab Fabrik enorm preisw. Gratiskatalog anfordern! **Max Bahr, Abt. 134, Hamburg-Brarmfeld**

Rasierklängen

10 Tage kostenlose Nachb. 10 Tage Probe **100 Stück** 9,96 mm 2,90, 3,75, 4,90 9,96 mm 4,10, 4,95, 5,40 Kein Risiko, Rückgaberecht, 30 Tage Ziel Abt. 18 KONEX-Verandshaus Oldenburg 1. B.

Schwäne gegen Vogelgrippe

MECHANISCHE NETZFABRIK W. KREMMIN K.-O. 29 Oldenburg 23

Hühner in Dosen

pro Dose ca. 3/4 Pfd., 12 Dosen im Karton 55,40 DM. Reines Gänsefleisch, 6 Pfd. 28,50. Hinz. 2852 Abbehausen.

Oberbetten

Direkt vom Hersteller mit geschlossenen Federn nach schlesischer Art sowie mit ungeschlossenen Federn. Fort- und verpackungsfreie Lieferung. Bei Nichtgefallen Umtausch od. Geld zurück. Bei Barzahlung Skonto.

BETTEN-SKODA

427 Dorsten i. Westfalen Borkener Straße 113 früher Waldenburg in Schlesien Fordern Sie Muster und Preisliste

GUTSCHEIN Nr. 131

Für diesen Gutschein erhalten Gartenfreunde vieles besondere **GARTENANREGUNGEN** leicht 333 farbigen Blättern gratis und portofrei zugesandt. Rosenzweige und auf Postkarte gekauft abschicken an **Gärtner Reichke** 104 1004 2

Wo fehlt eine?

Schreibmaschinen-Großhandel. Beste Modelle. Garanzia. Kundendienst. Kleiner Laden. Keine Risiko, da Versandhandel. Bitte postpaides Sendung. Preisliste Sie Katalog 0,80 gratis. Druckkosten werden übernommen. **NOTHEL GÖTTINGEN, Postfach 401**

„Duft von Heu und Kalmus . . .“

In der Flußlandschaft der Elchniederung

Am frühen Morgen kommt der Sonnenball die Gilge herabgeschwommen, in milchweiße Nebel getaucht, steigt schräg empor und zieht in weitausholendem, südlichem Bogen über das Große Moosbruch hin, um sich am Abend hinter der hellgetünchten Kirche von J u w e n d t mitten ins schimmernde Haff zu legen. So nehmen die Sommertage in der Elchniederung ihren Anfang und ihr Ende; ein Tag ist wie der andere. Der Strom fließt. Das Vieh will sein Futter haben und strebt den Weideplätzen zu. Im einsamen Moor lassen sich die Birken vom Winde biegen, der über die weite Ebene hinstreicht und in den Schmecker Forst hineinfährt, auf den jungen Erlenstämmchen sein Morgen- und sein Abendlied zu flöten.

Hätte ich gewollt, ich würde den Zug, der von Tilsit nach Labiau fährt, in Großbritannien verlassen haben, von wo eine Kleinbahn nach Seckenburg fährt. Aber ich hatte mir vorgenommen, von Heinrichswalde über Groß-Friedrichsdorf nach Schenkendorf zu wandern, das am Ufer der Lauke liegt, um von dort über Timberkrug einen Bogen zu schlagen. Schnecke und Schalteik zu umgehen und, an der Greituschke entlang, an die Gilge hinzugelangen.

Die Wege im Moosbruch sind gerade und weit und von Birken gesäumt; es ist, als führten sie einen mitten hindurch durch die Zeit, die hier stillstehen scheint; man muß den eiligen Pulschlag der Stadt hinter sich lassen und vergessen, um das Land zu begreifen, das man auf diesen Wegen durchschreitet; wo es sich in den Flüssen und Gräben spiegelt, von denen es unzählige gibt, mit einzigartigen Namen, die man sonst nirgends hört, kann man es zwiefach erleben in seiner ruhigen Schönheit, die in der unermeßlich scheinenden Weite und der einfachen Linienführung besteht; dazu kommen die dunkelgetönten, fein abgestuften Farben, die an die großen Meisterwerke Rembrandts erinnern. Wohl gibt es Leute, die sagen: öde und langweilig! Es ist trotzdem überwältigend.

Ja, die Zeit scheint stillstehen in diesem Land; hundert Jahre, möchte man meinen, sind wie ein Tag; ein Hauch von Ewigkeit rührt die Seele an, wenn sie bereit ist, sich anzuhören zu lassen. Die Wege sind schlecht, aufgewühlt wie das Haff bei Windstärke fünf, aber sie sind



Die 1703 vollendete Kirche zu All-Lappien (Rauterskirche) ist nach einem Entwurfe Philipps von Chiese, des Architekten des Potsdamer Stadtschlusses, erbaut worden. Zum Vorbild für den achteckigen Bau diente die Marktkirche in der holländischen Stadt Leyden. Chiese förderte durch Deichanlagen die Entwässerung der Elchniederung. — Berühmt war die 1701 von Josua Mosengel gebaute Orgel.

unerbittlich, sie zwingen mich, ihnen auf ihrer ganzen Länge zu folgen, wenn ich sie einmal betreten habe; es gibt kein Ausweichen quer über das Moor und kein Wegeabschneiden.

Plötzlich steht man vor einem Bauwerk aus Eisen und Stein, wie die Brücke eins ist, die über den breiten Laukenstrom führt, wo Schenkendorf liegt. Gleich daneben, am Ufer des Stromes gelegen, ladet ein Gasthof zur Einkehr ein, ein langgestrecktes, einstöckiges Haus, dessen Dach fast die Erde berührt, aber am linken Flügel springt ein moderner, erkerartiger Vorbau dem Gast einladend entgegen; eine Veranda mit vier großen Fenstern ladet zum Rasten ein. Es gibt Rehbraten mit kleinen Kartoffeln und Salat und einen kühlen Rheinwein; wer will, kann auch ein Zimmer zur Nacht haben.

Mehrere Autos stehen vor der Tür. Eine hübsche, junge Frau bietet mir einen Platz in ihrem DKW an; sie will mich nach Seckenburg fahren. Sie ist die Frau eines Landrats. Der Wagen schlingert den Weg dahin wie ein Keitelkahn auf dem Haff; plötzlich bleibt er stehen.

„Hier ist immer noch „Schöpfungstag!“ sagt die Dame zu mir. „Wer hier siedelt, darf nicht viel erwarten vom Leben. Wenn er beginnt, ist das Land unfruchtbar und ganz ohne Wachstum; allmählich wachsen kleine Kartoffeln, die übrigens sehr begehrt in den Städten sind, und er hat einen Stall neben der Hütte gebaut, für eine Kuh, für zwei Kühe und für ein Pferd. Die Birken am Rand der Wege sind um einige Zoll höher gewachsen, aber die Weiden verändern sich nicht. Die Arbeit eines Lebens ist wie ein Tropfen auf einen Stein. So ist das hier!“

„Aber doch sind die Menschen glücklich!“

„Eigentum — eine eigene Welt, mit den Händen erbaut, macht immer glücklich! Darum ist meine Heimat so kostbar und unveräußerlich,

weil wir sie von Grund auf erbaut haben, als alles andere ringsum schon stand.“

Wir halten unter dem Deich zwischen Seckenburg und Tawellingken. Die Dame steigt mit mir aus, und wir klettern den Deich herauf. Da unten fließt die Gilge in schmalen Bett mit starkem Gefälle. Ein Schleppzug arbeitet sich mühsam stromauf. Die Dame will über die Fähre, zum jenseitigen Ufer, nach Rautenburg. Es stellt sich heraus, daß sie eine Verwandte des Grafen Keyserlingk ist, dem das Gut gehört. Sie hebt den Arm und zeigt nach rechts: „Das ist Lappien“, sagt sie. „Versäumen Sie nicht, es sich anzusehen, vor allem die kleine, sehr hübsche Kirche! Sehen Sie dort das weiße Gemäuer unter den Baumkronen? Ein reizender Barockbau mit östlichem Einschlag. Kommen Sie mit, ich zeige ihn Ihnen!“

An einer Stahltrasse, die über Rollen läuft, scheidet die große Wagenfähre über den Strom. Auf der guten Straße brauchen wir nur wenige Minuten, um nach Lappien zu kommen. Wir treten in den Rundbau des Kirchleins; eine kühle, wohlthuende Dämmerung nimmt uns auf; die beherrschenden Farben im Innern sind Gold und Braun. Sie sagt: „Sie müssen die Orgel



Fischerhäuser in Inse — Am östlichen Dortrand vereinigen sich Griebe und Pait zum Insefluß, der in einem Bogen von einem Kilometer Länge das malerische Dorf durchfließt. In Inse stand eine schicke Jugendherberge. — Die Kirche ähnelte der zu Lappien.

lichen Gaststube sieht es aus, als gäben sich darin alle Männer von Bedeutung ein Stelldichein, die durch ihre Ämter auf einsame Posten verbannt sind, ohne freilich die Einsamkeit als Verbannung zu spüren: Förster und Schleusenmeister aus Marienbruch, Strommeister und Gendarmerie-Oberwachmeister, Dampferkapitäne und Schiffer, die in der Nähe

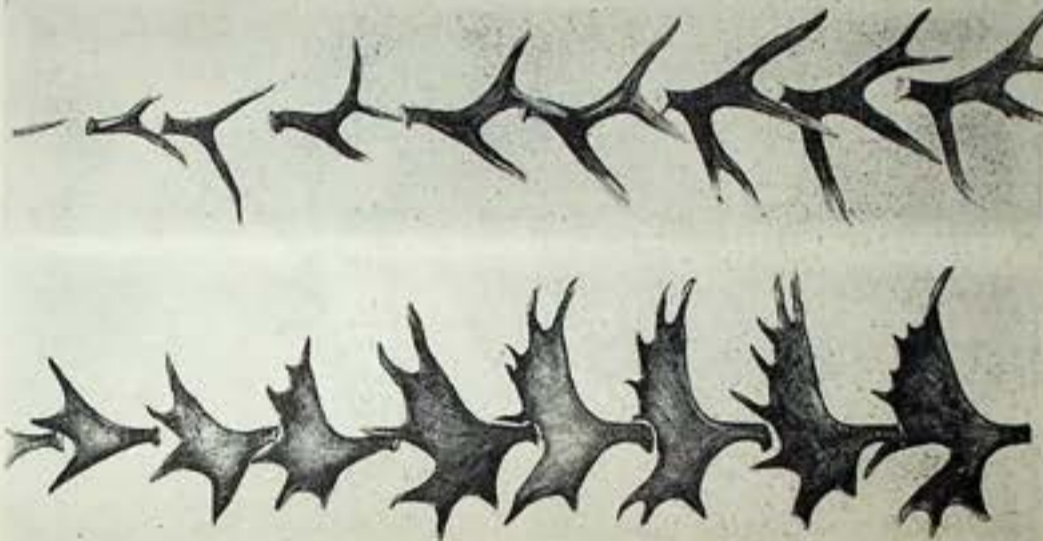
hat mich wiedererkannt; sie setzt sich zu mir, und wir sprechen über Musik; morgen wird sie mit der gleichen Selbstverständlichkeit die Hühner füttern.

Zwischen Essen und Schlafengehen trete ich noch einmal hinaus vor die Tür, steige hinauf auf den Deich und wandere ein wenig stromabwärts; dabei fühle ich mich von einer geheimnisvollen und unbeschreiblichen Atmosphäre eingehüllt und getragen. Nebel steigen auf und decken die Erde zu, aber nur mit dünner Decke, wie mit einem Federbett; darüber ist die Luft klar und vom Mondlicht durchtränkt. Die Gebäude der Höfe, in der Ebene hinter dem Deich, scheinen zu schwimmen; gewaltigen Archen gleichen sie, angefüllt mit Menschen und Vieh, von einer unauslotbaren Stille umgeben. Der Himmel ist voller Sterne; so hoch und sternensüß habe ich ihn nur noch in der Taiga und im nördlichen Finnland gesehen.

Wenn der Tag anhebt, werde ich mich auf den Weg zu den Elchen machen, vielleicht, daß ich einem von ihnen begegne, wie es in den Tagen meiner Kindheit geschah, wobei ich ehrfürchtig erschauert bin vor dem Wunder der Urzeit, in der ich damals noch die Wurzeln meines Seins vorzufinden glaubte.

Ich werde nach Gilge wandern, am Haff entlang nach Tawa, Alt-Inse und Loye, zur Ackminge hinüber, zur Oberförsterei Ibenhorst, und ich werde durch den Erlenwald streifen, wo die Elche ihr eigentliches Revier haben, wo zuweilen der hohle Ruf der Rohrdohle erklingt, der Uhu nistet und stolze Reiher dahinstelzen.

Am Abend will ich, über Elchwinkel, Ruß erreichen, und ich nehme mir vor, einen Fischer zu bitten, mich die Skirwieth hinab aufs Haff hinauszuführen, an den bräunlich getönten Haffwiesen, an den Schilfinkeln vorbei, hinüber zur Eschebank, und von da, auf der Lichtstraße des Mondes, zur Nehrung hin, ins Reich der Dünen . . .



Sammlungen im Forstamt Tawellingken zeigten die Geweihentwicklung des Stangenelches (oben) und des Schaulelches in den ersten zehn Lebensjahren.

sehen, das Werk eines Meisters!“ Wir klettern die Stufen zur Empore hinauf. Als ich sie zögernd besteige, tritt sie bereitwillig die Balgen; ich spiele versuchend eine Bachsche Kantate. Es klingt wie Engelsgesang. Wahrlich, eine Orgel ohne Beispiel in diesem Lande. Dann klettern wir auf den Turm. Der Blick schweift in die Weite, zum Rußstrom hinüber, der aus dem grünen Teppich von Wiesen und Weidengestrüpp mit hellem metallischem Schimmer aufleuchtet. Dazu gibt der Mund der Frau, die diese Landschaft zu kennen scheint wie das eigene Herz, sachliche und darum überzeugende Erklärungen von der Fruchtbarkeit des Landes; wieviel Doppelzentner Getreide es jährlich bringt, wieviel Rinder auf den fetten Wiesen weiden, wie von Jahr zu Jahr die Milchergabe und die Gewinnung an Butter und Käse gesteigert wird; ich bekomme zu hören, daß Kaukehmen da drüben das heilig schlagende Herz der Niederung ist, und Klokken und Plaskchen und Schakunellen sowie das Kirchdorf Schakunnen, alle am Rußstrom; an der Gilge Jägerischken, Sköpen, Reatichken, Seckenburg — und dieses Lappien hier, auf das wir herabblicken.

„So, und nun muß ich gehen!“ sagt sie. Noch klingen mir die phantastischen anmutenden Zahlen im Ohr, die den Reichtum der Landschaft bezeichnen, von der dunklen Altstimme der Frau zu Blüten verzaubert, mit dem Duft nach Kornblumen und Mohn. Am Ufer der Greituschke duftet es nach Heu und Kalmus und moorigem Grund. Ihr Wasser schimmert in der Abenddämmerung tintig grün. Vom Moosbruch ziehen blaue Schatten herüber.

Der Gasthof von Tawellingken liegt gleich hinter dem Deich. Der Name „Ebner“ genießt in der Niederung etwa den Ruf, der in Königsberg „Schwermer“ und „Kranzier“ in Berlin zu teil wurde. In der großen und dennoch behag-

festgemacht haben. In Frau Ebner, die mir das Abendbrot reicht, erkenne ich zu meiner Verwunderung die Dame wieder, die unlängst in Tilsit, im Parkett des Theaters, in großem Abendkleid neben mir saß und mit tiefer Ergriffenheit Eilys Ney zuhörte, unter deren genialen Händen Beethoven aufklang. Auch sie



In der Elchniederung sah man schöne Herdbuch-Herden. Ein sehr geschätztes Produkt der leistungsfähigen Vieh- und Milchwirtschaft war der — auch in anderen Gegenden Ostpreußens hergestellte — „Tilsiter Käse“. Für seine Beliebtheit spricht die Tatsache, daß aus Ostpreußen im Durchschnitt jedes Jahr 600 000 Zentner Käse in das übrige Reichsgebiet versandt worden sind. Die Bereitung der Käse in den Molkereien besorgten tüchtige Fachleute. — Unser Bild wurde in Neukirch aufgenommen.

Unten: Weil im Großen Moosbruch der Boden sehr nachgiebig ist, wurden die Hufe der Pferde mit hölzernen Überschuhen versehen, um ein Absinken des schweren Tieres während der Feldarbeit zu verhindern.



Die Karte Deines Heimatkreises braucht Deine Anschrift
MELDE AUCH JEDEN WOHNUMSWECHSEL

Bartenstein

Kreiskartei-Ortsbeauftragter

Schon bei Übernahme der Patenschaft durch den Landkreisleiter Nienburg (Weser) hatte dieser freundlichst übernommen, eine Zweitschrift der von mir aufgearbeiteten Kartei herzustellen zu lassen. Daran geht aber hervor, daß die Hauptkartei nach wie vor von mir bearbeitet wird. Die Nienburger Kreisverwaltung soll also nicht noch Auskunftsfragen und somit mehr Schreibarbeit überlassen. Wenn und wann ich wieder ganz allgemeine Fragen dort hin gerichtet werden, so bedeutet das für den Anfragenden nur eine Verzögerung, denn sie werden mir doch zur Klärung zugesandt. Es ist das auch nur eine Verneinung des Patenschaftsverhältnisses. Ich bitte alle Anfragen nur an mich zu richten. — Der bisher in Ennepetal-Wörde wohnhaft gewesene Ortsbeauftragte für Gerdauen ist nach (22c) Vernich über Zuckirchen verzogen. Ich bitte das Verzeichnis zu berichtigen.

Zell, Kreisvertreter
(22a) Celle, Hannoverstraße 1.

Braunsberg

Rundbrief an die Ehemaligen

Bürgermeister a. D. Hans Zuchold in Neustadt an der Weinstraße (Gartenstraße 1, Postfach 34, Telefon: 3417) hat einen Rundbrief an die Ehemaligen des Braunsberger Gymnasiums (bis zum Abiturjahrgang 1919 einschließlich) herausgegeben. Er ist bereit, auch jenen Ehemaligen und Freunden der Braunsberger Schule kostenlos einen Rundbrief zu übersenden, deren Anschriften nicht vorhanden sind. In diesem Rundbrief wird ebenfalls darauf hingewiesen, daß ein Klassenbild aus dem Jahre 1916 mit Professor Dr. Radtke im Ostpreußenblatt in der Folge 39 vom 20. September 1961 auf Seite 13 veröffentlicht worden ist. Zuschriften und Anfragen sind direkt an Bürgermeister a. D. Hans Zuchold zu richten.

Frank Grunenberg, Kreisvertreter
Münster, Kinderhäuser Straße 6.

Gerdauen

Vorschläge erbeten

Da die Kreisgemeinschaft in Kürze darüber entscheiden muß, wann und wo in diesem Jahre unsere Kreistreffen abgehalten werden, bitte ich um Vorschläge aus den Reihen unserer Landsleute. Im Jahre 1961 fanden folgende Kreistreffen statt: Kreistreffen in Düsseldorf am 18. Juni, Hauptkreistreffen in Hannover am 10. September, Kreistreffen in Verbindung mit der Kreisgemeinschaft Bartenstein am 1. Oktober. Ich beabsichtige dem Kreisausschuß vorzuschlagen, ein Kreistreffen in Nordrhein-Westfalen, ein Kreistreffen in Niedersachsen und ein Kreistreffen in Süddeutschland festzusetzen. Da im süddeutschen Raum nur ein geringer Prozentsatz der ehemaligen Gerdauer Landsleute ansässig ist, beabsichtige ich, sofern es möglich gemacht werden kann, ein Kreistreffen mit einem dem Kreise Gerdauen benachbarten Heimatkreis durchzuführen. Um Vorschläge wird gebeten.

Kreiskartei

Gesucht werden: aus Elternbruch von ihrem Vater Robert Grafke die Geschwister Brunhilde und Gerhard Grafke. Brunhilde ist geboren am 4. 5. 1923, Gerhard am 3. 4. 1941. Wer weiß etwas über den Verbleib der Kinder? Nachricht erbittet die Kreiskartei Gerdauen in Lübeck, Knud-Rasmussen-Straße 30.

Georg Wokulat, Kreisvertreter
Lübeck-Mölling, Knusperhäuschen 3.

Gumbinnen

Jugendkreis Gumbinnen in Oringhausen

Zum Beginn des Jahres trafen sich die jungen Gumbinner vom 2. bis zum 7. Januar zu einer Arbeitsleistung in Oringhausen. Das DDO-Wandertreffen nahm uns wieder einmal gastlich auf. Diesmal bot sich uns die Umgebung im winterrlichen Kleid, daher wanderten wir durch eine Landschaft im Raubritzel. Wir besuchten auch das Cheruskerhöfchen auf dem Tanagerberg. Herr Diekmann, der selbst jahrelang nach Überresten der germanischen Siedlungen geforscht hat, hat an dieser Stelle bei Oringhausen Reste einer alten Siedlung der Cherusker entdeckt und in mühevoller Arbeit einen cheruskerischen Hof rekonstruiert. Wie waren die ersten Besucher im Jahre 1962? — Unsere Vorträge und Gespräche gingen, wie schon so oft, um unsere Heimat und um die politischen Auseinandersetzungen unserer Zeit. Wir haben auch in diesem Jahr die Aufgabe, für unser deutsches Land im Osten einzutreten, und gegen den kommunistischen Herrschaftsanspruch zu stehen! Mit Mitgliedern der Bielefelder Turngemeinde, die mit uns verbunden sind durch die Patenschaft über den Männerturnverein Gumbinnen, saßen wir in froher Runde im Kastanienkranz beisammen.

Gumbinner Jugend 1962

Jungen und Mädchen aus Stadt und Land Gumbinnen, hier unser Programm für das Jahr 1962: vom 17. bis 24. März Jugendfreizeit in Düsseldorf-Oberkassel; vom 26. April bis 1. Mai Jugendfreizeit in Hamburg-Langenhorn; vom 27. Juli bis 4. August Jugendfreizeit in Bielefeld; vom 29. September bis 6. Oktober Berlinfahrt. Selbstverständlich stehen unsere Kreistreffen in enger Verbindung mit unseren Kreistreffen. Sie geben uns jedesmal Gelegenheit zum guten Kennenlernen. Wir bitten um rege Mitarbeit und Beteiligung. Meldet Euch zu den Freizeiten rechtzeitig an, bringt auch unsere jüngeren Freunde, die nicht mehr in Oringhausen geboren sind, mit zu unseren Freizeiten und Treffen. In den nächsten Tagen erreicht Euch auch unser Rundbrief. In heimatlicher Verbundenheit

Hans Kuntze, Kreisvertreter
Hamburg-Billstedt, Schiffbecker Weg 141

Friedrich Hefft, Celle, Birkenweg 4

Insterburg-Stadt

Stadtauerinspektor Kurt Waschkowski †

Am 14. Dezember 1961 ist Stadtauerinspektor Kurt Waschkowski im Alter von 83 Jahren von uns gegangen. Wir verlieren mit ihm einen Mann, der mit seinem großen Können viele Jahre der Bevölkerung unserer Stadt gedient hat und der wegen seiner Leistungen und seines lauten Wesens von allen geschätzt und geachtet wurde. Die Angehörigen der Insterburger Stadtverwaltung und unserer Insterburger Gemeinschaft werden diesem lieben Landsmann immer ein ehrendes Andenken bewahren.

Dr. Gert Wander, Kreisvertreter

Johannisburg

Suchmeldungen

Gesucht werden Regierungsrat Herbert Thamm, Kreisbrandsch. August Gers sowie Karl und Ernst Maso — alle aus Johannisburg. Ferner Horst und Heide Rolfz aus Johannisburg, deren Eltern in Gerdauen wohnten. Gesucht werden auch die Eheleute Karl und Martha Krajewski aus Sparken.

Fr.-W. Kautz, Kreisvertreter
(23) Altwarmbüchen

Königsberg-Stadt

Cari-Georg Henneberg †

Im Alter von 89 Jahren entschlief am 26. Dezember 1961 durch einen tragischen Unfall in Berlin-Schlachthaus, Germanische Allee 43, der langjährige erste Vorstandsvorsitzende der Reichsbank Königsberg, Reichsbankdirektor Henneberg. Von 1926 bis zu seiner Pensionierung im Herbst 1937 leitete er die Bankanstalt. Er hatte einen tiefen Einblick in das Wirtschaftsleben unserer Heimatstadt. Ein besonders Verdienst erwarb er mit der Wehrmacht, da er aus dem

Kersten Weltkrieg als Major d. L. nach schwerer Verwundung zurückgekehrt war. Trotz seiner Verwundung, Kieferdurchbruch mit Augenverlust rechts, war er im Zweiten Weltkrieg, es leistete als Kriegsbegleiter bis 1945 in einem Stabe Wehrdienst als Oberstleutnant.

Das Tragische an dem Unfall ist, daß er durch seine Sehhinderung nach einem Besuch in Berlin zu Gattin beim Verlassen eines Kaffees in Berlin zu Fall kam, sich einen Oberschenkelbruch zuzog und nach einem Krankenhauf von vier Wochen an einer Embolie verstarb. Vor zweieinhalb Jahren wurde sein Zwillingbruder in Hamburg beim Überschreiten der Fahrbahn von einem Auto leicht getroffen, kam dadurch zu Fall und ist danach gestorben. In fast ähnlicher Art und Weise zu Tode gekommen, alle ehemaligen Mitarbeiter der Reichsbankhauptstelle Königsberg wie auch alle diejenigen, die mit ihm geschäftlich oder dienstlich zu tun gehabt haben, werden in stiller Trauer und Anteilnahme mit seiner Gattin und seinem Sohne des verstorbenen Toten gedenken.

Tragheimer Mädchen-Mittelschule

An alle ehemaligen Schülerinnen, Geburtsjahrgang 1919/20, Schulentslassung 1936, ergeht die Bitte, sich zu melden. Wir wollen uns am 19. und 18. September in Duisburg treffen. Ebenso ergeht die Bitte an die Mitglieder des Lehrerkollegiums. Meldungen sind zu richten an: Erika Bruns (verw. Friedrich, geb. Willner), jetzt (22b) Pflanzens (Pfalz) Bilscher Straße Nr. 21 I (Telefon 28 955).

Lötzen

Liebe Landsleute!

Kreisgeschäftsführer Diesing hat zu Beginn dieses Jahres unsere Kartei ausgearbeitet und festgestellt, daß wir einschließlich der gemeldeten Kinder 31.600 lebende Lötzen erfaßt haben. Von diesen wohnen rund 26.700 in der Bundesrepublik. Während von einigen Gemeinden mehr Personen gemeldet sind, als dort wohnhaft waren, sind es bei anderen nur etwa die Hälfte der Einwohnerzahl von 1938. Dies betrifft besonders die Stadt Rhein und die Gemeinden Adersdorf, Freihausen, Gneist, Graiwitz, Gr.-Gabelick, Kleinrösten, Königshöhe, Kraukeln, Lindewiese, Rahnfeld, Rodenau, Salza, Schönballen, Tiefen, Upalpen und Zonders. Wenn es auch viele Gründe für die geringe Zahl der gemeldeten Einwohner einzelner Gemeinden gibt, so glaube ich, daß von diesen Gemeinden auch nicht alle in der Bundesrepublik lebenden Einwohner und ihre Kinder erfaßt sind. Wer also nicht mit Sicherheit weiß, daß er bei unserer Kartei in Neumünster, Königsberger Straße 71, gemeldet ist, der möge dies jetzt noch nachholen. Dies gilt für alle früheren Kreisangehörigen, für die der genannten Gemeinden aber ganz besonders. Es ist auch jetzt noch wichtig, daß alle früheren Einwohner unseres Kreises und auch ihre nach der Vertreibung geborenen Kinder in der Kartei erfaßt werden. Die vielen täglich bei unserer Kartei eingehenden Anfragen nach Anschriften der früheren Einwohner des Kreises beweisen dies.

Wilhelm Dzieran, Kreisvertreter
Flintbek bei Kiel.

Lyck

Kulturtag in Hagen

Das Jahresprogramm in der Patenstadt Hagen (Westf.) konnte nunmehr endgültig festgelegt werden: vom 9.-17. Februar: Kulturtag des Kreises Lyck. Am 9. Februar Eröffnung der Gemälde-Ausstellung des Lyckers Alois Schulz verbunden mit einer Ausstellung der Wechselse Lyck (Osnabrück, Rheinstraße 186, Fraulein Sytkus) um 17.30 Uhr in der Cuno-Berufsschule; 30 Uhr Vortrag mit Lichtbildern: „Masuren Hauptstadt und unser Patenkreis Lyck — früher und jetzt“. Den Vortrag hält im Museum Klaus-Otto Skibowski (Bonn-Beuel). Es werden Bilder vor der Vertreibung und aus den Jahren 1954 und 1955 gezeigt. Interessierte Lycker und Ostpreußen sind herzlich willkommen. Der Kreisvertreter ist am 9. und 10. Februar in Hagen (Hotel Lex) zu erreichen.

Das Haupttreffen

Am 4./5. August Jahrestreffen der Kreisgemeinschaft Lyck in der Patenstadt mit Kreisrat und Ortsvertreterversammlung. Wir hoffen, dabei ein Ehrenmal für den Kreis Lyck erhalten zu können, das den Abstemmungsstein am Bahnhof Lyck entspricht. — Am 8. Oktober Jubiläumssfeier des Lycker Gymnasiums (73. Bestehen) und der Goetheschule, Oberschule für Mädchen (40. Bestehen der Vollanstalt). Die Patenstadt Hagen hat in nächster Umgebung so reizvolle Erholungsmöglichkeiten, daß Urlauber sich schon jetzt mit dem Verkehrsmittel in Verbindung setzen können und im Urlaub die Patenstadt kennenlernen und an den Tagungen teilnehmen zu können. Anfragen beim Verkehrsmittel Hagen. Es war leider nicht möglich, das Jahrestreffen vorzulegen, da wir kein Zeit bekommen konnten. Und die Jubiläumssfeiern müssen in der Schulzeit des Landes Nordrhein-Westfalen sein, um die beiden Patenschulen zu beteiligen. Alle beteiligten Stellen haben trotz weitesten Entgegenkommens einen früheren Abschluß dieser Verhandlungen nicht ermöglichen können. Das Erscheinen des XVIII. Hagen-Lycker Briefes kann daher technisch erst jetzt vorbereitet werden. Er versippt sich daher etwas, ist aber bei der Druckerei nunmehr fertig eingeleitet und kommt Mitte Februar heraus. Anschriften-Änderungen (mit Angaben des alten Heimatortes!) bitte sofort einsenden.

Der Kreisvertreter hat durch Erkrankungen Postzustände, die sich auch daraus ergaben, daß die Kartei z. Z. noch überarbeitet wird. Er wird in den nächsten Wochen zur Wiederherstellung seiner Gesundheit eine Kur machen, will aber die Rückstände dabei möglichst erledigen. Er bittet daher um Nachsicht. — Der Aufruf, Anschriften von Lyckern in der Sowjetzone zu melden, ist ohne Erfolg verhallt. Wir brauchen aber diese Anschriften sehr nötig, um die Kartei zu vervollständigen. Denn der Lycker Brief können wir nicht dorthin versenden, der uns viele Anschriftenänderungen — aber nur etwa ein Drittel — bringt. Bitte erleichtern Sie die Kartearbeit durch Anschriftenmeldungen (Sowjetzone), Anschriftenänderungen, Meldung der Kinder, der Geburtstage, Jubiläen usw.! Wenn Sie erst 70 Jahre werden oder sonst ein Jubiläum haben, freuen Sie sich sicher über Glückwünsche aller Heimatbekannter. Vergessen Sie bitte nie den alten Heimatort anzugeben!

Auf vielseitigen Wunsch findet das nächste Treffen der Bezirksgruppe Lyck in Hannover versuchsweise am Sonntag, dem 18. Februar, um 19 Uhr in der Mensa der Tierärztlichen Hochschule in Hannover, Robert-Koch-Platz, statt, um gemeinsam einen karnevalistischen Abend in ostpreussischer Fröhlichkeit zu erleben. Heimatfreunde aus Stadt und Land sind hierzu herzlich eingeladen. Auch unsere Jugend bitte ich zahlreich zu erscheinen. Anfragen an Red.-Amtmann Willy Neumann, Hannover, Ferdinand-Wallbrecht-Straße 79.

Otto Skibowski, Kreisvertreter
Kirchhain, Kreis Marburg (Lahn).

Osterode

Osteroder Kreisrundbrief

Wie bereits mitgeteilt, wurde der Rundbrief rechtzeitig zu Weihnachten versandt. Leider sind eine größere Anzahl davon als für die Post unbestimmbar zurückgekommen, weil eine inzwischen erfolgte Wohnungsänderung nicht angegeben war. Dr. Kowalski, Bacharach (Rhein), Malzer Straße 17, bittet dringend, die Adressenänderung noch nachträglich anzugeben. Er wird dann den Rundbrief unverzüglich ebenso auch solchen Landsleuten, die einen neuen Bezug wünschen, übermitteln.

Suchanzeige von Jugendlichen

Ingeborg Tausendfreund, bisher wohnhaft in Siegen, Obermetzgerstraße 41; Lothar Schröder, bisher

7, Negeborn-Klondau, Kreisvertreter
Lübeck, Alftstraße 20.

Wochenendtreffen junger Osteröder in Hamburg

Am 24./25. Februar findet in der Jugendherberge in Hamburg-Altona ein Wochenendtreffen Osteröder Jugendlicher, ein sogenanntes Wiedersehens- und Freizeittreffen aller interessierten Jugendlichen unserer Kreisgemeinschaft ein, die etwa bis zu 200 Kilometer im Umkreis von Hamburg wohnen. Für die weitere von Hamburg entfernt Wohnenden wäre dieses Treffen wegen der langen Anfahrtswege zu beswerlich. Eintreffen am 24. Februar bis 12.30 Uhr. Als Eigenbeitrag hat jeder Teilnehmer 4 DM zu leisten. Fahrtkosten werden erstattet, die Unterbringung ist frei.

Die Jugendherberge Hamburg, Alfred-Wegener-Weg 5, ist wie folgt zu erreichen: Ab Hamburg Hauptbahnhof mit der U-Bahn bis Landungsbrücken, ab Bahnhof Altona mit den Straßenbahnlinien 1 und 7 bis Landungsbrücken. Die Anmeldung zu diesem Treffen hat bis spätestens 16. Februar bei mir zu erfolgen.

Kurt Kuesner
Kreisvertreter und Jugendbeauftragter
Kiel-Gaarden, Bielenbergstraße 26.

Pr.-Holland

Einmündige Wiederwahl von Bürgermeister

Joachim Schulz

Ein besonderer Ehrentrag auf der Höhe seines Schaffens wurde Bürgermeister Joachim Schulz am 18. Januar zuteil: die einstimmige Wiederwahl durch die Itzehoe Raterversammlung zum Stadtoberhaupt auf weitere zwölf Jahre. Auf das enge verknüpft ist dieser Tag des jetzt 60-jährigen rührigen und rüstigen Itzehoer Bürgermeisters mit seiner ostpreussischen Heimat. Auf den Tag genau, am 18. Januar 1932, wurde der damals 20-jährige Gerichtsassessor vom Königsberger Regierungspräsidenten mit der kommissarischen Verwaltung der Kreisstadt Pr.-Holland betraut. Auch dort hat sich Schulz als junger Bürgermeister die Sporen verdient, daß er die Bürgermeisterei bald mit dem Landratsamt vertraute. Nach der Vertreibung wurde der ehemalige Landrat Gemeindegeldredirektor in Gr.-Flintbek bei Kiel, und seit 1960 leitet er in seiner gezeichneten Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung und seinen Mitarbeitern von der Verwaltung die Geschichte der holsteinischen Mittelstadt Itzehoe.

Da schon eine interfraktionelle Einigung vor der Wiederwahl stattgefunden hatte, war die eigentliche Wahlzeremonie vor den vollbesetzten Zuhörerreiben Altratsmitglieder, darunter aus der ostpreussischen Heimat aus Olschlag, viel Jugend und Vertreterinnen der Frauenorganisationen, die alle Anteil nahmen, sehr kurz. Sie dauerte kaum eine Minute, während der anerkannte Beifall weit länger anhielt, als Bürgermeister Schulz wieder den historischen Ständesaal betrat. „Für den großen Vertrauensbeweis danke ich Ihnen sehr herzlich“, sagte Schulz, „daß gerade die einstimmige Wahl ihm den Mut gebe, mit noch größerer Freude und hoffentlich auch Tatkraft für die Erreichung der Altersgrenze zum Wohle der Bürger wirken zu dürfen.“ Die Kreisgemeinschaft Pr.-Holland gratuliert Bürgermeister Joachim Schulz herzlich zu seiner Wiederwahl.

Arthur Schumacher, Kreisvertreter

Tilsit-Ragnit

Lehrerseminar Ragnit

In einer Entschädigungssache werden dringend Namen und Anschriften von Lehrern gesucht, die in den Jahren 1917 bis 1920 im Lehrerseminar in Ragnit unterrichtet haben. Darüber hinaus suchen wir auch Seminaristen, die in der fraglichen Zeit das Seminar besucht haben. Wer war zu damaliger Zeit Leiter des Lehrerseminars? Landsleute, die Hinweise oder Auskünfte geben können, werden gebeten, sich umgehend unter der Kennziffer L 5/82 zu wenden an: Gert-Joachim Jürgens, Geschäftsführer
Lüneburg, Schillerstraße 91 r.

Rastenburg

Hauptkreistreffen 1962

Unser Hauptkreistreffen findet am Sonntag, 15. Juli, in Wesel statt. Ich bitte alle Landsleute, sich diesen Tag schon jetzt vorzumerken und allen Verwandten und Bekannten den Termin rechtzeitig mitzuteilen.

Kinderferienlager 1962

Auch in diesem Jahr wird unser Patenkreis Rees ein Ferienlager durchführen. Vorgesehen ist die Zeit vom 20. Juli bis 2. August. Es kommen für das Ferienlager zehn Jungen und zehn Mädchen im Alter von 12 bis 15 Jahre in Frage, deren Eltern vor der Vertreibung im Kreisgebiet Rastenburg ansässig waren. Ich bitte schon jetzt Name, Vorname, Geburtsdatum, Konfession der Teilnehmer sowie den Heimatort und die jetzige Anschrift der Eltern der Geschäftsstelle Rastenburg in Wesel, Bräuner Torplatz 7, mitzuteilen. Die Berücksichtigung der Teilnehmer erfolgt in der Reihenfolge der eingehenden Anmeldungen. Reisekosten, Kosten für Unterbringung und Verpflegung übernimmt der Patenkreis. — Wer stellt sich als Betreuer der Kinder während des Ferienlagers zur Verfügung? Nachricht ebenfalls baldmöglichst an die Geschäftsstelle Rastenburg in Wesel erbeten.

Suchanzeige

Gesucht werden aus Kroschken: Biernesa Otto und Frieda, Denak Käthe, Döhring Hermann und Anna, Fehr Ursula, Greck Marie, Hirsacker Rudolf, Kemling Norbert, Schwadwinkel Edith, Schröder Harry, Soboll Elisabeth, Warschun Johanna und Ursula, Wittke Gottfried. Aus Podlechen: Bahi Karl, Bandler Karl, Bauschmann Karl, Bergau Karl, Bogdahn Martha, Broschinski Fritz, Gueck Frau, Günther Frieda, Klinkowski Franz, Litzi Fritz, Martha und Lina, Warlas Ernst. Nachricht über die Gesuchten an die Geschäftsstelle Rastenburg in Wesel.

Alexander Graf von Schwerin-Wolffshagen
und Wehlack 60 Jahre

Am 1. Februar vollendet Graf Schwerin in einmaliger Frische in Bückeburg, Georgstraße 17, sein 80. Lebensjahr. Unser Wunsch sei: beste Gesundheit und frohe Stunden im Kreise seiner Familie. — Die schönsten Jahre seines Lebens nach seiner landwirtschaftlichen Lehre verbrachte Graf Schwerin im Kreis Rastenburg mit der Bewirtschaftung des Rittergutes Adl. Pfenkeim. Im August 1914 erlitt er als Zierlen-Krusar zu den Fahnen und stand in wenigen Wochen vor den Toren von Paris. In diesem Kriege diente er treu seinem König bis zum bitteren Ende. Auch der Zweite Weltkrieg fand ihn im grauen Rock mit seinen Söhnen: Der Erbe des Rastenburg Besitzes blieb in Stallingrad. Alle alten Freunde des Kreises Rastenburg gedenken der gemeinschaftlichen frohen Stunden und grüßen unseren Jubilar mit dem besten Wünschen.

Hilgendorf, Kreisvertreter

Auskunft wird erbeten über ...

... Fräulein Irmgard Dost aus Altmühl, zuletzt Leiterin des Kinderheimes in Nieder-Nemau, Kreis Trautenau (Sudetengau). Sie wurde 1946 mit den Kindern des Heimes im Autobus bei Zittau über die Grenze gebracht und ist seitdem vermißt.

... Filmvorführer Otto Hoffmann aus Königsberg, Theaterstraße; Ferner über Fräulein Röhl und Fräulein Schiepper oder Schlipper, sowie über die Landeute Rehae und P. Schaefer, sämtlich tätig gewesen bei der Firma Krakowski in Königsberg. Die genannten Landsleute werden in einer Rentenangelegenheit dringend als Zeugen gesucht.

Fritz Larm, Ehefrau Anni, Tochter Irmgard (geb. 24. 5. 1877) aus Tilsit-Stolbeck, Wilhelmstraße. ... Lucia Schenk (geb. 11. 8. 1922) aus Freudenburg, Kreis Rödel. Sie kam im Mai 1945 nach Moringen ins Krankenhaus und ist seitdem vermißt.

Zuschriften erbittet die Geschäftsleitung der Landsmannschaft Ostpreußen, (24a) Hamburg 13, Parkallee 8.

EMER MORTENSEN

Am 16. Januar, dem Vorabend seines 68. Geburtstages, erhielt Professor Hans Mortensen in Göttingen die Ferdinand-von-Richtofen-Medaille. Professor Mortensen ist damit der achte Inhaber dieser seltenen Auszeichnung, die von der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin verliehen wird, einer der ältesten geographischen Gesellschaften der Welt (gegr. 1828). Die Auszeichnung galt seiner gesamten wissenschaftlichen Tätigkeit, die sich auf verschiedene Gebiete der Geographie, besonders der Morphologie, erstreckt. Hier darf jedoch besonders auf ein Gebiet hingewiesen werden, auf dem Mortensen Hervorragendes geleistet hat: die historische Geographie unserer Heimat Ostpreußen und seiner Nachbargebiete.

Der geborene Berliner hat in Königsberg studiert, hier auch 1922 seine akademische Laufbahn begonnen, die ihn dann bald von Königsberg fort nach Göttingen, nach Freiburg und seit 1935 wieder nach Göttingen führte. Mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten ist er jedoch Ostpreußen stets treu geblieben, und aus Ostpreußen stammt seine Lebensgefährtin, Gertrud Mortensen (geb. Heinrich), die mit ihrer Arbeit „Beiträge zu den Nationalitäten- und Siedlungsverhältnissen von Preuß.-Litauen“ grundlegend Neues über die Herkunft der Litauer in Preußen gesagt hat. Sie ist auch Mitarbeiterin an dem Hauptwerk ihres Gatten, „Die Besiedlung des nordöstlichen Ostpreußen bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts“, bisher Bd. 1 und 2 (1937 bis 1938). Von den zahlreichen anderen Arbeiten Mortensens seien hier nur genannt die „Siedlungsgeographie des Samlandes“ (1923), „Litauen“ (1926), eine Landeskunde, die für die Wissenschaft Neuland erschloß, und nicht zuletzt den aus einem Vortrag in der Gesellschaft der Freunde Kants erwachsenen Aufsatz über „Kants väterliche Ahnen und ihre Umwelt“ im Jahrbuch der Albertus-Universität (Bd. III, 1953).

Wenn Mortensen jetzt als Universitätslehrer emeritiert wird, so ist damit die wissenschaftliche Arbeit nicht abgeschlossen, denn die Tätigkeit des Wissenschaftlers ist, wie die des Politikers, nicht an Altersgrenzen gebunden. Wünschen und hoffen darf man, daß Mortensen nun die Zeit findet für die abschließenden Bände jenes Hauptwerkes über die Besiedlung des nordöstlichen Ostpreußen, das in einer seltenen Vollkommenheit die geschichtliche und geographische Forschung verbindet und in seiner Art auf dem Gebiet der ostpreussischen Landeskunde nichts hat, was ihm gleicht.

Dr. Kurt Forstner

Aulakonzert zugunsten des „Albertinum“

Am 17. Januar fand in der Aula der Göttinger Universität ein Konzert der Akademischen Orchestervereinigung und des Akademischen A-capella-Chores statt, dessen Reinertrag der Gemeinnützigen Gesellschaft „Albertinum“ in Göttingen zum Bau eines Wohnheimes für ostdeutsche, insbesondere ost- und westpreussische Studenten und Studentinnen zulleist.

Die Universitätsaula war schon lange vor Beginn des Konzertes dicht besetzt. Neben zahlreichen Angehörigen des Lehrkörpers der Universität, Mitgliedern der gemeinnützigen Gesellschaft „Albertinum“ und des Freundeskreises der ostpreussischen Studenten hatten sich viele musikinteressierte Einwohner der Stadt und vor allen Dingen die studentische Jugend eingefunden.

Der Akademische Musikdirektor H. Fuchs, unter dessen Leitung die Orchestervereinigung und der Chor stehen, hatte eine Vortragsfolge zusammengestellt, die die Zuhörer mit starkem, zum Teil stürmischem Beifall bedachte. Im Mittelpunkt der Darbietungen stand die Aufführung des Chorzyklus „Musikalische Kürbis-Hütte“ von Heinrich Albert, der in der Zeit von 1630 bis 1651 als Domorganist in Königsberg gewirkt hat. Dieses Werk bildete den Höhepunkt im Schaffen Heinrich Alberts, des Meisters des ostdeutschen Barockliedes. Seine Wiedergabe durch den A-capella-Chor legte bededtes Zeugnis ab von der beachtlichen Gesangskultur des Chores und von den hohen Fähigkeiten seines Dirigenten. Der volkheldhafte Charakter des Werkes wurde vom Chor ausgezeichnet getroffen. Der Beifall der Zuhörer war besonders stark. Auch das Chorwerk von Monteverdi „Die Klage der Ariadne“ wurde vom dem Chor ganz hervorragend herausgebracht.

Die Orchestervereinigung begann den Abend mit einer Sinfonie von Carl Philipp Emanuel Bach und spielte außerdem ein Konzert für zwei Violinen und Streichorchester von Vivaldi. Den Abschluß bildete das 5. Brandenburgische Konzert von Joh. Seb. Bach. Es war erstaunlich, mit welcher schönen Ausgeglichenheit, Präzision und Musikalität diese Werke dargeboten wurden. Erstaunlich deshalb, weil sich das Orchester aus Studenten zusammensetzt, die häufig ihren Studienort wechseln. Musikdirektor Fuchs sorgte mit sicherer und behutsamer Hand für ein gutes Zusammenspiel zwischen den hervorragenden Solisten und dem Orchester.

Der langanhaltende Beifall am Schluß des Konzertes bewies, daß der Dirigent mit seiner Orchestervereinigung und dem A-capella-Chor einen hervorragenden Platz im Musikleben der Universitätsstadt Göttingen einnimmt. Herzlicher Dank gebührt dem Dirigenten, den Sängern und Instrumentalisten dafür, daß sie sich ungenügend in den Dienst der guten Sache gestellt und den Reinertrag des Konzertes dem „Albertinum“ überlassen haben, das ihn beim Bau des Studentenwohnheimes verwenden wird.

Land südlich des Memelstroms

Dörfer an Szeszuppe und Inster — Von Hans Ulmer

Das Gesicht einer Landschaft prägen Flüsse, Berge, Wiesen und Wälder — vor allem sind es die Flüsse. Sie sind das lebenspendende Element für Mensch und Tier; wo kein Wasser ist, gibt es kein Brot, kann kein Leben gedeihen. Darum siedelten sich die Menschen so gern an den Ufern der Flüsse an, und auch darum, weil sie in alten Zeiten die besten Verkehrswege bildeten. Gewiß — alles Gute hat auch seine Kehrseite: wo es im Übermaß auftritt, ist meine das Wasser, stiftet es Schaden, bringt Vernichtung und Unfruchtbarkeit. Auch das haben wir in Ostpreußen oftmals kennengelernt.

Da ist die Memel mit ihren Nebenflüssen, rechts die Schwenteje, die Wischwill und Jura. Doch von diesen wurde im Ostpreußenblatt schon oft und genug berichtet; daher will ich die Blicke nach dem anderen, dem südlichen Ufer richten.

Der größte linke Nebenfluß der Memel ist die Szeszuppe. Sie kommt aus den polnischen Sümpfen. Aber sie hat nichts an sich, was an Sümpfe erinnert, vielmehr ist ihr Wasser



krystallklar. Über 50 Kilometer bildet ihr Flußbett die Grenze gegen Litauen, bei dem Kirchdorf Wedereitschken tritt sie — aus dem Kreise Pillkallen kommend — in den Kreis Ragnit ein.

Wedereitschken war ein winziger Ort mit nur wenigen Gehöften, die sich in der Landschaft mit den weiten Horizonten verloren, aber

auftragt, erhielt im Sommer viele Besucher. Sie kamen per Dampfer, oder mit Motorbooten, die sogar bis Ackmenischken fahren konnten. Wenn die Menschen dann auf der Höhe des Berges standen, bot sich ihnen ein Bild, das wie ein reicher, gesegneter Garten anmutete. Das Korn wogte im leichten Wind wie ein goldschimmerndes Meer, aus dem die roten Dächer der Ortschaften wie Segel uralter Barken aufleuchteten; unter den treibenden Sommerwolken sah es aus, als zögen sie als eine stolze Flotte von Pol zu Pol. Viehweiden und Roggärten in fahlem Grün wirkten wie Spielkästen. Und zwischen weidenbehängenen Steilufern zog das silberne Band des Flusses Ringe, Striche und Schleifen. Tief im Süden schienen die Lengwether Höhen wie in blauem Gewölk, losgelöst von der Erde, zu schweben.

Auch die Tilszele zeichnet am südwestlichen Horizont ihre Bahn, in einem Waldchen südlich von Buttukuhnen entspringend, teils von Hügelketten, teils von Wiesen begleitet und eingefast. Sieben Dörfer lagen wie farbige Blumenbeete an seinen Ufern: Maßwillen, Kindschen, Woydehnen und Willmantienen, Balandszen, Ruddecken und Putknen.

Dort irgendwo mußte auch Szillen liegen, ein Ort, bei dessen Kirchbau der erste König von Preußen Pate gestanden hat. An der Wand der Vorhalle, über der Tür, befand sich ein Sandsteinadler mit Krone, darunter die Inschrift:

*Preußens König Friedrich I.
hat dieses Gottes Haus gebaut.
Dieses ist sein erstes Haus
als man ihn den Ersten schauet.*

Und zu Häupten des Adlers waren die Worte gemeißelt:

*Gott erhalt den Ersten König
und dies neue Gottes Haus.
Bring Er bis zum letzten Tage
uns zu Gnad und Segen aus.*

An sonstigen Besonderheiten vermerkt die Chronik, die Acker rings um Szillen seien besonders fruchtbar gewesen. Der Ort war stadtegleich angelegt, mit kurzen Straßen und zweistöckigen Häusern, wo es auch viele Kaufleute und Handwerker gab, und als erste von allen Ortschaften ringsum habe es Gasbeleuchtung gehabt.



Blick vom Signalberg bei Ober-Eißeln auf teilweise noch überschwemmte Memelwiesen.

nana entstanden. Man sagte, sie läge, eine Riesengestalt, tief unter dem Grund der Kakscher Balis und schlief. Dann und wann sei sie aufgewacht, habe sich den Schlaf aus den Augen gerieben und den Mund zu einem mächtigen Gähnen aufgemacht und dabei den Kopf gehoben, und mit ihm hob sich auch die Fläche des Moores empor.

Was der eigentliche Grund dieser Erscheinung war, habe ich nie erfahren können — vielleicht ist es die Anziehungskraft des Mondes gewesen, wie auf der See.

An Lengwewangminnen, Kimschen und Skätkicken fließt die Inster vorbei, läßt ihre Nebelschleier, die sie dann und wann anlegt, zu nächtlicher Stunde, auch über die Dächer von Lepaloth, Groß-Ballupönen und Raudonatschen wehen. Bei Kraupischken gesellen sich ihr mehrere Gefährtinnen hinzu: von rechts die Buduppe und von links die Ackmenis; auch nimmt sie die Almonis und Eimenis auf; alle vier führt sie dann dem Pregel als Brautjungfern zu.

Dieses Kraupischken, das durch die vielen Wasserläufe mit allen Nebenerscheinungen einen besonderen Reiz erhielt, war ein schmucker Ort mit schön gepflasterten Straßen und adretten Häusern, in denen sich ebenso viele Kaufleute eingerichtet hatten, als es kaufkräftige Kundschaft gab, die mit ein- und zwispännigen Wagen auf den vielfach den Ort beührenden Chausseen heranrollte. In den stattlichen Gastwirtschaften am Markt, in der Nähe der Kirche, konnten die Bauern ihre Waren und Pferde einstellen.

In unmittelbarer Nähe von Kraupischken lag auch das Gut Breitenstein. Der Name rührt von einem mächtigen erratischen Block, der bis in die letzte Zeit hinein dort lag. Auf ihm hat der Hochmeister und spätere Herzog Albrecht von Preußen Rast und offene Tafel gehalten, wenn er in den benachbarten Wäldern mit seinem Gefolge zur Bärenjagd war.

Das Ursprüngliche der Waldnatur war erhalten geblieben, fast möchte ich sagen: das



Brücke über die Szeszuppe bei Lengkeningenken

Ewigel! Die vielfältigen Stimmen und Geräusche höre ich noch im Schlaf und im Wachen; das Knarren der hohen Pichten im Wind, das Rauschen der Kronen, das Glucksen der Quellen, und vor allem die Sprache, die am eindeutigsten war: die tiefe Stille...



Schon im frühen Knabenalter konnte man einem echten ostpreußischen Bauernsohn Pferd und Wagen anvertrauen. Er fuhr „sicher wie ein Alter...“ — Dieses hübsche Bild mit dem einst sehr gebräuchlichen Einspannerwagen wurde im Kreise Tilsit-Ragnit aufgenommen.

Kirche und Pfarrhaus hatten ein prächtiges Aussehen, und daß die Besitzer, auch die der Umgebung, nicht gerade sparsam zu leben brauchten, davon zeugte ein zweistöckiges Kaufhaus an der Chaussee nach Neu-Eggeningenken.

Die Szeszuppe, jung und unbekümmert, nimmt indessen ihren Lauf, die Landschaft in Halbkreise aufsteilend und unvorhergesehene Haken schlagend. Sie läßt Galbrasten rechts liegen, Alt-Krauleidszen und Aszen links; den Besitzern von Giewerlauken wiederum hatte es gefallen, ihre Höfe am rechten Ufer zu bauen, doch den meisten schien das linke Ufer mehr zu behagen, denn da lagen noch Weedern, Neu-Mickehnen, Juckstein, Ackmenischken und das recht ansehnliche Groß-Lenkeningken. Das letztere zog sich weit an der Chaussee von Nettischunen nach Lenken hin; nur Kirche, Schul- und Pfarrhaus standen so abseits, als bildeten sie ihren eigenen Lebenskreis, eine Welt für sich — scheinbar!

Das schöne Gutshaus von Lenken fügte sich mit seinem Park in die Landschaft ein, als wäre es daraus gewachsen. Umgeben war es von fruchtbaren, ährenwogenden Feldern und Wiesen, die bis ans Ufer der Memel hinabreichten. Das Gut gehörte seit Generationen der Familie von Sperber; verwandtschaftliche Beziehungen reichten über den Strom nach Schreitlauken, zu der Familie von Dreßler, und auch mit den Sandens in Toussainen waren sie durch Familienbande verknüpft.

Bei Lenken angelangt, ist die Szeszuppe beinahe am Ziel; nur am Blocksberg muß sie noch vorbei, um in den großen Strom einzumünden.

Der Blocksberg, über zu anscheinlicher Höhe

Auch sonst weist die Chronik aus dieser Gegend mancherlei Bemerkenswertes auf, Eigentümlichkeiten der Landschaft, die dem Einzug des technischen Zeitalters in gewisser Weise hinderlich waren, wenn sie es auch nicht verhüten konnten. Da stand zum Beispiel in der Feldmark, südöstlich von Ragnit, ein Fichtenwaldchen, zum Gut Joniennen gehörend, und in ihm eine Linde, von der es hieß, sie wäre der älteste Baum dieser Gegend. Ihr Stamm hatte einen Durchmesser von zwei Metern, und sie stand noch in vollem Saft. Als nun die Kleinbahn von Ragnit nach Kraupischken gebaut wurde, und die Linde im Wege stand, durfte sie doch nicht gefällt werden, vielmehr mußte der Damm, der die Bahn tragen sollte, einen achtungsvollen Bogen um die Linde machen.

Auch der Bahnbau von Tilsit nach Stallupönen (Ebenrode) stieß auf erhebliche Schwierigkeiten, weil die Strecke durch das Kallwoller Moor führte, östlich von den Lengwether Höhen; geradezu phantastische Erdmassen mußten herangeführt werden, ehe der zu errichtende Damm das Dampfgeschüttel tragen konnte, das mit Rättern und Fauchen in die ursprüngliche Stille und Einsamkeit der Natur einbrach.

Das bedeutendste Hochmoor im Kreis ist die Kaksche Balis, die auf der Grenze der Kreise Pillkallen und Ragnit liegt. Eigenartig ist, daß sich ihr Boden in Abständen senkt und hebt; bis zu zwei Metern kann er dann aus seiner Ruhelage emporsteigen, wenn sich das Ereignis vollzieht. Die Ortschaften, die jenseits des Moores sichtbar im Sonnenglanz dalagen, entzogen sich plötzlich dem Blick, als wären sie in die Erde versunken oder eine Wolkenwand hätte sich vor sie geschoben; aber der Himmel war klar.

Daraus ist die Sage von der Zauberin Ra-

Regenbogen im Mondschein

Naturschauspiel in Masuren bei Lyck

Über eine seltene Naturerscheinung in meinem Heimatort Selmenthöhe, Kreis Lyck, am großen Selment-See, die ich im Herbst 1938 beobachtet habe, will ich berichten. Außerdem möchte ich die Frage, die vor einiger Zeit im Ostpreußenblatt und in anderen Zeitungen gestellt wurde, ob ein Regenbogen im Mondschein entstehen kann, bejahen.

Ich entsinne mich an einen windstillen, warmen Abend im Spätherbst 1938. Nur ein geringer Teil des Himmels war von Wolken leicht bedeckt. Der Mond stand schon einige Zeit am Himmel, er rundete sich zum Vollmond. Gegen 22 Uhr ging ich von zwei Hunden begleitet, vor das Gehöft meiner Eltern. Zu einer Seite lag ein Feld, auf dem junger Klee wuchs. Auf dieses Feld hatte mein Vater nach Feierabend die Pferde gebracht, die ich kurz vor dem Schlafengehen wieder in den Stall führen sollte. Während des Ganges zu den Pferden schaute ich über die Wiese, in deren Mitte sich ein großer Teich erstreckte. Staunend blieb ich stehen, denn mir bot sich ein nie gesehenes Naturschau-

spiel: Nebel stieg auf und ein hoher, weißgrau bis silbern getönter Regenbogen spann sich über dem Teich und die Wiese. Der Regenbogen hatte eine halbrunde Form und war im Mondschein deutlich sichtbar. Der Regenbogen verharrte geraume Zeit, später rückte er langsam seitlich weiter. Es dauerte sehr lange bis der Regenbogen verblaßte und sich schließlich im Nebel auflöste.

Vermutlich wird dieser Regenbogen durch den schnell hochsteigenden Nebel entstanden sein, da es tagsüber sehr warm gewesen war und die Luft sich nach Sonnenuntergang abkühlte. Da diese Nebelwand sich nur über dem Teich und der Wiese gebildet hatte und vom Mond voll beschienen wurde, war der Vorgang erklärbar. Durch den fehlenden Wind wurde die aufsteigende Nebelwand nicht zerrissen, bis sich der Regenbogen auflöste. Auch lag die Wiese mit dem großen Teich sehr tief und war von leichten Höhenzügen umgeben, was die Entstehung dieses Naturschauspiels sicherlich begünstigt hat.

H. Borutta



Von diesem Gehöft aus beobachtete der Verfasser das seltene Naturschauspiel.

Bei Fischern in Karkeln

Bereits Generationen von Menschen werden den Fischerberuf in Karkeln ausgeübt haben, auch muß man annehmen, daß die ersten Siedler, die den Ort gründeten, Fischer waren. Die geschützte Lage in der südöstlichen Bucht des Kurischen Haffes, der breite und tiefe Mündungsarm des Karkelstromes, auch das höher gelegene, weite Hinterland sind wohl einstmalig der Anlaß zur Ortsgründung gewesen.

Ein besonderes Merkmal waren die beiderseitigen Stromufer, die stellenweise recht breit und mit schönem Rasen bewachsen waren. Neben der Lagerung von Holz und Heu wurden sie



hauptsächlich für die Trocknung der Fischer-Netze benutzt. Auf besonders hergerichteten Stangengerüsten wurden diese nach der Heimkehr vom Fischfang hier aufgezogen.

An warmen Sommertagen waren die Uferdämme ein beliebter Arbeitsplatz der Fischer, die das zerrissene Gezeuge wieder instandbrachten oder ein neues Netz einfügten. Badegäste gesellten sich dann oft zu den Fischern, sahen ihrer Arbeit zu und staunten, wie schnell die vielen Knoten mit der einfachen Holznaegel gemacht wurden. Fragen und Antworten im Hin und Her wollten kein Ende nehmen; zuweilen wurde auch eine Verabredung über die Mitfahrt beim nächsten Fischtag getroffen. Viele Aufnahmen sind von Badegästen gemacht worden. Auch die diesem Bericht beigelegten Aufnahmen hat ein früherer Badegast mir übermittelt. Weit vor der Karkeler Bucht war die Eschebank vorgelagert, die sich in einer Länge von etwa 15 Kilometern vom großen Reif bis etwa 5 Kilometer vor der Windenburger Ecke hinzog. Hier, vor dieser langen, flachen Sandbank, waren die wichtigsten Fischgründe der Karkler Fischer. Die Bradderfischerei, die von ihnen hauptsächlich ausgeübt wurde, benötigte ein breites, flaches Ufergewässer, und dieses bot die Eschebank.

Drei Grundfarben der Kurenwimpel

Die Fischerkähne unserer Bradderfischer waren etwas kleiner und leichter als die Keitlkähne der Nehrungsfischer, doch waren sie in der Form genau wie diese mit flachem Boden aus Eichenholz erbaut. Recht handlich und beweglich, waren sie auch gute Segler. Da zu den Fangstellen immer ein Weg von 10 Kilometern und noch mehr, meistens bei Gegenwind, zu segeln war — und jeder Fischer unter den Ersten an einer der ergiebigen Fangstellen sein wollte —, sorgte jeder dafür, daß sämtliche Segel und alles weitere Zubehör stets in Ordnung waren. Alle Fahrzeuge trugen an der Mastspitze den Kurenwimpel, der durch seine Fahne die Windrichtung anzeigte, aber auch in dem Vorfeld das Ortszeichen führte. Die Ortszeichen — „Wappen“ oder „Gesetz“ früher genannt — waren für jedes Fischerdorf anders. Die Dörfer der Kurischen Nehrung hatten die Farben schwarz/weiß, die der Ost- und Südseite rot/weiß und die des Samlandes blau/gelb.

Zur Bradderfischerei gehörten zwei Partner, jeder mit einem Kahn und einem Netz. Das Netz war etwa 160 bis 180 Meter lang und 6 bis 8 Meter tief. Das Netz war in Draht- und Hanfseile gebunden, hatte unten besondere Netzsteine und oben viel Korkholz. Der Fangsack, die Metritsche, war 8 Meter tief und etwa 20 Meter lang. Es war schon eine Windstärke 5 notwendig, um überhaupt einen Fischzug mit diesem schweren Gezeuge auszuführen; es gehörte eine jahrelange Übung und Erfahrung dazu, um ein vollwertiger Schiffsführer in dieser Fischerei zu werden. Die vielen Manöver beim Beginn eines Fischzuges — wobei die Fahrzeuge zusammenkommen mußten und die Netze zusammengebunden und genäht wurden, mitunter bei starkem Wind und hohem Wellengang — erforderten einen tüchtigen Mann. Die Wellenbrecher gaben viel Wasser, ohne Ölzeug ging es nicht. Die Länge eines Fischzuges war etwa 2 Kilometer und dauerte je nach der Windstärke bis zu drei und vier Stunden. Am Ende des Zuges näherten sich die Fahrzeuge nach einigen Segelmanövern wieder. Die Netze wurden noch ein Stück auf der flacheren Eschebank geschleppt, dann übernahm ein Kahn beide Seiten der Netze. Nun arbeitete sich der andere Kahn, der bereits die Segel fallengelassen hatte, zur

Metritsche hinauf, um den Fang auszusacken. Der erste Kahn, der inzwischen auch ohne Segel war, wartete auf die Rückkehr des Partners. Jeder Kahn holte sein Netz ein, nach kurzem Beraten der Fischer über die Stelle des nächsten Zuges wurden die Segel wieder hochgezogen; es begann dann das Aufkreuzen zur nächsten Fangstelle.

ZU DEN BILDERN:

Oben links:
Beim Netzelücken

Oben rechts:
Der Altfischer räumt
auf und schafft
Ordnung im Kahn.

Links:
Die Frau will mit
ihren Kindern zur
Wiese, um beim
Heuen mitzuhelfen;
sie bringt auch das
Mittagessen für die
dort Arbeitenden in
dem Handkahn mit.

Rechts:
Hintersteven eines
größeren Heukahns,
der zur Beladung am
Bollwerk angelegt hat



Es waren starke, wetterharte Männer, die mit viel Erfahrung und Geschick im Kampf mit den Wellen ihren Beruf ausübten. Man kann es verstehen, daß sie nach glücklicher und erfolgreicher Arbeit am stillen, heimatischen Ufer ein paar kräftige Schlucke aus der Flasche nahmen, die ihnen der Fischhändler reichte. Die Netze mußten nun zum Trocknen auf die Stangen gezogen werden. Bei dieser Arbeit halfen die Fischerfrauen und auch gute Nachbarn. In der Küche des Fischerhauses brutzelten schon einige Zander in der Pfanne, die von der Fischerfrau vorher geschuppt und zubereitet waren, denn der Fischer und sein Geselle hatten großen Hunger ...

M. Mainus

Gerhard Neumann mitteilt — hier zu erwähnen:

„Bei einer fröhlichen Runde im Kreise einiger Mehlauler Bürger ergab sich, daß das nördlich von Mehlaunen gelegene ‚Löwenberg‘ sowie das ebenfalls in der Nähe befindliche ‚Löwenthal‘ (eigentlich Alt- und Neu-Löwenthal) mit der Schlacht von Waterloo zusammenhängen. Diese Namen sollen die aus dem Französischen in die deutsche Sprache übersetzten Bezeichnungen von einem Hügel und Tal auf dem Schlachtfeld sein.“

Invaliden erhielten vom Staate nach Beendigung der Befreiungskriege Land im ‚Großen Moosbruch‘. In Erinnerung an ihre schweren Kämpfe um diese Hügel bei Waterloo fanden sie diese Namen als die geeignetsten für ihre neue Siedlung.

Dieser Brauch bei Ortsbenennungen im Gebiet des ‚Großen Moosbruchs‘ wurde später beibehalten. So entstanden nach den Schlachten von Königgrätz und Sadowa im Jahre 1866 die ebenso genannten Siedlungen unweit der Laucke und nach 1914 die Ortschaften ‚Hindenburg‘ und ‚Ludendorff‘ am Großen Friedrichsgraben.“

In Erinnerung an Waterloo

Von Arthur Valentini (5321 Ließem bei Godesberg, Grüner Weg) erhielten wir die nachstehende Zuschrift:

„Durch Zufall erhalte ich die Bestätigung, daß die freundlichen Worte der Erinnerung an die preußisch-britische Waffenbrüderschaft, die Königin Elizabeth in Kaub fand, durchaus den Gefühlen wenigstens eines Teiles der englischen Bevölkerung entspricht.“

Ein junger Regierungsassessor, Sohn von verstorbenen oberschlesischen Freunden, hat im Herbst vorigen Jahres vier Monate in England zur Vervollkommnung seiner Sprachkenntnisse verbracht, und diese Zeit benutzt, dies wirklich sehr schöne Land mit seinem VW kennenzulernen.

Bei einem Besuch führte er uns kürzlich eine Reihe sehr schöner Farbdias vor. Dabei war ein Bild eines alten Landgasthauses in Cornwallis an der Grenze von Wales, das in großen gemalten Buchstaben den Titel trug ‚King of Prussia‘; rechts daneben war über der Eingangstür in Medaillonform ein Brustbild Friedrich Wilhelms III. mit der deutschen Unterschrift seines Namens angebracht. Ich bedaure, da es sich um ein Dia handelt, Ihnen das Bild nicht mitschicken zu können.

Die jungen Leute, die in diesem hübschen Gasthaus nicht unterkommen konnten, gerieten im Nachbardorf in eine Bauernversammlung, bei der sie als Deutsche herzlich aufgenommen wurden und so kräftig mitfeiern mußten, daß sie erst am nächsten Mittag wieder startfähig waren.“

In Folge 25 veröffentlichte das Ostpreußenblatt eine Darstellung der Schlacht von La Belle-

Alliance/Waterloo von General a. D. Dr. Walther Grosse und Emil Johannes Gutzzeit brachte in Folge 32 in Erinnerung, daß 1824 auf dem Kamswikusberge bei Insterburg ein Waterloo-Denkmal errichtet wurde. Auch zwei ostpreußische Ortsnamen sind — wie



Siedlungen am Rande des Großen Moosbruchs in der Nähe von Mehlaunen (Liebenfelde) Ullstein-Bilderdienst

Oberes Bild: Häuser alter, landesüblicher Bauweise in der Ebniederung mit geschnitzten Giebelkrönungen.

Mißverständene Bestellung

In Folge 31 des Ostpreußenblattes wird auf Seite 6 mitgeteilt, daß man oftmals einen Kornschnaps schlichthin einen ‚Landwirtschaftlichen‘ nannte und ihn auch so beim Kellner bestellte.

Bei uns in Kreuzingen (Groß-Skaisgirren) nannte man eingedenk der wertvollsten Roggensorte den edlen Kornschnaps auch ‚Petkuser‘.

Nun begab es sich einmal, daß Kollege H. aus Parwen den Kollegen Kurt P. aus Grenzberg und mich zu einer Tagung nach Insterburg in seinem Auto mitnahm. Das Wetter war gerade so ungemütlich naß wie in diesem Sommer. In Insterburg angelangt, bestellten wir uns, um uns zu erwärmen, Kaffee.

„Nein“, sagte Kurt P. zum Kellner, „mir bringen Sie einen Petkuser, der erwärmt besser.“

Nach geraumer Zeit erhielten wir unseren Kaffee, und Kurt P. entrüstet: „Und wann bekomme ich meinen Petkuser?“

„Gleich, mein Herr“, versicherte der Kellner. Es verging noch eine Zeit, dann erschien der Herr Ober mit einem Kännchen mit aus gebranntem Korn gebrühtem Kaffee. Kurt P. war empört, erhielt aber nach Aufklärung des Irrtums seinen gewünschten ‚Petkuser‘. — Späterhin war er außerhalb von Kreuzingen sehr vorsichtig bei der Bestellung eines erwärmenden Korns, er vermied das Wort Petkuser. P. L.



KARKELN

Fischerdorf und Marktplatz am Kurischen Haff

VON MICHAEL MAINUS

Ich denke an das Bild eines schönen Sommertages im Juli 1930: Es war windstill, im klaren Wasser des Haffs und des Karkelstroms spiegeln sich die Umrisse der ruhig liegenden Fischerkähne mit den schlaff herabhängenden Wimpeln wider. Es schien so, als ob heute Feiertag sei, denn auf den sonst belebten Dorfstraßen zeigten sich nur einzelne Feriengäste und ab und zu ein Kind. — Ja, es war die Hochsaison der Heuernte; Männer und Frauen arbeiteten auf den Wiesen, auch die Fischer waren heute dabei, denn infolge der Windstille ruhte die Fischerei. Um die Mittagszeit kam Leben in die Stille des Dorfes, als der Tourendampfer, der zweimal täglich von Karkeln nach Rossitten fuhr, um die Badeinsel Weinberg zu seinem Anlegeplatz bog. Ein Pfiff des Dampfers lockte die in den Gaststätten wartenden Reisenden herbei, die nun die Ankommenden begrüßten. Die Kleinbahn hatte Autobusse eingesetzt, die viermal am Tage die Verbindung mit Tilsit herstellten.

Nach Karkeln kamen viele Feriengäste. Sie badeten im Haff und nahmen an Segelfahrten teil. Ausflüge in die weiten Erlenwälder — wo man zuweilen Elche aus der Nähe betrachten konnte — wurden unternommen, aber auch ein Spaziergang auf den Dorfstraßen zu beiden Seiten des Stromes bot den Fremden viel Neues:

An den Ufern lagen Fischerkähne, nahebei sah man auf Stangen gezogene Netze, und an einigen arbeiteten Fischer. Die farbenfrohen gestrichenen Holzhäuser mit den weißen Fensterläden, den Glasveranden und den sauber gehaltenen, blumenreichen Vorgärten, gaben dem Dorf eine anheimelnde Note. An stillen, warmen Sommertagen schwebte über ihm ein leichter, feiner Teergeruch, der von den imprägnierten Fischernetzen ausging. Die Gemeinde Karkeln war zum Musterdorf erhoben; sie hat sich bemüht, es auch wirklich zu sein. Karkeln hatte 125 Wohngehöfte und im Zeitpunkt der Vertreibung etwa 900 Einwohner.

Herkunft des Ortsnamens

Stellt man die Fragen, wann und wie ist das Dorf Karkeln entstanden, wer waren seine ersten Bewohner und woher stammte der Ortsname? — So kommt man nicht weit. Daß in der Steinzeit bereits Menschen in oder um Karkeln gehaust haben, bewiesen die Gegenstände, die 1905 bei der Abgrabung eines Hügels zum Deichbau gefunden wurden. Es waren zwei Einbaumboote und eine Steinaxt.

Eine kleine Kirchenchronik begann mit dem Jahre 1600. Damals ist die erste Kirche in Karkeln erbaut worden. Sie war aus Holz und Lehm errichtet und mit einem Rohrdach versehen. 1760 brannte diese Kirche nieder und es wurde ein Gotteshaus aus Stein gebaut. Die Steine hierzu holten die Karkelner Fischer und Wirte von der Windenburger Ecke. Die einst dort stehende kleine Burg aus der Ordensritterzeit war schon verfallen; sogar ein Teil der Kirchenkanzel wurde herübergebracht, der in der neuen Kirche Platz fand. 1772 wurde sie eingeweiht. 1900 wurde die Kirche durch den Anbau des Altarraumes und eines Turmes erweitert, auch die gesamte Innenausstattung und die Orgel wurden erneuert.

Eine weitere Urkunde lag bei den Gemeindeakten. In dieser war verzeichnet, daß der Große Kurfürst im Jahre 1660 einem Wirt drei Hufen Land, oberhalb des Karkelstromes, an der Grastin zugeteilt hat. In dieser Urkunde ist unser Dorf mit dem Namen Karkle benannt; auch auf einer alten Flurkarte beim Katasteramt in Kaukehmen, war der Name Karkle zu lesen.

Weil noch bis zur Neuzeit die von den Elchen benagten Weidensträucher Karkle oder Karklienis genannt wurden, ist anzunehmen, daß die ersten selbständigen Siedler nach diesem Weidengestrüpp als „die Leute aus den Karkle oder Karklienis“ bezeichnet worden sind; woraus dann der Name Karkeln entstand.

Die Erlenwälder des Ibenhorster Forstes haben sich vor Jahrhunderten beiderseits bis zum Karkelstrom erstreckt. Es bedurfte der harten Arbeit von Generationen, um Gärten, Felder und Wiesen zu schaffen. Die Gemarkung der Gemeinde Karkeln war am Haffufer zwanzig Kilometer lang. Die gesamte Nutzfläche der Gemeinde Karkeln betrug 2000 ha und somit war sie an Landbesitz die drittgrößte Gemeinde im Kreise Elchniederung.

Das ganze Haffufer war mit Rohr bewachsen, besonders in den Einschnitten und Buchten bildete es große Flächen. In der Vorzeit war Rohr das Hauptdeckungsmaterial; es ist für unsere Vorfahren sehr wertvoll gewesen.

Regen Handel mit Heu, Rohr und Holz

Ein zäher, harter Menschenschlag hielt hier den Wechselfällen der Natur, den Stürmen, dem Hochwasser und der Kälte, stand. Die Wohnstätten waren früher sehr einfach. Noch bis zum Beginn dieses Jahrhunderts gab es in den Fischerdörfern am Haff Wohnhäuser ohne Schornsteine. Auch mein Elternhaus hat erst im Jahre 1870 Schornsteine erhalten. Die Herdstellen waren einst von einer Mauer umgeben, die aus ungebrannten Lehmziegeln bestand und bis zur Deckenhöhe reichte. Darin hing an einer Kette der Kochtopf. Fische und Fleisch wurden geräuchert, aber hauptsächlich wurden Netze über dem Rauchfang ausgebreitet. Durch den Rauch wurden diese imprägniert und dadurch haltbarer gemacht.

Die allseitige Zunahme der Bevölkerung nach den Befreiungskriegen brachte auch unser Dorf wirtschaftlich weiter. Heu, Rohr, Fische und Brennholz waren in großen Mengen vorhanden, nur der Absatz fehlte, weil alle Güter nur auf dem Wasserwege fortbewegt werden konnten. Jeder Wirt, dem dies möglich war, schaffte sich einen größeren Kahn an, und so kam es, daß um 1850 neben den Fischerkähnen noch etwa dreißig Heukähne an den Ufern lagen. Ein reger Handel mit den genannten Erzeugnissen begann nach allen Orten, die mit Kähnen erreichbar waren. Die Zahl der Einwohner des Dorfes stieg auf 1200. Jeder Wiesenflecken wurde abgeerntet, das Heu wurde auf den Wiesen zu großen Haufen gestakt, die hochwasserfreie Unterlagen hatten. Sobald die Eisdecke im Winter hielt, wurde es abgefahren.

1882 wurde die Steinstraße von Schudereiten gebaut und Karkeln erhielt als erstes Fischerdorf am Haff durch eine feste, hochwasserfreie Straße Verbindung mit dem Hinterland. Die tiefe Stromefahrt ermöglichte es, daß Dampfer und auch tiefbeladene Fahrzeuge hier landen und löschen konnten. Handel und Verkehr wuchsen von Jahr zu Jahr. Karkeln wurde Markttort, in dem auch viele auswärtige Fischer ihre Fänge feilboten.

Die Schwierigkeiten mit dem Abtransport der Wiesen durch den Mangel an Arbeitskräften und mit dem Absatz der Heu bewirkten, daß viele Wiesen verkauft wurden. Die Käufer waren meist Fischer von der Kurischen Nehrung. Auch die früher benötigten Heukähne wurden bis auf einzelne veräußert. Der Heuverkauf, der trotz der verkleinerten Wiesenflächen noch sehr beträchtlich war, wurde nun durch berufsmäßige Heuhändler getätigt. Das Heu wurde mit der Bahn versandt oder auf größeren Schiffen verfrachtet.

Alte Fischerfamilien

Die Fischerei blieb das Hauptgewerbe der Einwohner. In Karkeln lebten Generationen von Fischern, wie die Bajohrs, Puddigs, Völkners, Pätzels, Eidholz, und noch viele andere, die mit Liebe und Eifer ihren Beruf ausübten. Die Karkelner Fischer haben große Mengen Fische gefangen, besonders Zander, Barsche, Brassen und alle Arten von Weißfischen. Eine Anzahl Kleinfischer ging mit Reusen und Aalschnüren dem Fischfang nach. Die Fischhändler hatten vollauf zu tun. Ummengen von Eis wurden benötigt, um im Sommer die Fische frisch zu halten. Die Märkte in Tilsit, Kaukehmen, Heinrichswalde und auch Königsberg wurden reichlich beschickt.

Die Eindeichung der Gemeinde Karkeln geschah in den Jahren 1905/06. Die eingedeichete Fläche von Karkeln-Süd war etwa 500 ha und die von Karkeln-Nord etwa 250 ha groß und brachte nunmehr für einen Teil der Karkelner Wirte auch eine andere Wirtschaftsart, denn es kamen Getreideanbau und erhöhte Viehhaltung hinzu. 1906 wurde die Kleinbahn bis nach Karkeln geführt.

Um Karkeln gab es mehrere Inseln. Eine von ihnen entstand an der Spitze der Stromefahrt aus einem Schilfrohbüsch.

Als der Fremdenverkehr einsetzte, da dachte man auch an den „Weinberg“ — wie die

Insel nach der rührsam Geschichte eines Liebespaares genannt wurde. Sie war im Laufe der Jahre gewachsen, die dem Haff zugewandte Seite war durch größere Sandablagerungen, vom Rohr ziemlich frei geworden. Die Gemeinde verpachtete die Insel an den Krugwirt Eroms, der als tüchtiger unternehmender Gastwirt Landungsstege, Badekabinen, einen Aussichtsturm und mehrere andere baute. Zwei Motorboote brachten im Pendelverkehr die Badegäste zum und vom Weinberg.

Die schöne große Jugendherberge hatte 120 Betten; sie war dauernd von Jugendlichen belegt. 1941 wurde sie durch Feuer zerstört.

In Dankbarkeit gedenke ich des Hauptlehrers Hoffmann, der vierzig Jahre im Schuldienst in Karkeln tätig war, und auch der Lehrerin, Fräulein Friese.

Wie mag heute unser liebes, schmuckes Karkeln aussehen? Bereits 1945 — als die Russen mich mit Frau und Tochter zurücktrieben — fanden wir ein anderes Dorf vor, als wir es verlassen hatten. 15 Wohngebäude waren abgebrannt und ein großer Teil war durch die erfolgten Minensprengungen unbewohnbar. Mit 30 weiteren Karkelnern, denen es ebenso ergangen war wie uns, haben wir bis 1948 den Russen gefront.

Ein Landsmann aus dem Memelland, der von den Russen bis 1959 in Karkeln festgehalten worden ist, berichtete, daß mehr als die Hälfte der Gebäude abgebrannt sind, die Steine der Kirchenmauern wurden zur Reparatur der Straße abgefahren. Die Fischerei wurde mit Motorbooten betrieben. Im Frühjahr 1959 ereignete sich wieder ein Dammbruch. Die gesamte



tiefe Niederung ist zu einem großen Sumpfgebiet geworden, wo Schilf und Rohr, Weiden und Erlen üppig gedeihen und sich immer mehr ausbreiten.

Alles, was unsere Vorfahren und auch wir in fleißiger Arbeit geschaffen haben, ist dahin...

Zu den Bildern:

Oben: Am Karkelstrom.

Darunter: Die Beute des Fanges wird in große Körbe geschüttet.

Mitte: Markttreiben im Spätherbst.

Unten links: Auswärtige Fischer kommen zum Markt.

Unten rechts: Ein Schlepplug mit Heukähnen verläßt Karkeln.

Aufnahmen: Mauritius (2), Kreisarchiv Elchniederung (3).

Ruhe im Eichrevier

Jeder Lärm, auch Singen und Musizieren, war im Eichrevier verpönt. Von allen, die dieses große Laubwaldgebiet durchstreifen wollten, forderte die Forstverwaltung ein ruhiges Verhalten. Die Elche sollten nicht durch den Menschen gestört und vergrämt werden. Daher verwehrt Sperrgitter in einigen Gräben und Kanälen Wassersportlern die Durchfahrt. Die Gräben waren erhöht, damit die Elche sich hier lagern konnten. Dank der Pflege und Rücksichtnahme auf ihre Lebensgewohnheiten hatte sich der durch Wilddiebereien nach dem Ersten Weltkrieg arg zusammengeschrunpfte Eichbestand wieder gehoben. Um das Jahr 1930 wurden etwa 800 Elche in den Forsten Ibenhorst und Tawellninken (Tawellenbruch) festgestellt.

Die Forstleute beobachteten das mächtige Wild von den Eichkanzeln. Am Kaisergraben waren mehrere dieser hohen Stände errichtet. Der Graben führte zu der Tawenener Escher. Unter einem Escher versteht man die Seen in den Wäldern der Niederung. Viele von ihnen sind vermorastet und verlandet. Junge Birken und Erlen drängen sich an ihren Ufern zwischen wucherndem Gestrüpp, halb vermodertem Wurzelzeug und verdorrten Baumstümpfen. Aus diesen verfallenden Bäumen zog das junge pflanzliche Leben neue Kraft. Auf der blanken Wasserfläche wiegten sich weiße Mummeln, gelbe Lilien sprießten im Uferschild, Blumen und Sumpfdotterblumen oediehen auf den Übergangsstellen vom Wasser zum Lande. Kraniche und Rohrdomeln fühlten sich in diesen Wäldern wohl, in denen sie durch keine menschliche Neugierde gestört wurden, denn Ruhe und Frieden galt als erstes Gesetz im Eichrevier.

Jagdhaus Kaukehmen

Auf einem Stich von Merian aus dem 17. Jahrhundert läßt sich noch die Anlage der einstigen Ordensburg Kaukehmen (Kuckerneseel) erkennen. Am Rande des Mühlbergs stieß man beim Graben auf die Reste von Kellern und Mauerwerk. Es ist bezeugt, daß der Große Kurfürst im Schloß Aufenthalt nahm, als er in den Wäldern der Umgegend dem Eich nachspürte.





Nebel brauen über der Memelniederung

Foto Engelhardt



Im Mündungsdelta der Memel

Ein Netz von Flußläufen, Mündungsarmen, Verbindungskanälen und Gräben durchzieht dieses urwüchsige Gebiet. Boote hielten den Verkehr zwischen den Ortschaften aufrecht. In den schwer zugänglichen Erlenwäldern hauste der Elch.

Autn. Walter Raschdorff



Das Zuggarn wird eingeholt

Foto Maslo



Junge an der Memel

Foto Gross



Aufn.: Mauritius

Nach dem Fang

„Fahret auf die Höhe und werlet eure Netze aus ...“ Diese Stelle aus dem Evangelium hat einen doppelten Sinn; sie ist eine Aufforderung zur Tätigkeit für das seelische wie für das leibliche Wohl. In unseren Fischer-Gemeinden war dieses Bibelwort schon den Jüngsten verständlich. War doch die Lebenshaltung, jede Anschaffung und der Erwerb zusätzlicher Lebensmittel vom Ertrag des Fischfangs abhängig. Oft plagten sich die Männer umsonst; mitunter aber wurde die Mühe der Tage und Nächte belohnt. Dieses Mal kehren die Fischer vom Kurischen Haff mit einem reichen Fang zurück und alle Hände packen zu. Aale, Zander, Hechte, Bressen, Schnäpel, Plötze, Kaulbarsche und Zärien sind die Hauptfische des Kurischen Haffs, die in die aus Weidenruten geflochtenen Behälter gelegt und nach Arten sortiert werden. Prall blüht sich das Segel des Kahns im Wind.

Die Fischer unseres Bildes haben Karkeln zum Heimathafen, Karkeln in der Eichniederung, die wie kaum ein anderer ostpreußischer Heimatkeis zugleich ein Verwaltungskreis und eine geschlossene Landschaft war. Ein doppeltes Gesicht hatte dieser Kreis, zugleich dem Wasser, und dem festen Lande zugewandt. An den gleichen Anlegeplätzen in den Mundungsböden wurden Fischkörbe an Land gesetzt und andere Kisten, Körbe und Säcke mit den berühmten Zwiebeln und Kartoffeln des fruchtbaren Uferlandes an Bord genommen. Im oft schwer zugänglichen Bruchwald stand der Eich, und weiter landeinwärts breiteten sich die Wiesen und Äcker des gesegneten Bouerlandes.

Die Naturschönheiten Masürens und der Kurischen Nehrung zogen den Ström der Sommerbesucher an; die Eichniederung blieb stiller, und nur wenige wußten, daß sie eine unserer schönsten und eigenartigsten Landschaften war. So blieb ihr aber auch viel Althergebrachtes in der Lebensweise ihrer Bewohner. Wir haben der Eichniederung ausführliche Darstellungen im Inneren dieser Folge gewidmet.



in der Memelniederung.

Aufnahme: Koch





Aufn.: Haro Schumacher

Wo Strom und Hafl sich begegnen

Unverwechselbar ist das landschaftliche Gesicht der Memelniederung. In einem breiten Fächer von großen und kleinen Armen öffnet sich der Strom, um ins Hafl zu fließen. Vielleicht auch sollte man sagen, daß in einem breiten Adernetz das Hafl ins Land dem Strom entgegen dringt. Die Netze, die am Mast des Kahnens zum Trocknen aufgezogen sind, wurden nicht im Strom, sondern im Hafl ausgeworfen, und der Kutenwimpel mit dem Zeichen des Dorfes — nicht nur die Nahrungsdörfer halten ihre Wimpel — ist für den Haflwind bestimmt.

Das Land ist fruchtbar, und es hat eine Eigenart, die ihm einen besonders friedvollen, heimatischen Charakter gibt: es ist eine Landschaft weiter Räume und großer Flächen, doch allenthalben ist darin die Idylle eingebettet, kleine, ganz in sich abgeschlossene Bilder von einladender Häuslichkeit, wie unser Bild eines ertaßt. Dieses Bild mit dem typischen Hausgiebel bezeichnet nicht einen bestimmten Platz in der Niederung, sondern eher eine Stimmung, die überall dort herrscht.



Heuernie in der weiten Niederung

Foto Engelhardt



Landschaft in der Memelniederung

Gemälde von Karl Eulenstein. Der Künstler, der aus Memel stammt, lebt heute in Berlin



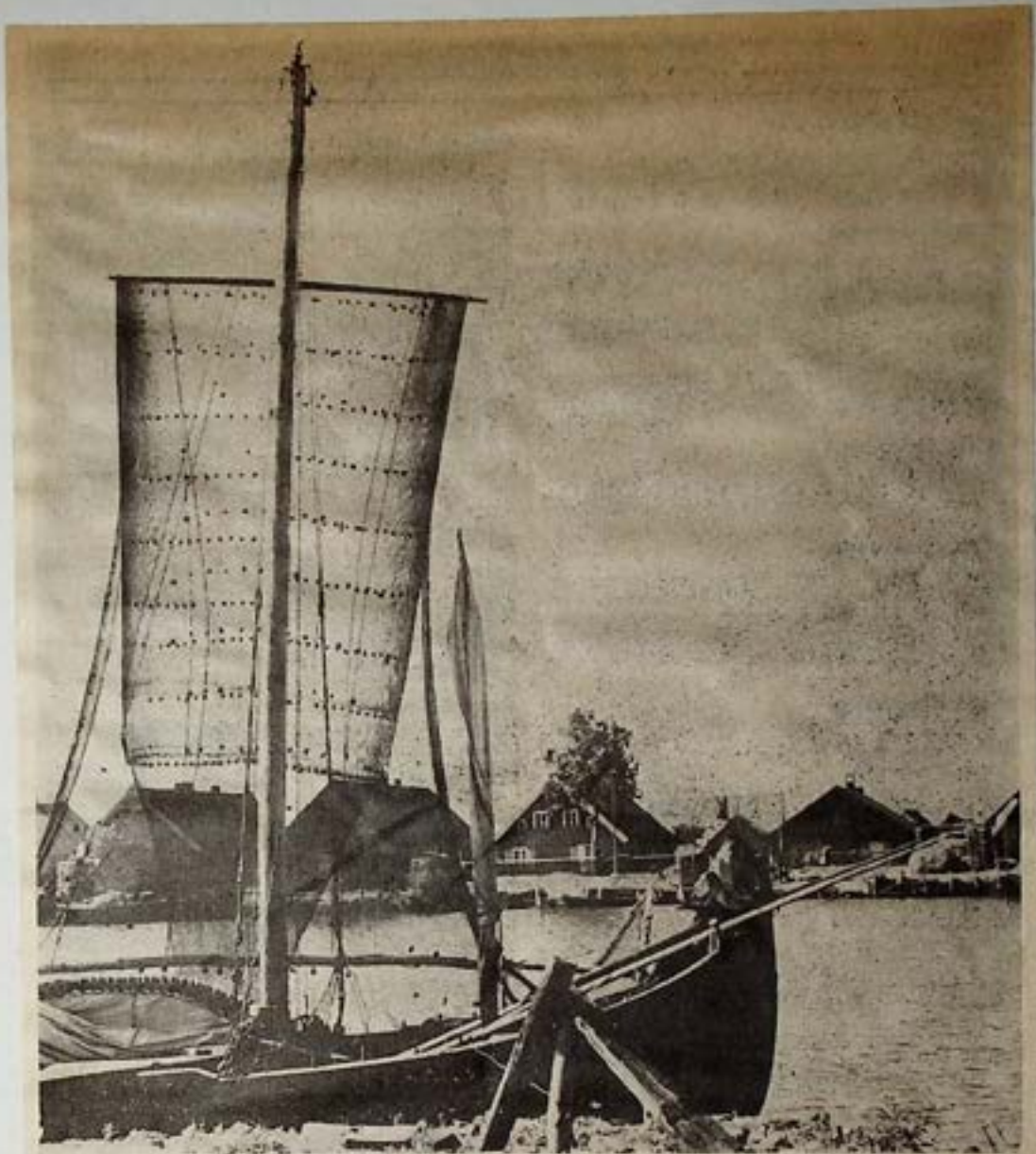
Unser Foto zeigt einen stillen Graben am Großen Moosbruch.

Aufn.: Mauritius



Ein Sommertag in Gilge

Die Echniederung hat immer wieder Menschen angezogen, die Erholung abseits der großen Städte und des lauten Badebetriebes suchten. In dieser Landschaft längs des Kurischen Hafes bot das Zusammenspiel von Wiesen, stillen Flüssen und Kanälen, der weiten Wasserfläche des Hafes und den reizvollen Erlenwäldern ein Ferienparadies von eigenartigem Reiz. Viele Wassersportler wurden Jahr für Jahr von dieser Landschaft angezogen. Unser Bild zeigt das Fischerdörfchen Gilge in beschaulicher Sonntagsruhe.

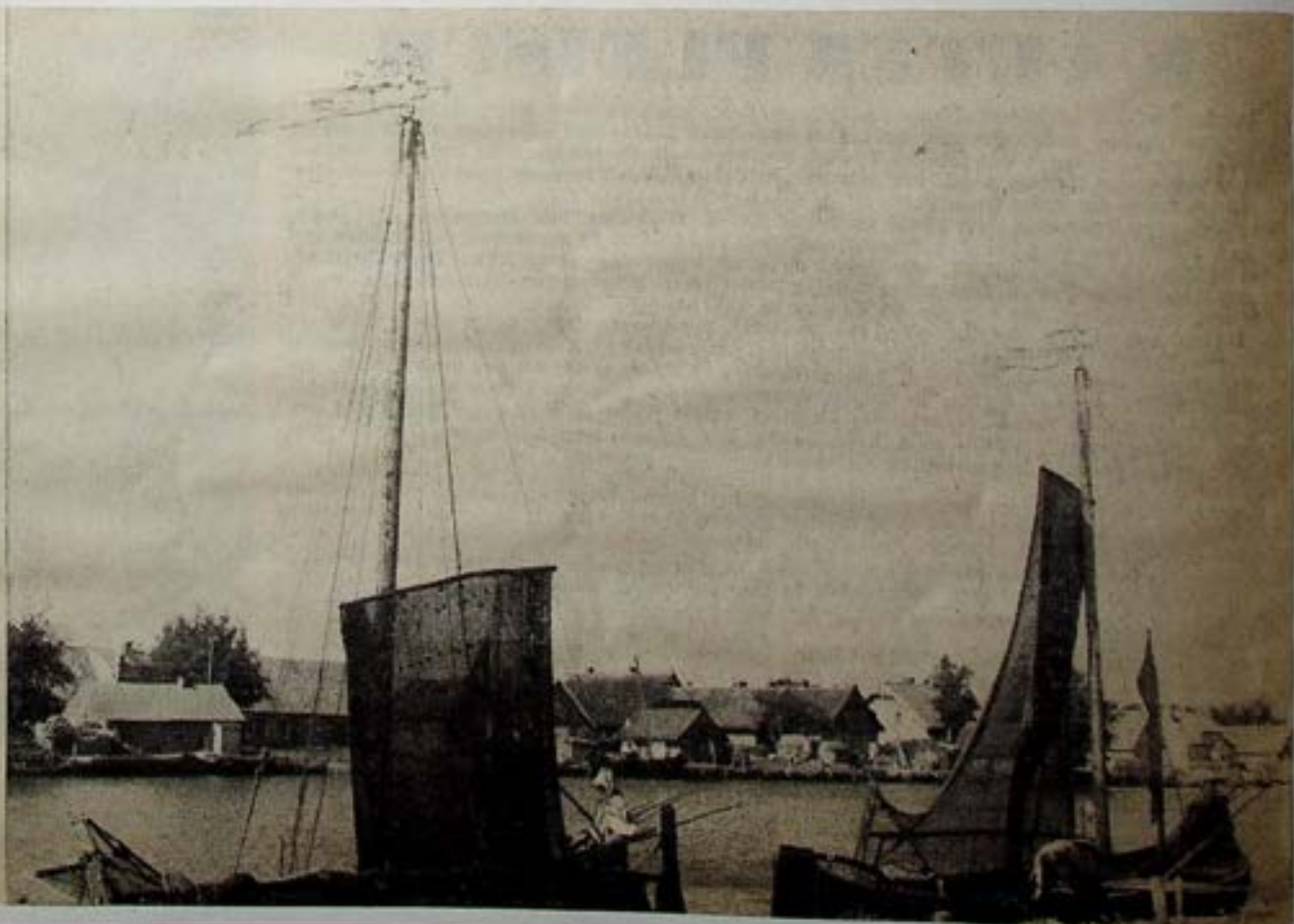


Kurenkahn vor dem Dorf Gilge

Foto Mauritius

*Blick
über den
Strom
auf Gilge*

Aufn. Mauritzu.





Fischerdorf Gilge am gleichnamigen Mündungsarm des
- Memel-Strromes -



Fischerdorf Gilge im Mündungsgebiet der Memel



An der Gilge

Auhn.: Dargel



Am Ufer des Nemonienstroms

Den flachen Niederungstreifen an der Ostküste des Kurischen Halls durchziehen als breite Wasseradern viele größere Flüsse. Einer von ihnen ist der Nemonienstrom, nach dem das nahe der Einmündung in das Hall gelegene Fischerdorf benannt wurde. Später erhielt es den Namen Eichwerder. — Die Eigenart dieses Gebiets kommt in einem Bericht im Innern dieser Folge zur Geltung. Darin wird von einer Ruderfahrt erzählt, die in Königsberg begann und bis zur Szeszuppe führte.

Auln. Maurilius



Himmelfahrtsausflug nach Ruß

Christi Himmelfahrt war in unserer Heimat ein Feiertag, der mitten in das Frühlingserwachen der Natur fiel. Die Freude über das Ende des langen Winters fand ihren Ausdruck in zahlreichen Herrenpartien und Familienausflügen zu den schönsten Punkten unserer Heimat. Für die Nehrung war es meist noch zu kühl. Dafür wurden Strandvilla und Försterei, Scherren, Starrschken und Buddelkehmen bevorzugt. Auch Ruß mit seinen zahlreichen Gaststätten und seinen weithin berühmten Getränkespezialitäten übte eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus.

Unser Bild zeigt die Wagenfähre von Eldwinkel nach Ruß, im Hintergrund die Petersbrücke über die Atmath. Brücke und Fähre sind heute verschwunden. Auch sonst hat sich im Wasserwinkel des Memellandes vieles verändert. Lesen Sie den ausführlichen Bericht darüber im Innern dieser Ausgabe.

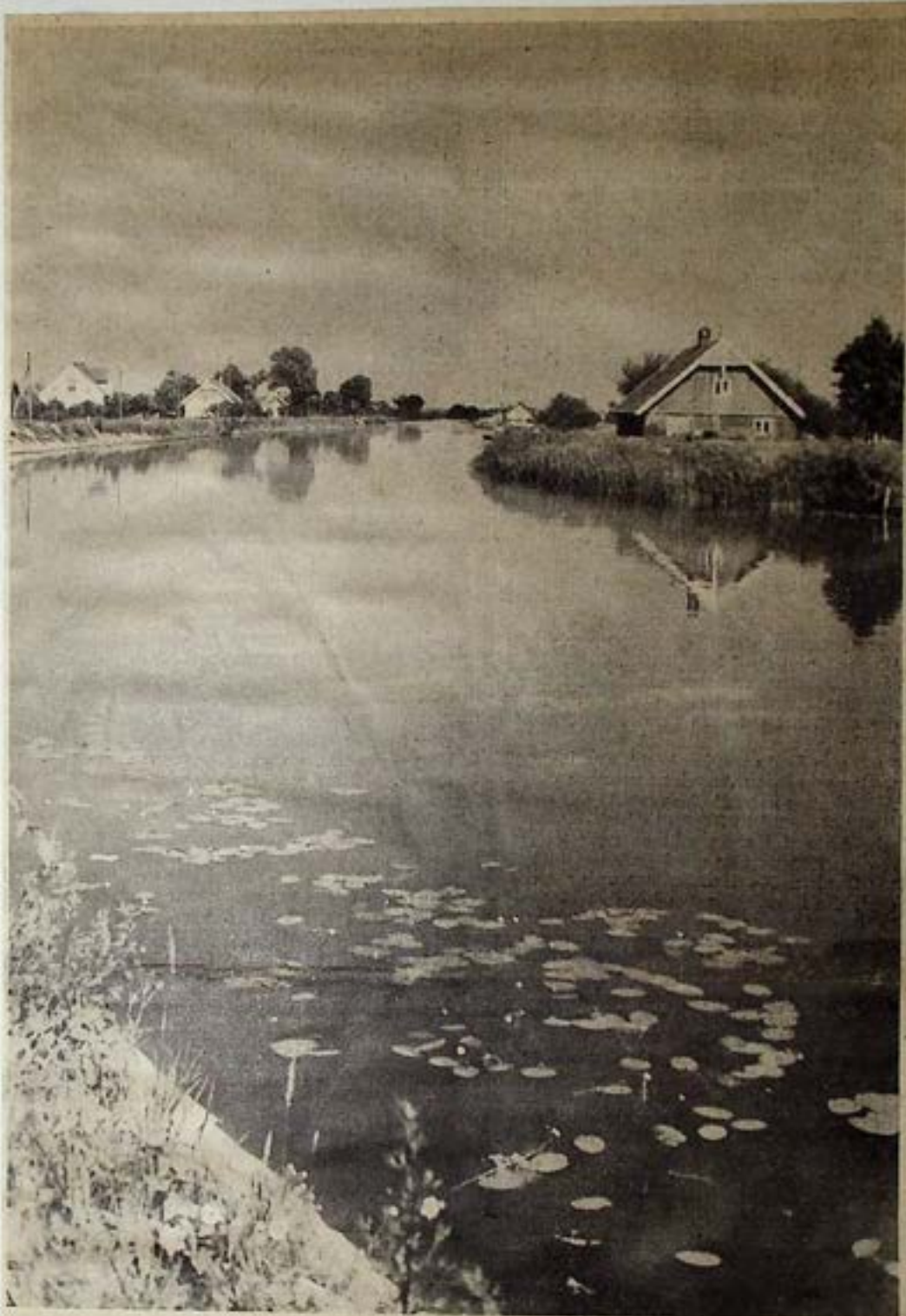
Aufn.: Austin



Alexander Eisenberg: Gilgemündung ins Kurische Haff (1950)



Das Fischerdorf Gilge am Kurischen Haff



Aufn. Maurilius

Mummeln am Großen Friedrichsgraben

Im gleißenden Sonnenlicht strömt langsam das Wasser des Großen Friedrichsgrabens von der Deime zum Memeldelta. Der Silberglanz des Wassers wird in Ufernähe dunkler, und hier schwimmen auf der unbewegten Fläche die etwa doppelt handgroßen Blätter der Mummel (auch gelbe Teichrose genannt) und ihre Blütenkronen leuchten über das Wasser hinaus wie niedliche kleine Blondköpfe. Die Mummel gehört wie ihre Schwester, die weiße Seerose, zu den entwicklungsgeschichtlich ältesten Pflanzen — „Alles Leben entstand aus dem Wasser“. Sie liebt stehende Gewässer, doch fließt der Große Friedrichsgraben so langsam dahin, daß sich die Pflanze auch hier wohlfühlt. Von Juni bis August währt die Blütezeit der Mummel, ihre Blütenstiele reichen bis auf den Grund. Fliegen, Käfer und Libellen, darunter das prächtig-smaragdne „Himmelspferdchen“, umschwärmen die dicken goldgelben Blütenköpfchen, deren Duft die Insekten zur Bestäubung lockt. Die reifen Früchte werden vom Wasser weitergetragen, um im Herbst auf den Grund zu sinken und im Frühjahr zu keimen.



Foto Mauritius

Im Memeldelta: Sommerstimmung in der Försterei Inse



Altes Paar
aus der
Elchniederung

Ein Gemälde aus
dem Jahre 1927



Nach dem Fang

Aufn.: Mauritius

„Fahret auf die Höhe und werlet eure Netze aus . . .“ Diese Stelle aus dem Evangelium hat einen doppelten Sinn; sie ist eine Aufforderung zur Tätigkeit für das seelische wie für das leibliche Wohl. In unseren Fischer-Gemeinden war dieses Bibelwort schon den Jüngsten verständlich. War doch die Lebenshaltung, jede Anschaffung und der Erwerb zusätzlicher Lebensmittel vom Ertrag des Fischfangs abhängig. Oft plagten sich die Männer umsonst; miteinander aber wurde die Mühe der Tage und Nächte belohnt. Dieses Mal kehren die Fischer vom Kurischen Haff mit einem reichen Fang zurück und alle Hände packen zu. Aale, Zander, Hechte, Bressen, Schnäpel, Plötze, Kaulbarsche und Zürlen sind die Hauptfische des Kurischen Haffs, die in die aus Weidenruten geflochtenen Behälter gelegt und nach Arten sortiert werden. Prall bläht sich das Segel des Kahns im Wind.

Die Fischer unseres Bildes haben Karkeln zum Heimathafen, Karkeln in der Eichniederung, die wie kaum ein anderer ostpreussischer Heimatkreis zugleich ein Verwaltungskreis und eine geschlossene Landschaft war. Ein doppeltes Gesicht hatte dieser Kreis, zugleich dem Wasser und dem festen Lande zugewandt. An den gleichen Anlegeplätzen in den Mündungsarmen würden Fischkörbe an Land gesetzt und andere Kisten, Körbe und Säcke mit den berühmten Zwiebeln und Kartoffeln des fruchtbaren Uferlandes an Bord genommen. Im oft schwer zugänglichen Bruchwald stand der Eich, und weiter landeinwärts breiteten sich die Wiesen und Äcker des gesegneten Bauernlandes.

Die Naturschönheiten Masarens und der Kurischen Nehrung zogen den Stolz der Sommerbesucher an; die Eichniederung blieb stiller, und nur wenige wußten, daß sie eine unserer schönsten und eigenartigsten Landschaften war. So blieb ihr aber auch viel Althergebrachtes in der Lebensweise ihrer Bewohner. Wir haben der Eichniederung ausführliche Darstellungen im Inneren dieser Folge gewidmet.



Bauernhaus in Gilge

Foto: Mauritius



In Nemonien

Der Dampfer, den wir hier in der Memelniederung auf dem Nemonenstrom bei der Ausfahrt sehen, ist die alte „Cho“



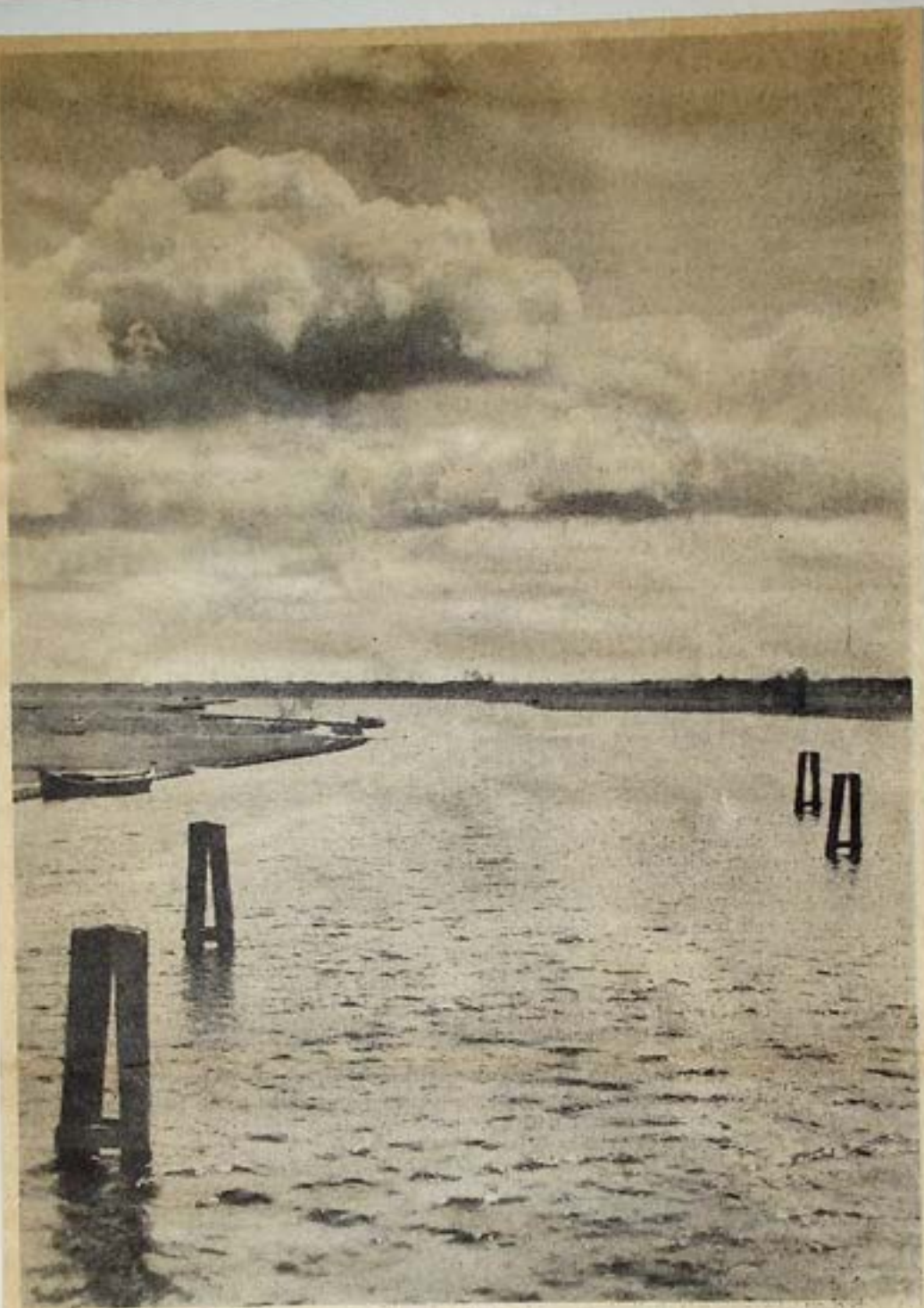
Blick auf Loye am Kurischen Haff

Aufn. Ernst Kuhr



Blick vom Paskalwis auf die Lankaswiesen und den Memelstrom.

Aufnahmen (2): Oczeret



Am Lauknestrom

Das Große Moosbruch im Süden der Memelniederung, eine der eigenartigsten Landschaften unserer ostpreussischen Heimat, war in harter Arbeit zu einem fruchtbaren Land gemacht worden, auf dem viele tausende Zentner besonders wohlschmeckender Kartoffeln geerntet wurden; der Lauknestrom, den unsere Aufnahme zwischen den Orten Lauknen und Schenkendorf zeigt, fließt durch diese Landschaft.



An der Loye

Aufnahme: Mauritius



Fischerkähne am Ufer des Loye-FluBes

Aufn.: Mauritius



*Das Dorf
am Strom*

Holzschnitt
von
Ottlie
Ehlers-Kollwitz



Anlegestelle der Fischerkähne in Skirwieth



Fischerkähne auf dem Love-Fluß



Altes Fischerhaus in Gilge

Ein typisches
Fischerhaus
mit Galerie
in Gilge

Foto: Sperling



Spielende Kinder auf der Dorfstraße in Gilge.

Archiv Landmannschaft Ostpreußen



In der Elchniederung bei Karkeln

Aufn.: Mauritius



*Dorfstraße
in der
Niederung*

Aufnahme: Mauritius

Alle Beteiligten sind sehr daran interessiert, den Holzeinschlag so schnell wie möglich zu beenden. Sollte das Tauwetter zu früh eintreten, wird die Abfuhr über die zugefrorenen Wasserläufe hinweg unmöglich. Bei Hochwasser schwimmt dann das Brennholz in einzelnen Stücken im Wald oder gar auf dem Haff und kann bequem von jedermann mit dem Kahn ohne Bezahlung aufgefischt werden. Das wäre ein großer Schaden für den Forstfiskus oder für den rechtmäßigen Käufer. Und die dringend auf ihr Brennholz angewiesene Bevölkerung bleibt ohne Heizmaterial für den nächsten Winter. Daher das verständliche Bemühen aller, mit Einschlag und Abfuhr möglichst schnell fertig zu werden.

An Arbeitskräften mangelt es dabei nicht. Die in der Umgebung wohnenden Bauern und Fischer haben ja jetzt Zeit und möchten auch gern die tariflichen Hauerlöhne zusätzlich verdienen. Vom Dorf zum Holzschlag bilden sich schnell ausgetretene Trampelpfade, oft viele Kilometer lang; denn um die Mittagszeit kommen in langer Reihe auch noch die vielen Frauen herbei, um das Essen, z. B. geräucherten Aal, warme Flecksuppe, Labskaus, Speck, Brot und natürlich auch den begehrten Schnaps zu bringen und anschließend bei der Aufarbeitung des Reissigs zu helfen. Sippenweise sitzt man an den zahlreichen, lodernen Feuern beisammen, sorgfältig vermummt gegen die Unbilden der kalten Witterung.

Unmittelbar nach der öffentlichen Versteigerung der ersten Brennholzpartien setzt die Holzabfuhr ein, und es entstehen schnell ausgefahrene Schlittenbahnen auf den Gräben und Strömen, auf denen mit Glockengeläut ein Schlitten dem anderen folgt. Jeder will mit seinem gekauften Holz schnell zu Haus sein.

Unter das Eis gerissen

Nicht selten passiert es, daß die schweren Pferde mit ihrer Last auf unvollständig zugefrorenen Stellen einbrechen und zu ertrinken drohen. Dann hört man weit den gellenden Notruf des Fahrers. Von überall her eilen die in der Nähe befindlichen Schlitten herbei, um Hilfe zu leisten. Immer wieder muß ich die große Hilfsbereitschaft und auch die Geschicklichkeit bewundern, mit der die oft bis an die Ohren im eiskalten Wasser liegenden Pferde mittels Hebebäumen und Brettern aus ihrer gefährlichen Lage befreit werden. Es kann aber auch vorkommen, daß alle Hilfe erfolglos bleibt oder zu spät kommt, so daß die Pferde und der vollbeladene Schlitten etwa von der Wasserströmung unter das Eis gerissen werden und plötzlich verschwinden, was besonders bei schon längerem Tauwetter vorkommt. Wenn dann der Fahrer noch rechtzeitig hat abspringen können, kann er von großem Glück reden.

In diesen Wochen besuche ich oft mit meinem Schlitten die verschiedenen Holzschläge, um mich von dem Fortgang der Arbeiten zu überzeugen. Bei einer dieser Fahrten sehe ich mir auch einmal die Bauweise der alten Fischerhäuser in Loye genauer an, die leider auf Grund der neuen Bauvorschriften wegen der besonders großen Feuersgefahr immer seltener werden. Baumaterial ist natürlich nur das Holz und für das Dach das hier reichlich vorkommende Schilfrohr. In der geräumigen Wohnküche findet sich ein selbstgefertigter, aus luftgetrockneten Lehmziegeln hergestellter, etwa drei mal drei Meter im Geviert weiter Schornstein, der nur bis zur Balkenhöhe des Raumes reicht und offen auf der „Lucht“, dem Boden, endet. Die Folge davon ist, daß der Rauch sich auf dem Boden ausbreitet und irgendwo entweder durch das Dachrohr oder durch die Bretterritzen des Giebels nach außen entweicht. Dadurch taut natürlich auch bei stärkstem Frost teilweise der auf dem Dache liegende Schnee, und es bilden sich durch das wieder gefrierende Wasser an den Dachrändern ringsum jene kargen und dicken Eiszapfen, die man „Kukerusen“ nennt. Diese verwandeln das in den lebhaftesten Farben gestrichene Holzhäuschen mit seiner kleinen Vorlaube wahrlich in ein verwünschtes Heim.

Eiserne Ration für Notzeiten

Auf der rauchgeschwängerten „Lucht“ werden übrigens die auf Stangen hängenden Netze imprägniert und Fleisch sowie Fische als eiserne Ration für Notzeiten — wie etwa Hochwasser — geräuchert. Das Ganze ist allerdings äußerst feuergefährlich. Gegenüber dem Pfannendach ist jedoch das Rohdach im Winter wärmer und im Sommer kühler.

Bei dieser Gelegenheit fahre ich auch an das Haffufer, um mir die Ernte des Schilfrohrs anzusehen, das hier in langgezogenen und breiten Holmen in einer besonderen Güte wächst. Die Domänenverwaltung verpachtet es an Unternehmer, die es ihrerseits durch Einwohner des Dorfes mit starken Sensen mähen lassen. Die lang und gerade gewachsene Ware wird von Rohgewebefabriken aufgekauft, die kurzen Halme nehmen die Dachdecker ab. Die Wasserjagd



Schneedecke in idyllischer Winterlandschaft: Für Fischer, Forstarbeiter und Landarbeiter kein Anlaß zum Ausruhen Foto Maslo

des Schilfufers hat die staatliche Forstverwaltung als Eichschutzjagd angepachtet. In den Schilf- und Binsengürteln, die oft eine Breite von tausend Metern haben, werden jährlich nur von den Forstbeamten und einigen Gästen bis zu tausend Enten und anderes Wasserwild erlegt. Der dem Wald des Forstamts vorgelagerte Schilfgürtel hat immerhin eine Länge von fast siebzehn Kilometern.

Weit in der Ferne sehe ich auf dem Eis mitten auf dem Haff eine Gruppe Menschen, die die Eisfischerei betreibt. Es ist eine wahre Freude, mit den flotten Pferden und dem leichten Schlitten über die große, beschneite Fläche zu ihr zu traben. Ein schneidender Luftzug erfordert guten Schutz der Ohren, der Nase und der Backen. Aus Baschkimütze, Schal und Pelzkragen lugen nur noch die Augen hervor. Schon bin ich bei den Eisfischern, die bereits in bestimmten Abständen Löcher in das dicke Eis gehackt oder gesägt haben, durch die sie mit Stangen etwa dreißig Meter lange Netze ziehen. Ein kleines Feuer brennt auf dem

lang erwartete Winterfest des Kriegervers eins statt, natürlich bei Vollmond und Frost. Die auswärtigen Pferde sind meist bei Verwandten und Bekannten auf den Scheunentennen oder in Ställen untergebracht. Einige stehen aber auch draußen angebunden an den langen Barrieren vor der Gastwirtschaft, zugedeckt mit warmen Decken, an der Außenseite abgesträngt von den Schlittenrungen und den Freßsack vor dem Kopf. Ostpreußische Pferde können viel vertragen.

In der Mitte des Monats März erleben wir nun zum erstenmal jenes einzigartige und geradezu grandiose Naturereignis vor unserem Haus, von dem wir schon so viel gehört hatten. Nach einem kurzen Tauwetter, das auf der Gilge bereits zu einer leichten Hebung der starken Eisdecke geführt hat, hören wir des Nachts plötzlich ein lautes Getöse. Das Eis hat sich in Bewegung gesetzt und ist in Schollen zerbrochen. Der Strom „geht“. Im Morgengrauen stehe ich auf dem Deich und betrachte mit Staunen den jetzt fast bis an die Deichkrone ange-

So manche im Überschwemmungsgebiet wohnende Fischer- oder Bauernfamilie muß auf den Boden, die „Lucht“, ziehen. Das Vieh wird hochgestellt oder gar an Gurten hochgebunden. Der Handkahn steht zwar vor dem Hauseingang, kann aber wegen der treibenden Eisschollen nicht benutzt werden. Kein Arzt und keine Hebamme kann Hilfe leisten. Wer stirbt, muß später beerdigt werden.

Gewaltiger Wasseranstieg

Der plötzliche und sich in jedem Frühjahr wiederholende gewaltige Wasseranstieg ist darauf zurückzuführen, daß das Tauwetter im Quellgebiet der Memel vierzehn Tage früher eintritt als bei uns und nun das angeschwollene Tauwasser auf die noch unter einer starken Eisdecke liegende Memelmündung sowie das noch zugefrorene Haff trifft. Der Strom muß schon eine gewaltige Kraftanstrengung vollbringen, bis er bei uns das Eis gebrochen hat und wieder normal in seinem Bett dahinfließen kann. Wenn dann auch noch starke West- oder Nordwestwinde aufkommen und den Abfluß des Haffwassers in das Meer bei der Stadt Memel behindern, kann man sich denken, warum — oft wochenlang — die noch dazu durch Eindeichungen stark verkleinerte Überschwemmungsfläche unter hohem Wasser steht. Auch die nicht eingedeichten Waldflächen sind in dieser Zeit unbetret- und unbefahrbar.

Das Wort „Schack tarp“ kommt anscheinend nicht aus dem Litauischen, sondern stammt wohl aus vorgeschichtlicher Zeit. „Schacken“ heißen Eisschollen in Schleswig-Holstein, ein „Schlaks“ ist ein hoch aufgeschossener, aber noch nicht voll entwickelter junger Mann. „Schack“ ist also ein Übergangszustand, wie hier zwischen dem festen und tragenden Eis und dem offenen Wasser, der weder die Benutzung eines Schlittens oder Schlittschuhs noch die eines Kahns möglich macht. Der Übergang zwischen Schnee und Regen ist der „Schlackerschnee“. Das Wort „Schack tarp“ scheint uns von den auch im Memeldelta nachgewiesenen Wikingern oder Warägern, also Nordgermanen, überliefert zu sein.

Achtzig Kilometer Eisschollen

Nach einiger Zeit sinkt endlich wieder der Wasserstand. Die Wiesen am Haffufer und an den Strömen sind aber noch lange überschwemmt. Auf ihnen liegen hier und da hohe Eisberge, die nur zögernd auftauen. Ebners Fähre geht auf der Gilge wieder hinüber und herüber. Ich lasse mich mit meinem Rad auf das andere Ufer übersetzen, um in Kastaunen Dienstliches mit Oberförster Weber zu besprechen. Der Führmann warnt mich; denn mit dem Anfang einer neuen, etwa achtzig Kilometer langen Eisschollenbahn sei in etwa zwei Stunden zu rechnen. Dann sei ein Übersetzen in den nächsten Tagen nicht möglich. Ich lasse mich von dieser Warnung nicht beeindrucken und komme erst nach vier Stunden wieder am jenseitigen Ufer an. Da sehe ich die Bescherung. Neue Eisschollen sperren den Fluß und haben mich von meiner Wohnung abgeschnitten. Die einzige Brücke über die Gilge bei Sköpen erfordert auf aufgeweichten und schlechten Wegen einen Umweg von fünfzig Kilometern, den ich nicht machen will. So bleibt mir nichts anderes übrig, als meiner Frau mit dem Taschentuch über den breiten Strom zuzuwinken und ihr fernmündlich mitzutellen, daß ich irgendwann einmal nach Hause kommen werde. Im dörflichen Gasthaus finde ich Nachtquartier. Fortsetzung folgt

So war die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 11

VON WOLFRAM GIESELER

Eis zur notdürftigen Erwärmung der immer wieder klamm werdenden Glieder. Ein mit einer dicken Decke zugedecktes Pferdchen steht geduldig dabei.

Die alten Fischer wissen genau, wo zu dieser Jahreszeit die großen Fischschwärme bei einer bestimmten Windrichtung stehen. Bei starkem Frost wie heute, wenn auch noch eine Schneedecke liegt, regen sich die Schwärme an einer bestimmten Stelle nicht mehr. Ihr Wandertrieb erlischt. Dann kann man viele Zentner der so begehrten Bressen, Zander und Quappen landen, wenn man eben den richtigen „Riecher“ hat. Das Wiedereinziehen der mit Fischen gefüllten Netze geschieht mit Hilfe einer Winde, die das Pferdchen drehen hilft. Das ist eine schwere und langwierige Arbeit, die sich aber lohnt, wenn man seinen „Reibach“ gemacht hat. Auch der Fischhändler ist bereits an Ort und Stelle, um den Fang aufzukaufen. Wie anstrengend, aber auch gesund ist doch eine solche Tätigkeit in Eis und Schnee.

Zufrieden, aber auch mit klammen Beinen, trotz Pelz und Fußsack, kehre ich nach einer solchen langen Schlittenfahrt an das verschneite und zugefrorene Haff wieder heim. Unterwegs erlege ich wohl auch einmal einen Fuchs mit der Kugel. Es rührt sich immer wieder der Fischotter, der irgendwo an den Wasserläufen oder am Haffufer seinen versteckten Ein- und Ausstieg offenhält. Als allererster Verkünder des kommenden Frühlings höre ich auch schon den Uhu, der im tiefen Bruch seinen schauerlichen Ruf ertönen läßt, wenn er sein Weibchen nach eingetretener Dunkelheit verfolgt und bebalzt. Über mir funkelt ein Meer von Sternen am klaren und bitterkalten Nachthimmel, und der Schlitten singt sein eintöniges Lied.

Im Februar findet schließlich auch bei Kischke im Marktflücken Seckenburg das

schwellenen, sich unbändig wild gebärdenden, tosenden Fluß, dessen Wasser wie rasend dahinschießt. Dicke und große Eisschollen treiben dicht bei dicht schnell dahin, sich gegenseitig stoßend, übereinander schiebend, sich überschlagend und hörbar aneinander reibend. Ein wahrhaft großartiger Anblick, dieses ungebärdigte und wütende Element Wasser, das jeden sich ihm entgegenstellenden Widerstand augenblicklich bricht. Diese Breite, diese Tiefe und diese Menge schäumender Raserei!

Die Verbindung nach drüben ist abgeschnitten. Die Beamten des Deichamts und die angrenzende Bevölkerung beobachten mit Aufmerksamkeit und einiger Sorge das weitere Anschwellen des Flusses. Sandsäcke und Bohlen liegen bereit, um mit ihnen rechtzeitig das kleinste Loch am Deich flicken zu können. Werden die Deiche halten? Wann wird der Wasserstand wieder zurückgehen? Die letzte große Katastrophe des Jahres 1923, bei der unterhalb unseres Hauses ein breiter Deichbruch erfolgte und die große Verwüstungen in unserem Polder anrichtete, ist allen noch in frischer Erinnerung. Es kommt jetzt entscheidend darauf an, daß der Abfluß in das Haff nicht durch fest gebliebene Eisbarrieren behindert und gestoppt wird. Deshalb stampfen auch in langsamer und mühsamer Fahrt unsere Eisbrecher flußaufwärts, um Eisversetzungen rechtzeitig zu verhindern und die Eisschollen in Bewegung zu halten.

Die Pamurgis ist eine große Wasserfläche geworden. Aus dieser Wasserwüste, auf der sich auch Eisschollen sammeln und türmen, regen verlassen und verloren einzelne Gehöfte und Baumgruppen heraus. Der gefährdete und berüchtigte „Schack tarp“ ist da, der die im Außendeich wohnenden Menschen völlig von der Außenwelt abschneidet. Mit den am Haff wohnenden Förstern besteht nur noch Fernsprecheverbindung.

Ein Krankenhaus für Landsleute

Initiative des Johanniterordens endlich im südlichen Schleswig-Holstein verwirklicht

Nieder-Moos — Die Preußische Genossenschaft des Johanniterordens beging ihren diesjährigen Rittertag in Nieder-Moos (Vogelsbergkreis). Dort amtierte als Pfarrer der Ehrenritter Gottfried von Dietze, Kommandator Dr. Ulrich von Witten, früher in Lötzen, Marienwerder und Memel, jetzt Stadtdirektor von Celle, leitete die Tagung traditionsgemäß mit dem Ordensgebet ein. Dabei wurde auch des Mitte August verstorbenen Rechtsritters Landrat a. D. Franz-Adalbert Freiherr von Rosenberg gedacht, der aus Kloetzen (Kreis Marienwerder) stammte. Im Rahmen der Tagesordnung sprach das Mitglied der Ordensregierung, der Ordensdekan und frühere Generaldekan der Bundeswehr Albrecht von Mutius, der die Grüße des Herrenmeisters, S.K.H. Prinz Wilhelm Karl von Preußen, überbrachte und die Problematik der Eingliederung der aus den deutschen Ostgebieten ausgesiedelten Landsleute in Westdeutschland aufzeichnete. Mehrere Subkommenden, Untergliederungen des Ordens, kümmern sich, wie die Aussprache zeigte, seit Jahren um die Aussiedler. Der Ordensdekan sprach dann vom reformatorischen Erbe, von der gewonnenen individuellen Freiheit und der daraus resultierenden eigenständigen Verantwortung des einzel-

treuung von bedürftigen Landsleuten ein. Diese Aktion soll erweitert werden, da sie ein entscheidendes Bindeglied zur Heimat darstellt und geldliche und zeitliche Opfer verlangt. Die seit mehreren Jahren verfolgte Übernahme eines Krankenhauses im südlichen Schleswig-Holstein steht vor dem Abschluß. Sie ist nicht zuletzt abhängig vom Votum der politischen Parteien im Stadtparlament, das in den nächsten Wochen darüber entscheiden wird, ob die ostpreußischen Johanniter nach Jahrzehnten erstmals wieder ein Krankenhaus in eigener Regie führen werden.

Im Verlauf des Gottesdienstes am folgenden Tag wurden vor dem Altar der 200jährigen Kirche Nieder-Moos Michael Freiherr von Mirbach und Bernd Kunhardt von Schmidt als Ehrenritter, Albrecht Freiherr von Quadt als Anwärter angenommen, während Arved Benefeldt, Graf Richard zu

Eulenburg und Adalbert Freiherr von Rosenberg junior die vom Herrenmeister verliehenen Ehrenritterkreuze umgehängt wurden. Das Heilige Abendmahl, an dem auch die Angehörigen der Ordensritter teilnahmen, beendete den von Pfarrer von Dietz gehaltenen Gottesdienst. Ein interessanter Vortrag über die Orgel im allgemeinen und die 200jährige Orgel in der Nieder-Mooser Kirche, gehalten von Landeskirchenmusikdirektor Opp, schloß sich an. Die theoretischen Ausführungen über Bauweise, Materialien, Klangfarbe und deren Veränderungen wurden durch verschiedene künstlerisch dargebotene Orgelstücke, vorwiegend von Bach und Mozart, untermalt und dem Hörer nähergebracht. Ein gemeinsames Mittagessen beendete auch diesen Rittertag. Der nächste im folgenden Jahr wurde vom Kommandator für das erste Wochenende im Oktober nach Celle einberufen. H.D.B.

Erstmalig Investitur in Bonn

Leitspruch der Ritter des Ordens: „Helfen und Heilen“

Bonn — Zum erstenmal feierten Ritter des Deutschen Ordens Investitur in Bonn. Darüber berichtete der Bonner Generalanzeiger: „Flaggengeschmückt und mit vollem Geläut bot die Bonner Münsterkirche eine prächtige Kulisse, als der auf eine über 700jährige Tradition basierende „Deutsche Orden“ in Bonn zum erstenmal eine Investitur feierte. 15 neue Ordensmitglieder — Familien genannt — wurden in feierlicher Zeremonie in die Schar einiger hundert Priester, Schwestern und Laien aufgenommen, die sich getreu ihrem Leitspruch „Helfen und Heilen“ neben seelsorgerischen Aufgaben dem sozialen Engagement verschrieben haben. Zu den neu investierten Familien zählte auch der Bayerische Minister für Wirtschaft und Verkehr, Anton Jaumann.

Das Bild der Kreuzzüge wurde wieder lebendig, als die Ritter des geistlichen Ordens in ihren schwarzen Umhang-Mänteln mit Ordensblemen vom Kreuzgang in die Kirche einzogen. Durch ein Spalier der Ritter zog deren Hochmeister, Dr. P. Ildefons Pauler (Wien), der 1971 in Rom zum Abt geweiht worden war, in das Kirchenchor ein. Der Investiturfeier assistierten Vertreter des Ritterordens vom Heiligen Grab und des Malteserordens. Den Rahmen gab eine von einem Frankfurter Chor gesungene Messe in G-Dur von Franz Schubert, dessen 150. Todestages gedacht wurde.

In seiner Predigt ermahnte der Hochmeister die Ordensangehörigen, der Schutz-

patronin des Ordens, der heiligen Elisabeth, nachzueifern und wie diese stets ein Beispiel der Nächstenliebe und der ritterlichen Haltung des Mutes zu geben. Wer viel habe, solle viel geben, und wer wenig habe, solle wenigstens gerne geben. In den Statuten des Ordens sei verankert, daß man den Mut aufbringen müsse, auch gegen den Strom der Zeit zu schwimmen, wenn das Gewissen dies erfordere.

Zur Investitur wurden die 15 neuen Familien einzeln namentlich aufgerufen und erhielten, nachdem sie sich mit Handschlag den Ordensregeln unterworfen hatten, als Zeichen ihrer Ordenszugehörigkeit kniend das Ordenskreuz am Bande und den schwarzen Mantel mit dem Ordensblemen auf der linken Brustseite aus der Hand des Hochmeisters.

Ordensangehörige gibt es in Schweden, Italien, Deutschland, Österreich, Jugoslawien und der Tschechoslowakei. In Belgien sind die ersten Schritte zu einer Gründung unternommen. Früher wohnten die Orden in Kommenden. Die Ramersdorfer und die Muffendorfer Kommende in Bonn waren solche Ordenssitze. Mitglied des Deutschen Ordens war auch Konrad Adenauer, der 1958 Ehrenritter wurde.“ -ger-

Ein kritischer Preuße

Dr. Gerhard Krause sprach vor der „Preußischen Tafelrunde“

Flensburg — Die „Preußische Tafelrunde Flensburg“, die vom Kreisverband der vertriebenen Deutschen — Vereinigte Landsmannschaften —, vom Zollernkreis und von der Donnerstagesgesellschaft und Gesellschaft für Wehrkunde e. V. wieder im Hotel Europa durchgeführt wurde, widmete ihre vierte Zusammenkunft dem Gedenken an einen Schriftsteller, der heute wieder zunehmend Publizistik und Literaturforschung beschäftigt. Theodor Fontane (1819 bis 1898), sein Leben, sein Werk, seine Zeit und seine Bedeutung für die deutsche Literatur, wurden vor einem annähernd 250 Personen starken Kreis interpretiert und gedeutet von Ministerialrat a. D. Dr. Gerhard Krause, der sich lebenslang mit dem märkischen Lyriker und Romanschriftsteller beschäftigt und sich nicht zuletzt auch durch seine Mitarbeit an der Fontane-Ausgabe des Flensburger Germanisten Professor Dr. Helmuth Nürnberger in der Fachwelt einen Namen gemacht hat.

„Fontane regt an und beruhigt in einem“, meinte Dr. Krause am Schluß seines komplexen Vortrags, und deshalb sei er nicht nur Episode wie die meisten Schriftsteller und Dichter seines Zeitalters geblieben. „Er spricht noch zu uns und wird auch noch zu den Kommenden sprechen.“ Fontane gilt zwar in der Literaturgeschichte als der ironische Geschichtsschreiber des preußisch-märkischen Adels, als scharfer, oft pessimistischer und geradezu bissiger Kritiker einer Zeit, in deren Realität er sich doch resigniert ergab — von seinem Verhältnis zu Preußen ist aber nach Meinung von Dr. Krause in den Arbeiten über ihn nur wenig die Rede. Für ihn (Krause) ist Fontane ein Preuße, und zwar ein aus Liebe kritischer.

Der gelehrte Apotheker Fontane kam bekanntlich erst in mittleren Jahren über den



Berlin — In einer über den üblichen Rahmen hinausgehenden Veranstaltung überreichte die Frauengruppe der Ostpreußen in Berlin einen von ihren Mitgliedern in monatelanger, mühseliger Arbeit gestickten Wandteppich. Bei der Übergabe an den Vorstand der Landesgruppe Berlin der Landsmannschaft Ostpreußen wies die Vorsitzende der Frauengruppe, Gertrud Bethke, darauf hin, daß die Initiative für diesen Wandteppich von Dora Schwabe, einer Schwester des damaligen Sprechers Reinhold Rehs, ausgegangen sei. Mit über 350 000 Kreuzstichen ist ein Wandbehang geschaffen worden, der sich in den Rahmen der Arbeit „Gestalten und Erhalten“ in hervorragender Weise einfügt. Die Damen Schwabe und Barth führten in einer hervorragend gestalteten winterlichen Reise in Rezitation und Lied durch Ostpreußen. Die alten Bräuche wurden ebenso angesprochen wie die vertrauten heimatischen Stätten. Alle Teilnehmer erhielten durch diese Veranstaltung neuen Ansporn für die weitere Arbeit, und der Vorsitzende der Landesgruppe, Werner Guillaume, dankte den Frauen für die bisher geleistete Arbeit.

ÄRGERLICH...

ist es für den Einsender von Manuskripten wie für Mitarbeiter der Redaktion, wenn die veröffentlichten Texte Setzfehler enthalten. Deshalb unsere Bitte: Schreiben Sie Ihre Manuskripte stets einzeilrig, damit sie gut zu lesen sind, und lassen Sie links einen zehn Zentimeter breiten Rand frei für redaktionell erforderliche Umstellungen. Sie erleichtern uns und der Druckerei die Zusammenarbeit.

DAS OSTPREUSSENBLATT
Redaktion

nen unmittelbar Gott und damit auch der Umwelt und den übrigen Menschen gegenüber. Dieses reformatorische Erbe würde man in das ökumenische Gespräch einbringen. Es sei keine antikatholische Reaktion, sondern eine bewußte evangelische Ergänzung in der Ökumene. Die katholischen Gesprächspartner würden regulär dieses Einbringen verlangen.

Breiten Rahmen nahm die besondere Aktivität der Ostpreußischen Johanniter sowie die seelische und materielle Be-

Sachliche Fragen und Antworten

LO-Informationsstand anläßlich einer polnischen Woche

Augsburg — Die Vorbereitungen zur „Polnischen Woche“ durch die Stadt Augsburg, die erhebliche Gelder dafür bereitstellte, und die Presse, die die Bevölkerung schon lange vorher darauf aufmerksam machte und während dieser Zeit täglich in längeren Abhandlungen darüber berichtete, hat uns, die Kreisgruppe der Landsmannschaften Ost- und Westpreußen, angeregt, als Gegenstück zu den schon peinlich wirkenden Lobhudeleien alles dessen, was polnisch ist, in der Fußgängerzone der Stadt einen Informationsstand über den deutschen Osten aufzustellen.

Er war während der polnischen Woche an allen Tagen (mit Ausnahme des Freitags) von 9 bis 19 Uhr von freiwilligen Helfern, darunter Jugendlichen aus Donauwörth und München, besetzt. Außerdem lagen dort Zeitungen, Schriften und Flugblätter aus, zu denen auch die Landsmannschaften der Schlesier und Pommern Beiträge geliefert hatten. Es war die erste Veranstaltung dieser Art, mit der wir die Öffentlichkeit in Augsburg wieder an den deutschen Osten (Ost- und Westpreußen, Danzig, Pommern und Schlesien) erinnern wollten. Die Menschen sollten sich angesichts der polnischen Propaganda auch mit den deutschen Ostgebieten beschäftigen. Der Erfolg übertraf unsere Erwartungen. Das Spruchband über dem Stand veranlaßte die Fußgänger, stehen zu bleiben, sich der ausgelegten Schriften zu bedienen und mit unseren Helfern ins Gespräch zu kommen. Bereits nach den ersten Tagen waren einige Titel vergriffen; wir mußten dringend „Nachschub“ anfordern und auslegen. Besonders erfreulich

war das Interesse junger Menschen, die sich hier die Auskunft holten, die ihnen bis dahin vorenthalten war. Sachliche Fragen und eben solche Antworten waren es, die unseren Helfern die Zeit nicht lang werden ließen.

Das, was wir mit diesem Unternehmen erreichen wollten, traf ein: Die Menschen beschäftigten sich wieder mit dem deutschen Osten. Besucher haben uns angeregt, im nächsten Jahr wieder etwas Ähnliches durchzuführen. Wir halten es darüber hinaus für dringend angebracht, in allen Städten, in denen es personell möglich ist, derartige Informationsstände an Wochenenden mit dem „langen Sonnabend“ aufzustellen.



Spruchband über der Straße: Fußgänger zum Stehenbleiben veranlaßt

So war die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 15

VON WOLFRAM GIESELER

Es dauert lange, bis endlich der massive Körper hervortritt und von mir als ein starker und alter „Endenhirsch“ mit Schwimmbaut angesprochen werden kann. Mit Erleichterung bitte ich den Gast, zu schießen. Mit einem guten Blattschuß liegt der Hirsch im Feuer. Es kostet anschließend wieder ein hartes Stück Arbeit, mit acht Männern das schwere Tier bis zu einem Kahn zu schleifen und dann bis unter die alte Eiche auf dem Hof meines Forstamts zu schaffen. Wieder erschallt feierlich das „Elch tot“, und mein Gast ist beglückt und begeistert über dieses Erlebnis. — Im Herbst 1945 sollte ich Milch in einem Gefangenlager in Neu-Ulm wiedersehen. Wir drehten unsere Runden um den Kasernenblock und gedachten des gemeinsamen Jagderlebnisses in dem nun so fernen und von den Russen überfluteten, einsamen Elchrevier.

Die Ruhe in Pait tut wohl, wenn alle Gäste zufrieden abgereist sind. Dort verbringen meine Frau und ich noch einige erholsame Tage. An Elfvorräten ist noch genug übrig geblieben. Fahrten in das Revier zur Wildbeobachtung und auf das Haff zur Entenjagd bringen genug Abwechslung, und auch die Arbeitsmädchen freuen sich, noch einige Tage „aufräumen“ und mit uns Kahn fahren zu können.

Meine Frau und ich erleben an einem Abend noch einen erbitterten Kampf von zwei Schaulfeln. Auf einer schmalen und von breiten Gräben eingefassten Schneise zieht uns ein Hirsch entgegen, der ständig mit gesenktem Haupt über einen Graben äugt. Plötzlich spritzt das Wasser hoch auf, und es erscheint ein zweiter Hirsch ebenfalls auf unserer Grabenseite. Schon prasseln beide mit ihren Geweihen aufeinander, und es beginnt ein Kampf, der an Heftigkeit und Ausdauer nichts zu wünschen übrig läßt. Die Kolosse schieben sich vor- und rückwärts, die Lichter verdrehen sich in grenzenloser Wut und Eifersucht. Die Fetter dampfen. Sie kommen uns immer näher, die wir notdürftig hinter einem Busch

sind rund eintausend Hektar wertvolle Kunstwiesen, die mit Hilfe eines großen Maschinenparks unterhalten, neu eingesät und entwässert werden müssen. Einschließlich der ebenso umfangreichen Naturwiesen muß der jährliche Verkauf des Grasschnitts erfolgen. Da sind Hunderte von Grundstücksverkäufen und -ankäufen abzuwickeln, da die stets im Überschwemmungsgebiet gefährdeten Menschen hinter die Deiche umgesiedelt werden sollen und müssen. Bei der Dickköpfigkeit der Partner keine einfache Angelegenheit. Außerdem ist der Forstmeister in zwei Kreisen Forstguts- und Forstamtsvorsteher mit zusammen einhundertsechzig Einwohnern, die weit verstreut wohnen und sich nur aus Waldarbeitern und Forstbeamten zusammensetzen, dazu Deichgeschworener in mehreren Deichverbänden. Viele Forstdienstgehöfte einschließlich Pait bedürfen der Unterhaltung, Hunderte von Kleinparzellen der Verpachtung.

Ich sehe es als eine große Kulturtat des preußischen Staates an, den Elch hier auf einer genügend großen Fläche in freier Wildbahn trotz mannigfacher Gegenkräfte erhalten und planmäßig geschützt zu haben, obwohl es im Lauf der letzten Jahrhunderte oft genug so aussah, als ob mit dem Wisent, dem Bär und dem Lux auch er hier endgültig ausgerottet werden würde. Es gab aber immer wieder energische und weitsichtige Männer, die dies mit Hilfe der preußischen Könige und später des Ministerpräsidenten Braun zu verhindern wußten. Wie mag das heute unter den Sowjets aussehen?

Am 24. September 1938 erliege ich in meinem väterlichen Forstamt Trappönen an der Memel als Gast meines Freundes Angern in Begleitung meiner Frau den letzten ostpreußischen Rothirsch, einen ungeraden Zwölfender. Es ist des Morgens noch stockdunkel, als wir schon auf der mir so vertrauten Kanzel an den Galbräster Wiesen sitzen. Wir lauschen mit Andacht dem vielschichtigen Konzert, das die Brunftthirsche



Waldarbeiter aus Skirwieth: Der Forstmeister ist für viele verantwortlich

Foto Meiser

Deckung genommen haben. Jetzt sind sie nur noch zehn Schritt von uns entfernt. Die Läufe werfen dunkle Moorerde auf, aus ihrem Windfang stößt heißer Odem aus, ächzend und stöhnend erfolgt Angriff und Abwehr. Es geht um Leben und Tod. Beide sind so mit sich beschäftigt, daß sie uns nicht wahrnehmen. Meine Frau befürchtet, von den Kämpfern geforkelt oder getreten zu werden, und so muß ich ein lautes Machtwort sprechen. Der Kampf ist zu Ende, denn einer von den beiden löst sich blitzschnell und springt in den Graben, dessen Wasser hoch aufspritzt. Ein solches Erlebnis haben wohl nur wenige Menschen auf diese kurze Entfernung.

Die Schilderung der vielen Jagderlebnisse könnte bei dem Leser den Eindruck erwecken, daß der Forstmeister in Tawellenbruch nur auf Jagd ging. „Am besten hat's die Forstpartie, die Bäume wachsen ohne sie“, lautet ein bekanntes Scherzwort. Dem ist natürlich nicht so, auch wenn gerade in Tawellenbruch die Jagd und die Elchhege eine große Rolle spielten und das eigentlich Forstliche einfach und unkompliziert ist. Da

um uns herum auf allen Brunftplätzen bei einem kühlen und klaren Herbstwetter veranstalten. Vor uns auf der Wiese schlagen heftig die Geweihe aufeinander, Kampfruf folgt auf Kampfruf. Dann hört man nur noch einen Hirsch, der mit Siegerstolz sein Rudel röhrend und anhaltend hierhin und dorthin treibt. Bei Eintritt des Büchsenlichts steht der Platzhirsch mit seinem Mutterwid deutlich vor uns. Da er eine einseitige und unedle Krone hat, entschieße ich mich zum Schuß. Im Feuer bricht er zusammen. Als wir ihn später mit dem Ackerwagen meines Gastgebers abholen, liegt dicht neben ihm in einem Graben ein zweiter, gut veranlagter Kronenhirsch, der ganz offensichtlich an dem gleichen Morgen im Kampf mit seinem Rivalen geforkelt wurde. Der Stich zwischen die Rippen in das Herz mit einem der Kronenenden des Gegners war tödlich. Nun müssen wir beiden ritterlichen Kämpfern gemeinsam das „Hirschtot“ blasen. Dieser letzte Brunftmorgen in Trappönen bleibt mir besonders wegen dieses tragischen und miterlebten Zwischenfalls unvergeßlich. **Schluß folgt**

Ja, ich bringe es Dir mit.



Das Ostpreußenblatt

Unsere Wochenzeitung ist zu bestellen bei der Vertriebsabteilung, Parkallee 84-86, 2000 Hamburg 13

Jeder kann helfen!

Noch größere Verbreitung für unser Heimatblatt

Jede Woche wird unser Ostpreußenblatt von Tausenden von Menschen gelesen.

Jede Woche bringt Das Ostpreußenblatt Informationen aus aller Welt, Berichte aus der Heimat und Beiträge über das kulturelle und landsmannschaftliche Leben.

Jede Woche 20 Seiten Politik, Unterhaltung, Geschichte, Verbands- und Familiennachrichten.

Jede Woche erreicht die Redaktion aber auch eine Fülle von Briefen, in denen uns Leser mitteilen, daß es immer noch Landsleute gibt, die Das Ostpreußenblatt nicht kennen.

Nun, dem kann abgeholfen werden! Das oben abgebildete Plakat (Format 29,5 x 42 cm) kann jeder Leser kostenlos bestellen. Wir bitten, lediglich den Coupon auszufüllen, auszuschneiden, auf eine Postkarte zu kleben und einzusenden an

Das Ostpreußenblatt

Redaktion

Parkallee 84/86, 2000 Hamburg 13

In wenigen Tagen werden Sie dann die gewünschte Anzahl der Plakate erhalten.

Das Plakat eignet sich besonders gut zum Aushängen in den Verkehrslokalen der örtlichen Gruppen, in Geschäften, Gaststätten, Hotels, Lesehallen, Schaukästen — der Phantasie unserer Leser sind keine Grenzen gesetzt!

Helfen Sie mit, unsere Wochenzeitung Das Ostpreußenblatt weiter zu verbreiten, damit wir noch lange Jahre unsere Leser jede Woche informieren können!

Ausschneiden und auf eine Postkarte kleben

Hiermit bestelle ich kostenlos Exemplare des Plakates Das Ostpreußenblatt. Bitte senden Sie die Plakate an folgende Anschrift:

Name:

Straße:

Wohnort:

Bitte füllen Sie diesen Bestellschein entweder mit Schreibmaschine oder mit Druckbuchstaben aus.

Wandel in der Weltpolitik nutzen

Legationsrat Rupert S. Dirnecker sprach bei der 21. heimatpolitischen Arbeitstagung

Rotenburg — Wenn es den westlichen Ländern gelingt, mit militärischer Abschreckung, politischer, wirtschaftlicher und sozialer Stabilität einen militärischen Ausbruchversuch der Sowjetunion zu verhindern, kann die UdSSR zu der Einsicht gelangen, ihre europäische und weltpolitische Expansion zur Überwindung ihrer inneren Schwierigkeiten abzubauen und den bedrohlichsten Gefahrenherd in Europa — das geteilte Deutschland — zu beseitigen und Deutschland in seine geschichtliche Stellung wieder einzusetzen.

Mit diesen Gedanken bekundete der Hauptredner, Vortragender Legationsrat Erster Klasse, Dirnecker, auf der 21. heimatpolitischen Arbeitstagung in Rotenburg die Notwendigkeit deutscher Ostpolitik und gab damit den Anwesenden Zuversicht für ihre heimatpolitische Arbeit.

Wie stark das Interesse an der heimatpolitischen Arbeitstagung in Rotenburg ist, bewies die große Zahl der Teilnehmer, die trotz des winterlichen Wetters der Einladung der Kreisgemeinschaft Angerburg und ihres Patenkreises Rotenburg (Wümme) gefolgt war und im Institut für Heimatforschung kaum ausreichend Platz fand.

Starke Bindung zum Patenkreis

In seiner Eröffnungsansprache konnte Kreisvertreter Mithaler neben zahlreichen neuen Teilnehmern viele alte Bekannte begrüßen, unter ihnen Frida Todtenhaupt vom Bundesvorstand der Landsmannschaft Ostpreußen, Werner Guillaume von der Landesgruppe Berlin, Frau Bast vom Kreisverband des Bundes der Vertriebenen, und Dr. Nikolei, den Leiter des Rotenburger Ratsgymnasiums. Sein besonderer Dank galt dem Kreistag und der Kreisverwaltung, vor allem Landrat Graf Bothmer und Oberkreisdirektor Dr. zum Felde sowie dem Heimatbund Rotenburg.

Trotz starker Inanspruchnahme ließ Landrat Graf Bothmer es sich nicht nehmen, für kurze Zeit an der Tagung teilzunehmen. In seinem Grußwort wies er auf die starke Bindung zwischen dem Landkreis Rotenburg und dem Patenkreis Angerburg hin und meinte, daß die Tagungsteilnehmer bei dem schneereichen Winterwetter sehr an ihre Heimat erinnert werden, obwohl man nicht extra für dieses Wochenende habe schneien lassen.

Als gebürtiger Oberbayer sei es ihm ein besonderes Anliegen, sagte Rupert S. Dirnecker, der als Soldat von Dezember 1944 bis Mai 1945 in Ostpreußen war, der ostpreußischen Bevölkerung besonderen Dank für die herzliche Aufnahme der Soldaten auszusprechen. Sein Vortrag sei eine Art Dankschuld an die ostpreußische Heimat.

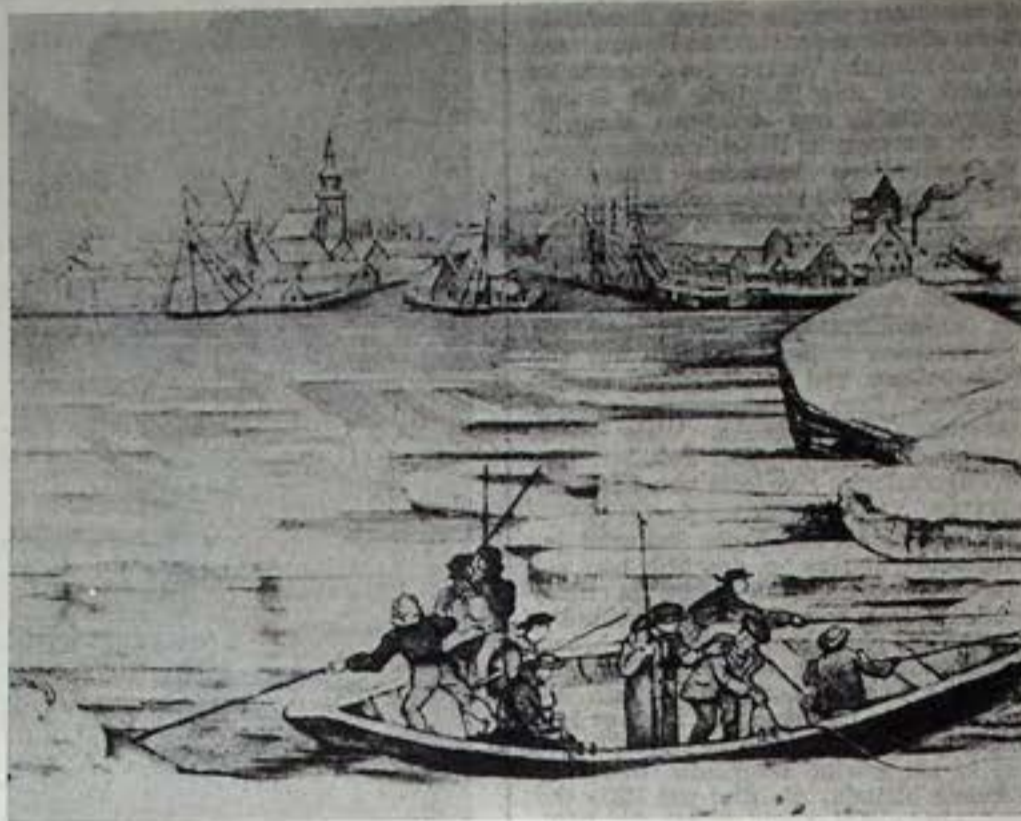
Globale Aspekte und Triebkräfte

Ausgehend von der unveränderten Zielsetzung der sowjetischen Politik, eine weltweite kommunistische Gesellschaftsordnung durch die Weltrevolution herbeizuführen, gab der Redner in seinem Referat „Die sowjetische Außenpolitik und ihre Bedeutung für die Bundesrepublik Deutschland“ einen Überblick über die globalen Aspekte und Triebkräfte der sowjetischen Außenpolitik, die geopolitischen Voraussetzungen, die innenpolitische und wirtschaftliche Lage.

Reges Interesse bei den Zuhörern fand auch das Thema „Kulturarbeit für Ostpreußen in den 80er Jahren“. Dr. Weichbrodt, gebürtiger Danziger und in der Erwachse-

nenbildung tätig, verstand es, in übersichtlicher Form die ostdeutsche Kulturarbeit mit ihren verschiedenen Möglichkeiten umfassend darzustellen. Dabei sei es besonders wichtig, spätestens in den 80er Jahren, wenn die Erlebnisgeneration zahlenmäßig ab-

bücher überwiegend Veröffentlichungen zeitgeschichtlicher Abläufe beinhalten und überwiegend die Heimatvertriebenen ansprechen. Ihr besonderer Wert liege im dokumentarischen Bereich. Da das persönliche Betrachten der gezeigten Gegenstände den



Winterliches Übersetzen nach Memel

Foto aus „Das Buch vom Memelland“, Siebert Verlag

nehme, neue Mitarbeiter für die Kulturarbeit zu gewinnen. Seminare, Tagungen, Heimatstuben und Museen sowie Wanderausstellungen bieten allen Besuchern geeignete Informationen, während Heimatzeitungen und Heimatbriefe sowie Kreis-

Besucher stark anspreche, forderte Weichbrodt, mehr Heimatstuben, möglichst in Nähe vorhandener Museen, einzurichten und ein Verzeichnis aller Heimatstuben zusammenzustellen, um dieses dem Museumsbesucher mitgeben zu können. Dabei sei zu

Journalist, Sportler und Schriftsteller

Markus Joachim Tidick zum 70. Geburtstag — Von der Kurischen Nehrung an den Elbestrand

Emmendingen — Als wir uns zum erstenmal begegneten, Markus Joachim Tidick — wie waren wir jung und voller Ideen und Hoffnungen! Es war, wenn ich mich recht erinnere, in dem neuen Funkhaus in Königsberg, gegenüber dem Nordbahnhof, das damals als das modernste Europas galt. Es war eine unruhige Zeit. Wir mußten uns verdammt viel Mühe geben. Die Arbeit war nicht leicht und ging oft bis in die Nacht hinein. Und vielleicht war jene Zeit, da wir uns die ersten Sporen als junge Journalisten verdienten, bestimmend für unser ganzes weiteres Leben, bis in die Zeiten des Alters hinein, das für Dich wie auch für mich noch eine Fülle von Aufgaben bereit hält. Wir sollten dankbar sein dafür.

Aber Du warst mir nicht nur mit ein paar Jahren im Alter voraus, sondern als Reporter der Hartungischen Zeitung wie der Königsberger Allgemeinen. Du hast es verstanden, den geliebten Sport immer mit Deiner beruflichen Arbeit zu verbinden —

das Segeln, das Eissegeln auf dem Frischen und auf dem Kurischen Haff und auf dem zugefrorenen Schwentzaitsee, wo Du deutscher Meister im Eissegeln wurdest. Wie Du das alles zeitlich miteinander vereinbaren konntest, das ist mir bis heute noch nicht klar, denn Du hattest auch früh Verantwortung zu tragen in Deiner Familie — und Du hast diese Aufgabe sehr ernst genommen.

Ja, und später kam das Fliegen hinzu. Und dann Krieg und Verwundung. Und die Zeit im Lazarett. Damals begannst Du wieder zu schreiben — konntest Du es je lassen? — und es entstand der zauberhafte Roman „Der silberne Wimpel“, in dem Du Deine Liebe zur Kurischen Nehrung, zum Haff, zu den Menschen dieser unverwechselbaren Landschaft so unvergleichlich lebenswahr und doch mit so viel Phantasie eingefangen hast, daß ich meine, dieses Lied der Nehrung wie des Haffes müßte die Zeit überdauern. Ja, ich kann es verstehen, daß alle Deine Boote — vom ersten bis zu dem, das Dich und die Deinen heute über das Wasser bringt — daß alle Deine Boote den Namen „Düne“ tragen.

„Der silberne Wimpel“ heißt der Roman, von dem ich schreibe. Und ich scheue mich nicht, es zu sagen (obwohl wir Journalisten sparsam mit solchen Begriffen umzugehen pflegen), daß dieses Buch zum Hohelied der Kurischen Nehrung geworden ist, jener schmalen Landsichel zwischen Haff und See. Ihrer wechselvollen Geschichte, ihrer Eigenart, ihrer Schönheit, die sie zum Dorado von Künstlern und Schriftstellern werden ließ.

Nach dem Krieg hast Du als Rundfunkjournalist in Hamburg gearbeitet — und Du tust es noch heute. Dokumentarsendungen für das Fernsehen folgten. Atlantik, Skandinavien, Afrika, Amerika. Weithin bekannt wurde Deine Serie „Segeln müßte man können“, die von den meisten deutschen und

erwähnen, daß die Zahl der Museumsbesucher erheblich zugenommen habe und im letzten Jahr rund 30 Millionen betrug. In seinen weiteren Ausführungen zeigte Dr. Weichbrodt die Notwendigkeit der Schaffung eines Kulturzentrums mit hauptamtlichen Kräften auf, damit wieder wissenschaftliche Forschung betrieben und die Menschen zu einem gesunden Geschichtsbewußtsein hingeführt werden können.

Den Vorträgen der beiden genannten Referenten folgten anschauliche Beispiele aus der praktischen Arbeit. In einem einstündigen Farbtonfilm „Ostpreußen heute“, dessen Inhalt er oft unter den größten Schwierigkeiten und persönlichen Gefahren auf sieben Reisen gefilmt hatte, zeigte Studiendirektor Fritz Romoth, wie ein Ostpreuße 30 Jahre nach der Vertreibung seine Heimat sieht. Der Film führte nicht nur die landschaftliche Schönheit Ostpreußens mit ihren waldumstandenen Seen, das Ein- und Aus-tauchen des Schiffes am Oberländischen Kanal, den oft verfallenen Zustand der Gebäude und das trostlose Leben der dort noch wohnenden Deutschen und viele Städte und Dörfer vor Augen, sondern zeigte auch in mehreren Schaubildern aufschlußreiche Daten im Zusammenhang mit der Vertreibung und der Ansiedlung der Polen. In der Diskussion wurden Romoth aus dem Teilnehmerkreis verschiedene Ergänzungen zu seinem für die Öffentlichkeitsarbeit sehr wertvollen Film gegeben.

In sehr gut formulierter und humorvoller Art berichtete Friedrich Schön, wie er dazu kam, das Buch „Ludwigsdorf“ zu schreiben. Den Bericht, der zunächst nur für seine Enkel bestimmt war, hat er auf Bitten vieler Bekannter nach umfangreichen Veröffentlichungsbemühungen im Eigenverlag herausgebracht und ihn „als einen kleinen Beitrag zum Versuch, die lange Nacht des Vergessens aufzuhalten“ beschrieben. Seine Worte weckten ein so großes Interesse bei den Zuhörern, daß fast jeder anschließend das Buch erwarb.

Der Sonnabend-Abend gehörte wie in den Vorjahren dem Schabbern und Singen am offenen Feuer im Heimatmuseum des Heimatbundes Rotenburg, an dem sich, wie Frau Todtenhaupt es in ihren Dankesworten an Oberkreisdirektor a. D. Janßen treffend ausdrückte, „die Ostpreußen so richtig erwärmen können“.

C. F.



Markus J. Tidick

Foto Archiv

vielen ausländischen Fernsehanstalten ausgestrahlt wurde und die später als Buch weite Verbreitung fand.

Bücher, Zeitungsartikel, Rundfunksendungen und Fernsehserien. Viele Beiträge auch für die Leser des Ostpreußenblatts, darunter soziale Themen und die Probleme alternder Menschen. Daten und Fakten stimmen, das innere Engagement ist immer wieder zu spüren.

Und doch: Der Journalist und der Schriftsteller Markus Joachim Tidick, ja auch der Segler, Eissegler und Flieger sind voneinander nicht zu trennen. Du hast nie vergessen, wo Deine Wurzeln sind.

Und der „Silberne Wimpel“, der Roman, der in jeder Zeile die Liebe zu der Kurischen Nehrung und ihren Menschen verrät, ist mir — und vielen, vielen anderen — ans Herz gewachsen als eines der Zeugnisse vergangener Zeit, die unvergänglich bleiben.

RMW

Das Hohelied der Kurischen Nehrung

Markus Joachim Tidick

Der silberne Wimpel

Der ganze Zauber der Landschaft zwischen See und Haff ist in diesem Roman des Königsberger Journalisten und Schriftstellers eingefangen — die Geschichte von Land und Leuten, ihrer besonderen Eigenart.

Zum 70. Geburtstag des Verfassers bieten wir unseren Landsleuten das vorzüglich ausgestattete Buch zum Sonderpreis an. Statt 18,80 DM jetzt nur 9,80 DM.

Die Auflage ist begrenzt — bitte bestellen Sie gleich!

Rautenbergsche Buchhandlung

Postfach 1909 2950 Leer (Ostfriesland)



Hier leben noch Tiere, die mit dem gefährlichen Homo sapiens anscheinend keine schlechte Erfahrung gemacht haben. Darum sind sie so vertraut, wie die Fischottermutter, die gerade mit ihren drei diesjährigen Welpen in Kiellinie vom jenseitigen Ufer auf unser Kahn zuschwimmt, ganz nah im Spiel mit ihren Kindern vor mir Tauchübungen ausführt, mich neugierig mustert und dann leise pfeifend wieder verschwindet. Eine Wasseramsel setzt sich so nahe neben mich auf die Bordwand des Bootes, daß ich sie fast streicheln kann.

In einem lautlosen und schwankenden Flug kommt eine große Rohrdommel angestrichen. Sie, die im Frühsommer als Paarungsruf den weithin hörbaren Brüllton von sich gibt und dabei auch „Große Mooskuh“ heißt, sitzt nun stockstill neben mir am Schilfrand und mustert mich scharf. Dann zieht sie es doch vor, das Weite zu suchen.

Ähnliche Verhältnisse wie hier gibt es noch in der „Tawe-Eszern“, die in der Försterei Meyruhnen liegen und deren Fischerei ich persönlich vom Staat gepachtet habe. Nur in den von mir bestimmten Monaten darf ein von mir bestellter Fischer Reusen stellen, von deren Fang er wöchentlich

So war die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 14

VON WOLFRAM GIESELER

zwölf Pfund Fisch an mich abzuliefern hat. Auf diese Weise bleiben auch diese Gewässer als Laichschongebiet unbedingt ruhig und ein Dorado für alles Wassergetier. An einem warmen und stillen Maitag hatte ich auf diesen Tawe-Teichen einmal das Abtauchen der Bressen miterlebt. Bei strahlender Sonne und absoluter Windstille ist das Wasser auf der ganzen Fläche aufgerührt und in Bewegung gewesen, als wenn es kochte. Tausende und Abertausende von weißbäuchigen Fischen hatten sich im Bogensprung über den Wasserspiegel gehoben, und das Klatschen der breiten, flunderartigen Leiber war weithin hörbar. Das Erleben eines solchen Phänomens bleibt unvergessen.

schönen Herbstnachmittag zu Fuß vom Jagdhaus in Richtung Loye auf, um nacheinander von verschiedenen Kanzeln aus unser Waidmannsheil zu versuchen. Von der dritten Kanzel sehen wir ein Tier mit einem Hirsch, der gerade ein Bad in einem Graben nimmt. Aus der massigen Figur und dem kurzen, wammigen Bart unter dem Hals schließe ich, daß es sich um einen alten Herrn handelt, dessen kümmerliches Stanglergeweih nicht im Verhältnis zu seinem Alter steht. Also ein abschlußreifer, typischer Sechser.

Plötzlich kommt Bewegung in das Bild. Der Hirsch entsteigt dem Graben und „flämt“, d. h. er hebt mit vorgestrecktem Haupt die Oberlippe wohl als Ausdruck von einem stillen Liebeskummer. Und dann treibt er das Tier heftig den Damm entlang genau auf uns zu. Ich gebe den Schuß frei, doch der Gast hat Mühe, auf den treibenden und nun auch schreienden Hirsch abzukommen. Der Schuß bricht, als er unmittelbar unter der Kanzel stehen bleibt, und ich sehe richtig, wie die Kugel auf dem Blatt sitzt. Nach fünfzig Gängen bricht der Hirsch zusammen. In der Ansprache habe ich mich nicht geirrt.

Die quakenden Frösche sind inzwischen längst verstummt

Solchen und ähnlichen Gedanken nachhängend, erwarte ich in meinem Kahn auf den Escherick-Teichen den Morgen. Unbeweglich liegen die großen Blätter der Seerose auf dem Wasser und zeigen damit an, daß kein Fisch unterwegs ist, der auch nur versehentlich gegen ihre Stengel stößt. Die Frösche sind ja längst verstummt, und auch Insekten lassen sich weder hören noch sehen. Noch immer beherrscht der vollrunde Mond mit seinem milden Schein friedlich die Szenerie. Kein Nebel braut heute über dieser Urlandschaft.

Doch nun kündigt sich langsam durch einen immer heller werdenden Streifen im Osten der kommende Morgen an. In der Luft wird es plötzlich lebendig. Über die alten Erlenkronen hinweg fallen im Sturzflug immer mehr Enten auf das Wasser herunter, Hunderte und Tausende. Nun rollen die Schüsse über das Wasser. Neue Ketten folgen. Sie kommen alle vom Festland, wo sie die Nacht über auf den Stoppeln Getreide aufgenommen haben. Jetzt wollen sie, wie gewohnt, den Tag auf den Teichen verbringen. Dazwischen mischen sich Wasserläufer, Rohrdommel, Fischreiher und Wasserbühner, die erschreckt weiter ziehen.

Ein neuer Schöpfungstag ist angebrochen. Gott spricht: „Es werde Licht.“ Und es ward Licht. Die Sonne geht strahlend über den Wassern auf und spiegelt sich millionenfach in allen Wassertropfen, die an den Pflanzen und Spinnweben hängen. Die Kanonade ist verstummt. Die schwierige Suche nach den gefallenen Enten kann beginnen. Auf einer auf Pappe gemalten Windrose hat der Kahnschieber genau notiert, wie viele Breitschnäbel in jeder Richtung liegen müssen.

Meter um Meter arbeiten wir uns weiter, um möglichst viele von ihnen schon mit der Hand aufnehmen zu können, denn für den ungeduldig im Kahn wartenden Hund gibt es noch genug schwere Arbeit, um die geflügelten Enten zu suchen und zu apportieren. Obwohl überall Witterung verbreitet ist, weiß Harras noch so manche zu finden und mit Stolz herbeizubringen, trotz des unbegehbaren, breiigen Moors.

Lebendige Urlandschaft

Als wir drei Jäger uns wieder treffen, ist es inzwischen sieben Uhr geworden. In den Kähen liegen dreißig, ja bis zu fünfzig Enten, darunter Löffel-, Knäk-, Krick-, Moor-, Spieß- und Eisenten, außerdem einige Wasserläufer, Wasserbühner und ein Fischreiher. Eine bunte Strecke. Wegen der zu erwartenden Wärme muß das Wild jetzt „ausgezogen“ werden. Während unseres Frühstückes schaukelt hoch über uns ein Fischadlerpaar seine ruhigen Kreise, und neugierig schaut der bunte Wiedehopf von einem Erlenstamm zu uns herüber.

Was uns dieser Morgen an Schönerm in dieser Urlandschaft bietet, bleibt auf immer in Herz und Gemüt lebendig. Auf einer gemächlichen Rückfahrt, die nun in grellem Sonnenlicht die gleichen Landschaftsbilder an uns vorüberziehen läßt, die wir einige Stunden früher in einem matten und rosigen Mondlicht hatten schauen dürfen, wird uns bewußt, daß nur eine ständige Verbindung mit der fruchttragenden, allseits belebten Muttererde das wahre Glück des Menschen ist.

Es beginnt nun die mit Spannung erwartete Elchbrunft. In den Hauptbrunftgebieten sind die Gräben sorgfältig entkrautet, die Kanzeln instandgesetzt und die zahlreichen Schußschneisen freigehauen.

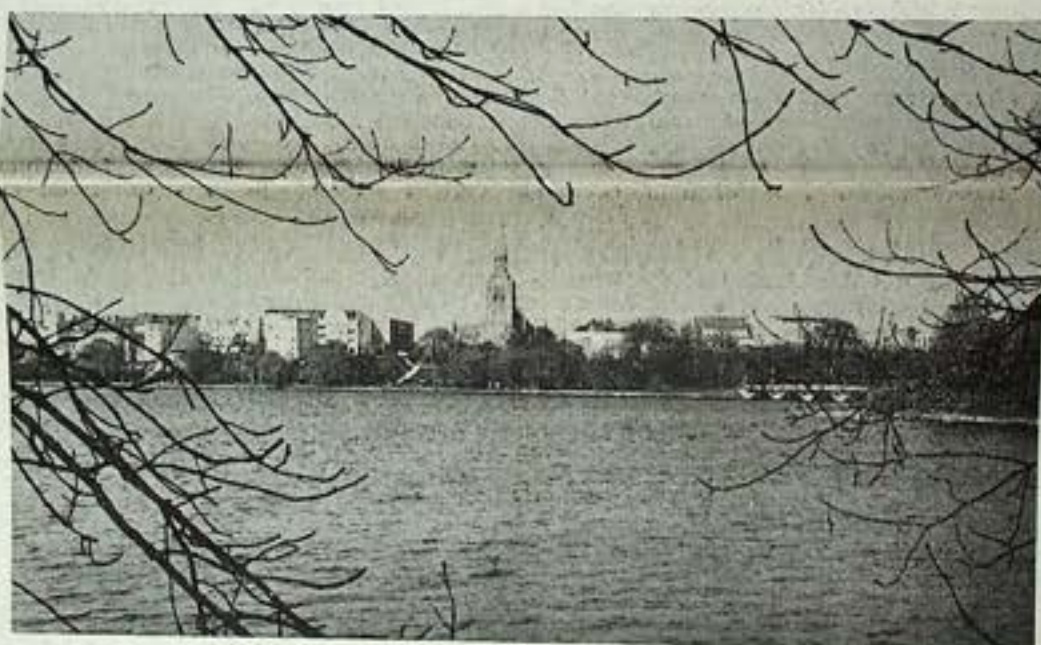
Als erster Staatsjagdgast wird der Senatspräsident der Freien Stadt Danzig,

Arthur Greiser, mit seiner Frau in Pait empfangen. Sie — von Haus aus Pianistin — ist eine zierliche Dame, die es nicht leicht hat, mit dem Millionenheer der Insekten und der Schwierigkeit des Geländes fertig zu werden. Nach zwei vergeblichen Jagdunternehmungen auf „gut Glück“ wegen fehlender Meldungen brechen wir an einem

Großer-Fotowettbewerb:

„Ostpreußen heute“ im Bild

Einsendeschluß: 5. März 1979 — Erste Ausstellung in Köln



Blick auf Lyck: Die Hauptstadt Masurens heute

Foto Kowalzik

Obwohl in unseren Breiten der Schnee zur Zeit noch meterhoch liegt und für Autofahrer und Fußgänger mancherlei Argernis mit sich bringt, werden doch einige unter uns schon an den nächsten Sommerurlaub denken. Pläne werden geschmiedet, Prospekte der einzelnen Reiseveranstalter gewälzt und vielleicht schon das Quartier gebucht. Viele unserer Landsleute wird es jedoch auch in diesem Jahr wieder in die Heimat, nach Ostpreußen ziehen.

In den vergangenen Jahren waren es Tausende, die auf den Pfaden der Erinnerung wanderten, ihren Hof, ihr Haus, ihre Straße oder auch ihre Stadt aufsuchten. Manch einer mußte wehmütig feststellen, daß sein Haus nicht mehr stand, daß es Grünanlagen oder anderen Neuerungen der Polen weichen mußte. Ausbeute dieser Reisen und oft auch die einzige bleibende Erinnerung an die Heimat sind in den meisten Fällen eine große Zahl von Fotografien. Damit aber diese Bilder nicht nur im „stillen Kämmerlein“ schlummern, sondern auch vielen Landsleuten zugänglich gemacht werden können, hat sich die Landsmannschaft Ostpreußen entschlossen, einen Fotowettbewerb unter dem Motto „Ostpreußen heute“ zu veranstalten.

Gesucht werden Fotografien oder Dia-Positive in Farbe oder Schwarzweiß, die Stadt und Land im heutigen Ostpreußen zeigen. Es ist wichtig, daß auf den Fotos typische „Wahrzeichen“, wie Kirchen, Rathäuser, Burgen und Denkmäler deutlich erkennbar sind — Landschaftsaufnahmen, die eigentlich überall entstanden sein könn-

ten, sind nicht erwünscht. Sie müssen auch den typisch ostpreußischen Charakter zum Ausdruck bringen.

Ziel dieses Wettbewerbs ist es, von geeigneten Motiven Poster (Großfotos) im Format 50 x 60 cm herzustellen, die anlässlich des Bundestreffens der Landsmannschaft Ostpreußen in Köln Pfingsten 1979 ausgestellt werden sollen. Es ist ebenfalls daran gedacht, diese Sammlung nach dem Bundestreffen als Wanderausstellung durch die Bundesrepublik „auf Reisen zu schicken“.

Und nun zu den technischen Einzelheiten: Gewünscht werden Papierabzüge im Format 9 x 13 cm oder größer (Negativ-Format 24 x 36 mm — gewöhnliches Kleinbildformat) oder Dias. Aus technischen Gründen ist es nicht möglich, Instamatic- oder Pocket-Formate zu verwenden. Dia-Positive sollten mindestens Kleinbild-Format haben. Außerdem müssen die Negative der Papierabzüge vorhanden sein, die gegebenenfalls angefordert werden können.

Eine unabhängige Jury wird die besten Motive auswählen. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Jedes Motiv, das die Landsmannschaft behält, wird mit 10 DM honoriert. Darüber hinaus erhalten die Einsender der drei besten Fotografien Prämien in Höhe von 300 DM, 200 DM und 100 DM. Alle übrigen Fotos werden zurückgeschickt.

Einsendeschluß ist Montag, 5. März 1979. Einsendungen erbeten an: Landsmannschaft Ostpreußen, Bundesgeschäftsführung, Stichwort Poster-Wettbewerb, Parkallee 86, 2000 Hamburg 13.

Greiser ereilt im Jahre 1945 als Gauleiter in Posen ein entwürdigender und grausamer Tod.

Als zweiter Staatsgast ist aus Berlin der Reichsverweser von Ungarn, Admiral Horthy von Nagybanja, gemeldet. Da es sich um ein Staatsoberhaupt handelt, müssen die um ein Staatsoberhaupt handelt, müssen die notwendigen polizeilichen Sicherheitsmaßnahmen getroffen werden. Das Jagdhaus wird daher ständig durch ein Polizeikommando bewacht. Die von mir für die Dauer des Aufenthalts von Jagdgästen zu deren Bedienung erbetenen und beordneten acht Arbeitsmädchen geraten gefügt darüber in Streit, wer von ihnen im Jagdsaal und wer in der Küche Dienst tun soll. Ich muß da eingreifen und für einen zeitlichen Wechsel sorgen.

Elchjägermeister Kramer

Seine Durchlaucht, die mit einer starken deutschen und ungarischen Begleitung eingetroffen ist, ist eine stattliche, gut aussehende und aristokratische Erscheinung. Ein Kavalier im Umgang mit hoch und niedrig. Ein Waldmann von echtem Schrot und Korn. Am zweiten Tag geht es mit einer — leider — viel zu großen Begleitung in zwei Autos zur berühmten Hindenburg-Kanzel nach Nemonien, wo ein starker Achterschauler bestätigt ist. Wir lassen alle mitgekommenen Personen vorher weit zu rücken und besteigen zu dritt — Horthy, Elchjägermeister Kramer und ich — den Hochsitz. Da sich der Elch nicht zeigt, läßt verabredungsgemäß nach einiger Zeit Revierförster Dischinger das Jagen mit zwei Mann durchgehen, wobei natürlich strenge Weisung besteht, sich auf keinen Fall sehen zu lassen. Tatsächlich kommt nun der Hirsch mit seinem Tier ruhig über die Schneise, erhält die Kugel, ohne zu zeichnen, und verschwindet wieder im Bestand. Beim Überqueren der zweiten Schneise erhält er die zweite Kugel, die ihn zusammenbrechen läßt. Als wir zu ihm treten, ist er bereits verendet. Sichtlich bewegt steht nun der hohe Gast mit entblößtem Haupt vor seinem ersten Elch, ein Bild, das mich tief beeindruckt. Der Elchjägermeister überreicht ihm auf seinem Hut den Schützenbruch, den er mit Dank entgegennimmt. Ich habe indessen Mühe, die Schar der ungestüm herbeigelaufenen Begleiter diskret fernzuhalten.

Ein starker Halbschauler

Erst sehr spät am Abend liegt endlich der Elch, zünftig gestreckt, vor dem Jagdhaus Pait. Vier brennende Holzfeuer beleuchten ihn und seine nächste Umgebung. Waldarbeiter und Forstbeamte sind hinter dem urwüchsigen Recken angetreten, am rechten Flügel stehen die Hornbläser. Im Jagdsaal melde ich dem Gast, daß sein Elch nunmehr vor dem Haus zum Verblasen liege, worauf wir alle gemeinsam hinaustreten, um das eindrucksvolle Bild auf uns wirken zu lassen. Das von Forstbeamten feierlich geblasene „Elch tot“ und „Halali“ hallt durch die dunkle Nacht. Auf diese Weise bezeigen wir dem edlen Wild und dem Herrn über Leben und Tod unsere Ehrfurcht. Welch ein tiefer Sinn liegt doch in einer solchen Zeremonie, die auf einem uralten deutschen Brauchtum beruht.

Nach Kriegsende ist Horthy auf abenteuerliche Weise nach Portugal geflüchtet, wo er 1957 gestorben ist.

Als dritter Gast erscheint in Pait Reichsarbeitsführer Hierl, der von Göring anlässlich seines 60. Geburtstags auf den Elch eingeladen ist. Sehr schnell erlegt dieser unweit des Jagdhauses mit sauberem Schuß einen starken Halbschauler.

Hirsch mit Schwimmhaut

Als letzter Gast kommt der Fliegergeneral und spätere Generalfeldmarschall Erhard Milch. Die Brunft ist bereits stark im Abflauen, die täglichen Meldungen bringen ein mageres Ergebnis. Auf gut Glück setzen wir uns eines Morgens in Kastaunen auf eine Kanzel und hoffen auf Waidmannsheil. Ein stiller und klarer Herbstmorgen kündigt sich an, als die Sterne am Firmament verblassen und sich der Himmel im Osten zunehmend rot färbt. Enten klingeln vorüber, eine Schneepfe hatet eilig zu den Meyruhner Bergen. Kraniche begrüßen laut trompetend den kommenden Tag und erhalten Antwort von anderen, die bereits zur Pamurgis ziehen, um dort gemeinsam den Geschwaderflug für die spätere Reise zum Süden zu trainieren. Als die Konturen allmählich in der Umgebung deutlicher hervortreten, zeigt sich kein Stück Wild weit und breit. Erst nach einer Stunde werde ich, etwa hundert Meter vor mir, auf eine Bewegung hinter einem Erlenbusch aufmerksam und erkenne mit dem Glas einen Elchkopf mit den sich bewegenden Lauscharten. Stundenlang muß dieses urige Tier dort absolut still gestanden haben. Fortsetzung folgt

Landgang in Pillau

Liebe Landsleute und Heimatfreunde! Etwas ganz Lustiges möchte ich euch erzählen, wenn ihr nur zuhören wollt. Es sind die Erlebnisse zweier Kraxtepeller Kutterfischer während eines Landgangs. Besser ist, ich stelle sie euch erstmal vor: Da ist mein Bruder Fritz, den sie „der Kahle“ nannten. Das bezog sich auf seinen kahlen Kopf; außergewöhnlich daran war nur, daß er diesen schon in ganz jungen Jahren bekommen hatte. Fritz war ein hagerer, aber zäher Bursche. Viele Jahre Seefahrt auf Segelschiffen und Frachtern, dazu im Ersten Weltkrieg auf einem U-Boot, all das hatte ihn hart gemacht.

Hans, sein Kompagnon — Bär oder Klotz, wie sie ihn nannten — war von oben bis unten lang behaart und hatte 120 Kilo Gewicht. Er war einfach eine Wucht, immer fröhlich und immer zu Streichen aufgelegt.

Als die Strandfischerei unrentabel wurde, kauften die beiden sich einen Kutter, um von Pillau aus die Fischerei zu betreiben. Die Fänge waren reichlich, und so kam es, daß ihnen das Geld während gelegentlicher Landgänge recht locker in der Tasche saß. Schon im voraus wurden ein paar Appetitanreger, wie sie sagten, zur Brust genommen. Sehr oft tat es auch bitter Not. Die Fischerei ist mit das schwerste Brot. Achtzehn Monate war ich vor Antritt meiner Lehre auf dem Kutter. Sturm und Seegang, dann naß bis auf die Knochen, Tage und Nächte keinen Schlaf.

Nachdem sie an dem oben erwähnten Tag die Fische in der Genossenschaft abgeliefert hatten, gingen die beiden, ohne sich umzuziehen, ungewaschen, unrasiert in die nächstliegende Kneipe. Hatten nicht einmal Zeit, sich der schweren Seestiefel zu entledigen. Nach längerem Aufenthalt machte sich der Hunger bemerkbar. Grund genug, diese Kneipe zu verlassen. In einer Schlachtereie kaufte Fritz einen Ringelwurst. Aus der Bäckerei kam Hans mit einem in zwei Teile geschnittenen Fladen, den er sich so halbwegs unter den Arm geklemmt hatte.

Gustav Krafft

Ein kleines, sauberes Städtchen, etwa 20 Kilometer von der Grenze entfernt, so ist mir Pillkallen immer noch in Erinnerung. Später erhielt es ja den vornehmer klingenden Namen Schloßberg. Mir ist es als Pillkallen immer noch lieb und wert. Mit seinem großen Marktplatz und den Geschäftshäusern rundherum — Baucus-Mantelner, Krafft, Riedelsberger und an der anderen Seite Webers Hotel, Breslauer Hof und weiter herum der Vorschuß-Verein, Kuhrs Apotheke, Kaufhaus Triebel. An der Ecke Stallupöner Straße lagen die Lebensmitteläden mit Gasthof Reinecker und Ludas. Nicht zu vergessen der „Bullenwinkel“ mit unserem alten Schlossermeister. Sein Name ist mir leider nicht mehr in Erinnerung, aber ich höre noch seinen lieben Gruß: „Einen schönen juten Morjen! Wünsche auch wohl jeruht zu haben!“

Ich bin zwar nicht direkt in Pillkallen geboren, nur etwas abseits — in Karczarningen. Wie oft sind wir mit der Mutter in die Stadt zum Wochenmarkt gewandert! Was es da für die Kinderaugen zu sehen gab:



Elsegeln in Masuren: Bei den Wettbewerben waren immer viele Reporter anwesend
Foto Haro Schumacher

Nach längerem Marsch — mit Gesang — stehen die beiden völlig unerwartet vor einem Restaurant oder Kasino. Ein felnes Ding, wie sie feststellen. Aber trotz ihres Aufzuges schlurften sie hinein. Eine Tür und noch eine, dann ein Saal. Große, kristallene Leuchter hängen unter der Decke. Hohe Fenster, davor grüne Vorhänge. In gleicher Farbe der schwere Teppich. Es ist eine Pracht. Überall auf den Tischen stehen Flaschen und Gläser. Wahrscheinlich wird hier nur Wein getrunken. Was aber besonders auffällt, sind die fein aufgeputzten Damen. Aber auch die Herren können sich in ihren maßgeschneiderten Offiziersuniformen sehen lassen. Kellner, gekleidet in feine, schwarze Anzüge, eilen von Tisch zu Tisch. Alles Geschehen wickelt sich fast geräuschlos ab. Sagen wir — auf die vornehme Art.

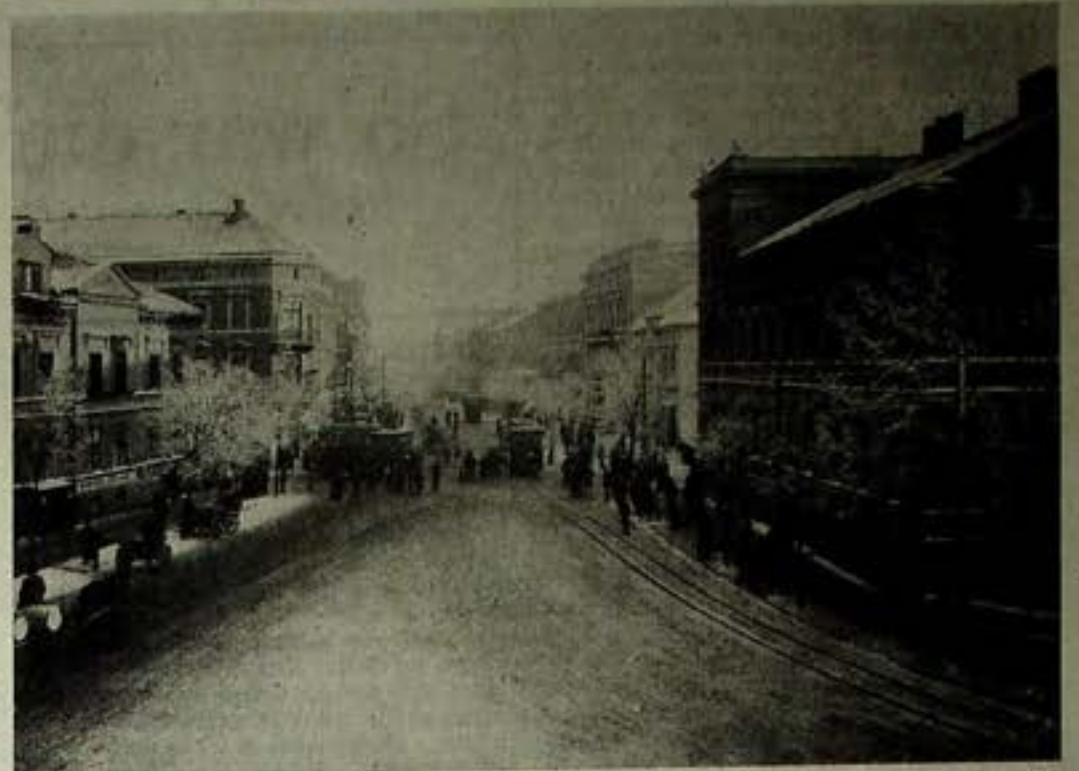
Aber — und das ganz plötzlich — ist eine fast beängstigende Stille eingetreten. Was ist geschehen? Sind doch ganz unverhofft zwei Individuen in den Saal gekommen, verbreiten einen Geruch von Tran und Fisch. Sie bleiben stehen, schauen in die Runde und derjenige, der wie ein Bär aussieht, zeigt noch ein breites Grienien — wenn auch wegen seines Bartes vom Gesicht wenig zu sehen ist. Es kann auch Ausdruck der Freude gewesen sein, denn die beiden haben mitten im Raum einen Tisch entdeckt, an dem niemand sitzt. Fritz steuert auch gleich darauf los, während Hans noch zögert und schwitzt. Der lange Weg mit den schweren Stiefeln hat ihm zu schaffen gemacht. Den Hemdkragen geöffnet — behaart — ein Untier... Was bleibt ihm übrig? Er marschiert hinterher. Fritz ist inzwischen schon dabei, die Wurst einzuteilen und gleich auch den Kuchen. Immer noch diese beklemmende Stille. Verstohlene Blicke von vielen Seiten, dazu ein leises Kichern. Mehrere Kellner stehen vor dem Ausschank — das läßt auf eine gewisse Ratlosigkeit schließen...

Aber etwas muß doch geschehen! Da kommt einer von ihnen auf den Tisch zu

Plauderei über Pillkallen

die Tische mit den Auslagen, die Bauernwagen mit Obst und Gemüse und dann der Schweinemarkt. War das ein Gequleke und Gezappel! Und erst der Jahrmarkt! Wenn die Schiffsschaukeln bis über die Dächer hoch flogen und die Marjellens kreischten und jauchzten... Wir kleineren Kinder waren immer froh und stolz, wenn wir auf einem Schimmel unsere Runden fahren durften. Oder wenn wir mit den Eltern an Sonn- und Feiertagen zur Kirche gingen. Wie schön war es doch immer in unserer Kirche mit dem hohen, holzgeschnitzten Altar! Besonders an den großen Festtagen wie etwa zu Weihnachten, wenn neben dem Altar ein großer Lichterbaum stand und an jeder Bank ein Lichtchen brannte, oder zu Pfingsten, wenn die ganze Kirche im Birkengrün prangte, war es immer sehr feierlich.

Aber auch die anderen Festlichkeiten waren für unsere Stadt immer etwas außergewöhnlich Schönes. So 1913 die Einhundert-Jahr-Feier des Befreiungskrieges und 1924 die Zweihundert-Jahr-Feier unserer Stadt. Das kann man kaum beschreiben, das muß



Tilsit: Hohes Tor und Hohe Straße im Winter

Foto Archiv

*Tilsit, du Stadt ohnegleichen,
am silbernen, mächtigen Memelstrom.
Dein Antlitz vor langen Zeiten
prägten die stolzen Prußen schon.*

*Dein Memelwasser ward Schicksal
für das ganze deutsche Land,
als Königin Luise
Napoleon reichte die Hand.*

*Wenn Boydake hochbeladen
zogen samt Flößern vorbei,
deine stolzen Türme klagten
dein Leid und Wehgeschrei.*

*Als man dein Kind dir genommen,
und du mit leerem Blick,*

*schaufest über die Weiten
in das Memelland zurück.*

*Was deine Bürger schafften
in Lieb und Fleiß und Treu,
deine sauberen Plätze und Straßen
Zeugnis dafür sei.*

*Man riß uns aus deinem Herzen,
darin wir wohl geruht,
mit tausend Wunden und Schmerzen
sind wir doch auf der Hut.*

*Unsere Treue soll in uns wohnen,
soll wachsen und werden stark.
Du kennst uns alle, weißt bestens,
wie unser Herz und Mark.*

Asta

und fragt höflich, was die Herren wünschten. „Zwei Bier!“ sagt Hans und zeigt gleichzeitig mit seinen Pranken die Größe der Gläser an. Schon machen sich die beiden Hungrigen über die Wurst und den Kuchen her. Einige der Gäste mögen sie um den Appetit beneidet haben. Schließlich stehen die beiden auf. Alles, was sie

zurücklassen, sind ein paar Krümel. Fritz steckt dem Kellner etwas in die Hand — so im Vorbeigehen. Ein kurzer Blick des Kellners genügt. „Besuchen Sie uns recht bald wieder!“ Und mit einer leichten Verbeugung verabschiedet er sie.

Während des Heimgangs suchen die beiden Fischer noch einige Kneipen auf. Irgendwo in einer Straße lehnt Hans sich gegen ein Schützgitter — das Ding sitzt nach, lautes Gekfirren. Hans ist in das Fenster eines Schlachterladens gestürzt, es ist derselbe Laden, in dem sie vor Stunden die Wurst gekauft hatten.

Das Geschrei der Frau des Inhabers lockt die Bewohner der nächstliegenden Häuser an die Fenster. „Dieb!“ schreit jemand. „Haltet sie fest!“

Während Fritz dabei ist, Hans aus dem Fenster zu ziehen, erscheint der Meister, bewaffnet mit einem Knüppel, und schon nach kurzer Zeit erscheint ein Gendarm am Unfallort. Nach längerer Debatte ist jedoch alles auf friedliche Art geregelt.

Die beiden Fischer setzen ihren Weg fort. Der Gendarm im Nachtdienst — er weiß auch nichts Rechtes mit sich anzufangen — zottelt nun unauffällig hinterher. Im Fischereihafen angekommen, klettern die beiden auf ihren Kutter. Nach allem, was sie „getankt“ haben, sind sie doch noch recht sicher auf den Beinen. Während Fritz schnell untertaucht und vielleicht schon schläft, klettert Hans auf das Dach des Steuerhauses. Sitzend singt er von oben mit lauter Stimme ein Lied, das unendlich viele Strophen hat. Vorerst geht alles gut. Der da oben ist vergnügt. Der Mond lächelt über die kleinen Untaten der Menschen und streut so nebenbei sein mildes Licht in die alten Straßen.

Silbern glänzen die Dächer. Das Wasser plätschert gegen die Bordwand. Ein Kater hat sich eingefunden. Er läuft auf der Kaimauer hin und her. Wahrscheinlich sucht er eine Partnerin. Stimmlich ist er keine Konkurrenz für Hans...

Der Gendarm taucht aus dem Dunkel auf und steht vor dem Kutter. Er hat für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Unbeeindruckt bezeichnet er den Gesang von Hans als ruhestörenden Lärm. Der recht behäbige Hüter des Gesetzes ist in einer hilflosen Lage. Er wird kaum wagen, auf das Steuerhaus zu klettern, und so schlägt er jetzt einen anderen Ton an. Verlegt sich aufs Bitten. Mit Erfolg, denn plötzlich ist der Sänger aufgestanden. Singt jetzt aus Leibeskräften noch eine Strophe — es war wohl die letzte? — verstummt und verschwindet fast unsichtbar unter Deck.

Nachtwind ist aufgekommen. Er vereint nun all die Stimmen und Geräusche, trägt sie um Giebel und Erker der alten Häuser, wo sie verklingen. Da sich nichts mehr ereignet, ist auch der Mond weitergewandert, und in völlige Dunkelheit gehüllt, schläft das schöp alte Pillau.

man miterlebt haben! Doch es kam der Erste Weltkrieg, und wir mußten die Heimat verlassen.

Als wir 1915 heimkamen, wie sah da unsere Stadt aus! Überall Trümmer, rund um den Marktplatz Ruinen. Ein trauriges Bild. Doch preußischer Fleiß und Zähigkeit gingen sofort ans Werk, und der Wiederaufbau begann. Von überall her kamen die Architekten. Auch ich durfte im Architekturbüro am Aufbau mitwirken. Unsere Stadt erstand wieder in neuem Glanz. Doch die Inflation nahm ihren Fortgang, und auch ich wurde — wie viele unserer Landsleute — arbeitslos. Aber schon am 1. August 1924 konnte ich meine Tätigkeit als Büroangestellter aufnehmen und zwar beim Arbeitsnachweis, zuerst in der Viktoriastraße und nach unserem Umzug in der ehemaligen Präparandenanstalt in der Schirwindter Straße. 1930 habe ich dann geheiratet, und wir bekamen eine Wohnung bei Hilperts in der Gartenstraße nahe beim Mühlenberg. Von hier konnte man mühelos den „Gipfel“ erreichen, während man von der anderen Seite unter großer Anstrengung hinaufkraxeln mußte.

Dank der Initiative des Herrn Konrektors Kumbstaller wurde unser Mühlenberg zu einem wahren Schmuckstück. Von der Gartenstraße führte terrassenförmig eine Treppe zwischen Grünflächen hinauf. Oben waren zwischen Sträuchern und Blumenbeeten Ruhebänke aufgestellt. Eine besondere Würdigung verdienen unsere Anlagen. Hier konnte man nach Herzenslust weite Spaziergänge machen oder auf gemütlichen Bänken der Ruhe pflegen. Sei es nun infolge Respektierung folgender Tafelaufschriften, wie „Für jeden Müden eine Bank, für jedes Ohr ein wenig Klang. Für jedes Auge eine Blume, zu allgemeinem Eigentume, für Herz und Sinn ist alles schier, doch für die Finger ist nichts hier!“ oder „Wer Glas, Papier und alte Tüten und alles was er sonst nicht braucht, hier von sich wirft, wird fünf Minuten in kaltes Wasser eingetaucht“, oder aus Anständigkeit der Spaziergänger — unsere Anlagen blieben sauber. Man konnte wandern bis zum Schützenhaus und weiter über die Stallupöner Straße in den Stadtwald und noch weiter in den Schaarener Wald, wo man Blumen pflücken und Pilze sammeln konnte.

Im Juli veranstaltet das staatliche Forstamt einen Betriebsausflug nach Rossitten auf der Kurischen Nehrung, an dem alle Forstbeamten, Angestellten und Waldarbeiter mit ihren Angehörigen teilnehmen. Bei strahlendem Sonnenschein gehen morgens in aller Frühe über zweihundertfünfzig Personen vor dem Gasthaus Ebner in Tawellenbruch an Bord eines über und über mit bunten Wimpeln geschmückten Raddampfers. Eine Musikkapelle unterhält die Gäste, die sich in einer frohen und erwartungsvollen Stimmung die Gilge und den Nemonienstrom abwärts auf das Haff fahren lassen. Dann überqueren wir, begleitet von zahlreichen Möwen, dieses seichte und größte deutsche Brackwasser mit 1613 Quadratkilometern und die „Sahara Europas“, die mehr als zwölf Kilometer lange Wanderdünenkette der Nehrung rückt immer näher. An der größten „Oase“, dem Dorf Rossitten, geht es nachmittags an Land. Die unter ihrem „Vogelprofessor“ Thienemann weltberühmt gewordene Vogelwarte sowie die wegen ihrer besonders günstigen Windverhältnisse hier stationierte Segelflieger-

ren, was für die Kahnschieber keine leichte Arbeit ist.

Die vor uns in großen und kleinen Schöfen, aber auch einzeln aufsteigenden Enten werden beschossen. Manche stürzt getroffen ins Wasser, andere werden gefehlt. Die Kahnschieber verstehen es, im Augenblick des Schusses den Kahn stillzuhalten, damit der Schuß nicht „verwackelt“. Auch wissen sie immer genau, wo die getroffene Ente niederfällt, so daß man sie auffischen kann, sofern sie bereits verendet ist. Andernfalls muß Harras die Nachsuche aufnehmen. Eine harte Arbeit für ihn, da er den Sumpf weder durchschwimmen noch unter den Läufen festen Boden finden kann. Zu hunderten, ja tausenden streichen die aufgeschreckten Enten in großer Höhe über uns hinweg, desgleichen Fischreiher, Rohrdommeln und Wasserhühner. Eine ständig wehende, frische Brise bewegt das bis zu zwei Meter hohe Schilf in immer neuen Wellen.

Trotz regelmäßig im Frühjahr vorgenommener Teerung sind die Kähne meist nicht ganz wasserdicht. Mit einer kleinen Holzschaufel, der „Pille“, muß das Wasser daher von Zeit zu Zeit ausgeschöpft werden. Dabei hat an heißen Tagen mancher Kahnschieber die Angewohnheit, die Schaufel an den Mund zu setzen, um seinen Durst zu löschen. Nun, das modrige Teerwasser ist ihnen anscheinend immer gut bekommen.

Während einer ausgiebigen Mittagspause verspelen wir die mitgebrachten und obli-gaten Räucheraale mit frischen Brötchen, dazu gibt es einen kräftigen Schluck aus der Schnapsulle. Man genießt die warme Sonne in den nebeneinanderliegenden, in leichtem Wind schaukelnden Booten, erzählt sich Geschichten oder lauscht dem unermü-dlichen Gesang des Rohrsängers. Die leicht



Eisschollen auf der Gilge: Der Strom ist wieder offen

Foto Daudert

In Europa einzigartiger Blick

schule werden besichtigt. Bis zu fünfzig Meter hohe, weiße Wanderdünen, vom Seewind aufgetürmt und haffwärts steil abfallend, umgeben Rossitten. Es ist ein überwältigender und in Europa einzigartiger Anblick, wenn man auf ihnen steht und nun die ständig wechselnden Farben auf dem Meer, dem Haff und dem ewig rieselnden Sand sieht. Das bekannte Wort Wilhelm von Humboldts aus dem Jahre 1809, das einem ein wunderbares Bild in der Seele fehle, wenn man die Kurische Nehrung nicht gesehen habe, kommt mir in den Sinn. Im Osten, weit am Horizont, schimmert das Ufer unserer Ebniederung. Nach Norden und Süden aber verfolgt unser Blick das schmale und gestreckte Band der 97 Kilometer langen Nehrung. Wer kann heute, dreißig Jahre nach unserer Vertreibung, trotz der in die entferntesten Länder führenden, modernen Reiseweile dieses großartige und einmalige Fleckchen Erde in voller Freiheit aufsuchen und genießen? Hier stehen Raketen, auf Europa gerichtet. Darum ist die Nehrung militärisches Sperrgebiet, und niemand darf sie aufsuchen. Wie lange?

Nach der Getreideernte im Juli und August gibt es eine Reihe stürmischer Tage, die eine erfolgreiche Jagd auf Enten erwarten lassen. Die Jungenten sind inzwischen flügge geworden. Sie streichen schon hin und her und liegen bei unruhigem Wasser besonders gern in den dichten und breiten Schilfholmen am Haffufer. So fahre ich denn eines Tages mit zwei Gästen zur Försterei Loye, wo jeder von uns einen der bestellten

Lautlos durch die Wildnis

Kähne besteigt, die von je einem Kahnschieber gestakt oder vom Heck aus mit nur einem Ruder geschickt gelenkt und gleichzeitig gerudert werden. Lautlos gleiten unsere Boote durch eine wahre Wildnis von Binsen, Schilfrohr und vielen anderen Wasserpflanzen. Nur die Bugwelle gluckst gegen die schwarz geteerte Holzwand. Große und kleine Wasservögel aller Art lassen ihre verschiedenartigen Rufe hören. Das Ruder erzeugt nur bei der Berührung des Kahnes einen leisen und dumpfen Ton. Schließlich formieren wir uns, um in breiter Front die dichten Schilfgürtel zu durchfah-

gekräuselte, weite Wasserfläche des Haffs findet ihre ferne Begrenzung durch das grauschimmernde Band der Nehrung. Flotten von fischenden Kettelkähnen scheinen sich nicht weiter zu bewegen. Welch Zauber der Landschaft in einer noch vom Menschen unbeeinflussten Natur. Welch wohltuende Stille ringsum.

Wir setzen die Entensuche bis zum Abend fort. Als die Sonne rotglühend im Wasser untertaucht, sitzen wir, weit getrennt, in unseren Kähnen, die wir gut getarnt in einen Schilfholm gezogen haben, um den Abendstich wahrzunehmen. Die mit dem Wind anfliegenden, kleinen Krick- und Knäkenten sind besonders schwer herunterzuholen. Man muß da schon ganz gehörig vorhalten, um sie zu treffen. So mancher Schuß geht daneben.

Als es dunkel geworden und das Flinterlicht erloschen ist, erlebe ich noch ein seltsames Bombardement. Es pfeift, es rauscht und es sirrt tausend- und abertausendfach plötzlich in der Luft. Vom Himmel stürzen und fallen ausgerechnet auf meinen Kahn und seine Umgebung ungezählte Stare, die hier im Schilf übernachten wollen. Das einzelne Tier achtet dabei im Anflug nicht darauf, wo es landet. Und so lassen sie sich im Kahn, auf der Bordwand, ja auf meinem

Hut nieder oder klammern sich einen Augenblick an meinen Lodenmantel, bis sie den Irrtum erkennen und erschreckt davonschieben. Immer neue Scharen folgen, wenn die ersten verschreckt sind. Ein tausendfaches Gekreisch der entsetzt Davonfliegenden erfüllt die Luft. Stare und Menschen sind froh, als das ungewollte Zusammentreffen sein Ende gefunden hat. Wie auch

Wenn dann vorher Revierförster Kührke meldet, daß der Weg frei ist und „die Entenfedern bereits die ganze freie Wasserfläche bedecken“, ist es soweit. Kurz nach Mitternacht breche ich mit einem Jagdgast im Auto auf, um über die Fähre bei Rauterskirch zum Jagdhaus Palt zu fahren. Dort empfängt uns um ein Uhr nachts am Paltfluß der Revierförster mit drei Kähnen und je einem Kahnschieber. Jeder von uns besteigt ein Boot, auf dessen Boden Stroharben zum Ausruhen liegen. Nun kann die stundenlange Fahrt beginnen.

Wohlig streckt man sich auf der Strohschütte aus und schaut in den sternbedeckten und klaren Herbsthimmel hinein, der von einem stahlenden Vollmond überglänzt ist. Niemand spricht mehr; denn die Szenerie, die an uns vorübergleitet, ist zu überwältigend. Das dunkle Wasser des Paltflusses führt uns zunächst durch silbrig glänzende Wiesen, auf denen ein leichter Nebeldunst liegt. Auf ihm kann unsere kleine Flotte noch zügig dahingleiten. Dann aber biegen wir links in den Kerschauer Graben ab, der unter den Kronen hoher Erlen verläuft und daher ganz in einem tiefen Schatten liegt. Die Männer stoßen unsere Fahrzeuge mal vom rechten, mal vom linken Ufer mit ihrem Ruder vorwärts. Das Mondlicht wirft durch das dicke Geäst seinen mosaikartigen Schatten auf Was-

So war die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 13

VON WOLFRAM GIESELER

bei den Menschen vernebelt der blinde Herdentrieb den Staren die instinktsichere und bedachte Handlungsweise des Individuums.

Den dunklen Schilfrand entlang gleiten in tiefer Nacht schließlich unsere Kähne heimwärts. Der westliche Abendhimmel hat seine letzte Helle verloren. Von fern her leuchten die Lichter einiger Leuchttürme,

Im Sturzflug fallen die Enten auf das Wasser herunter

nach denen sich unsere Kahnschieber orientieren. Es ist erstaunlich, wie sicher sie die Einfahrt durch den Schilfgürtel zur Försterei Loye wiederfinden.

Solch ein Tag auf dem Haff erfreut und stärkt wirklich Herz und Sinne.

Kurz vor der Eichbrunft, also in den ersten Tagen des September, steigt noch eine ganz besonders eigenartige, jagdliche Expedition, deren ich hier gedenken möchte. Ich meine den Morgeneinfall der Enten auf den mitten in meinem Revier gelegenen und sehr schwer zugänglichen Escherick-Teichen oder „Eszer“. Da die Zufahrt dorthin in jedem Jahr durch das Hochwasser und schwimmende Inseln verändert oder gar abgeriegelt ist, muß sie jährlich vorher neu erkundet und notfalls von Waldarbeitern freigemacht werden.

ser und Sumpf. Und nun verlassen wir auch diesen noch von Menschenhand geschaffenen Graben und gelangen in ein wahres Labyrinth von gewundenen, wechselnd breiten natürlichen Wasserrinnen, wobei die Kähne an besonders flachen und engen Stellen sogar über Land gezogen werden müssen. Ein abenteuerliches Unternehmen! Ein Rätsel für uns, daß in der Nacht die Kahnschieber den rechten Weg finden.

Nach einer mehr als zweistündigen Fahrt fahren wir endlich in die mondüberglänzten, weithin zugewachsenen und stark ver-sumpten Teiche ein und verteilen uns auf den seit Jahren bekannten „Fürstenständen“. Der Kahnschieber drückt schaukelnd das Boot rückwärts tief in das hohe Schilf hinein, so daß ich gerade noch vom vorderen Sitzbrett aus eine freie Wasserfläche übersehen kann. Dann tarnt er sich und das Fahrzeug mit eingeknicktem Schilfrohr von den Seiten her, so gut es geht.

Erwartungsvoll sitze ich auf meinem Brett, die Flinte geladen und neben mir griffbereit einhundert Schuß Munition. Harras ist ganz still hinter mir, voller Spannung und Aufmerksamkeit. Weiß er doch genau, worum es geht. Noch herrscht weit-hin Stille ringsum. Ab und zu quakt eine Ente oder ruft ein Wasserhuhn. Ein wohl schon brunftig gewordener Elch planscht durch den Bestand, in dem das Wasser steht. Eine große Eule, wohl eine Waldohreule, streicht lautlos am Teichrand entlang, der Vollmond spiegelt sich silbern im blanken Wasser, das nur durch einen springenden Fisch bisweilen ein wenig in Unruhe gerät.

Die „Escherick-Eszer“ werden nur zwei- oder dreimal im Jahr von uns Entenjägern aufgesucht. Sonst betritt oder befährt schon wegen ihrer Unerreichbarkeit und Unzugänglichkeit niemand jemals diese Gegend. Die Fischerei ist nicht verpachtet. In einer unberührteren Umwelt als hier können Pflanze und Tier wirklich nicht leben. So gibt es doch tatsächlich in Deutschland noch ein Fleckchen Erde, auf dem der Mensch nichts zu sagen hat.



Fähre bei Nemonien (Elchwerder): Wichtigstes Verkehrsmittel

Foto Mauritius

Den Kälterekord hält Königsberg

Das Wetter im Dezember in Ostpreußen analysiert Diplom-Meteorologe Wolfgang Thüne

Mainz — Rangiert im Sommer im Mittelpunkt des Interesses der Sonnenschein, so ist es im Winter eindeutig der Schnee. Dies betrifft nicht nur Wirtschaftszweige wie die Mineralöl- oder Salzindustrie. Es ist ein allgemeiner Wunsch des Menschen. In der Sehnsucht nach weißer Weihnacht kommt dieser am klarsten zum Ausdruck. Kaum aber ist der herbeigesehnte Schnee Wirklichkeit, da gerät er bereits in Interessenkollision mit anderen Bedürfnissen des Menschen und er wird schnell wieder hinweggewünscht. Denn die Dosierung hat der Mensch nicht im Griff, geschweige denn die Kopplung von Schnee mit anderen Wetterelementen wie beispielsweise Wind und Sturm. Da zeigt sich plötzlich die unverändert vorhandene Verwundbarkeit unserer technisierten Welt. Die scheinbare Sicherheit verleitet den Menschen zu Sorglosigkeit, Kurzsichtigkeit. Aber die Natur kann immer noch — kurzfristig und unverhofft — die Technik außer Gefahr setzen. Dann steht der Mensch wieder hilflos und auf sich allein gestellt da, als winziges Geschöpf im großen Räderwerk der Natur.

Seine Hybris schwindet, wenn vielleicht auch wieder nur für kurze Zeit. Aber für manchen Nachdenklichen waren die paar Tage der Naturherrschaft wohl nicht ganz vergebens. Gewisse Abhängigkeiten lassen sich nicht wegleugnen. Sie werden immer wieder schmerzlicher Stolpersteine sich un-

gehemmt glaubender Fortschrittseuphorie bleiben.

In unserer Heimat zeichnete sich bereits Ende November eine Umstellung der Wetterlage auf Winter ab. Indiz war das Auftauchen, das sichverstärken und die Südverlagerung eines Hochs über Skandinavien und Nordrußland. Als Gegenpol lag über dem Balkan und Schwarzen Meer ein umfangreiches Tief, das warme Luft über die Ukraine und Weißrußland Richtung Baltikum beförderte. Von dieser profitierte in den ersten beiden Dezembertagen auch noch Ostpreußen. Es war bedeckt, regnerisch und die Temperaturen lagen noch bei Werten um 3 Grad.

Am 3. wurde dann endlich die Luftzufuhr aus Süden unterbunden. Das Winterhoch weitete sich nach Süden bis zum Schwarzen Meer und nach Südwesten über Ostpreußen Richtung Pommern und Schlesien aus. Es wurde der erste Eistag in unserer Heimat, d. h. ein Tag, an dem die Temperaturen unter dem Gefrierpunkt blieben. In den Folgetagen verstärkte sich der Hochdruckeinfluß, der Himmel klarte auf und die Temperaturen sanken weiter auf Werte um minus 5 Grad am Mittag und minus 8 Grad in der Nacht. Am 5. schneite es etwas, aber es reichte nicht zu einer geschlossenen Schneedecke. Trotzdem nahm nun der Frost etwas schärfere Formen an. Am 6. meldete Königsberg morgens minus 12 Grad und klaren Himmel. Als Kontrast verzeichnete Danzig bei bedecktem Himmel nur minus 1 Grad. Auch die nächsten Tage blieben bei meist heiterem Himmel trocken-kalt bei leichten bis mäßigen Südostwinden und Temperaturen zwischen minus 6 Grad am Tage und bis zu minus 12 Grad in der Nacht.

Am 9. näherte sich dann von Westen eine Warmfront. Der Luftdruck fiel beträchtlich, der erste Wintereinbruch schien ein Ende zu haben. Die Warmluft zog jedoch, verbunden mit einem Teiltief, südlich an Thorn und Posen vorbei Richtung Galizien. Schneidemühl in Pommern meldete 5 Grad Wärme, aber Ostpreußen wurde nur vom Wolkenschirm gestreift. Am 11. platzten die Wolken wieder weg und damit sackten die Temperaturen auch wieder etwas stärker ab. Trotzdem war Bewegung in das Wetter gekommen. Von Westen näherte sich ein zweiter, dritter und vierter Warmluftswall. Ihnen konnte das Winterhoch nun nicht mehr widerstehen und zog sich in die Weiten Rußlands zurück.

Erstmals nach zehn Tagen überschritt am 13. die Quecksilbersäule wieder die Null-Grad-Marke. Die Temperaturen kamen zwar nicht über 4 Grad hinaus, aber starke Bewölkung und Regen ließen die Winterräume vorerst schwinden. Am 14. waren ganz Ostpreußen sowie Teile Litauens und Weißrußlands schnee- und eisfrei. Nach zwei Tagen Maritimluft holte der Winter jedoch wieder zu einem Gegen Schlag aus. In den Morgenstunden des 15. brach Kaltluft mit Schnee ins Memelland ein und mittags hatte sie sich bereits in der ganzen Heimat durchgesetzt. Es bildete sich eine

2 bis 7 Zentimeter hohe Schneedecke und die skandinavische Kaltluft tat ein übriges, die Nachttemperaturen wieder verbreitert unter minus 10 Grad abfallen zu lassen. Am 20. vermochten zwar noch einmal kurzfristig für ein paar Stunden die Temperaturen den Gefrierpunkt zu überschreiten, aber der Winter hielt stand. Mit minus 15 Grad meldete am 22. Königsberg die bisher kälteste Nacht.

Dann kamen der Heilige Abend und das Weihnachtstauwetter. Es brachte unserer Heimat keine frühlingshaften Temperaturen, zum Tautwetter reichen aber auch schon 2 bis 3 Grad. Die Schneedecke verschwand also in den westlichen und südlichen Teilen. Nur im Norden und Nordosten im Raum Königsberg, Gumbinnen, Tilsit hielt sich eine 1 bis 5 cm hohe Schneedecke. Mit Weihnachten verschwand auch das Phänomen Weihnachtstauwetter wieder. Am 27. hielt der Winter wieder Einzug. Diesmal war er mit heftigeren Schneefällen verbunden. So schneite es am 28., 29. und 31. Dezember und bildete eine 10 bis 20 cm hohe Schneedecke. Die eingeflossene Luftmasse war diesmal nicht mehr nur skandinavisch, sondern sibirisch. Meldete Elbing am 27. mittags noch 1 Grad, so waren es am 28. schon minus 6 Grad, am 29. gar minus 15 Grad, am 30. sogar minus 20 Grad. Am 31. betrug der Wert nur minus 18 Grad. Von den gemeldeten Nachttemperaturen schlug Königsberg mit minus 23 Grad die Rekorde. Hier blieb mit minus 21 Grad selbst das Mittagmaximum am letzten Tag des Jahres unter minus 20 Grad.

Der diesjährige Dezember kann also durchaus das Prädikat „Ostpreußischer Winter“ beanspruchen. Drei sich zum Monats-Schneedecke. Die eingeflossene Luftmasse den nur kurzfristige schwache Tautwetterphasen gegenüber. So lag die höchste Temperatur des Monats in Königsberg bei 4 Grad, die tiefste dagegen bei minus 23 Grad.

Liederabend und Rezitationen

Veranstaltungen zum 100. Geburtstag von Agnes Miegel

Bad Nenndorf — Wir können unseren Lesern heute einen ersten Überblick über die Veranstaltungen geben, die aus Anlaß des 100. Geburtstags Agnes Miegels vom Vorstand der Agnes-Miegel-Gesellschaft vorbereitet werden. Sie finden in Bad Nenndorf statt.

Freitag, 9. März, Jahresversammlung der Agnes-Miegel-Gesellschaft. Den Mitgliedern geht demnächst die Einladung und genaue Planung zu. 20 Uhr festlicher Liederabend in der Wandelhalle des Staatsbads Nenndorf. Solisten: der gemischte Chor Walinghausen-Haste, der Jugendchor des Nenndorfer Gymnasiums und eine Blockflötengruppe singen Vertonungen von Gedichten Agnes Miegels, darunter verschiedene Uraufführungen. Eintrittskarten 8 DM; Mitglieder der Agnes-Miegel-Gesellschaft und Kurgäste 4 DM.



BONN — Der 9. März 1979 ist der 100. Geburtstag der 1964 verstorbenen ostpreußischen Balladen-Dichterin, Lyrikerin und Erzählerin Agnes Miegel. Die Deutsche Bundespost ehrt die Mutter Ostpreußen, Verfasserin bekannter Erzählungen, Gedichte und Balladen, wie „Die Nibelungen“, „Die Frauen von Nidden“, „Die Mär vom Ritter Manuel“, durch die Herausgabe eines Sonderpostwertzeichens. Damit haben die Ostpreußen endlich wieder einmal die Möglichkeit, Briefe an Freunde, Verwandte und Bekannte mit einem Motiv ihrer Heimat zu frankieren. Die Sondermarke, die am 14. Februar erscheint, wurde von Elisabeth von Janota-Bzowski, Düsseldorf, entworfen und zeigt das Porträt der jungen Agnes Miegel. Der Vierfarbentiefdruck ist 25,5 x 43 mm groß und kostet 60 Pfennig. C. K.

Wann streuen?

Vor Schadenersatz schützen

Hamburg — Glätteunfälle können schwere Folgen haben; auch für den, der seine Streupflicht verletzt hat. Daher hat die Deutsche Angestellten-Krankenkasse (DAK) einige Hinweise zur Streupflicht zusammengestellt:

Für die Bürgersteige innerhalb der geschlossenen Ortslage ist zwar grundsätzlich die Gemeinde streupflichtig. Sie kann die Streupflicht jedoch durch Polizeiverordnung oder Ortssatzung auf die Eigentümer der anliegenden Grundstücke übertragen. Städte und Gemeinden haben davon überwiegend Gebrauch gemacht. Polizeiverordnungen und Ortssatzungen regeln auch, in welchen Zeiten und in welchem Umfang zur Sicherung des Fußgängerverkehrs Schneeräum- und Streumaßnahmen erforderlich sind. In einigen Ländern wird dies für die Anlieger bereits durch das Straßengesetz ohne Ortssatzung geregelt.

Ist kein Bürgersteig vorhanden, gilt ein entsprechend breiter Streifen der Fahrbahn als Fußweg und muß ebenso für den Fußgänger gesichert werden wie ein Bürgersteig.

Streupflichtig auf Hausgrundstücken, Zugängen zu Wohnungen und Hofflächen ist der Hauseigentümer. Er kann sich zur Erfüllung der Streupflicht der Mieter bedienen oder Verkehrssicherungspflicht vertraglich an andere übertragen.

Jeder sollte seine Pflichten genau kennen, die ihm durch Gesetz, Ortsstatut oder Mietvertrag auferlegt sind. Bei Unterlassung droht nicht nur Bußgeld; die Schadenersatzansprüche bei einem Unfall können erheblich sein und können zu wirtschaftlichen Schwierigkeiten führen, soweit sie nicht durch Haftpflichtversicherungen abgedeckt sind. R. F.



Storch im Schnee: Spätwinter bei Biella, Kreis Johannisburg, aufgenommen am 1. Mai 1935. Was steht uns in diesem Jahr noch bevor? Foto Margarethe Schönken

Deutsche zwischen Oder und Memel

Erster Schülerwettbewerb des Landes Schleswig-Holstein

Kiel — Für eine friedliche Zukunft und ein gegenseitiges gutes Verstehen ist es wichtig, daß wir wissen, wie die Menschen heute in dem Gebiet östlich von Oder und Neiß leben und wie es um die gemeinsame Vergangenheit der deutschen Bewohner jenes Landstrichs und ihrer Nachbarn bestellt ist. Um dieses Wissen weiter zu fördern und zu vertiefen, hat das Land Schleswig-Holstein erstmalig einen Wettbewerb „Die Deutschen und ihre Nachbarn im Osten“ ausgeschrieben.

Dieses Preisausschreiben ist in drei Teile gegliedert. Dadurch können die Schüler wählen zwischen einem Aufsatz, einer bildnerischen Arbeit und einem Preisrätsel. Die Aufsatzthemen sind altersmäßig unterteilt. So finden wir in der Altersgruppe A (5. bis 7. Klasse) Vorschläge wie „Erzähle ein ostdeutsches Märchen“ oder, für Pferdefreunde, „Schreibe über Trakehner- und Pferdezucht in Ostpreußen und Schleswig-Holstein“.

Gruppe B (8. bis 10. Klasse) enthält Themen wie „Kennst du ein Werk eines ostdeutschen Dichters? Gib dann den wesentlichen Inhalt wieder und nimm dazu Stellung“.

An die Gruppe C (Berufsbildende Schulen und Oberstufe der Gymnasien) werden weit höhere Anforderungen gestellt. Themen wie

„Interpretieren Sie ein Werk eines ostdeutschen oder osteuropäischen Dichters in seinem geistesgeschichtlichen Zusammenhang“ oder „Stellen Sie die soziale Marktwirtschaft der staatlichen Planwirtschaft gegenüber“ sollten jeden jungen kritischen Staatsbürger anregen, sich an diesem Wettbewerb zu beteiligen.

Die Gestaltung der bildnerischen Arbeiten ist jedem selbst überlassen. Bei Collagen mit Bildern ostdeutscher Städte, Gebäude oder Landschaften, bei Druckgraphiken oder zeichnerischen Darstellungen einer Szene aus einem Märchen oder einer Sage kann jeder Teilnehmer seiner Kreativität freien Lauf lassen.

Zur letzten Aufgabe, dem Preisrätsel, gehören 15 Fotos, die erkannt und der entsprechenden Landschaft zugeordnet werden müssen.

Dieser Wettbewerb ist für alle Schülerinnen und Schüler im Land Schleswig-Holstein gedacht. Die erforderlichen Unterlagen hierfür können beim zuständigen Kreisschulamt, beim Landesschulamt, Kehdenstraße 2, 2300 Kiel 1, oder beim Kultusministerium, Landeshaus, 2300 Kiel 1, angefordert werden.

Wie wir auf Anfrage beim Ministerium erfahren, ist der Abgabetermin für diese Arbeiten bis zum 24. Februar verlängert worden. el

Sonnabend, 10. März, 10.30 Uhr, Festakt ebenfalls in der Wandelhalle. Die Festansprache hält Professor Dr. Helmut Motekat, München. Musikalische Umrahmung: Gottfried Herbst, Icking (Isartal), Pianist. Verleihung der Agnes-Miegel-Plakette für das Jahr 1979. 15 Uhr Gedenken an der Ruhstätte von Agnes Miegel, Bergfriedhof. 18 Uhr Rezitation aus dem Werk Agnes Miegels im Kurhaussaal. Vortragende: Frau Lais, Detmold.

Am 9. und 10. März kann in den Zwischenzeiten das Agnes-Miegel-Haus besucht werden. Genaue Zeitangaben werden noch bekanntgegeben.

Seit dem 1. November 1978 hat das nach dem Heimgang von Heimgart von Hingst verwaiste Miegel-Haus eine neue Betreuerin gefunden. Liselotte Dumke-Kadow, gebürtige Königsbergerin, war seit 1937 mit Agnes Miegel gut bekannt und hatte bis zur Flucht in Königsberg viele Kontakte mit ihr, die sie 1953 wiederaufnehmen konnte. So war ihr das Agnes-Miegel-Haus seit vielen Jahren bekannt und vertraut, und sie sieht in der Betreuung des Hauses eine neue, ihr sehr liebe Lebensaufgabe.

Die Agnes-Miegel-Gedenkstätte in Bad Nenndorf (Agnes-Miegel-Platz 3) kann zu folgenden Zeiten besucht werden: Jeweils am Mittwoch von 15 bis 17 Uhr, am Sonntag von 11 bis 13 Uhr; für Gruppen nach Vereinbarung. Telefon der Betreuerin im Miegel-Haus: (0 57 23) 29 16. Die Gedenkstätte erfreut sich nach wie vor eines sehr regen Besuchs. Im November 1978 konnte der 5000. Besucher, eine Ostfriesin, begrüßt werden. Es war eine große Überraschung für diesen Kurgast, der mit einem Blumenstrauß und einem Buch von Agnes Miegel geehrt und erfreut wurde. Wa.

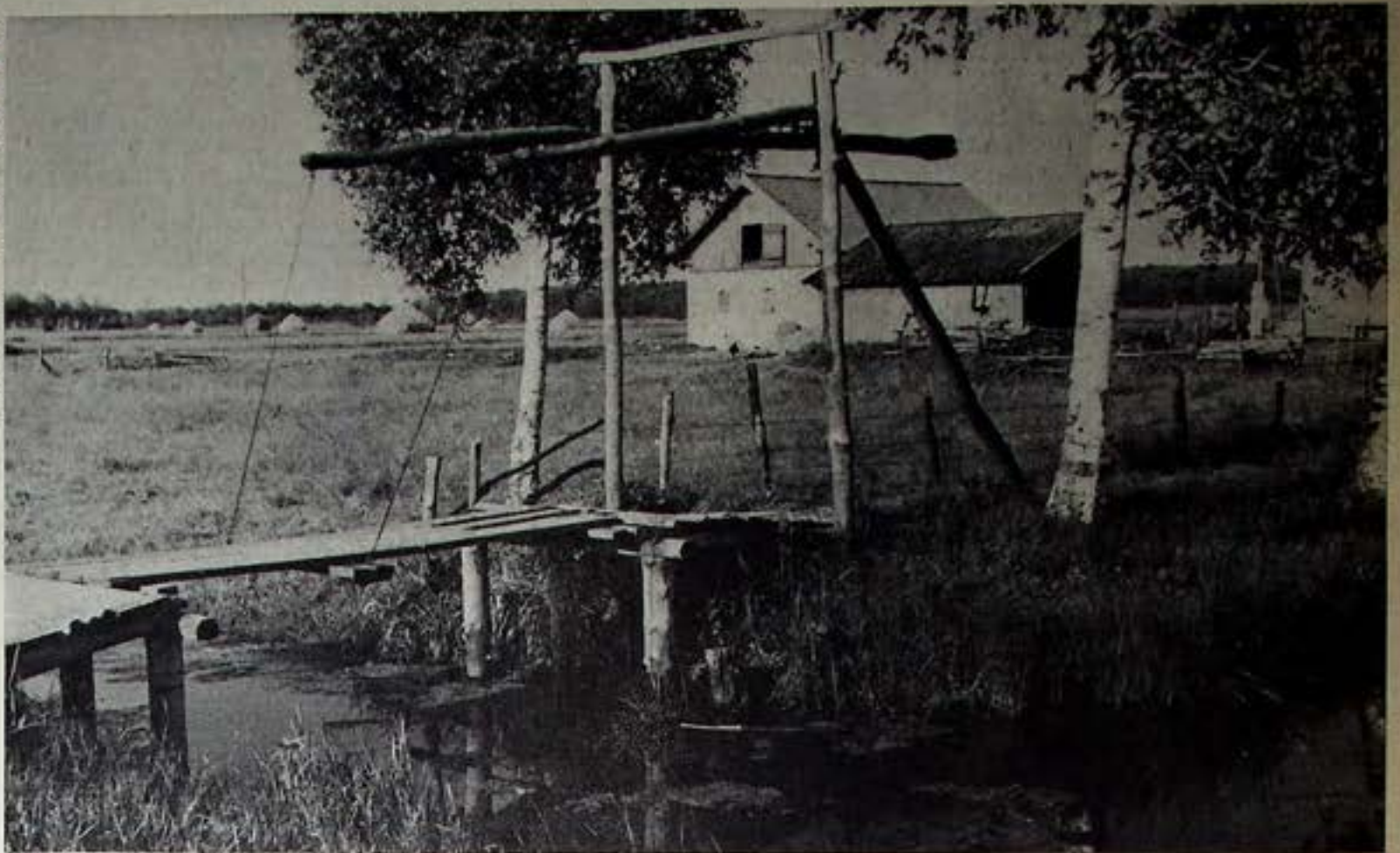
Kamerad, ich rufe Dich

II./1. (Pr.) Infanterie-Regiment

Düsseldorf — Sonnabend, 31. März, 14 Uhr, findet das nächste Treffen der Kameraden des ehemaligen II./1. (Pr.) Infanterie-Regiments aus den Garnisonen Tilsit und Insterburg in Düsseldorf im Lokal Dietrich am Worringer Platz, Kölner Straße 67, statt. Alle Kameraden mit ihren Angehörigen sowie die Hinterbliebenen der gefallenen und verstorbenen Kameraden sind eingeladen. Bitte Termin vormerken. Weitere Auskünfte erteilt: Willy Neufeld, Telefon (02 01) 44 07 74, Wittkeindstraße 17, 4300 Essen 1.

Als begeisterter Jäger und Naturfreund konnte ich mir nichts Reizvolleres wünschen, als in dieser Urlandschaft zu leben und zu wirken. Alle meine geheimsten Wünsche gingen in Erfüllung. Man kann es mir sicher nachfühlen, daß ich heute als Vertriebener und Pensionär nach 30 Jahren mit Trauer, aber auch großer Dankbarkeit dem Schicksal gegenüber an jene herrliche Zeit zurückdenke, die ich in meiner geliebten Ebniederung im fernen Ostpreußen verbringen durfte, in einem Land so voller Urwüchsigkeit und Ursprünglichkeit. In mehr als 700 Jahren hatten hier deutscher Fleiß und deutscher Wille, deutsche Planung und deutscher Ordnungssinn gewirkt und bleibende Werte geschaffen. Sollte das alles umsonst gewesen sein? Ich glaube an eine ausgleichende Gerechtigkeit auf dieser Welt. Man darf nur nicht kleinmütig und zaghaft sein. Die Bäume wachsen auch heute nicht in den Himmel.

Ich sehe mich an einem klaren Septemberabend auf der Haffmole in Inse stehen. Vor mir dehnt sich das weite Haff, dessen träge Wellen sanft gegen die Steine klatschen. Die Sonne geht über der fernen Silhouette der Kurischen Nehrung gerade unter. Ein Fischreiher segelt mit angewinkeltem Hals und lautlosem Flügelschlag anderen Fischgründen zu. Die auf der Mole sitzenden Möwen schauen gelassen mit mir dem immer mehr aufkommenden Nebeldunst über Haff und Wiesen zu. Da fällt mir der Mörkevers ein, der da lautet: „Du bist Orplid, mein Land, das ferne leuchtet, es dampft dein besonner Strand in Nebeln, die der Götter Wange feuchtet.“



Försterei im Memeldelta: Weit ab von den Städten

Foto Mauritius

Erster Tag in Tawellingken

Die morgendliche Frische eines heiteren Sommertages dringt ungehindert am 1. Juni 1937 durch das offene, von dichtem wilden Wein umrankte Schlafzimmersfenster. Wer kann da schon als frisch gebackener Revierverwalter des staatlichen Forstamts Tawellenbruch, Kreis Ebniederung, im Bett liegen bleiben?

Als ich den Hof betrete, steigen bereits pfeilschnell die im Stall brütenden Mehl- und Weizenkörner durch das offene Fenster in das Blau des wolkenlosen Himmels auf. Die auf dem Scheunennest sitzende Störchin verabschiedet gerade mit lautem Geklapper ihr Männchen, das vom Dachstuhl zur Frosch- und Kröte auf der nahen Viehkoppel abstreicht. In den hohen Bäumen vor dem Wohnhaus am Gilgedeich wetteifern Buchfink und Singdrossel darum, wer wohl am vollkommensten seine Strophe als Ausdruck höchster Lebensfreude hinausschmettern kann. Am Nistkasten hängt der Fliegenschnapper und beugt mit schiefem Köpfchen meine ihm noch fremde Gestalt. Der den Spechten verwandte Wendehals ruft unentwegt sein „wied, wied, wied“ mit umgedrehtem Kopf vom Kirschbaum herunter mir entgegen. „Jubilare, Jubilare!“

Der inmitten seiner scharrenden Hennen kerzengerade stehende Hahn verkündet krähen seinen Besitzerstolz. Um seine Geliebte herum führt gurrend der Täuberich sein zierliches Menuett auf. Mein eben erworbener Hühnerhund „Tell“ blinzelt frohgemut und erwartungsvoll aus seiner Hütte heraus in die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne. Freudig umspringt er seinen neuen Herrn, als ich die Zwingertür öffne und ihn zu meinem ersten Gang durch mein neues Reich auffordere.

Endlich allein im neuen Heim

Heute ist der erste Tag meines amtlichen Daseins in Tawellenbruch, das bis zum Jahre 1938 noch Tawellingken heißt. Der Umzug meiner kleinen Familie und meines für das große Haus mit 14 Zimmern noch recht dürftigen Hausrats ist vorüber. Die nicht ganz einfache wirtschaftliche Auseinandersetzung mit meinem Vorgänger und auch die offizielle Dienstübergabe sind in den Vortagen erfolgt. Und nun sind wir endlich allein.

Ich will mich umsehen in Haus, Hof und Garten, auf dem Acker und den Wiesen und in Ruhe betrachten, was mir da alles privat und amtlich zugefallen und anvertraut ist. Was gibt es in dieser Situation Reizvolleres und Beglückenderes, als hoffnungsvoll und unternehmungslustig Pläne zu schmieden und Zukunftsschlösser zu bauen?

In Ostpreußen betreiben so gut wie alle staatlichen und planmäßigen Forstbeamten des Außendienstes selbst Landwirtschaft, und zwar auf dem sogenannten Dienstland, das der Staat ihnen gegen ein mäßiges Nutzungsgeld zur Verfügung stellt, desgleichen — neben dem meist recht großräumigen Wohnhaus — die sich um einen genügend großen Hof gruppierenden Wirtschaftsgebäude wie Viehstall, Scheune, Speicher und Holzschuppen. Da die amtlich festgelegte Maximalgröße für eine Forstmeisterstelle

35 Hektar = 140 preußische Morgen, für eine Revierförsterei 20 Hektar = 80 preußische Morgen beträgt, kann man durchaus von einem ansehnlichen Bauernbetrieb sprechen. Einschließlich acht Morgen Kutscherland und vier Morgen Deichland habe ich als Forstmeister von Tawellenbruch sogar 152 Morgen zu bewirtschaften, von denen aber wegen des hohen Grundwasserstandes nur 27 Morgen als Acker unter dem Pflug stehen. Das übrige sind hochwertige Wiesen und Weiden. So hatte denn auch mein

Natürlich bin ich auf eine ausreichende Zahl tüchtiger Arbeitskräfte angewiesen. Von meinem Vorgänger übernehme ich den äußerst zuverlässigen und weitgehend selbstständig handelnden Heinrich Pösche, der mit seiner großen Familie im neuen und benachbarten Bürogebäude wohnt, ferner stehen mir ein Knecht und — zum Melken der Kühe und Füttern der Schweine — die beiden in meinem Haus wohnenden Mädchen zur Verfügung, die sonst überwiegend Hausarbeit verrichten.

Zeltalter einfach nicht vorstellen. Große Entfernungen, wenige befestigte Straßen und fast nur das Pferd oder das Fahrrad als Fortbewegungsmittel erfordern nun einmal eine weitgehende wirtschaftliche Autarkie.

Ein Forstmann, der sich nicht für die Landwirtschaft interessierte, war also in Ostpreußen fehl am Platze. Dem unmittelbaren Erleben des jahreszeitlichen Ablaufs im Wald entsprach das landwirtschaftliche Geschehen mit Saat und Ernte auf dem Feld, mit Geburt und Tod im Viehstall. Kamerad Pferd verwandte er im Busch und auf dem Acker, der tägliche Umgang mit ihm führte zu einer ebenso engen Lebensgemeinschaft wie mit den Jagdhunden. Die tägliche Freude und Zufriedenheit darüber, daß in Hof und Stall alles gut gedieh, der Stolz, seinen Gästen auf der Koppel die wertvollen Herdbuchkühe zu zeigen, das Vergnügen, die feurigen Pferde vor dem Wagen oder Schlitten oder unter dem Sattel vorzuführen, das waren alles Empfindungen, die der heutige Beton- und Massenmensch nicht mehr nachfühlen kann. Wer sich nur auf dem Asphalt bewegt und in Steinwüsten wohnt, von ausgeklügelten, sicherlich in ihrer Art bewundernswerten, aber eben künstlichen Instrumenten und Maschinen umgeben ist, der muß zwangsläufig die kraftpendende Verbindung mit der fruchtbaren Muttererde und den auf und in ihr lebenden Lebewesen aller Art verlieren, der fühlt sich nicht mehr als Teilchen der großen Schöpfung.

Erfolge blieben nicht aus

Da ich auf ostpreußischen Forstämtern mit Landwirtschaft aufgewachsen bin, fiel mir die Übernahme einer solchen Stelle nicht schwer. Da meine Frau ebenfalls mit Lust und Liebe bei der Sache war, sie außerdem ein gutes Organisationstalent und die Gabe, Menschen zu führen und anzuleiten, besitzt, konnten die Erfolge nicht ausbleiben, zumal unser tüchtiger Pösche oft schon von selbst wußte, was wann zu tun war.

So hat den ganzen Krieg hindurch meine Frau mit Heinrich Pösche und drei polnischen Hilfskräften die große Landwirtschaft selbstständig mit vollem Erfolg bis zum bitteren Ende weitergeführt, und das unter den so erschwerenden Kriegsbedingungen mit Ablieferungssoll und einem chronischen Waren- und Handwerkerangel, neben der Versorgung von drei Kindern, einem großen Haushalt in einem geräumigen Haus und zeitweiliger, über längere Zeiten andauernder Einquartierung von Soldaten, Arbeitsdienst und ausgebombten Familien aus Berlin. Wie viele Hunderttausende anderer ostpreußischer Frauen erfüllte sie damit in einer überaus schweren Zeit über Jahre hinweg mit Mut, Tatkraft und Zähigkeit eine Pflicht, die ihr als westdeutscher Kleinstädterin von Hause aus gänzlich ungewohnt ist. Daran möge hier besonders erinnert werden.

Nach diesen gedanklichen Abschweifungen will ich nun meinen Morgenspaziergang am 1. Juni 1937 fortsetzen.

Fortsetzung folgt

So entstand die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 4

VON WOLFRAM GIESELER

Vorgänger mit 45 (!) Stück Herdbuchvieh eine äußerst intensive Weidewirtschaft betrieben, die sogar die Einstellung eines ausgebildeten Schweizers als Melker erforderlich machten.

Für mich als Anfänger, dem es an Startkapital fehlt, ist der landwirtschaftliche Rock zunächst natürlich viel zu groß. Mit dem größtmöglichen staatlichen Wirtschaftsvorschuß von 14 000 RM habe ich unter der fachmännischen Beratung des Gutsbesitzers Unterberger aus dem Kreis Heiligenbeil nur das Allernotwendigste an totem und lebendem Inventar von meinem Vorgänger übernehmen können. Nach dem mir noch heute vorliegenden Übernahmeprotokoll handelt es sich u. a. um

ein Göpelwerk mit Häckselmaschine und Futterkasten (dieses treibt mit Pferdezug die Dresch-, Häcksel-, Rübenschnide- und andere Maschinen an),

Jagd- und Ackerwagen sowie Schlitten, Pferdegeschirre und diverse Ackergeräte,

2400 laufende Meter Koppelzäune (eine erstaunliche Länge),

185 Raummeter Erlenkloben, geschnitten und aufgesetzt,

zwei Kühe, 20 Hühner mit Hahn und Tauben,

zwei Pferde und schließlich Jagdhund Tell als Entenspezialist.

Der mehr als 30 Jahre später lebende Stadtmensch kann sich kaum mehr eine Vorstellung von Wert und Wichtigkeit dieser einzelnen Posten machen. Jedenfalls reichen sie aus, um einen schnellen und äußerst erfolgreichen Start möglich zu machen. Durch den Verkauf des zunächst nicht in der eigenen Wirtschaft benötigten Heus kann ich mein lebendiges Inventar sehr schnell auf drei Pferde, sechzehn Stück Rindvieh einschließlich Bullen und etwa zehn Schweine aufstocken. Der hohe Reinertrag abwerfende Schlickboden macht es möglich, daß der landwirtschaftliche Betrieb sehr bald auf vollen Touren läuft.

Wenn weitere zusätzliche Arbeitskräfte, wie z. B. bei der Ernte oder beim Dreschen, erforderlich sind, werden Waldarbeiter oder deren Angehörige angefordert, die laut Tarifvertrag mit der preußischen Staatsforstverwaltung zur Hilfeleistung in den landwirtschaftlichen Betrieben der Forstbeamten verpflichtet sind. Da das „Betriebsklima“ immer sehr gut ist, auch das Essen und Trinken sowie die tarifliche Bezahlung ihr Übriges tun, braucht man über Arbeitskräftemangel nicht zu klagen. Im Krieg haben später ein polnischer Knecht und zwei polnische Mädchen die deutschen ständigen Arbeitskräfte ersetzt.

Der ostpreußische Forstbeamte kann gar nicht anders, als in seiner eigenen Landwirtschaft das zu erzeugen, was er an Grundnahrungsmitteln wie Mehl, Milch, Fleisch, Gemüse, Kartoffeln usw. braucht. Seine meist recht einsame Wohnlage läßt einen ständigen Einkauf in einem weitab liegenden Lebensmittelgeschäft bei schlechten Landwegen einfach nicht zu. Von den umwohnenden Bauern abhängig zu werden, möchte der Staat und auch der Beamte unter allen Umständen vermeiden. Auch die für den Dienst zur Verfügung zu stellenden Pferde — sie sind auch im privaten Leben des Beamten und seiner Familie unentbehrlich — benötigen Heu, Hafer, Häcksel, Stroh und Rüben. Ihr jährlicher Ankauf würde einschließlich Transportkosten zu teuer sein und zudem wiederum den Beamten in unerwünschter Weise von der Bevölkerung abhängig machen.

Schließlich ist aber auch noch folgendes zu bedenken. Erst eine eigene Landwirtschaft setzt den Forstbeamten instand, dienstlichen und außerdienstlichen Besuch in seinem Haus unterzubringen und zu beköstigen. Gibt es doch in erreichbarer Nähe keine befriedigende Unterbringung, und die ostpreußische Gastfreundschaft kennt keine Grenzen. Jemand, der die damaligen Verhältnisse in Ostpreußen nicht selbst erlebt hat, kann sich dies im heutigen industriellen

Herrlich die Atmosphäre in den Gasthäusern, in denen diese Feste stattfanden. An der Theke sammelten sich in Trauben die trinkelsten Männer, die sich abwechselnd Lagen von Nikolaschka, Kornus, Kurenkaffee, Rumchen mit „Zuckerbrauch nich“ und „Wasser muß nich“ und natürlich auch Bier spendierten. Neben der Eingangstür stand oft das große Petroleumfaß mit einer Handpumpe und einem Meßglas drauf. Der Duft von Schmierseife, Herings, Käse, Bier und Schnaps vermischt sich mit dem Petroleumgeruch. Von der Decke hingen Bündel von Kuhketten, Eimern und Gänserümpfen (Holzschuhe). Der Qualm der Zigarren — Zigaretten galten als unmännlich — vernebelte die versammelten Zecher. Man sang, erzählte Witze und Ortsmärchen und — wartete auf den Spender einer neuen Runde. Im Tanzsaal aber mangelte es mit vorgerückter Stunde zunehmend an Tanzern, so daß die holde Weiblichkeit sich untereinander zum Tanze auffordern mußte.

Als der Vorstand meines Ortsvereins in Seckenburg den Termin für das Winterfest mit mir festlegen wollte, schlug ich ganz harmlos den ersten Sonnabend des neuen Jahres 1938 vor. Da erklärten die anderen Herren einhellig und spontan, dieser Tag könne wegen Neumond nicht infrage kommen. Was denn der Mond mit dem Kriegerfest zu tun habe, fragte ich erstaunt zurück. Bei möglichem offenen Wetter zu dieser Zeit sei die Gefahr des Ertrinkens in den vielen Wassergräben wegen der herrschenden Dunkelheit viel zu groß, gab man mir zur Antwort. Vor einigen Jahren, als man nicht auf den Mond geachtet habe, seien zwei Kameraden auf dem Heimweg in den Gräben ertrunken. So müsse man eben Rücksicht nehmen auf die beschwingten und einsam heimkehrenden alten Soldaten, deren Frauen „frühzeitig“ das Fest verließen und nach Hause fuhren. In ihrer plötzlich erwachten, ungestillten Sehnsucht nach ihnen achteten die Männer nicht auf die habgierigen und mannstollen Wassernaixen, die da in der Dunkelheit in den schwarzen Gräben lauerten...

Von unserem Forstamt aus sind es nur wenige Schritte bis zum Gilgedamm, hinter dem der Strom in dieser Jahreszeit recht träge dahinfließt. Am Ufer liegen, wohl verwahrt in einem verschließbaren Schuppen, meine drei Dienstboote: Die „Edda“, ein für zehn Personen eingerichtetes, schnittiges Motorboot mit aufspannbarem Segeldach gegen Regen und geschmackvoller Mahagoniausstattung, ferner die kleine Boote „Emmi“ und der „Eiserne“ mit Außenbordmotoren der Firma Sachs. Ein Angestellter des Forstamts, P. Mätzing, betreut und fährt auf Bestellung diese Boote.

Das Wasser der Gilge ist sauber und lädt zum täglichen Bad ein, das meist morgens vor dem Frühstück mit der ganzen Familie nebst Gästen genommen wird. Beim Schwimmen beobachtet man gut die nur einhundertfünfzig Meter stromaufwärts den Fluß ständig überquerende Fähre des benachbart wohnenden Gastwirts W. Ebner, die mit Hand durch Seilzug vom Fährmann bewegt wird. Von hüben nach drüben und umgekehrt werden ununterbrochen Menschen, Pferdewagen, Vieh und landwirtschaftliche Geräte übergesetzt. Der Ruf der Glocken auf beiden Uferseiten klingt mir noch heute in den Ohren. Dort hat übrigens Agnes Miegel ihre Ballade „Die Fähre“ gedichtet.

Doch nun lade ich den Leser ein, mit mir und meinen Gästen eine Fahrt in den uneingedeichten Bruchwald, und zwar in die Revierförsterei Kastaunen meines Forstamts zu unternehmen. Es ist ein hochsommerlicher und schwüler Augusttag, an dem wir zu einer frühen Nachmittagsstunde mit unserer „Edda“ das Bootshaus verlassen,

Solange sind die Heuhaufen beliebte Ruheplätze für den Storch, den Schreiadler, den Wespenbussard und — in der Nacht — für den Uhr oder die hier noch vorkommende Habichtseule. Auch der sagenumwobene Wotansvogel, der Kolkkrabe, späht oft von diesem hohen Sitz aus nach seiner Beute. Über dem Wasser schwirren zahlreiche Libellen und setzen sich auf unsere Kleidung. Im Uferschilf ruft das Wasserhuhn, und von den Wiesen hört man das Geschnarre des Wachtelkönigs.

Das Schöpf- und Hebewerk Kastaunen, das bei diesem niedrigen Wasserstand still steht, passieren wir nach einer halben Stunde. Es wird elektrisch betrieben und hat die Aufgabe, nach starken Niederschlägen oder bei übermäßigem Druckwasser von außen die überschüssigen Wassermengen aus dem Polder durch Abpumpen nach außen zu befördern. Und da sind wir auch schon an der verabredeten Grabeneinfahrt angelangt, wo uns der „Elchvater“ und Oberförster Weber mit seinem Handkahn

aushub besteht längs der Gräben für einen Fußgänger die allerdings sehr beschränkte und beschwerliche Möglichkeit, in das große Naß des Bruchwaldes vorzudringen. In vielen Wasserlöchern wuchern Binsen, Schwertlilien, Blutweiderich, Pfeilkraut, Schilfkolben oder Rohrgras, um nur einige der sehr zahlreichen Wasserpflanzen zu nennen. Das blanke Wasser ist vielfach bedeckt mit Entengriß oder mit den prächtigen weißen Wasserrosen und den gelben Mummeln. Frösche und Fische haben hier noch ein gesundes und ungestörtes Leben; aber auch die Mücken können sich milliardenfach vermehren. Je tiefer wir in den Wald eindringen, um so unerträglicher wird ihr Gesumm und ihr tausendfacher Angriff auf uns. Wir müssen über unseren breitrempigen Hut den Mückerschleier ziehen und diesen fest auf unserer Brust zusammenhalten. Gummihandschuhe schützen Hände und Handgelenke, eine bei dieser Wärme nicht gerade angenehme zusätzliche Bekleidung. Der Waldarbeiter und der Oberförster scheinen abgehärtet zu sein. In stoischer Ruhe fassen sie nur von Zeit zu Zeit mit der offenen Hand über ihren dickledrigen und anscheinend unempfindlichen Nacken und werfen die zu Hunderten dort saugenden und nun zerquetschten Plagegeister verächtlich auf die Erde. „Es ist so, als wenn ich in Häcksel fasse“, sagt so nebenbei einer von ihnen.

Endlich verlassen wir den Kahn und plitschen auf eine vor uns stehende Kanzel zu, auf der wir alle bequem unterkommen können. Im Gänsemarsch geht es auf dem schmalen und nassen Fußweg vorwärts. Die geräumige Kanzel ist mit starken Pfählen und Brettern gebaut, deren Fichtenholz mühsam von weither aus anderen Forstämtern herbeigeschafft worden ist. Tawellenbruch hat kein solches Holz. Selbst den Weihnachtsbaum muß man ja von auswärts beziehen.

Beglückt stellen wir fest, daß auf der Kanzel, wo ein ganz leises Lüftchen geht, die Mückenschwärme uns verlassen haben. Befreit vom lästigen Mückenschleier und von den Gummihandschuhen, genießen wir nun das höchst eigenartige Landschaftsbild, das uns weithin umgibt. Sieben bis vierhundert Meter lange und etwa dreißig Meter breite freigeheuene Schußschnitten verlaufen sternförmig von unserer Kanzel aus tief in die Wildnis hinein. Besondere Pfähle markieren sogar bestimmte Schußentfernungen. Ein „Hofjagdbetrieb“ erfordert nun einmal solche Bequemlichkeiten, wie sie hier notgedrungen eingerichtet sind. Der Elch ist ein Baumäser, d. h. er äst vornehmlich Knospen, Zweige und Rinden der Weichhölzer, am liebsten der Weiden. Er braucht deshalb nicht wie das Reh- oder Rotwild auf Wiesen und Kulturen zur Äsung auszutreten. Fortsetzung folgt

So war die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 7

VON WOLFRAM GIESELER

um sogleich aus der Gilge in die schräg gegenüber abfließende Tawelle einzubiegen. Am Heck flattert lustig die Dienstflagge im Wind. Wir haben auf bequemen Polstern Platz genommen. Mit gedrosseltem Motor gleitet das Boot langsam den verhältnismäßig schmalen Wasserlauf entlang, der von flachen und sumpfigen Ufern eingefäßt wird. Rechts begleitet uns in einiger Entfernung der Kastauner Deich, bisweilen taucht hier nur das Oberteil eines Bauerngehöfts auf, dessen untere Hälfte durch den Damm verdeckt ist. Links dehnt sich bis zum fernen Waldrand hin die „Pamurgis“ aus, eine jährlich durch die Sinkstoffe des Melmelhochwassers bestens gedüngte, große Naturwiese. Nach Wasserabfluß im Frühjahr schießt üppig nahrhaftes Gras empor. Nachdem der erste Schnitt bereits geerntet und kunstgerecht auf stabilen Holzgestellen hochwasserfrei in großen Heuhaufen an Ort und Stelle aufgesetzt ist, wächst heute schon wieder der zweite Schnitt heran. Das Heu kann ja erst im Winter bei Frost und Schnee auf dem Eis der Flußläufe mit dem Schlitten von den Eigentümern abgehahren werden.

und einem Kahnschieber freudig begrüßt. Das Forstamt verfügt über mehr als dreißig solcher Dienstkähne, die auf die zehn Forstbezirke verteilt sind und von staatl. Waldarbeitern als Kahnschieber bei den unumgänglichen Revierfahrten der Forstbeamten meist „geschoben“, also vom Heck aus gestakt, aber auch getreidelt oder — sehr selten — auch gerudert werden. Alle Boote sind kiellos und gehen daher sehr flach.

Das Motorboot bleibt mit Mätzing zurück, und wir nehmen auf den Holzbänken des Kahns Platz, der von dem hinter uns stehenden Mann geschickt mit nur einem Ruder sowohl gesteuert als auch durch kräftige Stöße vom Ufer aus den schnurgeraden Graben entlang vorwärts gedrückt wird. Schon nimmt uns der Wald auf. Er besteht meist aus einem schütterten Erlen- und Birkenbestand, der von einer üppig wuchernden Strauch-, Kraut- und Grasflora oft bis Mannshöhe unterstanden ist. Die Gräben, die jährlich gereinigt werden müssen, begrenzen die rechteckigen Jagen, wie das in anderen Waldungen die Gestelle, meist befahrbare Wege, tun. Nur auf dem Graben-

Einmaliges Sonderangebot:

Das „Weihnachtspäckchen“ aus der SWG-Reihe

Es enthält drei Titel Ihrer Wahl für nur 30,— DM einschließlich Porto und Verpackung bei Voreinsendung des Betrags auf Postscheckkonto Hamburg, Nr. 33 96 14-200 der Staats- und Wirtschaftspolitischen Gesellschaft e. V., Hamburg



Ruth Maria Wagner/
Hans-Ulrich Stamm:
Ihre Spuren verwehen nie
Ostpreußens Beitrag zur
abendländischen Kultur, Bd. II,
208 Seiten, 14 Illustrationen,
broschiert 11,— DM



Silke Steinberg
Über die Zeit hinaus
Ostpreußens Beitrag zur
abendländischen Kultur, Bd. I,
208 Seiten, 25 Illustrationen,
broschiert 11,— DM



Hans-Georg Tautorat
Schwarzes Kreuz
auf weißem Mantel
Die Kulturleistung des deut-
schen Ordens in Preußen
208 Seiten, 8 Fotos, 2 Karten-
skizzen, 1 Lageplan, Register,
broschiert 11,— DM



Hugo Wellem
Keine Nacht dauert ewig
Reden und Aufsätze aus 30
Jahren
196 Seiten, 19 Fotos, bro-
schiert 11,— DM



NEU Über die Weichsel



Fritjof Berg, Über die Weichsel. Ein Reise-
bericht voll farbiger Schilderungen, 284 S.,
26 Fotos, Paperback 12,80 DM

Staats- und Wirtschaftspolitische Gesellschaft e. V., Postfach 8327, 2000 Hamburg 13

Die ostpreußische Familie

Der Bücherschrank

Unser Bücherschrank ist weder eine Buchhandlung noch ein Antiquariat. Alle angezeigten Titel sind jeweils nur in einem Exemplar vorhanden. Für Ihren Buchwunsch genügt eine Postkarte mit deutlicher Absenderangabe. Telefongespräche können nicht berücksichtigt werden. — Folgende Spenden sind abrufbereit:

A. E. Johann: Sohn der Sterne und Ströme (Roman). — Jessamyn West: ... auf daß ihr nicht gerichtet werdet (Roman). — Bruce Marshall: Das Wunder des Malachias (Roman). — Johannes Derksen: In Gottes Namen voran (Mosaiksteine z. einem Lebensbild des heiligen Willibrord). — M. Y. Ben-gavriel: Das Haus in der Karpfengasse. — Helmuth M. Böttcher: Der Jünger, der den Dolch trug (Roman). — Willi Heinrich: Gottes zweite Garnitur (Roman). — Hermann Kant: Das Impressum (Roman). — Frank G. Slaughter: Der Ruhm von Morgen (Roman). — Gaby von Schönthan: Die Rosen von Malmaison (Roman). — R. L. Stevenson: Die Schatzinsel (Erzählung). — Mary Stewart: Der Efeubaum (Roman). — Adriaan M. De Jong: Herz in der Brandung (Roman einer Kindheit). — Werner Bergengruen: Der Starost (Roman). — C. S. Forester: Ein General (Roman). — Frank Thiess: Frauenraub (Roman). — Stan Barstow: Jenseits von Glückseligkeit (Roman aus dem Englischen). — C. C. Bergius: Roter Lampon (Roman). — Pearl S. Buck: Land der Hoffnung, Land der Trauer (Roman). — Ernest Hemingway: In einem andern Land (Roman). — Hans Sterneder: Der Bauernstudent (Roman). — Heinrich Böll: Der Bahnhof von Zimpfen (Erzählungen). — E. G. Stahl: Die Mücke im Bernstein (Roman). — Willy Kramp: Die Purpurwolke (Roman). — Arthur-Heinz Lehmann: Hengst Maestoso Austria (Liebesgeschichte zweier Menschen und eines edlen Pferdes). — Stefan Andres: Der Mann von Asteri (Roman). — Jo van Ammers-Küller: Maskerade (Roman). — Ivar Lissner: Mein gefährlicher Weg (Erinnerungen). — Jean Hougron: Es begann in Saigon (Roman). — Robert Neumann: Der Favorit der Königin (Taschenbuch). — Josef Mühlberger: Pastorale (Geschichten eines Dorfsommers). — Emile Zola: Nana (Roman). — Nevill Shute: Im fernen Land (Roman). — Mirko Szewczuk: Stars und Sterne (Taschenbuch). — Maria Grengg: Peterl (Roman). — Jack London: Die glücklichen Inseln. — Richard Kaufmann: Der Mond von Barracuda (Roman). — Marcel Préuost: Ratschläge für Junggesellen und Verlobte. — Abbé Prévost: Manon Lescaut (Liebesroman). — Juri Kasakow: Larifari. — Johannes Bobrowski: Boehlendorff und Mäusefest (Erzählungen). — Ludwig Thoma: Tante Frieda (Lautbuch). — Eva Maria Wiesemann: Reginas schönster Sommer (Kinderbuch). — Christine Brückner: Kleine Spiele für große Leute. — Oetinger Almanach 1974. — W. Somerset Maugham: Einzeln — erste Person (Taschenbuch). — Werner Keller: Da aber staunte Herodot (gruselige und komische Geschichten). — August Strindberg: Die Leute auf Hemsö (Roman). — Hans Cloos: Gespräch mit der Erde (Welt- und Lebensfahrt eines Geologen). — Luise Maria Schmied: Die magischen Strahlen (Lebensweg einer Forscherin). — Puttitz: Unterwegs nach Deutschland (Erinnerungen eines ehemaligen Diplomaten). — Verschiedene Autoren: Reise in ein fernes Land (Bericht über Kultur, Wirtschaft und Politik in der „DDR“). — Isaac Asimov: Kriminalgeschichten. — Mord (Anquälische Kriminalgeschichten).

Geschichtliche Erfahrungen nutzen

Innenminister Dr. Guntram Palm im Gespräch mit den Landesverbänden der Vertriebenen

Fellbach — „Die Ost- und Mitteldeutschen und ihre Verbände bleiben Garanten unserer freiheitlichen Ordnung. Sie sind aus ihrem Erleben heraus eine zuverlässige, staatstragende Säule, weil sie immun sind gegen jede ideologische Unterwanderung von extremistischer Seite.“ Diese Feststellung traf Innenminister Dr. Guntram Palm bei einem Informationsgespräch mit den baden-württembergischen Landesverbänden der Vertriebenen, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigten in Fellbach.

Der Innenminister betonte bei dieser Gelegenheit nachdrücklich, daß es sein Bestreben sei, die reiche geschichtliche Erfahrung der Heimatvertriebenen mit der Unfreiheit, die sie aus dem Erleben der Vertreibung und des Heimatverlustes schmerzhaft gewonnen hätten, für unsere Gesellschaft nutzbar zu machen. In der Politik der Landesregierung werde dem Schicksal und den Anliegen dieses Personenkreises ein hoher Rang zuerkannt. Dies komme vor allem in zwei Besonderheiten deutlich zum Ausdruck, in denen sich Baden-Württemberg von anderen Bundesländern unterscheidet, denn hier seien die Angelegenheiten der Vertriebenen, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigten dem Innenministerium und nicht dem Sozialministerium zugewiesen. Nachdem sich die Eingliederung der Vertriebenen und Flüchtlinge und ihre Mitwirkung im politischen Geschehen nicht nur auf den sozialen Bereich beschränke, sei dies sachgerecht, so Dr. Palm. Darüber hinaus habe nur Baden-Württemberg einen eigenen Landesbeauftragten für Vertriebene, Flüchtlinge, Spätaussiedler und Kriegsgeschädigte, dem das Recht zustehe, an allen für die Vertriebenenpolitik bedeutsamen Fragen im Ministerrat mitzuwirken.

Wie Innenminister Dr. Guntram Palm weiter ausführte, stehen im Bereich der

Vertriebenen- und Flüchtlingspolitik in der nächsten Zeit vor allem die Bemühungen der Landesregierung um die Aufnahme, Unterbringung, Betreuung und Eingliederung der deutschen Aussiedler im Vordergrund.

Die Kulturarbeit der Vertriebenen und Flüchtlinge und ihrer Landsmannschaften sei keine folkloristische Attitüde und erschöpfe sich nicht in Folklore. Vielmehr sei das geschichtliche, geistige und kulturelle Erbe der Vertriebenen ein lebendiger Ausdruck für den Fortbestand der ganzen deutschen Nation. Dr. Palm wörtlich: „Diese Kulturarbeit muß über die Erlebnisgeneration hinaus gesichert werden.“ Das Land werde die Kulturarbeit deshalb auch weiterhin fördern.

Als weitere Schwerpunkte der Vertriebenen- und Flüchtlingspolitik nannte der

Innenminister den weiteren Ausbau des „Haus der Heimat“ in Stuttgart zu einem kulturellen und politischen Zentrum der Vertriebenen und Flüchtlinge in Baden-Württemberg, die weitere Aktivierung der Patenschaften des Landes mit verschiedenen landsmannschaftlichen Vereinigungen und Leistungsverbesserungen auf dem Gebiet der wirtschaftlichen Eingliederung der Spätaussiedler und Vertriebenen.

Die Lösung all dieser Sachprobleme setze, so Innenminister Dr. Palm, eine qualifizierte und intakte Verwaltung voraus. Darüber hinaus sei aber die Mithilfe der Verbände bei der Lösung dieser Aufgaben unerlässlich. Dr. Palm: „Diese Mithilfe ist in der Vergangenheit gewährt worden. Ich wünsche, daß dies auch in Zukunft so bleibt.“

B. W.

KULTURNOTIZEN

Haus des Deutschen Ostens Düsseldorf — Große Schlesier. Dr. Herbert Hupka MdB liest aus seinem neu aufgelegten Buch. Dienstag, 12. Dezember, 20 Uhr. — Ausstellungen: Weihnachtsverkaufsausstellung (Alte Stiche und Städteansichten). Das kleine Format (Arbeiten von Mitgliedern der Künstlergilde), Buchausstellung, Sonderausstellung (Bilder von Spätaussiedlern). Bis Mittwoch, 20. Dezember, geöffnet von 9 bis 13 Uhr und 15 bis 21 Uhr, sonntags 9 bis 13 Uhr.

Westdeutscher Rundfunk — Heimatrecht in Ungarn. Eduard Neumeier besuchte die deutsche Minderheit. Sonntag, 10. Dezember, 8 bis 9 Uhr, II. Programm.

Süddeutscher Rundfunk — Neue Bücher aus Osteuropa, vorgestellt von Dr. Ernst Schremmer. Freitag, 15. Dezember, 17.30 bis 18 Uhr, Südfunk 2.

Der Königsberger Willy Rosner erzählt in einer Sendung des Deutschlandfunks am 24. Dezember ab 23.10 Uhr von einem Weihnachtserlebnis in russischer Kriegsgefangenschaft 1945.

In der Berliner Galerie MMM (Südwestkorso 20) wird am Sonnabend, 9. Dezember, eine Ausstellung mit Werken des Bildhauers Hans Schröder eröffnet.

Handwerksform Hannover — In den Räumen in der Berliner Allee 17 wird noch bis zum 13. Dezember die Weihnachtsschau Kunsthandwerk gezeigt.

Der Pianist Gregor Weichert aus Insterburg wurde in Budapest mit dem Internationalen Franz-List-Preis ausgezeichnet.

Unsere Mitarbeiterin Elfriede Bork-Jacobi ist im Jahrbuch deutscher Dichtung 1978 mit zahlreichen Gedichten, Aphorismen und einem Prosabeitrag vertreten. Außerdem sind alle Bilder in diesem Band von ihrer Hand.

Rudolf Lenk las vor einiger Zeit in dem Diakoniewerk Himmelstür bei Hildesheim heitere Kurzgeschichten und Verse. Auch in der Justizvollzugsanstalt in Hameln veranstaltete Lenk eine Lesung.

Himmel und Erde ist der Titel eines Stückes der Königsbergerin Gerlind Reinshagen, das vor einiger Zeit von den Kammerspielen in Düsseldorf aufgeführt wurde.

Der Schriftsteller und Publizist Dr. Erich Lipok ist Träger des „Schlesischen Kulturpreises der Jugend“ für 1978.

Sind wir eine Nation?

Dr. Ruth Ryba referierte bei der „Preußischen Tafelrunde“

Ratzburg — Hätte die „Preußische Tafelrunde“, die programmgemäß viermal im Jahr im Seehof tagt, 1978 nicht einen Ausfall zu verzeichnen gehabt, wäre die Zusammenkunft am 24. November die dreißigste seit ihrem Bestehen gewesen; dafür hatte man als Teilnehmer das erhebende Gefühl, als wäre sie nach zunehmendem Schwund der Besucherzahlen zu neuem Leben erwacht. Dieses Mal gab es jedenfalls einen vollen Terrassen-Saal, dessen Lichterglanz sich im See spiegelte. So nahm denn auch die Stimmung bei der gemeinsamen Mahlzeit und gefüllten Gläsern festlich-beitere Formen an. Dazu brachte das Programm eine angenehm empfundene Überraschung. Für das übliche Referat hatte sich dankenswerter Weise eine Frau zur Verfügung gestellt: Dr. Ruth Ryba kam aus Kiel, um mit einem aktuellen Thema aufzuwarten: „Sind wir noch eine einzige deutsche Nation?“

Naturngemäß stellte sich zuerst die Frage: „Was ist eine Nation?“ — Sie nahm den Faden geschickt auf und zwirnte ihn mit der ihr eigenen Anmut ab. Da es an dieser Stelle nicht möglich ist, allen Wendungen, Varianten und Überlegungen nachzugehen, muß ich versuchen, das Ergebnis in einen Satz zu fassen: Eine politische Gemeinschaft von staatstragender Kraft, die gekennzeichnet ist durch das Bewußtsein der politisch-kulturellen Eigenständigkeit und dem Willen zur Zusammengehörigkeit! Noch kürzer gefaßt: Eine Nation ist ein Volk, das im Rahmen der Selbstbestimmung sein Dasein in Freiheit vollzieht. — Mithin stellt sich die Frage: „Sind wir eine Nation?“

„Im Prinzip ja!“ würde man wahrscheinlich an zuständiger Stelle in Bonn antworten, zögernd zwar, denn da wäre noch etwas vorher zu vollziehen, die Wiedervereinigung nämlich. Und weil die zur Zeit noch nicht zu erreichen ist, sollte man das Thema in der Schublade lassen, die Dinge sozusagen in der Schwebe halten, wie man es seit Jahren tut. Doch, siehe da: In der „DDR“ prescht man vor! „Alle mal herhören! Wir sind eine Nation, genau genommen zwei Nationen. Nur mit einem gewissen Unterschied. Wir (der Staat von Moskaus Gnaden) sind eine sozialistische (sprich: kommunistische) Nation; die da drüben westlich der Elbe dagegen eine kapitalistische Nation“; daß der sogenannte Sozialismus (Kommunismus) ein internationales Glaubensbekenntnis ist, stört den „großen Geist“ in Ost-Berlin nicht. Dafür annektiert man einen Teil der kapitalistischen Nation für sich, die Werkstätten nämlich in der Bundesrepublik und die nach links tendierende Studentenschaft. Über die Tatsache (das erwähnte Frau Ryba allerdings nicht),

daß unzählige Menschen durch die Flucht in den Westen für die Bundesrepublik votiert haben, verschweigt man schamhaft in Ost-Berlin.

Was wir tun können, um die Sache — „unsere Sache“ mit der Nation ins reine zu bringen? — Immer daran zu denken genügt nicht mehr. Davon reden, untereinander, zueinander, miteinander, vor allen Dingen zur Jugend, aber so laut, daß man es auch draußen jenseits der Grenzen, auch in Ost-Berlin zu hören vermag.

Von den Zuhörern wurde der Rednerin mit aufrichtig gependetem Beifall gedankt. — Dank gebührt auch unserem Landsmann John, seinen Helfern und Mitarbeitern. pb

Wieder ein „Indianer“ abgeliefert

Chemikalientanker von der Memeler Werft Paul Lindenau



Lindenau-Schiff „Aztek“: Die Unternehmensgruppe P.A.A.R. setzt jetzt 28 Schiffe weltweit unter deutscher Flagge ein

Kiel — Im Stadtteil Friedrichsort erfolgte vor vierzehn Tagen die Übergabe des Werftneubaus „Aztek“ an die Atlantic-Rhederei F. & W. Joch in Hamburg. Es ist der 16. Neubau, den die einst in Memel ansässige Lindenau-Werft an die Reederei ablieferte, deren Reeder Lindenau heißt, der aber mit dem gleichnamigen Werftbesitzer weder verwandt noch verschwägert ist.

Im April 1976 mußten die Teilnehmer an einer kurzen Probefahrt des Tankerneubaus „Mandan“ nach dem Wiederanlegen des Schiffes zur naheliegenden Helling laufen, um Zeuge des Stapellaufs des Schwester-schiffs „Dakota“ zu werden. Das war nicht nur ein großes Ereignis für die Werft und die Hamburger Reederei, darüber sprach man in Fachkreisen auch an der ganzen Küste. Leider sind diese Zeiten für unsere Werften schon Geschichte.

„Mandan“ und „Dakota“ übertrafen damals mit 8000 t d w großemäßig die vorausgegangenen Bauten für die sogenannte „Indianer-Flotte“ der Hamburger Reederei beträchtlich. Die Tanker tragen Namen indianischer Stämme und sind auch noch rot angestrichen. Der nun abgelieferte Chemikalientanker „Aztek“ kann seine fünf Center- und acht Seitentanks mit 3700 Tonnen

Süßöl, Melasse, Ölprodukten oder Chemikalien füllen. Innerhalb von nur zehn Stunden kann das Schiff mit den drei elektrisch angetriebenen Schraubepumpen beladen oder gelöscht werden. Lange Liegezeiten im Hafen fallen nicht mehr an, um so verständlicher wirkt das Bemühen der Reederei in Zusammenarbeit mit der Werft, der Besatzung das Bordleben so erträglich wie nur möglich zu gestalten.

Als Hauptantrieb dient ein MaK-Dieselmotor von 2250 PS, der für eine Schiffsgeschwindigkeit von 13 Knoten gut ist. Die Schiffe von der Lindenau-Werft verfügen über den eigenartig geformten, von der Werft entwickelten Abstrom-Bugwulst, der bei den Schleppversuchen außergewöhnlich gute Ergebnisse erbrachte.

Die zukunftsweisende Atlantic-Rundumsichtbrücke mit Zentralsteuerstand, in dem sämtliche Geräte zusammengefaßt sind, ist die konsequente Weiterentwicklung ähnlicher Anlagen, wie sie 1973/74 schon auf den kleineren Tankern „Sioux“ und „Ukas“ eingebaut wurden.

Die Atlantic-Rhederei F. & W. Joch hat unter der Neubau-Nr. S 178 („Aztek“ S 173) einen Nachbau geordert, der bis Juli 1979 abgeliefert sein soll.

K. G.

Wenn an stockdunklen Oktober- und Novembertagen die Riesenschwärme der Neunaugen und Quappen stromaufwärts ziehen, ist die hohe Zeit des Damwilds da. Dieses Wild ist in Tiergärten recht zahm, in freier Wildbahn dagegen äußerst vorsichtig und scheu. In Marienbruch einen starken Schauler anzupirschen, ist eine große Kunst. Es kostet viel Ausdauer, Glück und manchen Schweißtropfen, bis Freund Angern als Gegengabe für den Rothirsch seinen Schauler auf der Decke liegen hat.

Anfang Dezember führt die Gilge das erste Grundels, ein Zeichen, daß der Winter im Anzug ist. Wieder „steht“ der Fluß, und das Eis wird dicker und dicker. Jetzt kann ich wieder auf Schlittschuhen schnell und bequem das Revier erreichen. Eine leichte Schneedecke läßt auch ein sicheres Fährten zu. So gleite ich eines Nachts bei Vollmond die Tawelle hinunter, um nach den Füchsen zu sehen. Das lange Schneehemd über meinem Gehpelz tarnt mich gut.

Drilling, Fernglas und der Eispickel zur Balance und zur gelegentlichen Abstützung dürfen nicht fehlen. Die große Kälte schneidet ins Gesicht. Bei einem solchen Wetter sind auch die Wilddiebe unterwegs, die manchmal sogar in Banden aus Litauen über die Grenze kommen, um auf Schlittschuhen

in mich hinein. Hilferufe verhallen ungehört in der stillen und erstarrten Nachtlandschaft. Nachdem ich eine lange Rinne in Richtung Ufer gebrochen habe, gelingt es, mit letzter Kraft den Körper über den wohl dicker gewordenen Eisrand zu wälzen. Endlich! Endlich! Ein Schutzengel hat mir geholfen.

So schnell mich meine Beine tragen, renne ich in Richtung der Försterei Kastaunen, wo der „Elchvater“ Weber wohnt. Doch die schneidende Kälte läßt meine Kleider in kurzer Zeit gefrieren, so daß ich immer unbeweglicher und steifer werde. Pelz und Hose legen sich wie ein Panzer um meinen Leib. Meine Gangart verlangsamt sich; trotzdem muß ich weiter, um nicht zu erfrieren. Schwer atmend bleibe ich stehen, rufe gellend um Hilfe. Tatsächlich hört mich Weber und kommt herbeigelaufen. In der schnell unter Wasser gesetzten Wohnstube reißt er mir die Kleider vom Leib, und ich trinke eine halbe Flasche Cognac in einem Zug aus. Das tut wohl. „Da haben Sie aber ganz großes Glück gehabt. Wußten Sie denn nicht, daß das Schöpfwerk bis vor kurzem noch gepumpt hat und daß deshalb die Eisedecke davor noch sehr dünn ist?“ So klärt mich Weber auf. Das habe ich natürlich auf meiner romantischen Fahrt nicht bedacht. Auch die gesteckten Strohwische bemerkte ich nicht.

Als ich am nächsten Morgen anrufe, hat meine Frau gerade erst meine Abwesenheit bemerkt. Noch nicht einmal einen Schnupfen hole ich mir. Der unerforschliche Ratschluß Gottes wollte es, daß ich noch so gerade dem Tod des Ertrinkens und dann des Erfrierens entronnen bin. „Media vita in morte sumus.“ Mitten im Leben sind wir vom Tod umfängen.

Wieder feiern wir Weihnachten im großen Familienkreis und in der vertrauten Form, das letzte vor dem großen Weltbrand. Winterjagden, Eisfahrten mit dem Schlitten, Holzverkäufe, Büroarbeiten und

So war die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 16

VON WOLFRAM GIESELER

tiefsinnige Gespräche am prasselnden Kaminfeuer.

Im Morgenrauen stehen zwei Elchfahrten vor meinem Schlafzimmersfenster im frisch gefallenen Schnee, klumpig und breit. Unser Teckel „Watzel“ hat sie schon aufgenommen und gibt hinter der Scheune unentwegt Standlaut. Nach einem kleinen Umweg sehe ich folgendes Bild: Am wärmenden Dunghaufen sitzen wiederkäuend beide Elche und lassen sich durch das giftige Beilen des Hundes nicht aus der Ruhe bringen! Ihren Aufenthalt bei uns scheinen sie in keiner Weise als ungemütlich oder gar gefährlich anzusehen, erst Stunden später wechseln sie gemächlich auf das Feld hinaus, um an einem Weidenstrauch zu äsen. Plagegeist Watzel gibt es auch auf, sich nutzlos weiter heiser zu bellen. So werden oft unsere Elche in der Winterszeit zu vertrauten Hausgenossen, aber auch zu einer leichten Beute der Wilddiebe, denen das schwere Wildbret das Wasser im Mund zusammenlaufen läßt.

In einer klaren und kalten Winternacht ereignet sich ein Drama, das ich noch erzählen möchte. Ein Forstbeamter macht auf Schneeschuhen eine Forstschutzfahrt über die großen Wiesen des Innendeichs, auf denen noch immer einige Heuhaufen auf ihre Abfuhr warten. Als er an einem sol-



Staatliches Forstamt Tawellenbruch im Kreis Elchniederung: Elchjagd im Revier...

chen Haufen vorbeifährt, sieht er einen bewaffneten Mann im Schneehemd vor sich stehen, der, sich entdeckt fühlend, sein Gewehr auf den Beamten in Anschlag bringt. Dieser aber kommt ihm zuvor und trifft den Wilddieb tödlich durch einen Kopfschuß. Den Toten bringen wir in das Spritzenhaus der Gemeinde, und niemand weiß, wer es ist. Großes Rätselraten. Erst am Mittag sagt ein kleiner Junge, der sich neugierig den Erschossenen besehen hat: „Ei, das ist doch der Gastwirt P. aus K., ich kenne ihn doch.“ Tatsächlich, er ist es und wohnte nur zwanzig Kilometer entfernt. Der auf sich allein gestellte Forstbeamte muß in solchen Situationen Mut, Kaltblütigkeit und Überlegung haben, um den Freyflern gewachsen zu sein. Weichlinge hat es bei uns nicht gegeben.

gen — hat zum 16. August einen Gestellungsbefehl zu einer „Übung“ von sechs Wochen Dauer in den Händen. Wir wissen, daß der Krieg in greifbare Nähe gerückt ist. In meiner Ansprache bringe ich deshalb auch unser aller Wunsch zum Ausdruck, daß diese Übung sich nicht zu einer jahrelangen kriegerischen Auseinandersetzung entwickeln möge.

Am 16. August 1939 habe ich mich in Szillen bei der Truppe zu melden. Ich werde Zugführer des 1. Zuges in der 1. Kompanie des 356. bodenständigen Grenadierregiments, das zur 206. Infanteriedivision mit dem taktischen Zeichen der Wolfsangel gehört. Beim Umschauen entdecke ich überall bekannte Gesichter. Da ist der Sägewerksbesitzer, der Lehrer, der Kaufmann, der Fischer und Bauer, der Waldarbeiter und Förster, die ich alle begrüßen kann. Sie wohnen ja alle in der Elchniederung. Die Verschiebung unseres Verhältnisses zueinander aufgrund der militärischen Dienstgrade tut unserer alten Kameradschaft und Zuneigung keinerlei Abbruch. So haben wir genug Grund, uns wie zu Hause zu fühlen. Die umliegenden Dorfkrüge haben Mühe, den in den dienstfreien Stunden zur Bekräftigung der Kameradschaft benötigten Alkohol in ausreichender Menge zu beschaffen.

Am 3. September 1939 marschieren wir über die Grenze südlich Ortelsburg nach Polen hinein. Mit meinen Männern im Zug bewältige ich täglich durchschnittlich vierzig Kilometer und das mit vollem Marschgepack und ungewohntem Schuhwerk, auf staubigen, schlechten und schattenlosen Straßen. Dieser Blitzfeldzug verlangt uns in achtzehn Tagen eine Marschleistung von fast siebenhundert Kilometern ab. Eine beachtliche Leistung trotz des immer klaren und sonnigen Herbstwetters. Zu größeren Kampfhandlungen kommt es nicht, da wir meist in der zweiten Welle marschieren und die gegnerischen Armeen schnell geschlagen sind.

Und dann treffen wir Ende September vereinbarungsgemäß mit der sowjetischen Armee, die aufgrund des Vertrags zwischen Stalin und Hitler von Osten anmarschiert, an dem Flüschen Pisa zusammen. Wir machen uns gegenseitig einen steifen und formellen Besuch, beschauen uns neugierig und argwöhnisch und haben nicht das Gefühl einer freundlichen Waffenkameradschaft, obwohl wir doch eigentlich Bundesgenossen sind.

Meine Gedanken allerdings gehen immer wieder nach Tawellenbruch, zur Familie, in den Stall, auf Feld und Wiese, in den Wald und zu den Elchen, die jetzt gerade ihre hohe Zeit haben. ENDE



...Störche auf Telegrafentangen und...

die schweren Elche auf das blanke Eis zu treiben, wo sie ausgleiten und sich dabei das Schloß brechen. Es ist dann eine Kleinigkeit, das hilflos daliegende Tier mit einem Speiß zu „speeren“, also zu töten. Lautlos wird das schwere Wildbret zerlegt und auf Handschlitten verladen. Wenn Kopf, Aufbruch, Läufe und Decke in einem Eisloch verschwunden und Schweiß und Haare sorgfältig von der Eisfläche abgespült sind, geht es schnell heimwärts. So bleibt keine Spur von dieser rucklosen Tat zurück.

Kurz nach dem Ersten Weltkrieg mußten Militärkommandos zur Bekämpfung des Wildererunwesens und zum Schutz der letzten Elche eingesetzt werden. Noch viele Jahre später ertappte ein Forstbeamter am hellen Tag eine Bande, die gerade einen gesperrten Elch zerlegte. Auf Schlittschuhen lief er auf sie zu, um sie stellen. Dabei achtete er aber nicht auf eine unvollkommen zugefrorene Stelle, auf der er einbrach. Nur mit Mühe hielt er sich am Schilf fest, um nicht zu ertrinken. Die Wilddiebe sahen den Unglücklichen, umringten ihn auf ihren Schlittschuhen und machten ihm „eine Nase“. Dann stoben sie davon. Der Förster wäre elend und unauffindbar ertrunken, wäre nicht auf seine Hilferufe hin ein Forstlehrling auf der Bildfläche erschienen, der ihn aus dem Wasser zog und rettete.

Solche Gedanken beschäftigen mich, als ich auf dem Eis der Tawelle im Mondschein einsam und sorglos dahinlaufe. Plötzlich bricht unter meinen Füßen krachend die Eisedecke — und ich versinke im eiskalten Wasser. Bleiern zieht der Pelz mich nach unten. Trotz des Schrecks kann ich noch gerade meinen Drilling fassen und schnell auf das Eis werfen. Nun versuche ich immer wieder, mich am Eisrand hochzustemmen oder mich quer über den Eisrand zu rollen, um das Gewicht zu verteilen. Ein bedrückendes Gefühl, jedesmal zu erleben, wie das Eis abbricht und mich wieder im Wasser landen läßt. Nur sich nicht bei der — gottlob — schwachen Strömung unter das



Noch liegt die Schwüle eines Spätsommertags über Sumpf und Ried, obwohl der Sonnenball, einem unabänderlichen Gesetz gehorchend, sich schon glühend im Westen dem Horizont nähert. Kein Lüftchen bewegt sich mehr. Über dem Schilf unter uns schließen in rasender Fahrt große Libellen in die Mückenschwärme hinein, die sich in heißer Liebeslust umeinander wirbeln. Es schlagen bisweilen die Netzhautflügel der Jäger hörbar zusammen, wenn sie wenden, um immer wieder erneut in den summen und rotierenden Schwarm der kleinen Blutsauger hineinzustoßen. Geburt und Tod vieltausendfach...

In einiger Entfernung kreist hoch über dem Wald das Schwarzstorchpärchen, das im benachbarten Jagen seinen verschwiegene Horst hat. Es sucht offenbar in der großen Höhe Kühlung. Mit dem Glas verfolgen wir das schöne und geruhame Flugspiel dieses kleineren und so heimlichen Veters des weißen, uns so vertrauten Hausstorchs. Leuchtend rot sind Schnabel und Ständer des schwarzen Storchs, sein Bauch ist hellweiß, und der übrige Körper glänzt in den letzten Sonnenstrahlen metallisch-schwarzviolett. Nach einiger Zeit lassen sich beide Störche mit weit vorgestreckten Ständern im Sturzflug nach unten fallen, um nach den schon flüggen Jungen in der Nähe des heimischen Horsts zu sehen.

Aus einer Erlenkrone streicht plötzlich ein kleiner Raubvogel mit einem schnellen, aber mehr schwebenden Flug ab und schaukelt dann unter uns durch das Gebüsch. Es ist die seltene, aber hier noch horstende Spurbereule, die ihre Jagd auf Insekten,

Mauersegler über dem Wald

kleine Vogel und Lurche auch bei Tageshelle zu betreiben pflegt. Im Flug ist sie eigentlich nur durch ihren dicken Kopf vom Baumfalken zu unterscheiden.

Allmählich taucht der feurige Sonnenball unter den Horizont, und es wird merklich kühler. Ein Schreiadler rudert seinem Schlafbaum zu, Ehten klingen vorüber, und die letzten Mauersegler verlassen kreischend ihr luftiges Revier über dem Bruchwald. Über den Wasserlöchern bräut der erste Nebel. Ob wir wohl heute noch einen guten Anblick in diesem berühmten Elchdistriktgebiet haben werden? Es ist ja noch Feiertag, die Ruhe vor dem Sturm, und der Elch ist jetzt besonders träge und faul.

Plötzlich eine Bewegung am Rand einer Jagdschneise. Ein Elchtier und Kalb sind dabei, die Blätter einer Weide abzuzugeln und zu äsen. Auffallend ist der gedrungene Rumpf des alten Tiers auf den weißen, überlang erscheinenden Läufen, der fast waagrecht abstehende Hals und Kopf, der ungewöhnlich hohe Widerrist der Vorderhand und eine übergroße Ramsnase. Alle Bewegungen wirken pflegmatisch und behäbig. Unwillkürlich denkt man an ein Tier der Vorzeit, und doch ist der Elch entwicklungsgeschichtlich jünger als Rot- und Damwild, verwandt mit dem Reh und dem Rentier.

Nun bricht schnell die Dämmerung herein. Die Konturen der Elche verschwimmen in Nebel und Nacht. Nach Ende des Büchsenlichts hören wir noch ein Brechen hinter uns und sehen schemenhaft einen Hirsch durch den Graben rinnen. Offensichtlich handelt es sich um einen noch jungen Elch-

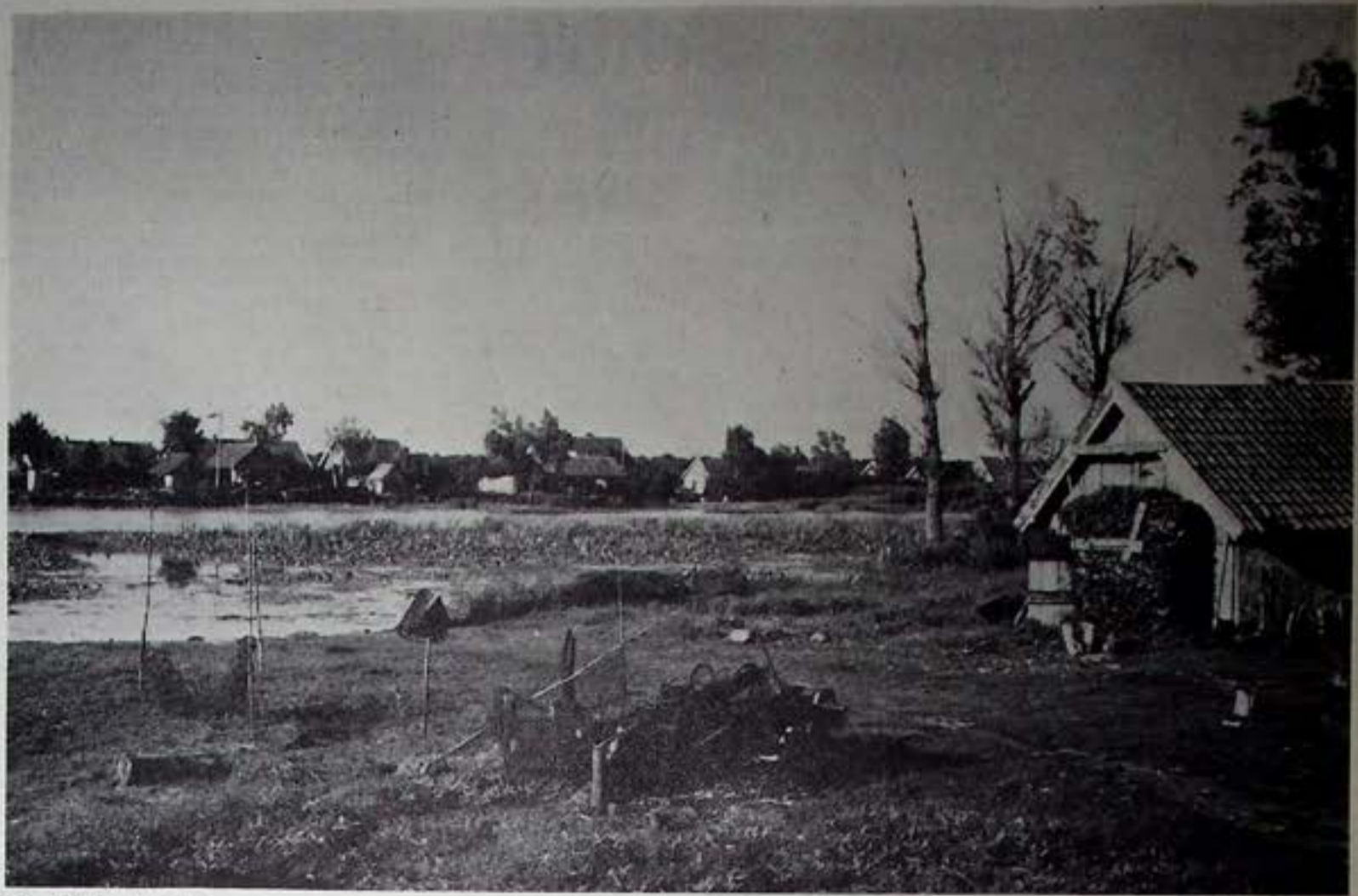
Im Gänsemarsch zum Kahn

hirsch, dessen Geweih natürlich noch im Bast ist. In drei Wochen wird es hier lebhafter zugehen, wenn die Geweihe blank und fremde, stärkere Hirsch meist von weither zugewandert sind, um in Kastaunen und Umgebung zu brunften.

Erfreut über das Erlebte, verlassen wir leise die Kanzel, wandern wieder im Gänsemarsch zu unserem Kahn, der uns schnell zu unserem Motorboot bringt. Auf der Rückfahrt zum heimischen Herd begleitet uns ein vielstimmiges Froschkonzert aus den zahlreichen Wassergräben.

Auch morgens in aller Frühe werden oft mit dem Kahn ausgedehnte Erkundungsfahrten unternommen. Eine solche Pirschfahrt auf der Dschubbel, einem toten Wasserarm der Memel, inspirierte meine zu Besuch weilende Tante Tilla Schoepfer zu folgenden Versen:

Im Morgengraun zieht leise unser Kahn die schlüfumsäumte, dunkle Wasserstraße. Seerosen säumen seine stille Bahn, durch Kraut und Mummeln bahnt der Rud'rer seine Gasse. Das Dickicht an den beiden Ufern schweigt, kaum je berührt von eines Menschen Fuß. Ein Mückenschwarm sein Morgenständchen geigt und wilde Rosen nickten uns zum Gruß.



Memeldelta: Im Elchwerder

Foto Mauritius

Hier haust der starke Elch in Sumpf und Moor, der Adler breitet seine Schwingen weit. Jungenten schnattern vor uns leis' im Rohr. Wo bist du, Lärm der Welt, Hast uns'rer Zeit?

Nun weitet sich der Blick, die Nebel zieh'n, In's freie Wasser gleiten wir hinein. Den Himmel malt ein erstes zartes Glüh'n Und färbt die Wellchen rings mit Rosenschein.

Da taucht die Sonne über Wald und Halm allmächtig auf und jubelt auf das Schweigen blücht. In meiner Seele aber liegt der Psalm, Das ewig neue Schöpfungswort!

Es werde Licht.

Zuchtziel entspricht, werden bewußt schon seit dem Jahre 1907 die Stangler zugunsten der Schauler durch Abschluß ausgemerzt. Der heute für alle Schalenwildarten geläufige Begriff der „Hego mit der Büchse“ wurde zuerst beim Elch praktiziert. Mein Vorgänger, der schon genannte Oberförster Ernst Meyer, war es, der seinerzeit die dementsprechenden zielbewußten Abschlußrichtlinien beim Kaiser durchsetzte. Natürlich gibt es alle erdenklichen Übergänge vom Vollschaufler über den Halbschaufler und das Schwimmgeweihe bis zum rundstängigen „Rothirsch“ dem reinen Stangler.

Mit den ersten Septembertagen treibt es mich morgens und abends ins Revier, um

Keitelkähne am Ufer, das sich so abspielt: Um den vollbeladenen Gemüsekahn vom Ufer fernzuhalten, sitzt der Mann Pfeiferauchend im Schiff am Ruder. Sein trautes Eheweib leistet Schwerarbeit, indem es, den breiten Gurt über der Brust, am langen Seil die schwere Last auf dem Treidelweg am Ufer im Schneckentempo fluffaufwärts zieht, viele Kilometer weit. Patriarchalische Verhältnisse...

An der Revierförsterei bleibt das Motorboot zurück. Man setzt uns auf das andere Ufer der Gilge über. Dann geht es, entsprechend bekleidet und ausgerüstet, langsam und mühselig auf einem sumpfigen, von breiten Gräben eingefassten Fußweg in den Bruchwald hinein. Hier gibt es kein freies Schußfeld. Wegen des hohen Grases ist auch kein leises Pirschen möglich. Undurchdringlich ist das Dickicht jenseits der Gräben.

Das Schilf wispert leise im Abendwind. Quorrend rudert ein Kolkrahe, der Götterbote der alten Germanen und der Galgenvogel der Christen, über uns hinweg. Erschreckt springen Frösche von unserem Weg in die nasse Flut. Links vor uns dringt der wiederholte Brunntschrei eines Elchs in unser Ohr, dieses urige, nicht weit hörbare „Stöhnen“. Ein Schreiadlerpaar genießt die letzten Sonnenstrahlen, indem es sich immer höher schraubt.

Da der Brunntschrei offensichtlich immer näher kommt, nehmen wir schließlich hinter einem Weidenbusch volle Deckung. Das Schußfeld reicht auf beiden Seiten der Gra-

Ein unvergeßliches Erlebnis

benränder nur höchstens fünfzig Meter weit. Aufregende Minuten folgen. Instinktiv habe ich die bereits gestochene Büchse in meinem Arm. Ansprechen und womöglich Schießen müssen in Sekundenschnelle erfolgen.

Unsere Herzen schlagen schneller, als unsere Ohren immer deutlicher das Näherkommen des brechenden und schreitenden Hirsches vernehmen. In jedem Augenblick muß der stetig ziehende Hirsch am linken Grabenrand auftauchen. Und da ist er auch schon — nur fünfundzwanzig Schritt von uns entfernt! Sein Haupt trägt ein schaufelloses, randstängiges Zwölfergeweihe, die Decke ist durch Schlamm verkrustet, das Weiß der Lichte verrät Wut und Arger, die schmutzig grauen Läufe sinken tief in den modrigen Grabenrand. Und — da bricht der Schuß. Der Koloß hebt sich noch einmal steil aufwärts, um krachend und verendend zu Boden zu sinken. Welch ein Anblick! Für uns beide ein erregendes und unvergeßliches Erlebnis.

Nach einigen Minuten des Verharrens und Schweigens überspringe ich den linken Graben — und stehe nun vor meinem ersten Elch, gleichzeitig dem stärksten meines Lebens. Ein einwandfreier, wenn auch wohl für mich als jungen Anfänger ein zu starker Stangenelch von etwa acht Jahren.

Fortsetzung folgt

So war die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 8

VON WOLFRAM GIESELER

Und nun kommt der September mit der lang erwarteten Elchbrunft. Auf dem Abschlußplan stehen in meinem Forstamt nur sechs Stangen-Elche, da in den vorausgegangenen Jahren zu viele der so begehrten alten Schauler durch Göring gestreckt worden sind. Die Hälfte dieser Stangen-Elche ist für hohe Jagdgäste vorgesehen, die das Reichsjagdamt in Berlin auf Grund einer Einladung Görings benennt.

Es ist höchst seltsam, daß nur beim Elch im gleichen Revier zwei verschiedene Geweihformen nebeneinander bestehen, was immer wieder zu einem heftigen Streit über die Ursachen dieses Phänomens unter den Fachleuten geführt hat. Gibt es zwei Rassen oder haben etwa die jeweiligen Umweltbedingungen dies bewirkt? Soll man an eine Mutation glauben oder entwickelt sich diese verhältnismäßig junge Hirschart Elch vom urzeitlichen Breitstirnloch über den Schauler zum Stangenhirsch hin? Ist doch der höhere Kampfwert des Stangengeweihs bei weniger Aufbaustoffen unzweifelhaft. Fragen über Fragen, die noch immer nicht glaubwürdig beantwortet sind.

Die außerordentlich große Variationsbreite des Elchgeweihs in demselben Revier und dort auch schon in den frühesten Zeiten läßt die naheliegende Vermutung zu, daß die Weiterentwicklung des verhältnismäßig noch jungen Elches zur Stangen- oder zur Schaufelbildung eben noch nicht endgültig entschieden ist. Beim einzelnen Hirsch läßt sich die Erblichkeit dieser oder jener Form natürlich nicht abstreiten. Da das Stangengeweihe mit seinen meist wenigen, aber langen Enden und den oft runden Stangen unerwünscht ist, der Schauler aber mit seinen möglichst vollen und breiten Schaufeln dem

das Verhalten des Elchs in der Brunft näher kennenzulernen. Kahn und Motorboot bringen mich in das Außendeichgebiet, Fuhrwerk und Fahrrad in die eingedeichten Bezirke Nemonien und Marienbruch. An den noch hellen Geweißen hängen anfangs noch die Bastfetzen. In sehr kurzer Zeit dunkeln die Stangen aber durch weiteres Fegen an der gerbsäurehaltigen Erle stark nach. Laufend tauchen neue Hirsche auf, der Brunftbetrieb wird überall lebhafter. Ich habe manchen guten Anblick. Nur die hohen Jagdgäste lassen auf sich warten.

Der 15. September 1937 gehört zu den sonnendurchfluteten und windstillen Herbsttagen, wie wir sie in Ostpreußen in so verschwenderischer Fülle gewohnt sind. Kühle und neblige Abend-, Nacht- und Morgenstunden, aber noch wärmende Sonnenstrahlen zur Mittagszeit auf dem Wasser, in Ried und Moor, auf Acker und Weide. Menschen und Tiere ahnen bereits, daß es Abschied vom Blüten, Wachsen und Gedeihen zu nehmen heißt und daß Vorsorge für den kalten Winter vonnöten ist. Trotz der gutgemeinten Sonnenstrahlen liegt über der weiten Landschaft ein leiser Hauch schmerzlicher Melancholie.

Meine Mutter, die bei uns zu Besuch ist, läßt es sich als begeisterte Naturfreundin nicht nehmen, mich auf einer Jagdfahrt in den Außendeich der Försterei Nemonien zu begleiten, der wegen seiner Unaufgeschlossenheit sehr schwer zu begehen ist. So fahren wir beide denn mit der „Edda“ am frühen Nachmittag die Gilge abwärts. Dabei begegnen wir unterwegs einem Schlepper, der pustend stromaufwärts mehrere Lastkähne mit Kohle nach Tilsit bringt, und beobachten schmunzelnd das Treideln der kleinen

Ein ruhmreiches Schiff

Das Schicksal der Bark Padua beschreibt Kurt Gerdau

Ein Buch, das sich mit der Seefahrt beschäftigt, und gar mit Schiffen ursprünglicher Art, wo Wind und Segel sich paaren, um als geballte Schubkraft der Vorwärtsbewegung des Schiffes zu dienen, hat von vornherein die besten Chancen, einer Vielzahl von Lesern als begehrte Lektüre zu dienen. Ein solches Buch ist soeben erschienen. Andererseits sah sich der Schöpfer des Inhalts vor die nicht leichte Aufgabe gestellt, sich mit berühmten Vorgängern des gleichen Mediums zu messen. An dem 1857 geborenen Joseph Conrad zum Beispiel. Er ging mit siebzehn Jahren zur See und starb 1924 als berühmter gewordener Schriftsteller. Oder Jack London, Matrose, Goldsucher, Landstreicher und wieder Matrose, der 1916 das Zeitliche segnete, indem er selbst Hand an sich legte. Oder sei es auch nur Gorch Fock aus Finkenwerder. Außer dem letzteren sind sie alle Fahrleute gewesen, die das Glück hatten, den Gefahren der See entronnen zu sein. Eines Tages heuerten sie ab und blieben an Land, um das gesammelte Wissen Gestalt werden zu lassen.

Irgendwie trifft das alles auch auf den Kapitän Kurt Gerdau, u. a. auch Mitarbeiter dieser Zeitung, zu. Er ist der Autor des vorliegenden Buches, und wenn jemand zu erfahren begierig sein sollte, ob er als der Jüngste unter den Verfassern von Seefahrtbüchern das Ziel erreicht hat, als Gleicher unter Gleichen zu gelten, kann ich als Zeuge auftreten: Er hat...! Wenn auch auf eigene Art.

Wenn man die Sätze liest, die Gerdau dem eigentlichen Inhalt vorausgeschickt hat,

weiß man schon eine Menge von dem, warum und für wen er das Buch schrieb: „Der Ruhm eines Schiffes ist der Ruhm der Männer, die es führten. Ihnen, den toten Kapitänen der Viermastbark Padua, ist diese vom letzten angemusterten Zögling geschriebene Chronik in Achtung ihrer großen Leistungen zugeeignet.“ Mit so edlen Motiven hat er sich bereits als guter Seemann wie auch als ernst zu nehmender Schriftsteller qualifiziert.

Wer einigermaßen in und über den Hamburger Hafen früherer Zeiten Bescheid weiß, aus eigener Kenntnis oder vom Hörensagen, wird sich daran erinnern, daß der Reeder Laeisz allen seinen Schiffen Namen gab, die mit einem ‚P‘ angingen: Die Pelikan, die Pirna, die Pamir, die Passat — und eben die Padua, das letzte Schiff, das der angesehene Reeder bei Tecklenburg an der Weser 1925 in Auftrag gab; bereits im Juni 1926 wurde das Schiff getauft. Der Grund, aus dem Gerdau die Padua sozusagen als Träger alles nachfolgenden Geschehens aus-

gewählt hat — er hat es bereits in seinem „Vorwort“ angedeutet, daß er der letzte angeheuerte Zögling an Bord des herrlichen Schiffes war, und nur über das, was man mit eigenen Augen gesehen hat, vermag man eine gültige Aussage zu machen.

Und nun — „Wahrschau!“ meine freundlichen Leser, denn jetzt kommt etwas ausgesprochen Umwerfendes auf uns zu. Unser Kapitän hat einen ergötzlichen wie genialen Einfall gehabt. Wie durch ein geöffnetes Fenster läßt er uns in den weiten Himmelsraum schauen, wo sie alle versammelt sind, sämtliche Kapitäne der Padua, der letzte ist gerade angekommen. Der lichte Raum ist wie eine gemütliche Kapitänskajüte gehalten. Feengleiche Stewardessen schleppen singend Grog in hölzernen Pützen herbei über einen Fußboden, der aus weißgeschuerten Schiffsplanken besteht. Da sieht man sie, Pfeife rauchend und ihre Groggläser erhebend, die ehemaligen Kapitäne der Padua, an der Back aus rötlichem Mahagoni sitzend... Fenster zu! Noch mehr zu entdecken würde bedeuten, die Spannung zu mindern.

Paul Brock
Kurt Gerdau, Viermastbark Padua, ein ruhmreiches Schiff, Band 1 der Reihe „Männer, Schiffe, Schicksale“, herausgegeben von Jochen Brennecke. Koehlers Verlagsgesellschaft, 104 Seiten, 12 Seiten Bilder, Linson, 14,80 DM.



Ein Rudel Elche im Tritt: Dieses Foto stammt aus dem Buch „Elche am Meer“ von Martin Kalkes mit 82 Aufnahmen des Verfassers, das soeben in dritter Auflage erschien (Verlag Gerhard Rautenberg, 64 Seiten, 56 Bildtafeln, Leinen, 22,80 DM)

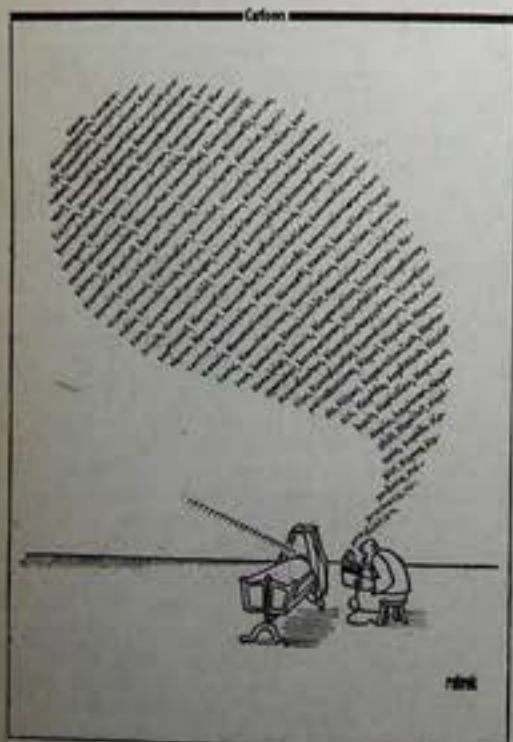
Dämmerstunde

Zwölf Weihnachtserzählungen

Weihnachten — das ist nicht nur ein Fest des Schenkens und Beschenktwerdens, es ist auch oft ein Fest der Geschichten. Geschichten, die man sich zur Dämmerstunde erzählt, wenn die Kerzen am Baum ihr traumhaftes Licht verströmen und alles in einen warmen Glanz hüllen. Geschichten, die künden von der Freude der Menschen, aber auch von ihrem Kummer und ihrem Leid.

Hannelore Patzelt-Hennig, die viele unserer Leser durch ihre Beiträge im Ostpreußenblatt kennen werden, hat nun einige ihrer Weihnachtsgeschichten in einem Büchlein zusammengefaßt. „In den Stuben überall“ ist der Titel, der im Martin-Verlag erschienen ist, liebevoll illustriert mit graphischen Arbeiten von Fritz Möser. 12 Weihnachtserzählungen und zwei Gedichte sind in dem Band enthalten, und der Autorin ist es gelungen, mit diesen heiteren und oft auch besinnlichen Beiträgen, eine Stimmung hervorzuzaubern, die man nur noch sehr selten in unseren Weihnachtsstuben findet. Mit leichter Hand schildert sie Begebenheiten in Familien, die durchaus in unserer Nachbarschaft leben könnten, so vertraut erscheinen sie. Wenn auch manch eine Erzählung in der Darstellung ein wenig abrupt oder sprunghaft erscheinen mag, so sind es doch Geschichten, zu denen man gern einmal wieder greift und sie vielleicht auch weitererzählt.

SIS
Hannelore Patzelt-Hennig, In den Stuben überall, Martin-Verlag, 69 Seiten, broschiert, 9,80 DM.



Aus „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“

Die Begegnung der Völker

Am Beispiel einer Stadt dargestellt in Text und Bild

Was sagt einem Leser, der zufällig diesen Band zu Gesicht bekommt, der Name Lodz? Vielleicht erinnert er sich an einen Schläger, der vor einigen Jahren aus allen Lautsprechern dröhnte (ein altes Spottlied übrigens): „Theo, wir fahr'n nach Lodz...“ Aber auch vom „Manchester des Ostens“ hat wohl mancher gehört; diesen Beinamen hatte man jener bedeutenden Industrie-Metropole gegeben, die ihr schnelles Wachstum nicht etwa günstigen Verkehrsverbindungen oder dem Reichtum an Rohstoffen verdankte, sondern den Bächen, die einst von dem Hochplateau frisches Wasser — mit dem stärksten Gefälle der Gegend — in den Ort brachten.

Peter Nasarski hat es sich zusammen mit anderen Autoren, die wie er aus Lodz stammen, zur Aufgabe gemacht, in diesem hervorragend ausgestatteten, großformatigen Bild-Text-Band die Geschichte dieser „Stadt der Völkerbegegnung“ aufzuzeichnen und in den großen historischen Zusammenhang zu stellen, sachlich und ohne Polemik, bemüht-Legenden und Zerrbilder zu widerlegen. Kolorierte Stiche und Ansichtskarten, Fotos, Zeitungsausschnitte, Dokumente aller Art, dazu knappe Erläuterungen und vorzüglich ausgewählte, kurze Texte, machen den Band zu einer spannenden Lektüre, die man nicht so bald aus der Hand legt. Und man lernt, ganz nebenher, ein Stück Geschichte kennen, das weitgehend in Vergessenheit geraten ist: Das Miteinander und Nebeneinander in dieser klassischen Landschaft der Völkerbegegnung, wo Russen und Deutsche, Polen und Juden in schweren und guten Zeiten aus dem „kleinen, offenen Ort“ von 1804 mit 361 Einwohnern eine bedeutende Industriestadt schufen, die zu Beginn des Zweiten Weltkriegs 700 000 Bewohner zählte — zehn Prozent von ihnen waren Deutsche. Die Darstellung in diesem Band, so heißt es in dem Vorwort, biete sich um so mehr an, als sie eine Fülle von Beispielen für vermeidbare Irrungen und Verirrungen, doch erst recht für ein besseres Miteinander der Völker unseres Kontinents sichtbar mache.

RMW

Peter Nasarski (Hrsg.), Lodz — die Stadt der Völkerbegegnung im Wandel der Geschichte. Liebig Druck und Verlag, 104 Seiten auf Kunstdruckpapier mit vielen Reproduktionen und Karten, 24,80 DM.

Ein glückliches Jägerleben

Von besonderem Reiz sind die Erinnerungen an Ostpreußen

Rund fünfzig Jahre eines ungewöhnlich abwechslungsreichen Jägerlebens haben in dem soeben erschienenen Buch „Glückliches Jagen“ ihren Niederschlag gefunden. Kurland, die baltische Heimat des Verfassers, Südrußland, Ostpreußen, das Havelland und die Uckermark, sowie Mecklenburg, Holstein, Westfalen und Sauerland, aber auch Österreich und Tirol, sind die wechselnden Schauplätze eines kenntnisreichen, passionierten Waidwerks auf die meisten der in Europa anzutreffenden Haar- und Federwildarten, vom Dam- bis zum Sikawild, vom Auer- bis zum Trapphahn.

Von besonderem Reiz sind die Erinnerungen an Ostpreußen: Steinort und der Mauersee mit der Jagd auf Mausererpel, die Wasserwelt des Moosbruches mit Elchpürschen aus dem gestakten Kahn oder die gespenstische, bei verspäteter Rückkehr vom Jagen fast undurchdringliche Moorwildnis des Zehlau-Bruchs. Andere Reminiszenzen gelten den scheuen Trappen im Havel-Luch und unbeschwerten Jagdtagen auf den Gütern von Landin, Zernikow, Milmersdorf, Pinnow und Kurzentredow.

Doch auch dem schwierigen Neubeginn als Flüchtling in einem kleinen westfälischen Dorf weiß der Verfasser humorvoll die besten Seiten abzugewinnen. Sozusagen im Familienbetrieb als Spielzeughersteller tätig, wagt er sich, als der Besitz von Jagdwaffen noch verboten ist, an den Bau einer Armbrust, muß aber bald erkennen, daß der „Püster“, ein heimlich umgerüsteter französischer Militärkarabiner, doch die besseren Dienste leistet.

„Zur Bewährung“

Die Geschichte eines Versuchs

Dies ist, so meine ich, ein gutes, ein notwendiges Buch. Keine vergnügliche oder spannende Bettlektüre, um das gleich vorab zu sagen. Eigentlich kein Roman, sondern ein Stück unserer Wirklichkeit, niedergeschrieben von einem, der sich Gedanken macht und Sorgen um unsere Gegenwart und unsere Zukunft. Willi Kramp, Erzähler von hohem Rang, hat sich hier eines Themas angenommen, das in den vergangenen zehn Jahren wie auch heute noch nicht zu den Akten gelegt werden kann, weil es junge und ältere Menschen gleichermaßen bewegt: Es geht um die Auseinandersetzung zwischen den Generationen und sozialen Schichten, zwischen Anschauungen und Verhaltensweisen der bürgerlichen Welt und denen, die ihr den Rücken kehren, aus welchen Gründen auch immer.

Ein junger Strafgefangener soll ‚Zur Bewährung‘ vorzeitig entlassen werden. Eine Gruppe von angesehenen Bürgern, Leiter und Mitglieder des ‚Freundeskreises‘ einer sozialpädagogischen Akademie, sind bereit, sich seiner anzunehmen — ihm Arbeit zu geben, ein Zuhause, Betreuung, Gespräche. Keiner von ihnen macht es sich leicht mit dieser Aufgabe. Sie wollen sich im Grunde ja auch selbst bewähren. Denn auch in ihren Familien ist nicht alles so, wie es nach ihrem Selbstverständnis eigentlich sein sollte. Die Frauen, die Kinder gehen eigene Wege — getreues Spiegelbild der Konflikte, die auch den jungen Mann bewegen, den sie betreuen wollen, dem sie helfen wollen, sich in ihrer Welt (die nicht die seine ist und sein kann) zu bewähren...

Der Wagen, den er nicht fahren darf, das Zimmer, das kein Zuhause ist, die Arbeit, die ihm nichts bedeutet, der Wunsch nach einem Gespräch, das nicht stattfinden kann, weil er zu unpassender Stunde kommt — Steinchen für Steinchen bröckelt ab aus der Schutzmauer, die sie um ihn ziehen wollten mit allem guten Willen. Und sie müssen zum Schluß erkennen, daß weder er noch sie, die Helfer, sich bewährt haben. Das alles ist so erzählt, aus der Sicht der fünf Mitglieder des ‚Freundeskreises‘ daß der Betreute, der sich ‚bewähren‘ soll, selbst nur indirekt zu Wort kommt. Trotz allen Bemühens muß ihm die bürgerliche Welt fremd und verschlossen bleiben. Natürlich gibt es Ausnahmen; die Frauen, die Mütter, spielen eine besondere Rolle dabei.

Vielleicht — der Autor deutet es nur an — war die Begegnung doch nicht umsonst für beide Seiten. Es kann sein, daß sie nun ein wenig behutsamer miteinander umgehen. Und vielleicht liegt auch in dieser Behutsamkeit und in der Toleranz gegenüber dem Nächsten — eine Chance, einander wiederzufinden und sich zu bewähren. Auf der einen wie auf der anderen Seite. RMW

Willi Kramp, Zur Bewährung, Roman, Verlag Herder, 320 Seiten, gebunden, 29,80 DM.

Vorzügliche Beobachtungsgabe, die auch seine jagdlich ungewöhnlich einfühlsame Frau ausgezeichnet hat, erlaubt dem Verfasser bemerkenswerte Feststellungen, etwa zu den ganz unterschiedlichen Reaktionen von Gänsen, Enten und Tauben auf den Anblick von Lockvögeln. Sie findet in seinem Buch auch noch auf andere Weise Ausdruck: In der Genauigkeit der Beschreibungen von Landschaften, Wild und Jägern und des treffend geschilderten jagdlichen Geschehens.

P. P.
Friedrich Wilhelm Freiherr von Buchholtz, Glückliches Jagen. Auf Hoch- und Niederwild in Mitteleuropa. 208 Seiten, acht Bildtafeln mit 15 Abbildungen, Linson, 32,— DM.

Das Gesamtwerk

Hedwig Bienkowski-Andersson

Hamburg — Den schönen Band der Allensteiner Autorin Hedwig Bienkowski-Andersson würdigten wir in Folge 48 am 2. Dezember auf der Literaturseite. Durch einen Satzfehler wurde leider der Hinweis auf Bezugsmöglichkeiten entfallen. Der Band kann natürlich über alle Buchhandlungen — auch die Versandbuchhandlungen, die im Ostpreußenblatt inserieren — bezogen werden. (Edition Gryphus, Preis 19,80 DM.) Wer von unseren Lesern von der Autorin signierte Exemplare haben möchte (ebenfalls 19,80 DM einschl. Porto), möge die Bestellung unter dem Stichwort „Gesamtwerk“ an die Redaktion des Ostpreußenblatts, Postfach 8047, 2000 Hamburg 13 senden. Sie wird von uns weitergeleitet.

Mein Schuß ist natürlich in der Försterei gehört worden. Es dauert nicht lange, bis Revierförster Neumann auf der Bildfläche erscheint, mir zu diesem ganz besonderen Waidmannsheil gratuliert und mir auch bei der doch recht schwierigen Arbeit des Aufbrechens hilft. Myriaden von Mücken lassen es sich nicht nehmen, Hände und Gesicht dabei tausendfach anzustechen. Als wir fertig sind, werden sechs kräftige Waldarbeiter mit Kahn herangeholt, die den aufgebrosenen Hirsch mit seinen sieben Zentnern Gewicht in das Boot heben und dieses dann in mühseliger Arbeit zur Gilge ziehen. Ein langwieriges Geschäft.

Als wir am späten Abend wieder in unserem Motorboot sitzen, geht leuchtend der Vollmond hinter den hohen Erlen auf. Den Kahn mit dem Elch ziehen wir an einem Strick hinter uns her. Nebelschwaden liegen über den Wiesen und verhüllen ein wenig zwei Elchtiere, die da am Ufer stehen und von ihrem toten Herrn und Gebieter stillen Abschied nehmen. Auf einem der großen Heuhaufen blockt ein Uhu, der ebenfalls unbeweglich unsere Fahrt verfolgt.

Um Mitternacht landen wir endlich wieder vor dem Forstamt, wo mich die Nachricht erreicht, daß am nächsten Tag, nachmittags, als Staatsgast der polnische Botschafter Josef von Lipski im Jagdhaus Pait zur Elchjagd eintrifft. So ziehe ich am folgenden Vormittag mit dem nötigen Proviant nach Pait, einer ausgebauten und stilvoll eingerichteten ehemaligen Försterei, in der schon viele hohe Jagdgäste während der Elchjagd gewohnt haben, u. a. Kaiser Wilhelm II., Feldmarschall von Hindenburg, der preussische Ministerpräsident Otto Braun, die Könige von Bulgarien und Rumänien, der finnische Feldmarschall von Mannerheim.

Jagdgeschichten am Kamin

Als ich am 16. September, nachmittags, „Seine Exzellenz“, der mit einem schweren amerikanischen Wagen und Diener eintrifft, vor dem Haus begrüße, fühle ich sofort, daß ich es mit einem gebildeten, liebenswürdigen, humorvollen und jagdlich versierten Mann zu tun habe. Da es für eine Abendpirsch zu spät ist, machen wir nur einen kurzen Spaziergang bis zur nächsten Kanzel, von der wir wenigstens noch einen geringen Hirsch und zwei Tiere gut beobachten können. Abends sitzen wir am lodrenden Kamin, erzählen Jagdgeschichten und besprechen die Jagdmöglichkeiten des folgenden Tags. Auf den wichtigsten Kanzeln sitzen ja morgens und abends die Forstbeamten und besonders für das richtige Ansprechen ausgebildete Waldarbeiter, die den für den jeweiligen Jagdgast in Stärke, Alter und Geweih passenden Hirsch zu bestätigen und entsprechend zweimal täglich nach Pait zu melden haben. Nach dem Ergebnis dieser Meldungen wird dann der Entschluß für das Jagdunternehmen von mir gefaßt.

Am folgenden Morgen bringen die Meldungen nichts, was zu einer erfolgreichen Jagd auf einen passenden Hirsch ermutigen könnte. Die Brunnflaut eben merklich ab; denn das Elchwild bewegt sich nur noch sehr wenig. Um den Jagdgast zu beschäftigen, schlage ich vor, gleich nach dem Mittagessen mit dem Auto in den Innendeich von Nemonien zu fahren, wo morgens ein ungerader Zehner mit geringer Schaufelbildung beim Einwechseln gesehen sein soll. Über Alter und Stärke ist nichts bekannt.

Ein ungerader Zehner

Einen Schrecken bekomme ich, als wir nach dem Mittagessen mit dem schweren amerikanischen Wagen mitten im Wald über die wohl fünfzig Meter lange, nur aus Holz gebaute, hoch über den Griebefuß führende Brücke fahren. In der Eile habe ich nicht bedacht, daß für einen derartigen Wagen die Brücke zu schwach ist. Unter uns knarren und ächzen die Bohlen, und die im Moor eingerammten Holzpfiler schwanken beängstigend hin und her. Jeden Augenblick befürchte ich den Einsturz der alten Brücke und damit das Versinken unseres Autos im tiefen Moorwasser, was den sicheren Tod bedeutet, da uns ja auch niemand helfen kann. Meinen tiefen Seufzer der Erleichterung kann man sich vorstellen, als wir endlich wieder festen Boden unter den Rädern haben.

Schließlich sitzen wir dann doch wohlbehalten auf der berühmten Hindenburg-Kanzel, die schon so vieles erlebt hat und noch erleben wird. Wir genießen die absolute Stille um uns. Kein Lüftchen regt sich. Die ersten eingetrockneten Erlenblätter lösen sich ganz still vom Ast und sinken schlaff zur Erde. Zwei Rehe stehen friedlich auf einer der vielen Schußschneisen, während wir im Flüsterton uns über Jagd und Wald, über Politik und allgemein über die



Mit Schlitten durch die Wälder: Winter in der Heimat

Foto Archiv

menschlichen Schwächen unterhalten. Eine wohlthuende und friedliche Stille liegt über der herbstlichen Landschaft und nimmt auch von unseren Herzen Besitz.

Nach einer Weile zieht unerwartet auf zweihundert Gänge ein suchender Elchhirsch über eine Schneise und verschwindet ebenso schnell, wie er auftauchte. Beim Wechseln über die zweite Schneise spreche ich ihn als den ungeraden Zehner an, der nach Alter und recht geringer Schaufelbildung abschlußreif erscheint. Da ich ungefähr weiß, wo der Hirsch über den Oberförsterdamm ziehen wird, veranlasse ich meinen Gast, mit mir die Kanzel zu verlassen und etwa vierhundert Meter im Dauerlauf zurückzulegen, um ihm den Wechsel zu verlegen. Das klappt tatsächlich. Als wir mit hängender Zunge und klopfendem Herzen unseren Zielpunkt erreichen, kreuzt gerade in schnellem Trott der Hirsch den Weg. Ich werfe mich zur Erde, um dem hinter mir herkeuchenden Botschafter des Schußfeld freizugeben. Nach dem schnell hingeworfenen Schuß ist kein Schußzeichen erkennbar. Der Schütze weiß nicht, wo er abgekommen ist. Jedenfalls ist der urige Recke in Sumpf und Schilf verschwunden. Was soll man jetzt tun?

Es dauert Stunden, bis der schwere Elch auf dem Hof des Forstamts vor dem Hausingang unter der alten Eiche liegt, zünftig gestreckt mit dem „letzten Bissen“ im Geisse und mit dem Inbesitznahmebruch auf dem Blatt. Der Mond strahlt sein fahles Licht vom wolkenfreien Himmel. Ein junger Forstbeamter bläst im Hintergrund das „Elch tot“ und das Halali, als Seine Exzellenz und ich vor das Haus treten. Ergriffen und mit entblöttem Kopf lauscht der Botschafter, vor dem Elch stehend, den klangvollen Tönen des Jagdhorns. Anschließend verbringen wir noch einige frohe Stunden in meinem Haus.

Nach der Damwildbrunft in Marienbruch und den erfolgreichen Entenjagden am Haffufer und auf den Teichen im Revier während des Monats Oktober brausen nun Mitte November die ersten heftigen und langdauernden Weststürme über das flache Wasser des Haffs und peitschen es zu den gefürchteten und unberechenbaren Sturzwellen auf. Sie verhindern den normalen Abfluß des in das Haff einfließenden Memelwassers durch das Memeler Tief ins Meer und verursachen dadurch ein laufendes Ansteigen des Wasserstands. Über das

So war die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 9

VON WOLFRAM GIESELER

Da es bald dunkel wird, beschließen wir, nur eine halbe Stunde zu warten. Dann stelle ich den Gast vorsichtshalber an einer übersichtlichen Stelle auf der gegenüberliegenden Seite des Jagens an und untersuche sorgfältig den Anschuß, auf dem ich aber weder Schweiß noch Schnitthaare finde. Vorsichtig dringe ich dann mit gestochener Büchse in den Bestand ein, wohl wissend, wie leichtsinnig das nach so kurzer Zeit ist. Hat der Hirsch nämlich keine tödliche Kugel, kann man ihn leicht wieder „aufmüden“ und ihn veranlassen, viele Kilometer irgendwohin weiter zu ziehen, wo man ihn dann bestimmt nicht mehr findet. Andererseits ist das Wildpret eines am Abend verendeten Hirsches mit Sicherheit am nächsten Morgen verdorben, da das schwere Tier unaufgebrochen bei der verhältnismäßig noch warmen Witterung sehr schnell übergeht. Bei der Jagd ist es oft wie beim Glücksspiel. Selbstvertrauen und ein instinktsicheres Gefühl führen in solchen Situationen allein zum Erfolg.

Im Innendeichgelände steht das Wasser nur an einigen Stellen knöcheltief. Dafür sind die Brennesseln und das Schilf oft mannshoch. Von allem Ballast wie Mantel und Fernglas befreit, gleite ich, vorsichtig möglichst jeden trockenen Ast meidend, vorwärts, um bei einem etwaigen Aufstehen des Hirsches schnell einen Fangschuß anbringen zu können. Doch das ist nicht mehr nötig; liegt doch nach hundert Gängen der urige Recke verendet in seiner Fahrt, welche Freude und Erleichterung bei uns beiden! Des bedrückenden Gefühls, nicht — die ganze Nacht hindurch — zu wissen, ob und wo die Kugel sitzt und ob am nächsten Morgen die Nachsuche noch Erfolg hat, sind wir gottlob enthoben. Der Einsatz von Schweißhunden ist ja leider unter den hiesigen Verhältnissen wegen des Wassers und der die Hundenasen zerstechenden Brennesseln unmöglich.

flache Ufer der uneingedeichten tiefen Niederung rollen unablässig die giftigen Fluten landeinwärts und setzen Wälder und Wiesen mehr und mehr unter Wasser. Schon einige Tage vorher ist das Elchwild in seiner Masse — wie auch die Rehe und Füchse — über die schützenden Deiche gezogen, so daß die Förster schon früh aus dem Verhalten des Wildes schließen konnten, daß Hochwasser bevorsteht. Der uralte Instinkt der Tiere ist eben untrüglich. Diejenigen Stücke aber, die auf ihrem Wechsel ins Inland vom Hochwasser überrascht werden, retten sich auf die „Elchrühel“, mehr als hausgroße, künstlich aufgeschüttete und hochwasserfreie Erdhügel mitten im Bruchwald. Wenn das Wasser nicht bald wieder abfließt oder wenn nicht in absehbarer Zeit tragfähiges Eis kommt, über das das Wild fortwechseln und sich so in Sicherheit bringen kann, besteht die Gefahr des Ertrinkens oder des Hungertodes. Um das zu verhindern, werden seitens der Forstbeamten Rettungsaktionen durchgeführt, die sich folgendermaßen abspielen.

Unter Leitung eines erfahrenen Beamten setzen sich mehrere Kähne in Bewegung, die die bekannten Ruhelügel absuchen. Mit einem Lasso wird der dort angetroffene Elch um den Hals gefangen und am langen Seil vorsichtig in das Wasser und dann, hinter dem Kahn rinnend, in Richtung des Deichs gezogen. Dazu gehört viel Erfahrung und Kenntnis der Elchpsyche. Kein lautes Sprechen, keine schnellen Bewegungen und stetiges gleichzeitiges Befolgen der gegebenen Anweisungen führen allein zum Erfolg und verhindern eine Panik des Elchs. Wenn der Elch erst schwimmt, folgt er geduldig dem gleichmäßigen Seilzug. Kritisch wird es wieder, wenn am Deichrand fester Boden unter die Läufe kommt. Dann geht der Elch flüchtig ab und wehe, wenn es nicht gelungen ist, vorher rechtzeitig das Lasso zu lösen. In jedem Fall vermag ihn nie-

mand mehr zu halten, und das Lasso verschwindet mit ihm auf Nimmerwiedersehen.

Rehe und Füchse lassen sich kaum von den Hügeln retten, wenn sie nicht schon völlig ermattet sind. Der Elch aber scheint zu fühlen, daß man ihm helfen will. Trotz allen menschlichen Bemühens bleiben die Wildverluste, besonders des Elchwildes, durch lang andauerndes Hochwasser immer recht hoch.

Im Dezember kommt dann der Tag, an dem plötzlich die Memel Eisschollen führt. Erst sind es wenige, dann werden es immer mehr. Sie reiben sich aneinander, sie stoßen sich gegeneinander und wälzen sich krachend übereinander. Ein wildes Spiel ungehemmter Naturkräfte. Und als wir am nächsten Tag aufwachen, „steht“ die Gilge vor unserem Haus, ein Ereignis, das wie ein Lauffeuer in der Bevölkerung von Mund zu Mund weiter erzählt wird. Mit zunehmender Kälte in den folgenden Tagen wird die Eisdecke bis zu achtzig Zentimeter stark und vermag nun die schwersten Lasten zu tragen. Alle Wasserläufe verwandeln sich plötzlich in belebte Fahrstraßen, auf denen unter Glockengeläut die Schlitten dahingleiten, die Heu von den Wiesen oder Holz aus dem Wald holen. Auch mit dem Auto vermag ich nun bequem auf dem Eis bis nach Königsberg zu fahren. Waldläufe auf Schlittschuhen mit Gehpelz, Muff, Gewehr, Fernglas und dem unentbehrlichen Eispickel sind besonders reizvoll.

Eisblumen am Fenster

Während die Eisblumen die Fenster zielen, ist es in den Stuben warm und mollig, da die großen Kachelöfen Tag und Nacht eine gleichmäßige Wärme ausströmen. In der Küche werden Pfeffernüsse, Marzipan und sonstiges Weihnachtsgebäck gebacken. Am Adventskranz flackert die erste Kerze auf und Weihnachtslieder werden mit den Kindern voller Hoffnung und Erwartung in der Schummerstunde gesungen.

Eine Woche vor dem Weihnachtsfest hängt dicker Rauheif an den Ästen der Bäume und an den Telefondrähten und kündigt Frostabschwächung und Schneefall an. Und dann fallen Tag und Nacht die dicken Flocken vom Himmel und hüllen Wald und Feld in ein wattiges, weißes Kleid. An den Weidenbüschen stehen steifbeinig die weithin sichtbaren, zottig und klumpig wirkenden Elche, von Schnee überzuckert, mit phlegmatischen Bewegungen die starren Weidehütten äsend. Sie wissen, daß ihnen keiner etwas tut und daß die Forstbeamten ihre schützende Hand über sie halten. Deshalb sind sie zu dieser Zeit verhältnismäßig vertraut. Nur wenn man ihnen zu nahe kommt und sie glauben, etwa wegen der moorigen Gräben beiderseits eines Damms nicht ohne Gefahr ausweichen zu können, legen sie ihre Lauscher zurück, zeigen das Weiß ihrer Lichter und verraten damit, daß sie böse sind und womöglich annehmen. In diesem Fall empfiehlt es sich, stehen zu bleiben und vor allem mit dem Fuhrwerk anzuhalten, bis sie sich wieder beruhigen und langsam abziehen. Andernfalls kann es zu unliebsamen Zusammenstößen und Unfällen mit den scheugewordenen Pferden kommen.

Die Stille und Heilige Nacht

Es finden nun die vielen Feld- und Waldjagden im eigenen Revier und bei den Nachbarn statt, wobei es am Abend beim Schüsseltreiben und danach immer recht feuchtfrohlich zugeht. Schnaubend und voller Übermut bringen mich in der Nacht meine Pferde wieder nach Hause, über das Eis der Ströme und auf weiten festgefahrebenen Straßen, manchmal durch hohe Schneewehen und auf schwer zu findenden Landwegen, wenn sie nicht durch Strohwinde markiert sind. Dabei kommt es wohl auch einmal vor, daß der leichte Schlitten umkippt. Das ist nicht weiter schlimm, wenn man die Zügel und damit die Pferde in der Hand behält. Mit dem großen Fahrpelz und der warmen Pelzdecke fällt man weich in den tiefen Schnee.

Am Heiligen Abend treffen dann unsere Weihnachtsgäste ein. Sie werden von der fünfundzwanzig Kilometer entfernt liegenden Bahnstation Groß-Brittannien mit dem Auto abgeholt. Es sind meine Mutter und Tante Isi Burdach aus Königsberg, mein Bruder Volkmar und mein Schwager Wilhelm. Gleich nach den Feiertagen kommen außerdem Onkel Eberhard und Tante Tilla Schoepfer mit Sohn Hilmir dazu. Alle kann das große Haus bequem aufnehmen. Unter zwei Weihnachtsbäumen stehen am Weihnachtsabend auf langen ausgezogenen Tischen die Gaben bereit, und es erklingen bei strahlendem Lichterglanz wie eh und je bei der Bescherung in der Schummerstunde die alten deutschen Weihnachtslieder, diesmal im eigenen Forstamt. Das Ehepaar Pösche mit seinen fünf Kindern, der Knecht und die Mädchen gehören zu uns und unseren Gästen, als mit Klavierbegleitung das Lied von der stillen und heiligen Nacht gesungen wird.

Fortsetzung folgt

Von Heusch zu Heusch

Ernst Rohde (61) wurde mit der Ehrenplakette in Silber der Stadt Goslar ausgezeichnet. 1942 schwer verwundet, führte der gebürtige Marienburger im Januar 1945 eine Genesenen-Kompanie als Hauptfeldwebel in die Kaiserstadt. Nach der Entlassung aus kurzer Gefangenschaft setzte er sich dort sofort für die Belange der Vertriebenen und Flüchtlinge ein. In seiner Laudatio nannte der 1. Bürgermeister der Stadt, Dr. Werner, ihn einen „Mann der ersten Stunde“. Ihm sei es zu verdanken, daß in Goslar aus Heimatvertriebenen und Heimatverbliebenen eine Gemeinschaft wurde. Auf seine Anregung hin wurde die aus Groß Jenowitz in Schlesien stammende Glocke vom Hamburger Glockenfriedhof geholt und in die St.-Peter-Kirche gebracht, wurden in Jüngenohl viele Straßen nach ostdeutschen Städten benannt und ein Mahmal der Vertriebenen vor der Kaiserplatz errichtet. Seit vielen Jahren ist Ernst Rohde stellvertretender Vorsitzender der LO-Gruppe Niedersachsen-Süd und wurde 1974 zum Vorsitzenden der Gruppe Goslar gewählt. Die Landesgruppe überreichte ihm als Dank für seinen steten Einsatz die silberne Ehrennadel und der BdV ehrte ihn durch die goldene Nadel.

E. L.

Günther Englisch (49) aus Zylz, Kreis Neustadt/Oberschlesien, wurde anlässlich seiner 25jährigen Zugehörigkeit zum Pressereferat der CDU/CSU-Bundestagsfraktion das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen. Neben dieser verantwortungsvollen Tätigkeit ist er auch Pressereferent der Landsmannschaft der Oberschlesier. Er hat sich seit vielen Jahren unermüdlich und unter selbstlosem Einsatz immer wieder für die Anliegen der Vertriebenen engagiert. Alle, die ihn aus seiner Arbeit kennen, die aber auch um sein stilles Wirken wissen, werden diese ehrenvolle Auszeichnung als eine gerechtfertigte Würdigung aus vollem Herzen begrüßen.

H. S.

Wie schön ist es, ein Kind zu sein

Der Nikolaus als Freund der Kleinen — Aussiedler feiern Weihnachten fern der Heimat

Hamburg — „Wir sind zusammengekommen, um Advent zu feiern. Und Sie als Aussiedler wissen besonders, was Advent bedeutet. Advent bedeutet nichts anderes als warten, warten auf Jesus Christus, auf die Heilige Nacht. Es bedeutet aber auch ein frohes Schauen in die Zukunft. Die Menschheit und vor allem die Aussiedler sind irgendwie adventliche Menschen in ihrem Warten auf die Integration in unser Leben und unsere Gesellschaft.“

Diese besinnlichen Gedanken stellte Pastor Rehme in den Mittelpunkt seiner Ansprache anlässlich der Adventsfeier, zu der der Arbeitskreis Aussiedler in Billstedt alle Bewohner des Übergangwohnheims Billbrook-Deich und Billstieg eingeladen hatte. Der Festsaal der katholischen Kirche im Ojendorfer Weg war festlich geschmückt. Stroh- und Goldpapiersterne hingen von der Decke, die Tische waren liebevoll mit Kerzen und Tannengrün ausgerichtet.

Da ich schon zeitig dort war, konnte ich die ankommenden Gäste gut beobachten. Etwas zurückhaltend betraten sie den Raum; ihre Augen strahlten jedoch sofort, wenn

sie die vielen bekannten Gesichter entdeckten. Man schabberte etwas an den verschiedenen Tischen, setzte sich aber dann doch zu seinen Landsleuten. So fand sich neben mir ein Tisch mit Familien aus Danzig zusammen. Fleißige Helferinnen schenkten Kaffee aus und forderten alle auf, sich doch des schmackhaften Kuchens zu bedienen.

Plötzlich wurde es still in dem vom Kerzenschein glänzenden Raum. Ein keckes kleines Mädchen war selbstbewußt an das Mikrofon getreten und sagte ihr Weihnachtsgedicht auf. Petra spielte später dann auch in dem Stück „Die Zwergenklause“ mit, das Frau Watschowsky mit den 7- bis 10-jährigen Aussiedler-Kindern eingeübt hatte.

Die fröhliche und gelöste Stimmung zeigte sich besonders, als Frau Martin am Klavier und die Geschwister Folbert mit Gitarre und Blockflöte einige Weihnachtslieder spielten, in die die Gäste, so gut es die Textkenntnisse erlaubten, mit vollem Herzen einstimmten. Der Ostpreußenchor, der an dieser Feier unter der Leitung von Rolf Ganzow unentgeltlich teilnahm, wurde nach einem kleinen

Auftritt mit viel Applaus entlassen.

Und dann endlich kam der von jung und alt lang ersehnte Augenblick — begleitet von einem etwas zaghaft gesungenen Weihnachtslied durchschritt der Nikolaus den Raum, angetan mit einem wallenden weißen Bart und einem wunderschön anzusehenden, goldbestickten Gewand. Aufgeregtes Gemurmel erfüllte den Saal, die Kinder blickten mit großen Augen gespannt, aber auch etwas ängstlich auf die Bühne, wo der Nikolaus nun begann, die Namen der Kinder zu verlesen. Zögernd oder auch selbstbewußt, einige begleitet von ihren Müttern oder älteren Geschwistern, gingen sie nacheinander nach vorn, wo sie ihr Geschenk und eine Tüte mit allerlei Leckereien erhielten. Man sah den erwartungsvollen Blick, wenn die Kleinen an ihren Tisch zurückkamen, aber keiner wagte es, sein Paket zu öffnen. Alle steckten nur tief ihre Nase in die Tüte, um wenigstens schon einen Teil ihrer kindlichen Neugierde zu stillen. Wohl jeder der Anwesenden wünschte sich in diesem Moment, wieder einmal Kind zu sein und ehrfurchtsvoll vor den Nikolaus zu treten, der einem schützend die Hand auf den Kopf legte und einige liebevolle Worte sagte. Aber auch an die Erwachsenen hatten die umsichtigen Veranstalter gedacht. Nachdem die Kinder ihre kleinen Aufmerksamkeiten erhalten hatten und der Nikolaus sich verabschiedet hatte, forderte der „Conferencier“ alle Erwachsenen auf, ihre Stühle hochzuheben, unter denen Zettel mit Zahlen klebten. Die vorbereitete Tombola enthielt viele kleine Geschenke und die glücklichen Gewinner nahmen sie mit ebenso strahlenden Augen entgegen, wie vordem die Kinder. Die drei Hauptgewinne, eine selbstgefertigte Decke, ein Aktenkoffer und ein Gutschein für eine Reise in den Harz für zwei Personen mit ihren Kindern wurden unter lautem Beifall überreicht.

Den Abschluß dieser Adventsfeier bildeten Dia-Aufnahmen mit herrlichen winterlichen Motiven, zusammengestellt und vorgeführt von Erich Fischer.

Aber nicht nur Freude bereitete diese Veranstaltung, auch einige Tränen flossen bei dem Gedanken an die Heimat, an die vielen Weihnachten, die man früher in der vertrauten Umgebung feiern durfte. So erzählte mir eine Allensteinerin, sie selbst habe zwar ihre Ausreisegenehmigung bereits nach fünf Wochen erhalten, ihre Tochter mit den beiden Kindern jedoch sei achtmal abgewiesen worden. So sei dies das zweite Weihnachten, das sie ohne ihre Familie begehen müsse.

Diese menschlichen Schicksale gehen besonders zu Weihnachten geradezu „unter die Haut“. Sollten wir diese Stimmung wirklich nur auf die jetzige Zeit beschränken? Denn gerade die Aussiedler bedürfen unserer Hilfe.

E. L.



Liebevorte besonders für die Kleinen

Foto Privat

Menschenrechte sind unteilbar

Delegiertentagung der LO-Gruppe Bayern — Festredner war Professor Heinrich Wolfrum

Hof — In dem mit Blumenarrangements und Fahnen geschmückten Festsaal der Gaststätte „Kreuzstein“ konnte der Vorsitzende der Landesgruppe Bayern, Erich Diester, die Vorsitzenden der Bezirke sowie der örtlichen und Kreisgruppen fast vollzählig begrüßen. Der Rechenschaftsbericht des Landesvorsitzenden zeigte, daß seit dem letzten Delegiertentag umfangreiche und erfolgreiche Arbeit geleistet wurde. Seit Juni 1977 wurden zwei Kulturtagungen durchgeführt, beteiligte sich die Landesgruppe mit Ausstellungen, Filmvorführungen sowie einer Podiumsdiskussion der Gemeinschaft Jun-

ges Ostpreußen (GJO) mit anderen Jugendverbänden zum Thema „Ostpreußen — eine Aufgabe aller Deutschen“ und Informationsständen maßgeblich an den Ostdeutschen Kulturtagen in Dinkelsbühl. Außerdem war der Landesvorstand mit der Vorbereitung und Durchführung der Festveranstaltung im Cuvillies-Theater anlässlich der Patenschaftsübernahme der Bayerischen Staatsregierung für die Landsmannschaft Ostpreußen betraut. Die Jugendarbeit nahm nach einigen Jahren der Stagnation unter Franz Tessun und Irma Danowski einen erfreulichen Aufschwung. 1978 wurden drei Seminare durchgeführt, weiter zwei Sommerlager, eine Podiumsdiskussion und anderes mehr. In Schwabach entstand eine Kindergruppe unter der Betreuung der Familie Molkenkin-Howen. Diese neue Gruppe konnte bereits mit natangischen und ermländischen Trachten ausgestattet werden.

Die eigentliche Tagesordnung endete mit einem Vortrag von Major a. D. Schmidt zu dem Thema „Wie steht es um die Sicherheit Deutschlands und Europas heute?“, der deutlich machte, daß mit den Ostverträgen durchaus nichts „sicherer gemacht“ worden ist, sondern daß die Rüstungssteigerungen des Ostblocks, vor allem die der Sowjetunion, auf vollen Touren weiterlaufen. Der Tag klang aus mit einem heiteren Heimatabend bei Musik, gemeinsam gesungenen Liedern und mundartlichen Darbietungen aus allen deutschen Gauen. Verständnisschwierigkeiten bei einigen mundartlichen Texten taten der Freude kaum Abbruch, wofür dem gewandten Conferencier Georg Stein, einem schlesischen Landsmann, das Hauptverdienst zukam.

Der Sonntag wurde eingeleitet mit einer zweistündigen Sondertagung der Aussiedlerbetreuer unter Leitung des Sozialreferenten Klaus Molkenkin-Howen. Eine Grenzlandfahrt für die übrigen Delegierten unter Leitung und sachkundiger Führung von Oberlehrer i. R. Parczanny vermittelte allen Teilnehmern einen interessanten, aber auch

beklemmenden Eindruck von der unmenschlichen Todesgrenze mitten durch unser deutsches Vaterland. Zur gleichen Zeit versammelten sich der Hauptvorstand der Landesgruppe und die Vertreter aller landsmannschaftlichen Gruppen von Hof am Ehrenmal, um der Toten der beiden Weltkriege und der im Krieg und auf der Flucht 1945 umgekommenen Landsleute zu gedenken. Anschließend empfing der Oberbürgermeister der Stadt, Dr. Hans Heun, den Hauptvorstand in der Freiheitshalle.

Ausklang und Höhepunkt war die Feierstunde zum Tag der Heimat in der Freiheitshalle unter der Schirmherrschaft des Oberbürgermeisters. Rolf Burchard, der Bezirksvorsitzende der Ost- und Westpreußen in Oberfranken, konnte außer dem Stadtoberrhaupt eine ganze Reihe weiterer prominenter Gäste begrüßen. Oberbürgermeister Dr. Heun wies auf die enge Verbundenheit der Stadt zu den Heimatvertriebenen hin, Franz Tessun unterstrich für die GJO die Bereitschaft, an einer Wiedervereinigung mit friedlichen Mitteln mitarbeiten zu wollen. Der Festredner, Professor Dr. Wolfrum, stellte in seinem großangelegten Referat „Die historischen und geistigen Beziehungen zwischen Bayern und dem deutschen Osten“ dar.

Vorsitzender Erich Diester beschloß die Veranstaltung mit der Forderung, daß im Osten endlich auch für die Deutschen die primitivsten Menschenrechte verwirklicht werden. Eine Versöhnung und ein friedfertiges Nebeneinander der Völker verlange unabdingbar einen Ausgleich der Interessen. Solange der Nationalismus der einen Seite eine Verleugnung der berechtigten Interessen der anderen Seite fordere, sei das Gerede von der Versöhnung unehrlich. Wie es keine selektive Moral gebe, so gebe es auch keine partiellen Menschenrechte. „Menschenrechte sind unteilbar, Versöhnung ist keine Einbahnstraße!“ Die Veranstaltung wurde umrahmt von meisterhaften musikalischen Darbietungen der Musikgruppe Roßner der Hofer Philharmoniker.



Schneemauern an der Chaussee von Lötzen nach Angerburg

Foto Archiv

Walter Lange 80

An vielen Schlachten beteiligt



Osnabrück — 35 Jahre ist es jetzt her, daß dem hervorragenden Regimentskommandeur des I.R. 43 in der 1. (ostpreußischen) Infanterie-Division, Oberst Dr. Walter Lange, das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen wurde. Er war der 300. Träger dieser hohen

Auszeichnung. Der tapfere Soldat war an vielen Schlachten maßgeblich beteiligt, so auch an der Einnahme von Riga. An der Spitze seines Bataillons stürmte er bis vor Leningrad und wehrte mit seinen Soldaten drei schwere Lagodaangriffe erfolgreich ab. Es war auch das Verdienst seiner Mannschaft, daß der Wolchowkessel geschlossen wurde und die Armee Wlowski trotz großer Übermacht in deutsche Gefangenschaft genommen werden konnte. Nach der Abberufung von General Lasch übernahm er das Regiment I.R. 43.

Seinen Lebensabend verlebte Dr. Lange mit seiner Gattin, einer gebürtigen Königsbergerin, in Osnabrück, wo er in diesem Jahr auch seinen 80. Geburtstag feierte. Eines der schönsten Geschenke an diesem Ehrenfest war die Verleihung der Medaille „Immanuel Kant“, die ihm von Oberst Richter für seine außerordentlichen Verdienste um seine ostpreußische Infanterie-Division verliehen wurde. Unter den zahlreichen Gratulanten waren auch Major a. D. Weiß und Hauptfeldwebel a. D. W. Rosenau, der die Grüße der 43er überbrachte.

C. K.

Neujahrstag 1938: Am späten Vormittag des 1. Januar bewegen sich in forschendem Trab vier Pferde vor zwei Schlitten auf der langgestreckten Dorfstraße in Richtung Wald der Forsterei Marienbruch. Den Kutschschlitten, den zu fahren meine Mutter sich nicht nehmen läßt, ziehen meine beiden Fische. Vor dem Ackerschlitten, den unser guter Pöschke kutschiert, gehen mein Reitpferd „Greifer“ und ein geborgter Passer des Nachbarn Juckel. Alle Pferde sind „scharfgemacht“, d. h. in ihre Hufeisen sind scharfkantige Stollen geschraubt, die ein Ausgleiten, besonders auf dem blanken Eis, verhindern. Das Riemenzeug knarrt. Die Schlittenkufen singen im harschen Schnee ihr auf die Dauer etwas einschläferndes, langgezogenes Lied, das in seinem Rhythmus nur unterbrochen wird, wenn es durch Schneewehen hindurch oder über unebene Stellen geht. Schlittenglocken fehlen, weil wir ja zur Jagd fahren.

Frohgemut schnauben die Pferde weiße Dampfkegel in die kalte und klare Luft. Auch ihre Kruppen beginnen zu dampfen.

Von Seckenburg zu den vereinzelt liegenden Bauernhöfen

was bei dieser Gangart kein Wunder ist. An den langen Pferdehaaren setzt sich infolge des Luftzugs weißer Reif ab.

Ein wolkenloser, blauer Himmel überspannt die unendlich weit erscheinende Ebene, die von hohem Schnee zugedeckt ist. Nur einzelne Baumreihen an den zugefrorenen und überstieften Wasserläufen und die Spitzen der zahlreichen Koppelpfähle auf den Weiden unterbrechen das einfarbige Weiß. Eine niedrig stehende und kaum wärmende Sonne gleißt über die Weite. Geblendet wird das Auge von so viel Helle ringsum.

Die Dorfstraße ist eigentlich nur ein kurvenreicher Verbindungsweg vom Einkaufsort Seckenburg zu den vereinzelt liegenden Bauerngehöften, die wie an einer Perlenkette mal rechts, mal links am Weg liegen. Hinter den Ställen dampfen noch die morgens frisch aufgeschütteten Misthaufen, an denen sich Hühner aufzuwärmen versuchen. Eine Kette Rebhühner hockt an einer Scheune, kleine graue Kugeln im Schnee, die sich auf ihren kurzen und klammen Ständerchen nur mühsam und ruckweise vorwärts bewegen. Sie warten wohl auf den Druschabfall, den ihnen der Bauer täglich vor das Scheunentor wirft. Eine jetzt besonders leichte Beute aller Greifvögel, von denen gerade ein besonders starker und auffallend weiß gefärbter Bussard spähend dahersiegt.

Aufgeplustert hocken in dichten Trauben auf den alten Aspen am Klymeszer-Fluß die schlauen Nebelkrähen, nachdem sie rechtzeitig vor uns abgestrichen sind, weil sie uns nicht ganz trauen. Dompfaffen, Sperlinge und Goldammern dagegen lassen sich kaum von unserer Kavalkade beeindrucken, wenn wir vorüberfahren.

Insassen der beiden Schlitten sind unsere Weihnachts- und Sylvestergäste, die mit uns das neue Jahr begossen haben und nun teilweise trotz eines ausgiebigen Frühstücks noch unter einem schweren Kopf leiden. Wie üblich waren um Mitternacht nochmals die Lichter des großen, bis an die Zimmerdecke reichenden Weihnachtsbaums angesteckt worden. Dann hatte meine Mutter auf unserem großen Flügel den Choral „Nun danket alle Gott“ gespielt, wie es Brauch war. Und schließlich war in einer kurzen Ansprache des alten Jahres gedacht und das neue Jahr willkommen geheißen worden. Wir hatten darauf mit unseren gefüllten Gläsern ange-

stoßen und uns gegenseitig persönlich, aber auch unserer ostpreußischen Heimat und unserem deutschen Vaterland für die Zukunft Glück und Segen gewünscht.

Nun sitzen wir also in den Schlitten, in dicke Pelze gehüllt. Die Füße stecken in Fußsäcken oder Pelzdecken, die Hände in den so beliebten Muffs. Warme Mützen und Schals sorgen dafür, daß Ohren und Backen nicht anfröhen; denn es herrscht ein strenger Frost. Gewehre hängen an ihren Riemen um den Hals.

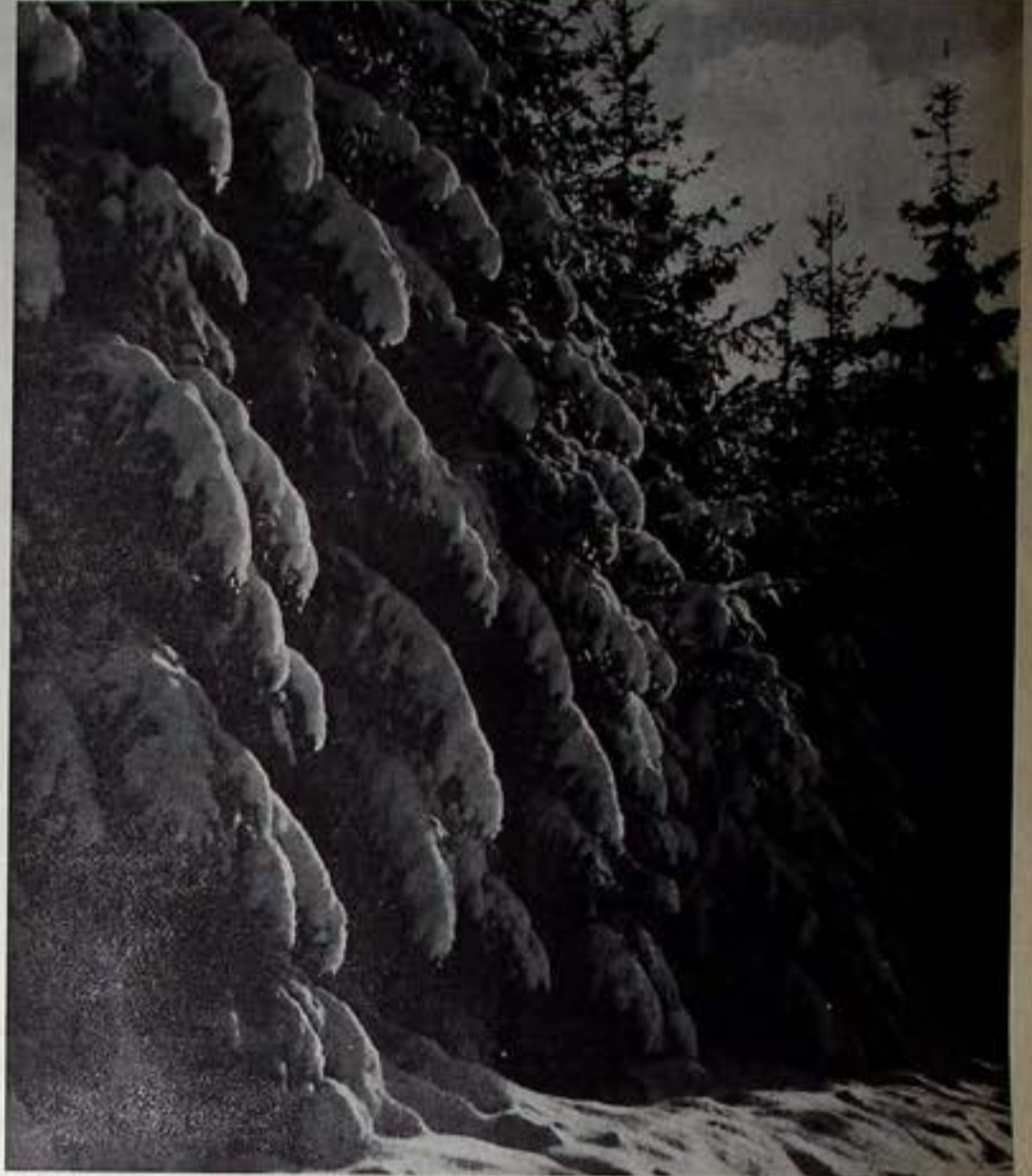
Schon haben wir die Dorfstraße verlassen, indem wir in einen völlig verstieften Wiesenweg einbiegen, dessen Verlauf wir nur an den alten Kopfweiden erkennen, die hin und wieder an seinem Rand stehen. Die Seitengräben sind gänzlich zugeweht. Man muß gehörig aufpassen, wenn man nicht vom Weg abkommen und einen Unfall verursachen will. Daher können wir jetzt nur im Schritt uns dem immer deutlicher auf uns zukommenden Waldrand nähern. Schließlich ist auch das geschafft, wir halten und

beschließen, das Randjagen auf Fuchs und Hase durchzudrücken. Onkel Eberhard, Schwager Wilhelm und Bruder Volkmart werden an der Front und auf einer Längsseite angestellt, während die Damen mit den Schlitten „Wind machen“ müssen, d. h. die zweite Seite, von der aus der Wind in das Jagd steht, zu besetzen haben. Dort werden auch die Pferde zum Schutz gegen eine Erkältung mit warmen „Woylachs“ zugedeckt, solange sie hier stehen müssen.

Nachdem jeder seinen Stand eingenommen hat, gehe ich mit Harras an der Leine langsam und in vielen Windungen in das tief verschneite Erlenbruch hinein. Mühsam stapfe ich vorwärts. Die verschiedensten Spuren und Fahrten kreuzen meinen Weg. Von der kleinen Maus über den Hasen, Iltis, Marder, Fuchs und das Reh bis zum Damwild und schließlich dem starken Elch ist nachts alles unterwegs gewesen. Der „weiße Leithund“ bringt alles an den Tag. Hier „übertritt“ ein Elch eine armdicke, wohl fünf Meter hohe Eschenstange, indem er sich auf den Hinterläufen aufrichtet und das Stämmchen zwischen den Vorderläufen durch sein Gewicht niederdrückt, um die begehrten Äste der Krone äsen zu können. Dort hat ein Fuchs eine Maus geschlagen, und nur ein winziges Tröpfchen Schweiß zeugt von diesem grausigen Geschehen. Hier saß ein Hase tief in seiner weichen und weißen Sasse. Dort wechselte ein Rudel Damwild des Nachts zu den auf der Wiese stehenden großen Heuhaufen, die bereits ein pilzförmig-

ges Aussehen bekommen haben und bald einstürzen werden, weil durch das ständige Herauszipfen des Heues an einer Seite das Gleichgewicht verlorengeht.

Ein in einer hohen Erlenkrone sitzender Schwarm Seidenschwänze, die unsere regelmäßigen nordischen Wintergäste sind, stiebt eilig davon. Eine Schar munterer Kohl- und Tannenmeisen turnt vor mir im Geäst herum und sucht unermüdlich die Rinde nach



Verschneite Tannen: Winter in der Elniederung

Foto Mauritius

Nahrung ab. Sonst sehe ich kein Lebewesen. Dazu bin ich auch zu laut, denn ich will ja das Wild veranlassen, möglichst an den von den Schützen besetzten Ständen, das Jagd zu verlassen. Da fällt auch schon der erste Schuß: bald darauf ein zweiter und dritter. Wegen des tiefen und weichen Schnees ist der Knall der Flinten nur sehr gedämpft zu hören. Neugierig betrete ich schließlich die gegenüber liegende Schneise und sehe, daß Onkel Eberhard einen unge-

Auf einem schwer erkennbaren Wiesenweg ist der Kutschschlitten mit einer Kufe so nahe an einen Grabenrand gekommen, daß er umkippt und alle seine Insassen in hohem Bogen in den weichen und tiefen Schnee des zugefrorenen Grabens wirft. Die Pferde werden schieu und gehen durch. Sie zerreißen die Seile und Stränge und zerbrechen die Deichsel. Meine Mutter verliert die Zügel, weil sie im Sturz die Fische nicht halten kann. Wir, die wir auf dem Ackerschlitten sitzen, erleben ein wildes und bedrohliches Durcheinander.

Gottlob ist niemand zu Schaden gekommen. Die Pferde werden wieder eingefangen, und die Unglücksraben werden mit ihren Pelzen und Decken, mit ihren Mützen, Muffs und Schals wieder auf die Beine gebracht. Auf einem in unserem Gästebuch befindlichen Bildchen sieht man noch heute alle Teilnehmer dieses Unfalls um den wieder aufgerichteten Schlitten versammelt stehen. „Man klickt wie die Uhl ut dem Schmoltopp“, würde ein echter Ostpreuße sagen, wenn er die verschreckten und verdutzten Gesichter sieht. Man schaut wie die Eule aus dem Schmalztopf.

Pöschke repariert notdürftig den Schaden soweit, daß man die Fahrt wenigstens im Schritt fortsetzen kann. Nach einer solchen erlebnisreichen und wechselvollen Neujahrsfahrt schmeckt natürlich zu Hause der von der daheimgebliebenen und fürsorgenden Hausfrau gebackene Kuchen besonders gut, und der starke Kaffee sowie der folgende kräftige Grog erleben und beflügeln den Geist zu einem erneuten und temperamentvollen Gespräch am warmen Kachelofen und prasselnden Kamin.

Nach der Abreise der Gäste kehrt in den ersten Januar Tagen bei uns der Alltag wieder ein. Jede Revierförsterei hat im großen Bruch ihren Großkahlschlag, den die zahlreichen Fischer und Bauern des jeweiligen benachbarten Dorfes gemeinsam mit den ständigen Waldarbeitern ausführen. Hundertfach hallt der Schlag der Axte wider, und dumpf krachend stürzen die Bäume in den weichen Schnee, wenn die Schrot- und Bügelsägen ihre Arbeit getan haben. Jeder Frosttag muß ausgenutzt werden, da nur bei Frost das Holz geschlagen, nummeriert, verkauft und abgefahren werden kann. Bis auf etwa vierhundert Raummeter Nutzrollen, die für die Bleistift- und Holzschuhindustrie ausgehalten werden, fallen im ganzen Forstamt nur Erlenbrennkloben und -knüppel an, und zwar rund dreißigtausend Raummeter, die — nach Abzug erheblicher Deputatholz-mengen für die Waldarbeiter und Forstbeamten — reißenden Absatz in der umwohnenden Bevölkerung finden. Holz ist hier das einzige Brennmaterial für den Hausbrand; daher die übergroße Nachfrage.

Fortsetzung folgt

So war die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 10

VON WOLFRAM GIESELER

wöhnlich starken Fuchsrüden und Schwager Wilhelm einen Hasen erlegt haben. Mit diesem Ergebnis unserer traditionellen „Stokkeljagd“ am Neujahrstag können wir wirklich zufrieden sein. Der Erleger des Fuchses erhält den Schützenbruch an seine Mütze, der glückliche Erleger seines ersten Hasen die abgeschnittene Blume an sein Hinterteil geheftet, wie es waidmännischer Brauch ist.

Nun sammeln wir uns wieder an den Schlitten, um eine ausgedehnte Pirschfahrt im eingedeichteten Bruchwald zu unternehmen. In großen und kleinen Rudeln begegnen wir Damwild, guten Schauflern, geringen Hirschen, Tieren und Kälbern. Bei dem vielen Weichholz im Revier und den zahlreichen Heuhaufen auf den Wiesen leidet das ohnehin recht widerstandsfähige Wild keine Not und braucht deshalb nicht gefüttert zu werden. Alle Versuche, näher an das scheue Wild heranzukommen, schlagen fehl. Anders ist es mit den Elden, die friedlich in den Weidenhegern stehen bleiben und uns kaum beachten. Wissen sie doch, daß wir ihnen zu dieser Jahreszeit nichts tun. Höchstens Wilddiebe könnten diese günstige Gelegenheit nützen, um sich einen großen Braten zu verschaffen. Unsere heutige Pirschfahrt beschert jedenfalls allen unseren Gästen mehrfach einen guten Anblick. Wo ist sonst in Deutschland in freier Wildbahn der Elch so bequem und in solch großer Zahl zu beobachten?

Schließlich geht es wieder heimwärts über die weiten Wiesenflächen in Richtung Tawellenbruch. Die Pferde wollen nach Hause, sind übermütig und kaum am Zügel zu halten. Und da passiert das, was wohl allen Teilnehmern dieser Neujahrsfahrt noch heute im Gedächtnis geblieben ist.



Eisernste: In Ostpreußen weit verbreitet

Foto Maslo

Probleme gemeinsam bewältigen

Siebzig Großfamilien Rußland-Deutscher Aussiedler fanden einen neuen Lebensraum

Kaiserslautern — Stellvertretend für alle Gruppen steht dieser Bericht, weil das geschilderte Geschehen besondere Beachtung verdient. Zu einer besinnlichen Stunde in der Vorweihnachtszeit hatte sich die neugegründete Kreisgruppe der Rußland-Deutschen in Kaiserslautern in dem Werberaum der Stadtparkasse eingefunden. Unter Leitung der Landesfrauenreferentin der Landsmannschaft Ostpreußen, Else Schmidtke, und unter Mitwirkung ihrer rührigen Frauengruppe wurde diesen Aussiedlern zum erstenmal eine feierliche, musikumrahmte Adventsfeier in einem festlich geschmückten Raum geboten.

Da im Lauf der Zeit nahezu 70 Großfamilien in und um Kaiserslautern Wohnungen gefunden hatten, entschloß man sich zur Gründung einer eigenen landsmannschaftlichen Gruppe, um in der ursprünglichen Gemeinschaft den bleibenden Halt zu finden, den sie fern der Heimat brauchen. Dieser Plan konnte nun durch die Unterstützung der LO-Landesgruppe Baden-Württemberg verwirklicht werden. Und so waren sie alle zu der Adventsfeier gekommen, die deutschen Familien aus Odessa am Schwarzen Meer, aus der Ukraine und von der Krim, um mit Gleichgesinnten zusammen zu sein, die vor fast 30 Jahren als bittelparme Flüchtlinge ge-

kommen waren, um hier ein neues Zuhause zu finden.

In seiner Begrüßung sprach Vorsitzender Eduard Walter seine besondere Freude darüber aus, daß seine Landsleute nun endlich das Weihnachtsfest feiern dürfen, was ihnen bisher in der Sowjetunion verwehrt wurde. Er dankte besonders Else Schmidtke, die den Aussiedlern seit ihrer Ankunft mit Rat und Tat zur Seite steht, Pfarrer Seeger für seine wertvolle Betreuung und der Stadträtin Rosemarie Geiger für ihr Erscheinen. Nur die Gemeinschaft, so sagte er, habe ermöglicht, viele Probleme zu bewältigen und nur das Miteinanderleben in einer bis dahin unbekanntem Welt werde helfen, in ihr „eine bleibende Heimat“ zu finden.

In diesem Sinn war auch die Ansprache von Else Schmidtke, die sich mit herzlicher Bitte und ernster Mahnung an alle Mitmenschen wandte, diese Rußland-Deutschen niemals als Ausländer zu betrachten, sondern sie ins Herz zu schließen als schwergeprüfte Landsleute, die jahrzehntelang ihr Deutschtum hochgehalten haben, um endlich heimkehren zu können in das Land, aus dem ihre Väter kamen.

Die Adventsansprache von Pfarrer Seeger war getragen von der Freude über den guten menschlichen Zusammenhalt der Großfamilien, die gemeinsam die Sprachschwierigkeiten und den Anschluß an eine ihnen unbekannt Gesellschaft zu lösen versuchen, wozu sie unsere Hilfe brauchen und auch bekommen. Seine warmherzigen Ausführungen wurden mit großer Dankbarkeit entgegengenommen.

Für die festliche, kulturelle Umrahmung der Feier sind erwähnenswert: Vier jugendliche Talente an Klavier, Flöte, Cello und Violine, Annette und Nanna Koch, Jan Geiger und Ulrike Trappe, die kleine Inge Jaufmann mit einem Weihnachtsgedicht in einwandfreier deutscher Sprache, die sie noch vor kurzem mit keinem Wort beherrscht hatte, Herta Halbauer mit ihrem Vortrag und Eva Weber-Pallagast mit ihren selbstverfaßten Adventsgedanken an alle.

Ein gemeinsames Lied leitete über zu einer Kaffeetafel und zu der Bescherung der etwa 50 Kinder, deren Augen noch im unverfälschten Kinderglück strahlten. Eine umfangreiche Tombola mit beachtlichem Erlös stärkte mit den abschließenden Worten Else Schmidtkes die Hoffnung, für alle Menschen, die im Osten ihre Heimat aufgeben mußten, einen entsprechenden Raum zu finden, in dem sie ihre schicksalhafte Gemeinschaft erhalten und ihr heimatliches Brauchtum pflegen können. Nicht umsonst sollen diese Deutschen aus Rußland alle Schwierigkeiten auf sich genommen haben, um endlich als Deutsche unter Deutschen zu leben und ihren Kindern und Enkeln die Lebensgrundlage zu beschaffen, die sie so sehr vermißt haben. Eva Weber-Pallagast



Als Deutsche unter Deutschen: Neue Lebensgrundlage für Kinder und Enkel Foto Leppla

„So lang noch untern Linden“

Wer kennt die Noten vom Ostpreußenchoral des Walter Kollo?

Kulmbach — „Walter Kollo gehört nach Berlin, wie Offenbach nach Paris und Johann Strauß nach Wien“ — so lesen wir im Operettenführer von Hellmuth Steger/Karl Howe (Fischer-Verlag). Berlin mit seinem Apollotheater als Revuebühne, dem Metropol, dem Admiralspalast, dem Nollendorfertheater. Gilbert, Paul Lincke, Meisel, und eben Walter Kollo (geboren am 28. März 1878 in Neidenburg) — sie gehören wirklich zu Berlin und sie trafen den „Urberliner Ton“. Vielleicht hatten sie etwas mehr Herz als Schnauze, aber sonst schienen sie typische Vertreter der Reichshauptstadt zu sein. „Das war in Schöneberg im Monat Mai, ein kleines Mädchen war auch dabei“. Da mag die „Berliner Weiße“ besonders gut geschmeckt haben und am Ende ging es „immer an der Wand lang“ ...

Vielleicht war das „junge Mädchen“ die spätere Frau Maria Kollo, einst eine geleierte Sängerin, der Sohn Willi war noch in Königsberg geboren. Der Wahlberliner Kollo war und blieb Ostpreuße bis zu seinem letzten Atemzug.

Und es lohnt sich schon, diese Behauptung auf ihren Wahrheitsgehalt zu überprüfen, denn Kollo hat nun mal im Berliner Musikleben besondere Bedeutung, seit er 1913 mit der Operette „Wie einst im Mai“ durchschlagenden Erfolg hatte. Wenn einmal ein Gilbert („Pupchen, du bist mein Augenstern“) verärgert von sich sagte: „Ich schreibe Lieder für die Höfe und für die Kaschemmen“, so hätte ein Kollo von sich sagen können, daß er Lieder „für die gute Stube“ schreibe.

„Die schöne, graue Felduniform“ allerdings erscheint kaum als Großtat, aber im Ohr sind sogar hier Text und Melodie geblieben. Wenn wir heute Kollomelodien zusammmentragen, dann sind eine Unzahl von „Ohrwürmern“ dabei, d. h. dann können wir viele Melodien sofort mitsummen und mitsingen ... „Kind, ich schlafe so schlecht“, „Die Männer sind alle Verbrecher“, „Wenn ein Mädels einen Herrn hat“, „Kleine Mädchen müssen schlafen geh'n“, „Warte, warte nur ein Weilchen“, „Was eine Frau im Frühling träumt“, „Alle Englein lachen, wenn zwei Hochzeit machen“, usw., usw. Haben wir da zuviel behauptet? Am Ende ging eben „nachts das Telefon“, wie dann die Leander sang. Kollo komponierte für eine Claire Waldoff, für eine Marika Röck u. a. Schlagermarschlieder im Zwei-viertel-Takt, kesse Schlager.

Kaum zu glauben, daß dieser Mann einmal Handwerker werden sollte und Geistlicher werden wollte und dann der leichten Muse zugetan war. Andererseits wollte auch ein Johann Strauß einmal ein „vollwertiger Kirchenmusiker“ werden und hat ein Nico Dostal (mit dem zusammen Kollo „Kopfüber ins Glück“ schrieb) am Seminar des Klosters Neuburg studiert und Messen für den Dom zu Linz komponiert. So erstaunlich sind solche Werdegänge nun auch wieder nicht. „Es gibt doch viele Freuden in unseres Herrgotts seiner Welt!“ schrieb schon Goethes Mutter dem Sohne anno 1796.

Kollo war zeit lebens ein fleißiger Mann. Er hatte unter frischen Eindrücken des Berliner Nachtlebens immer die besten Einfälle, aber daheim kochte ihm seine Frau „einen Frühstückskaffee, in dem der Löffel stehen kann!“ und dann meinte er gesprächsweise noch „dann geht's an die Arbeit! Zum Ausschlafen ist hernach Zeit genug!“

„Das war in Schöneberg“, nehmen Sie bitte eine alte Karte — so um 1905 — zur Hand, Schöneberg mit seinem Bayernviertel befand sich noch im Aufbau, keine 2,5 km südlich des Tiergartens, das Tempelhofer Feld war noch Übungsplatz der Berliner Garnison und in der Jungfernheide lag der Artillerieschießplatz, so an die vier Kilometer lang, das genügte damals noch. Und der Kollo, der wohnte in der Nähe der Bäckerei Schwingen, in der Schwäbischen Straße 25, der späteren Sternberger Straße 2. Bayer ist er deswegen auch nicht gerade geworden. Ihm stand der Abendanzug gut an, nicht etwa die Kurze. Aber seine Schlager, Singspiele und Operetten — die schrieb er an einem kleinen Schreibtisch seiner Kinderzeit, den er eigens aus Ostpreußen nach Berlin gebracht hatte. Er blieb der Berliner Ostpreuße, ging nicht nach Los Angeles, wohin ihn ein Lubitsch eingeladen hatte, wurde auch nicht Schweizer, wie man er ihm antrug.

Als er am 30. September 1940 starb und am 4. Oktober in der Nähe seines Lieblingskomponisten Lortzing beigesetzt wurde, da erklang gemäß seinem letzten Wunsch das Lied „Heimat — du Inbegriff der Liebe“ aus dem „Derfflinger“. Noch 1937 hatte Kollo ein großes Konzert in der Stadthalle zu Königsberg („Heimatkonzert“) dirigiert. Dabei wurde sein „Ostpreußenmarsch“ uraufgeführt. Wer kennt diesen Marsch? Wer besitzt noch dazu die Noten? Laßt sie suchen — das wäre ein Marsch für alle unsere landsmannschaftlichen Treffen

Bestätigungen

Wer kann bestätigen, daß Rudolf Sobottka, aus Bieberswalde, Kreis Osterode, vom 1. Mai 1932 bis 30. April 1933 bei Bauunternehmer Szczepanski, Liebenühl, Forstweg 3. als Zimmerer gearbeitet hat?

Wer kann bestätigen, daß Willi Gehrmann, geboren 18. August 1903 in Elbing, von etwa 1917 bis 1920 als Schlosserlehrling bei den Schichauwerken, Maschinenfabrik Elbing, und von etwa 1920 bis 31. August 1939 als Seefahrer bei Schiffs- und Räderwerk A. Zedler, Elbing, tätig gewesen ist?

Wer kann bestätigen, daß Heinz Kannenberg, aus Königsberg, Stagemannstraße 69, vom 1. April 1940 bis Februar 1943 bei Maschinenbau Siedler, Königsberg, Hafenstraße 1, als Lehrling tätig gewesen ist und im Februar 1943 seine Gesellenprüfung vor der Handwerkskammer in Königsberg abgelegt hat?

Wer kann bestätigen, daß Gerhard Melzner, geboren 1925 in Obereißeln, Kreis Ragnit, vom April 1939 bis Mitte des Jahres 1942 bei der Firma Gebr. Schröder in Ragnit seine Lehre als Former absolviert und die Notprüfung abgelegt hat?

Wer kann bestätigen, daß Karl Ruppert, geboren am 25. Juni 1911 in Ozoyk, wie folgt beschäftigt gewesen ist? 1. April 1925 bis 30. Oktober 1928 als Kfz.-Mechaniker-Lehrling bei Auto-Rothe in Königsberg; 1. November 1928 bis 1934 als Landarbeiter in verschiedenen landwirtschaftlichen Betrieben bei Königsberg (Namen: Behlau, Klatt, Fischer); 1934 bis 1939 als Kraftfahrer bei Karl Böhm, Quednau bei Königsberg.

Wer kann die nachstehend aufgeführten Arbeitsverhältnisse des Albert Schacht, geboren 1916 in Frauendorf, Kreis Heilsberg, bestätigen? Mai 1932 bis Herbst 1932 Bauer Alois Neumann, Frauendorf; Herbst 1932 bis Mai 1933 Bauer Johann Thiel, Frauendorf; Herbst 1933 bis 28. April 1935 freiwilliger Arbeitsdienst; 1. Mai 1935 bis 30. März 1937 Bäuerin Luzia Lingnau, Rehagen; 1. April bis 2. November 1937 Bauer Otto Pehl, Markeim; sämtlich als Landarbeiter im Kreis Heilsberg.

Wer kann bestätigen, daß Emma Schwarze, verheiratete Gehrmann, geboren 29. August 1911 in Elbing, von September 1925 bis September 1930 als Kochlehrling, später Köchin, bei Graf von der Gröben, Kreis Preußisch Holland, und von Oktober 1930 bis 1938 als Köchin im Hotel Döring, Bahnhofstraße, Elbing, tätig gewesen ist?

Zuschriften erbittet die Bundesgeschäftsleitung der Landsmannschaft Ostpreußen, Abteilung Suchdienst, Postfach 8047, 2000 Hamburg 13.

Kostbare Schätze gezeigt

Lichtbilder über Tilsit betrachtete Hannelore Patzelt

Kiel — Wer unser geliebtes Tilsit, wie ich, nur als Kind erleben durfte, wird sich nach dem Lichtbildervortrag über die Stadt von Ingolf Köhler, Heikendorf, von einem Gefühl des Stolzes auf die einstige Zugehörigkeit zu ihr getragen fühlen. Und wer die Stadt vollständig kannte, wird seine Liebe und Achtung für sie in unerwartet großartiger Weise gerechtfertigt sehen. Wehmut mag dabei übersehen bleiben. Glück sollte uns erfüllen bei diesem Wiedersehen und Dankbarkeit gegenüber Ingolf Köhler, der diese Schätze zusammengetragen hat und darzubieten bereit war.

Von der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg bis zum Jahr 1977 finden wir Aufnahmen aus unserer Heimatstadt und ihrer Umgebung, ausschweifend über Elchniederung, Memel und Nehrung. Einbezogen ist auch der Memellauf über Ragnit bis hin nach Obereißeln.

Der Bogen spannt sich weit und streift dabei manchen Kernpunkt, wie das Heimatfest 1930 mit dem damals über der Stadt schwebenden Zeppelin. Auch die am 22. Oktober 1944 gesprengte, halb im Strom versunkene Luisenbrücke ist zu sehen.

Als Besonderheit weist das Schatzkästchen des Vortragenden Bilder auf von einem Umzug des Circus Busch. Sehr eindrucksvoll ist auch das Bild mit den aufgereihten Heufudern auf der Luisenbrücke, die von Obermemel kommend vor der Zollabfertigung warten müssen.

Wir sehen Kulturstätten, Ausflugslokale,

die Zellstofffabrik, in beispielhafter Vollständigkeit fotografiert.

Es sind Aufnahmen von der Brücke und dem Rathaus in festlichem Lichterglanz dabei, Behördliche Prachtbauten, Renaissancehäuser, Kirchen und Denkmäler, Plätze, Straßen, Gassen und Sportplätze erstehen vor unseren Augen. Die marmorne Königin Luise in Jacobsruh, das Haus, in dem sie 1807 wohnte, wie auch das, in dem Napoleon übernachtete — all diese Dokumente sind in dieser Bilderreihe enthalten.

Wir sehen ferner die Stelle, an der die Memel sich in ihre Quellflüsse teilt. Keitelkähne mit Kurenwimpeln sind zu bewundern. Die Orte Inse, Nidden, Schwarzort erstehen vor uns neu und vieles mehr an Landschaftsteilen.

Erstaunen lassen auch die Dias aus dem Jahre 1977. Sie bezeugen, daß vieles verändert ist in unserer Heimatstadt, aber auch einiges erhalten geblieben, manches wieder aufgebaut oder anders genutzt. Doch das Neuaufgebaute, das sich zeigt, befremdet. Der Gruß nach dreißig Jahren ist ein anderer als der einstige Abschiedsgruß aus unserer damals zwar zerstörten, aber vertrauten Stadt.

Das letzte Bild dieser Vortragsreihe, ein abendliches Stimmungsbild aus alter Zeit, das die Stadt als Silhouette von der anderen Seite der Memel zeigt, mit allen Wahrzeichen und wohlvertrauten Dächern, läßt schließlich vergessen, daß Tilsit nicht mehr das ist, was es einst war. Unser altes, schönes, geliebtes Tilsit.

Den nächsten Tag fülle ich mit einer langen Rad- und Kahnfahrt in das Revier aus. Einige Stunden verbringe ich auch auf einer Kanzel im Innendickbühl von Kastaunen, von der aus man alle Elche beobachten kann, die an die einzige Fütterung des Forstamts kommen. Gefüttert wird mit Rüben und Trockenschnitzeln. Es fällt auf, daß die alten, in dieser Jahreszeit natürlich gewöhnlichen Hirsche ständig alles schwächere Wild abdrängen und sich den Pansen mit den womöglich noch aufquellenden, gefrorenen Rüben allzu vollschlagen. Daher wohl auch die jährlich festzustellenden großen Eingänge gerade unter den Hirschen.

Da auch die Vermutung nahe liegt, daß eine Massierung des Elchwilds an der Fütterung Infektionskrankheiten und den Befall durch die Elchschlange fördert, soll in Zukunft jede künstliche Fütterung unterbleiben. Stattdessen soll eine örtlich weit verstreute Weidenäsung in vermehrt anzupflanzenden Weidenhegern dargeboten werden. So hat Tawellenbruch 1945 neben den großen natürlichen Weidenvorkommen nicht weniger als fünfhundert Hektar künstlich angelegte Weidenheger, die natürlich von Zeit zu Zeit auf den Stock gesetzt werden müssen.

Nach zwei Tagen ist die Eisbarriere vorübergeflossen, und ich kann endlich zu den meinen wieder zurückkehren. Nun weiß ich, was „Schack tarp“ bedeutet.

Das Hochwasser sinkt langsam auch auf den Wiesen und im Wald. Die sogenannte Baumflut, eine nachhinkende erneute Hochwasserwelle, die von den Schmelzwässern der russischen und polnischen Waldungen am Oberlauf der Memel herrührt, ist ebenfalls vorüber. Nun belebt sich die Pamurgis mit Wassergeflügel aller Art, das hier auf dem Zug gen Norden eine verschieden lange Rast einlegt. Wenn ich auf meinem „Greifer“, dem braunen Trakehner, auf der Deichkrone von Tawellenbruch nach Nemonien reite, sehe ich sie alle jenseits der noch stürmisch dahinfließenden Gilge. Hier steht ein Trupp der klugen und stolzen Kraniche beieinander, dort verruht von langer Reise eine große Schar der eleganten, schneeweißen Singschwäne. Hier verwellen zu Hunderten dicht nebeneinander die immer wieder rufenden Saatgänse, unter denen sich

Wir wissen nun, daß der Frühling wirklich da ist.

In den ersten Apriltagen liegt ein dichter und milchiger Nebel über der Landschaft. Das ist ein Wetter, wie man es sich für den Gänsestich wünscht. Und so brechen Revierförster N. und ich noch in völliger Dunkelheit auf, um auf holprigen und unsichtbaren Wiesenwegen mühselig einige Kilometer dahinzutappen und auf diese Weise ein mitten in den großen Böhne-Wiesen liegendes Weidengebüsch zu erreichen. Das ist ein anstrengendes Unternehmen. Endlich sind wir an Ort und Stelle, setzen uns nebeneinander auf unsere Jagdstühle und harren der Dinge, die da kommen sollen. Der erfrischende Duft erwachender Muttererde umgibt uns, ein wattiger und undurchsichtiger Nebel läßt auch im allerersten Morgenschimmer keinen, noch so beschränkten Ausblick zu. Doch da hören wir auch schon das Gekacker der ersten Gänsestaffel, die wegen des Nebels ganz besonders niedrig von ihrer nächtlichen Asungsfläche genau über uns hinweg zu ihrem Tagesrastplatz auf der Pa-

len besonders gut. Wenn die gleichzeitig eintreffende Bachstelze uns anzeigt, daß der Längschnabel da ist, stehe ich fast täglich auf meinem Stand und erlebe immer wieder mit Andacht aufs neue das Vergnügen des alten Tages in einer neu erwachten Natur. Über mir meckern die Bekassinen, wenn sie sich im Balzflug fallen lassen. Im Graben verfolgt der Märzperpel mit Ungestüm seine ständig quakende Geliebte. Drossel und Rotkehlchen verkünden schmelzend ihre Lebensfreude und ihre Liebesehnsucht. Elche stehen hoffend am Wegesrand, um anschließend auf der grünenden Wintersaat des Försters auf den Knien oder mit nach vorn gespreizten Vorderläufen zu äsen, weil sie als Baumäser sonst nicht mit ihrem kurzen Hals und Kopf auf den Erdboden kämen. Ein Reibock mit einem hohen Bastgehörn flüchtet vor mir schreckend wieder in den Bestand. Bis zu fünfzehn balzende Schnepfen höre und sehe ich täglich an linden Abenden, wenn sie einzeln oder paarweise am Wald-

gendlichen Ansitz eine bequeme Höhle herichtet. Doch was tut man, wenn der Hahn, um auch nicht auf der nassen Wiese sitzen zu müssen, sich fröhlich auf der Spitze des Haufens einschwingt und von dort aus sein ganz nahes, kräftiges Kullern und Fauchen vernehmen läßt? Es bleibt dann eben nichts anderes übrig, als nach schließlichem Abreiten dieses kleinen, aber höchst temperamentvollen Minnesängers schlotternd vor Kälte die Behausung zu verlassen und über die quatschnasse Wiese düpiert den weiten Weg nach Hause wieder anzutreten. Die Aussicht auf einen Erfolg bleibt unter diesen Umständen immer sehr gering. Außerdem muß man neben viel Zeit und Geduld eine große Passion und eine robuste Gesundheit für diese Jagd haben. Als ich übrigens einmal in völliger Dunkelheit auf der „Rackerei“ in der Försterei Meyruhen meinen vorbereiteten Platz in einem Heuhaufen beziehen will, weigert sich ein Iltis mit heftigem Fauchen, mich einzulassen. Es dauert eine Weile, bis es mir mit Hilfe einer Stange gelingt, diesen unrechtmäßigen Mieter zur Räumung meiner „Wohnung“ zu veranlassen, wenigstens vorübergehend, solange ich hier ansitzen will.

Spät, aber dann sehr schnell, kehrt um den ersten Mai in Ostpreußen der volle Frühling ein. In verschwenderischer Fülle sprießt, grünt und blüht es plötzlich überall. Die Mündungsarme der Memel sinken in ihre alten Betten zurück und geben das umliegende Gelände wieder ganz frei. Aus dem wilden und ungebärdigen Chaos ist ein liebliches Idyll geworden. Elche und Rehe beziehen ihre Sommerstände und rücken wieder bis an das Haffufer vor. Auf den Wiesen schlägt die Wachtel und krächzt der Wachtelkönig, im Weidengebüsch am Wasser schluchzt überall der Sprosser, die ostpreussische Nachtigall, am Tage und in den hellen Nächten. Schon um die Mitte des April läßt erst ein, später ein zweiter Storch auf unserem Scheunendach sein lautes Geklapper vernehmen, von allen Hausgenossen mit großer Freude begrüßt. Gelegentliche Rivalenkämpfe gehen schnell vorüber. In Ruhe werden Eier gelegt und bebrütet.

Das Vieh verläßt die Ställe und stürmt, freudig brüllend, auf die hinter dem Gehöft liegenden, weiten Koppeln, wo es bis zum Herbst bleibt und auch gemolken wird. Selbst die Schweine dürfen nun im geräumigen Schweinehock herumtollen und nach Herzenslust wühlen. Im Garten drängt die Arbeit, die Gemüse- und Blumenbeete barren der Herrichtung, Einsaat und Bepflanzung. Pöschke bestellt mit unseren Pferden den Acker zur Saat mit Hafer und Gerste, zum Legen der Kartoffeln und zum Setzen der Rüben.

So war die Niederung

Als Forstmeister in Tawellenbruch — Teil 12

VON WOLFRAM GIESELER

murgis zieht. Nur schemenhaft gleiten die dunklen Leiber ungemein schnell dahin. Mit grobem Schrot schießen wir von hinten in die Gänse hinein, da die Schrote von vorne an dem festen Federpanzer abprallen würden. Zwei Gänse fallen wie Steine zu Boden. In kurzer Folge schließen sich weitere Staffeln an, die ihr Kommen immer wieder durch ihr lautes Rufen anzeigen. Weitere Schüsse fallen. Als kurz darauf Ruhe eingetreten ist und sich allmählich nach Anbruch des Tages der suplige Nebel ein wenig lichtet, liegen sieben Gänse vor uns auf der Wiese. So erfolgreich ist selten der Gänsestich. Bei klarem Wetter eräugen die sehr scheuen und klugen Vögel den Jäger schon von weitem, und ihre ausgeschilderten Kundschafter umkreisen in gehöriger Höhe mehrmals vorher die Stelle, auf der das Gros einfallen will. Dabei fällt ihnen jede verdächtige Gestalt oder Bewegung sofort auf.

Neben dem Gänsestich lockt in diesen Frühlingstagen natürlich auch der Schnepfenstich und die Birkhahnbalz. Auf den Meyruhner Bergen — nur zwei Meter über dem Meeresspiegel — ziehen die Schnep-

rand entlanggaukeln. Manche erlege ich, manche fehle ich, wenn der Abendstern, die Venus, am Himmel aufglüht. Eine hohe Poesie ist mit einer solchen Jagd verbunden, wenn die letzten Singvögel verstummen und die Schnepfe torkelnden Fluges „putzend“ und „quorrend“ wie ein Gespenst vorüberstreicht. Nicht der Schuß, sondern das besonders reizvolle Erleben inmitten einer stürmisch erwachenden Natur ist der Sinn dieser auch von vielen Dichtern gepriesenen Jagdart. Auf dem Heimweg in stockdunkler Nacht begleitet mich noch lange mit ihrem so anmutigen Flugspiel schnurrend die Nachtschwalbe, auch Ziegenmelker genannt, weil sie nach einem alten Volksglauben nachts die Ziegen ausmelken soll.

Unendlich viel schwieriger und anstrengender ist in Tawellenbruch die Jagd auf den Birkhahn während der Frühjahrsbalz. Da es auf den immer noch unter Wasser stehenden Wiesen keinerlei sonstige Dekkung gibt, müssen die wenigen, noch stehenden, großen Heuhaufen hierzu benutzt werden, in denen man sich für den mor-

Wie eine große Offenbahrung der Seele empfinden Auge und Herz den Blick in die Weite

Im Wald werden viele Gräben geräumt, Kanzen und Übergangsstege instand gesetzt und vom Wasser ausgerissene Gehwege wiederhergestellt. Die bereits im Vorfrühling geschnittenen Weidenstecklinge kommen als Äsung für das Elchwild auf den Ruhehügeln im Überschwemmungsgebiet, an Dämmen und Deichen sowie in den trockenen gelegten Poldern in die vorbereitete Erde. Mit Hilfe unseres großen Maschinenparks werden auf den umfangreichen forstfiskalischen Meliorationswiesen weite Flächen umgerissen, gewalzt, eingesät und gedüngt. So herrscht überall ein reges Leben.

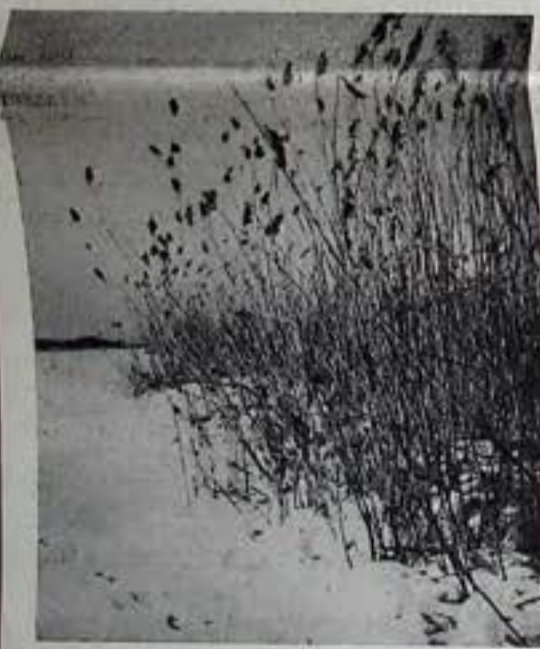
Auch die Motorboote sind wieder zu Wasser gelassen und versehen ihren täglichen Dienst. Immer wieder kommen Naturfreunde, Jagd- und Naturschutzvereine, Forststudenten mit ihren Professoren und Kollegen, um die völlig aus dem Rahmen fallenden forstlichen, landschaftlichen und jagdlichen Verhältnisse in Tawellenbruch näher kennenzulernen. Unter den rund sechshundert preußischen Forstämtern nimmt zweifellos Tawellenbruch wegen seiner besonderen Eigenart eine Sonderstellung ein. Die Fahrt zu den Haffdörfern darf bei solchen Besuchen natürlich niemals fehlen. So geht es zunächst nach Gilge, das an der Mündung des gleichnamigen Stroms liegt. Vorher bekommt fernmündlich der staatliche Forstschutzgehilfe Georg Norweisch den Auftrag, sich mit einem Ruder an das Ufer der Gilge zu stellen, während wir langsam in Richtung Haff vorüberfahren. Norweisch ist von einem ungewöhnlich kleinen Wuchs, so daß sein Ruder ihn dreifach überragt. Ich stelle ihn laut im Vorüberfahren als den „kleinsten Forstmann Preußens“ vor, was dieser mit einem mehrfachen kleinen Senken des Ruders quittiert. Dann geht es ein Stück hinaus auf das Haff, wo schon bei einem mäßigen Wind die wegen der Untiefen gefährlichen Sturzwellen unserem Boot zu schaffen machen. Daher biegen wir bald wieder bei dem Fischerdorf Tawe in die Tawelle ein. Es wimmelt am Ufer des Flusses von Hausenten und Gänsen, aber auch Kindern, die dort spielen. Über die Wasserstraße fahren laufend Kähne hinüber und herüber, womit die

Dorfbewohner sich selbst und ihre Wirtschaftsgüter auf die andere Seite befördern. Arzt, Hebamme, Pfarrer und Lehrer sind ebenso wie die Schuljugend mit dem Kahn und der Handhabung des Ruders vertraut. Immer wieder erfreuen die am Ufer festgemachten und bunt bewipelten Keiteltähne, die für den erneuten Fischfang auf dem Haff ausgerüstet werden.

Wieder sind die großen Wiesenverpachtungen des Forstamts vorübergegangen. Mitte Juni beginnt die „Heuaust“. Mit vielen anderen sind auch wir dabei, das Heu auf unserem Dienstland mit der Mähmaschine zu schneiden, zu wenden und später auf „Käpse“ zusammenzuharken. Fleißige Hände sind in- und außendeichs überall am Werk. Das mit der Forke auf die langen Leiterwagen aufgeladene, trockene Heu bringen unsere Pferde in langsamem Schritt nach Hause. Das „Nachharksel“ wird mit

der „Hungerharke“ zusammengereicht. Diese Arbeit macht bei dem schönen Wetter eine besondere Freude. Man sitzt hoch auf der leichten, hochradrigen Maschine, vor sich in ruhigem Schritt „Liese“, die Fuchsstute. So zieht man streifenweise das Nachharksel zusammen, den sonnigen Himmel über sich, über den in leichtem Wind kleine, weiße Wölkchen treiben. Der süße Geruch getrockneten Heus würzt die laue Sommerluft. Storch, Kiebitz und Nebelkrähe schauen meiner Arbeit zu oder suchen nach Heuschrecken, Fröschen und Mäusen. Wer Augen und ein empfindsames Herz hat, dem wird der Blick in die Weite zur großen Offenbarung der Seele. Wald, Wasser, Wiese und Wind, die vier „W's“, formen sich hier symphonisch zu einer großen Weite aus, die den Körper mit seinen Sinnen, die Seele mit ihrer ewigen Suche nach Erfüllung und Erlösung ganz in ihren Besitz nimmt.

Fortsetzung folgt



Schilfrohr an der Tawelle: Der Winter in der Niederung...

auch einige Bläss- und Ringelgänse befinden. Im Modder stechen einige große Brachvögel, auch „Keilhaken“ genannt. Deutlich sieht man ihre überlangen und krummen Schnäbel. Und dann die vielen, ja unzähligen Wildenten, deren Erpel in ihren Hochzeitskleidern inmitten ihrer unscheinbaren Weibchen durch ihre schillernde Buntheit prahlen. Da gibt es März-, Krick-, Knäk-, Löffel-, Moor-, Reiher-, Schell-, Pfeif- und noch viele andere Entenarten. Von des Pferdes Rücken aus läßt sich das Vogelparadies auf der weiten Wasserfläche so recht in seiner Vielfalt genießen.

Von Tag zu Tag wächst zunächst die Zahl der auf der Pamurgis rastenden Wasservögel, die offensichtlich darauf warten, daß auch im hohen Norden das Eis wegschmilzt. Vornehm und ästhetisch schön wirkt der Balztanz der Kraniche, die sich plötzlich wie auf ein geheimes Kommando aufrichten, gravitätisch umeinander schreiten, Hals und Kopf in gleichmäßigem Takt vor- und rückwärts bewegen und dabei im Gleichklang ihr melodisches und weithin hörbares „Gru-gru“ erschallen lassen. Ein vollendetes Menuett ist kaum denkbar.

Wenn ich des Abends im nächtlichen Dunkel auf meinem Hof stehe, ist die Luft über mir erfüllt von einem vielfältigen Vogelgeschrei. Kibitze, Möwen, Wasserläufer, Brachvögel, Kraniche, Schwäne, Gänse und Enten, sie alle hasten mit sehnsüchtigen Rufen und rauschendem Flügelschlag am verhangenen Himmel gen Norden, wo ihre Heimat liegt.



... ist besonders hart: Eisberge am Haffufer

Eine gelungene Geburtstagsfeier

Insterburger Heimatgruppe besteht dreißig Jahre — Landsleute danken Horst Stamm

Köln — Vor kurzem konnte in der Domstadt eine Gruppe vertriebener Ostpreußen ein Ereignis feiern, dessen Ursprung nun 30 Jahre zurückliegt. Im September 1948 fand sich in Köln eine kleine Gruppe Insterburger zusammen. Bei dieser ersten Zusammenkunft hatte man sich soviel zu erzählen von Erlebnissen der schrecklichen Flucht und von Erfahrungen im neuen Lebensraum, das Wichtigste aber war, daß man sich gleich im vertrauten Familienkreis fühlte und mitten in der Fremde heimatische Laute hörte. Der Abend war natürlich viel zu kurz und man beschloß, sich regelmäßig wiederzutreffen und damit war praktisch die erste Gruppe „Heimatreue Insterburger“ gegründet. Unter Leitung von Max Kühnast wurde sie im Laufe der Zeit eine der aktivsten und mitgliedstärksten in der Bundesrepublik.

Jetzt konnte sie ihren 30. Geburtstag feiern. Ihr jetziger Leiter, Horst Stamm, konnte eine stattliche Zahl von Geburtstagsgästen begrüßen, unter ihnen auch Ehrengäste aus Krefeld, der Patenstadt der Insterburger. Der letzte Pfarrer der Insterburger Lutheraner, Superintendent i. R. Ernst Füg, sprach Worte des Gedenkens. Er führte seine Zuhörer in Gedanken in die Heimat zurück, die allenthalben mit Denkmälern und Gedenkstätten ihre Toten und

Gefallenen ehrte; am eindrucksvollsten waren jene, an Golgatha erinnernd, drei Kreuze, die in Jägerhöh über den See grüßten, den Toten zu Ehren, den Lebenden zur Mahnung. Der Redner erwähnte auch die in der Kölner Antoniterkirche befindliche Skulptur Ernst Barlachs, den „Schwebenden Engel“, der die herben Gesichtszüge unserer ostpreußischen Künstlerin Käthe Kollwitz trägt, in seiner Haltung jedoch alle Fragen offen läßt und in die Zukunft weist: ... und damit sind wir gemeint, wir die Versronten, wenigstens am Leben Versronten. Und doch wären wir nicht hier ohne die Trauer, ohne die Nöte, ohne die Verluste und Bitterkeiten, die hinter uns liegen. Mit dem Gedanken an die Fehlenden schauen wir nach vorn. Und wie es auch mit unserem Glauben bestellt ist: Wir haben Zukunft und wollen uns in ihr bewahren, wollen versuchen, so lange sie uns gewährt wird, sie zu bestehen.“

Professor Dr. Georg-Winfried Schmidt, der für beide Insterburger Kreisgemeinschaften sprach, betonte den Glauben an die Zukunft, die uns doch einmal das uns bisher vorenthalte Recht auf Heimat bringen müßte, wenn wir es nicht selber aufgeben. Unsere ständige Forderung auf Heimatrecht hätte durch die Übernahme der Patenschaft des Freistaates Bayern für die Lands-

mannschaft Ostpreußen ein vermehrtes Gewicht bekommen. Dem Leiter der Heimatgruppe, Horst Stamm, dankte er für seine unermüdete Tätigkeit und überreichte ihm die ihm von den Kreisgemeinschaften verliehene Goldene Ehrennadel der Stadt Insterburg. Die Grüße und Wünsche des Oberbürgermeisters der Patenstadt Krefeld, Hansheinz Hauser MdB, überbrachte Georg Miethke. Die Heimatgruppe Hannover grüßte durch ihren Leiter Albert Zobel; ihr Geburtstagsgeschenk in Form einer Diarreihe über Insterburg einst und heute übergab mit launigen Worten Heinz Albat.

Zum Sprecher der Heimatgruppe machte sich Otto Radtke. Er gab einen kurzen Überblick über die 30jährige Geschichte der Kölner „Heimatreue Insterburger“ und fand herzliche Dankesworte für den derzeitigen Leiter. Ihm überreichte er eine eigens angefertigte, künstlerische Wandplakette, die die Wappen der Städte Köln und Insterburg in Emaille und die in Kupfer getriebenen Reliefs des Kölner Doms

und der Insterburger Lutheraner zeigte. Vorstandsmitglied Robert Nossbach, der leider einige Tage nach dem Treffen starb, dankte Monika Stamm für ihre verständnisvolle, unermüdete Arbeit für die Heimatgruppe mit einem wundervollen Blumengebilde. Das international bekannte Rosenau-Trio bestritt den kulturellen Teil des Abends. Willy Rosenau, gebürtiger Angerburger, hatte zum Thema „Eine Reise durch Ostpreußen und den Kreis Insterburg“ einen blühenden Heimatstrauß aus Gedichten, Erzählungen, Volks- und Kunstliedern gebunden. Die Künstler erhielten für ihre einmaligen Darbietungen nicht endenwollenden Beifall.

Besonders zu erwähnen wäre noch das Geschwisterpaar Vera (Klavier) und Ralf Eichberger (Trompete), das mit gekonnt vortragenen Sätzen den Heimatabend umrahmte. Am Sonntag trafen sich die Teilnehmer bereits am Vormittag im gleichen Lokal. Eine Musikkapelle sorgte für Unterhaltung. Höhepunkt jedoch waren die Vorstellungen des Krefelder Tanzcorps Grün-Weiß-Grün, dessen Vorsitzender Ulrich Rehmer, ein Norkittener Landsmann, seine Mädchen mit launigen Worten vorstellte und die Tanz und Tanzakrobatik in hohem Maße beherrschte.

Gerhard Ulrich

Nach neuen Wegen suchen

26. Jahrestagung des Wicker Kreises mit starker Resonanz

Lüneburg — Drei neue Variationen im Programm der alljährlichen Begegnung des Wicker Kreises fanden diesmal in Lüneburg die besondere Zustimmung der Teilnehmer: eine Dichterlesung, eine Podiumsdiskussion und die Meditation.

Da war zunächst der Versuch, den drei Generationen umspannenden Zuhörerkreis an die verschiedenen Werke der literarischen Aufarbeitung des Vertreibungsschicksals heranzuführen. Dieser Aufgabe unterzog sich mit großer Einfühlung der pommersche Erzähler Klaus Granzow. Seine Lesung aus eigenen Werken zu den Themen „Heimat“, „Vertreibung und Wiederbegegnung“ spiegelte eigenes Erleben und nachdrückliche Beschäftigung mit diesen Fragen wider.

Dann bleibt das Podiumsgespräch zwischen Jugendlichen zu erwähnen, weil es

DIE KRIMINALPOLIZEI RAT



Wiesbaden — Die Zahl der Wohnungseinbrüche steigt von Jahr zu Jahr. In der Polizeilichen Kriminalstatistik wurden im Jahr 1977 insgesamt 97 353 Delikte dieser Art erfaßt. Begünstigt werden diese Straftaten nach Angaben der Kripo oftmals durch unzureichend oder mangelhaft gesicherte Fenster. Diese „Gelegenheit“ nutzen Einbrecher, um schnell und unbemerkt und ohne spezielle Werkzeuge einzusteigen. Bevorzugt wird nach Bargeld gesucht. Aber auch alles, was sich schnell in bare Münze umsetzen läßt, wie Bilder, Teppiche, Schmuck, Fernseher, Fotogeräte und Stereoaufnahmen, wird entwendet.

Diese Gelegenheit sollte man den Tätern jedoch nicht geben. Leicht erreichbare Fenster im Keller oder Erdgeschoß sollten besonders gesichert werden, um Einbrechern Widerstand zu leisten.

Deshalb rät die Kriminalpolizei: Sichern Sie leicht erreichbare Fenster zusätzlich und halten Sie Einbrecher „weg vom Fenster“. Ebenere Fenster von Nebenräumen sollten stabile Gitter erhalten. Rolläden können gegen Hochschieben gesichert werden. Fenstergriffe sollten abschließbar sein.

Noch ein Hinweis: Vertrauen Sie nicht allen, die Ihnen Sicherheit verkaufen wollen. Wie Sie Fenster sichern können, erfahren Sie bei Ihrer Kriminalpolizeilichen Beratungsstelle.

H. L.

sich der eigentlich selbstverständlichen Frage widmete: „Was bedeuten die Ziele der Landsmannschaft der Jugend heute?“ Selbstverständlich ist die Frage — wie das Gespräch sehr bald zeigte — aus zwei Gründen: Einmal kann es der Landsmannschaft nicht gleichgültig sein, ob und wie ihre Ziele im Zeitablauf von der nachwachsenden Generation aufgenommen werden, zum zweiten erwartet die Jugend heute, daß sie zur Äußerung, zum Mitarbeiten und auch zur differenzierten Kritik angeregt wird. Alle provokanten Fragen, die heute in der öffentlichen Diskussion zu finden sind — ob die Ziele zeitgemäß sind, zu abstrakt oder zu utopisch oder ganz einfach die Jugend damit überfordert ist — sie wurden in erstaunlicher Offenheit beantwortet. Ein knappes Fazit: Wo sich die Landsmannschaft darstellt, hat sie gute Chancen, in ihrem gesamtdeutschen Anliegen bei Jugendlichen ernst genommen zu werden. Sie müßte allerdings stärker herauszufinden suchen, wo diese Jugendlichen und ihre Meinungsträger anzutreffen sind und wie sie angesprochen werden müssen.

Ein sehr bemerkenswertes Echo fand schließlich der brillante Vortrag der bekannten Autorin und Kindertherapeutin Christa Meves zur Frage: „Lieben — was ist das?“ Meditationen über die Fragen nach dem Sinn des Lebens und über Fehlentwicklungen der Gesellschaft heute erhalten zunehmende Bedeutung und rechtfertigen jeden Aufwand bei der Suche nach geeigneten Persönlichkeiten, die diese Sinnvermittlung übernehmen können.

Der Wicker Kreis und die mitveranstaltenden Jugend- und Studentengruppen können mit der Resonanz auf die Jahrestagung zufrieden sein. Die Hoffnung ist berechtigt, daß mit dieser Arbeit neue Kreise angesprochen werden können. Die lockere organisatorische Anbindung an die Landsmannschaft Ostpreußen ist jedenfalls geeignet, interessierte neue Freunde zu gewinnen.

H. S.

Experten rechnen mit stabilem Zins

Positive Entwicklung bei Geldanlagen zu erwarten

Köln — Zum Jahresbeginn ist die Frage nach der künftigen Entwicklung besonders aktuell, auch im Bereich der Geldanlage. Wie wird es 1979 weitergehen am deutschen Pfandbriefmarkt?

Faßt man alles zusammen, was Experten inzwischen dazu geäußert haben, so werden die Aussichten überwiegend positiv beurteilt. Niemand rechnet in diesem Jahr mit nachhaltigen größeren Zinsschwankungen. Denn die private Geldvermögensbildung ist nach wie vor groß, so daß die Finanzierung des staatlichen Geldbedarfs trotz größerer Kreditwünsche wieder zu meistern sein dürfte. Und ob die Kreditnachfrage der privaten Wirtschaft tatsächlich wesentlich zunehmen wird, ist in Anbetracht der langsamen Konjunkturbelebung keineswegs sicher. Stabile Zinsen sind gerade für den privaten Sparer eine wichtige Vorausset-



Die Angerapp bei Insterburg: In Gedanken daheim

Foto Hallensleben

KULTURNOTIZEN

Stiftung Deutschlandhaus Berlin — Das ostdeutsche Schauspielporträt: Heinz Erhardt. Freitag, 19. Januar, 17 Uhr; Sonntag, 21. Januar, 16 Uhr; Freitag, 26. Januar, 17 Uhr. — Galerie im Deutschlandhaus: Reinhard Schuster — Malerei und Zeichnungen. Die Ausstellung dauert noch bis zum 25. Januar.

Haus des Deutschen Ostens Düsseldorf — Ostpreußen im Kartenbild der Jahrhunderte. — Buchausstellung: Johann Gottfried Herder. Beide Ausstellungen sind noch bis zum 26. Januar zu sehen.

Westdeutscher Rundfunk — 1. Lebenshilfe für Umsiedler — Fehlanzeige. Ein nicht genutztes Angebot und seine Ursachen. Von Helga Ehlers. 2. Danziger Bucht 1945. Erinnerung an dramatische Rettungsversuche von Flüchtlingen. Ein Beitrag von Werner Hühne zu einer Dokumentation. Sonntag, 21. Januar, 8 bis 9 Uhr, II. Programm.

„Von Lessing ist keine Notiz zu nehmen“ ist der Titel einer Ausstellung, die das Museum für Hamburgische Geschichte in der Finanzbehörde am Gänsemarkt aus Anlaß des 250. Geburtstages von Gotthold Ephraim Lessing veranstaltet. Die Ausstellung wird am 22. Januar eröffnet und ist bis zum 22. Mai zu sehen.

Graphik des 20. Jahrhunderts aus eigenen Beständen zeigt die Hamburger Galerie Brinke & Riemenschneider (Büschstraße 9) noch bis zum 9. Februar.

Im Rahmen der Eröffnung der Ausstellung „Zeichnungen und Aquarelle deutscher Meister 1750—1900. Aus den Sammlungen der Stiftung Pommern Kiel“ im Haus Schleswig-Holstein zu Bonn (Kurt-Schumacher-Str. 17) wurde dem Vorsitzenden des Kuratoriums der Alfred-Krupp-von-Bohlen-und-Halbach-Stiftung, Berthold Beitz, die Große Ernst-Moritz-Arndt-Medaille durch den Sprecher der Pommerschen Landsmannschaft, Dr. Philipp von Bismarck MdB, verliehen. Berthold Beitz erhielt die Medaille in „Würdigung seiner Förderung für die Errichtung des Berghusen-Hauses im Schleswig-Holsteinischen Freilicht-Museum und des Koepfelhauses im internationalen Freilichtmuseum Old World Wisconsin (USA) zur Erhaltung pommerscher und gesamtdeutscher Kultur-gutes“.

Conrad-Borchling-Preis 1979 — Der von der Stiftung F.V.S. im Jahre 1962 zur Verfügung gestellte Preis für wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiet der niederdeutschen, altfriesischen, ost- und nordfriesischen Philologie ist für das Jahr 1979 erneut ausgeschrieben worden. Der Preis ist mit DM 10 000,— ausgestattet und wird alle zwei Jahre vergeben. Interessenten werden gebeten, ihre Arbeiten bis spätestens 31. März 1979 in dreifacher Ausfertigung an die Stiftung F.V.S., Georgsplatz 10, 2000 Hamburg 1, einzureichen.

F. K.

Nach 45 Jahren Sehnsucht war ich in der Heimat. Als ich im Ostpreußenblatt las, daß jetzt Reisen nach Memel möglich sind, gab es für mich kein Halten mehr. Nach gründlicher Vorbereitung (Kontaktaufnahme zu Memelländern in Litauen) reiste ich vom Saarland über Köln nach Travemünde. Ein polnisches Schiff (bis Danzig vollkommen überbelegt) brachte unsere Reisegruppe, die überwiegend aus Memelländern bestand, über die Ostsee nach Riga. Nach fünfständiger nächtlicher Busfahrt kamen wir in der Morgenfrühe nach Memel, das heute Klaipeda genannt wird.

Mit Hilfe meiner Brieffreunde war es mir möglich, schon am nächsten Tag nach Nidden zu kommen. Auf der Teerstraße gab es immer wieder herrliche Ausblicke durch den Kiefernwald auf das Haff. Eine Niddenerin und ihr Schwiegersohn wollten mir helfen, einen Fischer zu finden, der mich mit dem Boot über das Haff nach Karkeln bringen sollte. Leider fanden sie niemanden, der das Risiko auf sich nehmen wollte, mich ins verbotene Königsberger Gebiet zu bringen. So fiel dieser Plan ins Wasser, und da ich noch einige Tage in Memel zur Verfügung hatte, genoß ich diesen traumhaft schönen Tag auf der Kurischen Nehrung, in den Dünen, an Haff und See. Es bot sich mir sogar die Möglichkeit zu einem Kurzaufenthalt in Pillkopen, das heute auch dem „Kaliningradsckaja Oblast“ untersteht.

Nidden ist wunderschön. Von der weißen Düne sieht man das blaue Haff, den grünen Kiefernwald und das grünblaue Meer, dazu dieser Duft – aus Kindertagen bekannt. Ich ließ den feinen weißen Sand durch die Finger rieseln, zog die Schuhe aus, um hautnah dieser Erde zu sein. Durch eigenartige, vom Wind geformte Sandgebilde gingen wir abwärts zum Haffstrand am und im Wasser nach Nidden. Dort stehen noch viele alte Fischerhäuser, meist in warmen Braun- und Blautönen gestrichen, die Fenster und Giebel weiß abgesetzt, die Dächer mit roten Pfannen oder Rohr gedeckt.

Nur ankern am Ufer keine Kurenkähne mehr, die mit ihren weißen und braunen Segeln und den bunten Wimpeln am Mast früher zu diesem Land und Wasser gehörten.

Am Abend, bei der Rückfahrt nach Memel, sah ich im nahen Kiefernwald eine Elchkuh mit ihrem Kalb. Ich nahm es für ein gutes Omen.

Nun versuchte ich, am nächsten Tag über Heydekrug und Ruß nach Karkeln zu kommen. Die Brücke in Ruß war neu; bis zum Skirwieth-Strom kam ich problemlos. Aber da war keine Brücke, Fähre oder Kahn, ich kam nicht hinüber. Auf der anderen Seite sah ich Wildnis. Wenige Kilometer trennten mich hier von meinem Heimatort Karkeln. Auch dieser Plan fiel ins Wasser.

In der Frühe des nächsten Tages warteten bereits mein Dolmetscher Willy und der Fahrer (Willys Schwiegersohn, der nicht Deutsch spricht) vor dem Hotel, um dieses Mal auf Umwegen über Heydekrug und Tilsit nach Karkeln zu kommen. Kurz vor Tilsit frühstückten wir im Wald: Willy hatte Stullen und Kaffee sowie Tomaten aus seinem Garten mitgebracht. Ohne Schwierigkeiten kamen wir über die Königin-Luise-Brücke nach Tilsit – in eine fremdgewordene Stadt.

Wir fuhren Richtung Neukirch, Kaukehmen. Je mehr wir uns Karkeln näherten, um so größer wurde meine innere Erregung. Meine Kehle schloß sich. Jedes Wort, das gesprochen wurde, tat weh. Selbst das Motorengeräusch wurde unerträglich. Ich hielt mir die Ohren zu, um diese ersten Augenblicke des Wiedersehens mit mir allein zu sein:

Landkreis Elchniederung:

„Ich werde jeden Tag auf Sie warten“

Eine Reise nach fünfundvierzig Jahren Sehnsucht ins Fischerdorf Karkeln am Kurischen Haff



Es gibt jetzt eine Brücke über den Karkelstrom: Im Fischerdorf stehen zwei alte und einige neue Häuser

Foto Kelch

Äußerlich ganz ruhig, stand ich mit zitternden Knien an unserem Strom. „Was ist er breit geworden“, war mein erster Gedanke. „Mein“ Karkeln, vollkommen verändert und doch irgendwie vertraut.

Über den Strom führt jetzt eine Brücke, auf der Kinder saßen und angelten. Der Dolmetscher nahm meinen Arm, und wir gingen langsam über die Brücke. Meine Augen suchten das Elternhaus, erkannten es aber nicht, da die Nachbarhäuser fehlen und neue gebaut wurden.

Unser Haus erkannte ich erst am Stall wieder, der noch unverändert erhaltene geblieben ist. Das Wohnhaus ist um ein Drittel verkleinert worden, daher befindet sich die Eingangstür jetzt an der Seite.

Wir gingen ins Haus und wurden lautstark von einem Hund begrüßt. In der Küche am Fenster saß eine Frau, mit der Willy ruhig zu sprechen begann. Während sie sich russisch unterhielten, schaute ich mich um: Ob ich noch etwas aus unserer Zeit entdeckte?

Der Herd und die Wand haben keine Kacheln mehr, der Backofen ist zugemauert. Beim Anblick der alten Türklinke zum Wohnzimmer konnte ich kaum noch die Tränen zurückhalten. Willy erzählte der Frau, daß ich vor 64 Jahren in diesem Haus geboren wurde. Sie stand auf, umarmte mich, und wir weinten zusammen.

Sie war 1948 mit ihrem verstorbenen Mann aus Weißrußland gekommen, und sie haben das Haus von der Regierung gekauft.

Vom Hof nahm ich mir ein Tütchen Heilmaterde und zwei Kartoffeln mit. Aus dem Vorgarten schenkte die Frau mir ein paar Strohblumen, die jetzt das Bild meiner verstorbenen Eltern und meines Bruders schmücken. Beim Abschied ließ sie mir durch den Dolmetscher sagen: „Ich werde jeden Tag darauf warten, daß Sie wiederkommen.“

Ich hoffe nur, daß es bald offiziell möglich sein wird, solche Reisen zu unternehmen, damit viele heimwehkranken Menschen die

Stätten ihrer Kindheit wiedersehen können. Vor einiger Zeit erhielt ich nun Post aus der Heimat, Zeilen, die zwar etwas holperig, aber in deutsch geschrieben worden sind:

„Liebe Freundin in der weiten Fern. Ich bedanke mich recht herzlich für den Brief, wo Sie mir geschrieben haben an meine Nachbarin, auch besten Dank für die Fotografien. Ich erwarte Sie gern im nächsten Jahr, es wäre wunderschön, Sie wieder einmal zu begrüßen. Vielleicht ist bei Euch einer, wo

versteh die litauische Sprache, denn ich könnte viel mehr schreiben und beantworten. Deutsche Sprache verstehe ich zu lesen, aber schreiben verstehe ich nicht.

Viele liebe Grüße von meiner Nachbarin, sie wartet auch, daß Sie möchten im nächsten Jahr wieder kommen und treffen.

Herzliche Grüße aus dem Fischerdorf gewesen Karkeln. Es grüßt Sie Frau M.“

Ruth Kelch



Ein traumhaft schöner Tag auf der Kurischen Nehrung: Sanft rieselt der feine weiße Sand durch die Finger

Foto privat

In einer Räucherherde Fische am Spieß

An eine Exkursion für das Prüfungsfach Lebensmittelkunde vor sechzig Jahren erinnert Dr. Johannes Hung

Meine erste Berührung mit ostpreußischen Menschen und Tieren hatte ich bereits 1914 als siebenjähriger Knirps in meinem Heimatort Niemegek am Fläming, einem kleinen Höhenzug etwa siebenzig Kilometer südwestlich Potsdam. Sogar bis dort hin war die gesamte Rinderherde der ostpreußischen Güter Husarenhof (neue Bezeichnung) nebst Melkpersonal auf Grund des Russeneinfalls gelangt, also fast sechshundert Kilometer von den heimatlichen Gefilden entfernt.

Am Stadtrand stand in einem notdürftig hergerichteten Ziegeleischuppen die stattliche Reihe der Milchkuhe. Die örtliche Molkeerei muß durch den plötzlichen Milchsegen wohl überfordert gewesen sein; jedenfalls wurde das kostbare Naß freihändig - heute würde man sagen „ab Hof“ - an private Verbraucher verkauft. So schickte mich auch meine Mutter mehrmals in der Woche mit einer Kanne los, „ostpreußische“ Milch einzukaufen. Vielleicht wurde hier schon der Grundstein für meine spätere Liebe zu diesem schönen Land gelegt, obwohl ich es in meinem kleinen Grips geographisch noch nicht einzuordnen wußte. Ich hatte mich auch mit dem gleichaltrigen Sohn des Melkmeisters angefreundet, und briefliche Kontakte bestanden noch einige Jahre nach der Rückkehr der Herde 1915.

Als ich aber im letzten Krieg auf Husarenhof einmal nachfragte, kannte man nicht mehr den Namen dieser Melkerfamilie. Immerhin waren 25 Jahre ins Land gegangen. 1929 betrat ich zum ersten Mal ostpreußischen Boden. Ich war damals in Berlin Kandidat der Veterinärmedizin. Im Prüfungsfach Lebensmittelkunde mußte man auch über Fische Bescheid wissen. So schloß ich mich einer dreiwöchigen Fischereieuxkursion zum Stettiner, Frischen und Kurischen Haff an, die der Kustos am Berliner Institut für Meereskunde, Professor Brühl, organisierte.

Mit dem kleinen Motorschiff „Kormoran“ vom Oberfischmeisteramt Swinemünde befuhr wir zunächst das Stettiner Haff und sahen dort die Fischfangmethoden der pommerschen Fischer. Es blieb Zeit, die im Bau befindlichen Befehrsanlagen und die Ausbaggerung der Hafftroute bis Stettin in Augenschein zu nehmen (für 10 000 t Seeschiffe). Eine originelle abschließende Eintragung im Gästebuch der „Kormoran“ von der Frau des Fischereibeauftragten Seydel im preußischen Landwirtschaftsministerium, „sei nicht Schwalbe, sei nicht Schwan, sondern Kormoran“, beeindruckte uns durch die so treffende Ausdrucksweise für dieses Fischereidienstboot.

Abends schiffte sich unsere Studiengruppe von etwa 25 Teilnehmern verschiedenster Fachrichtungen (Veterinärmedizin, Geographie, Philologie, Volkswirtschaft usw.) in Swinemünde auf der „Tannenberg“ vom Seedienst Ostpreußen ein.

Die nächtliche Fahrt mit dem 5000 t großen Schiff war das erste Schiffserebnis für uns Landratten. Bafög existierte noch nicht, und so blieb es eine Illusion, sich an Bord eine Kabine zu nehmen. Ein Liegestuhl tat es auch. Meist hing man an der Reeling und genoß bei Mondschein die nächtliche Seerei-



Exkursionsteilnehmer: Einbooten vor Heringsdorf

Fotos Hung

gen Osten zu dem Land, das für uns alle noch eine terra incognita war.

Schon bei Tageslicht passierten wir die Halbinsel Hela, legten in Zoppot an dem weit in die Danziger Bucht ragenden Seesteg an und landeten schließlich in Pillau, unserer ersten Station auf ostpreußischem Boden. Dort empfing uns der Leiter des Oberfischmeisteramts, Dr. Quednau.

Solch ein Amt war früher meist mit durchaus fachkundigen, tüchtigen „Zwölfendern“ (Soldaten mit 12jähriger Dienstzeit und dem Zivilversorgungsschein in der Tasche) besetzt, jetzt verlangte man für diesen Posten ein abgeschlossenes Hochschulstudium (Biologie, Zoologie etc.). Nur in Labiau trafen wir noch auf einen Oberfischmeister „alter Art“, den prächtigen Oberfischmeister Kiock. Das Oberfischmeisteramt Pillau befand sich in einem sehr schönen alten Haus am Hafen. In der Erinnerung haften geblieben sind mir die herrlichen Türschnitzereien in diesem Gebäude. In unmittelbarer Nähe lag die „Ilskefalle“, eine Hafenkneipe von besonderer Originalität, gewissermaßen ein ostpreußisches Unikat. (Ende April 1945 fand ich die ganze Häuserzeile am Hafen nur noch als Ruinen vor.) Im Hof seines Amtes erläuterte Dr. Quednau in der Art eines Sandkastenspiels an kleinen Modellen die Fischfangmethoden auf dem Haff und an der Ostseeküste.

Praktischen Anschauungsunterricht gab es am nächsten Tag vor Ort, als wir mit der „Balsa“, dem Kajütboot des Oberfischmeisteramts, das Frische Haff befuhr. (Damals herrschte gerade unter den Haff Fischern eine seuchenartige Erkrankung, verursacht durch Einleitung ungereinigter Königsberger Abwässer in das Fischhausener Wiek.) Das herrliche Wetter ließ uns die Enge auf dem für die Teilnehmerzahl etwas zu kleinen Boot vergessen. Durch provisorische Sitzgelegenheiten auf dem Vorschiff, die man extra für unsere Fahrt noch angebracht hatte, versuchte man, dem Übel etwas abzuwehren. Es wurde sogar an Bord ein schmackhafter Eintopf gekocht, jeder beteiligte sich an den Vorbereitungen, wie Kartoffelschälen usw.

Zum Reiseprogramm gehörte auch der Besuch von am Weg liegenden kulturhistorischen Stätten wie Elbing, Marienburg und Frauenburg, mit Übernachtung in der dortigen Jugendherberge.

In Elbing verließen wir unser gastliches Schiff und fuhrten mit der Bahn nach Königsberg, wo wir die Altstadt und die Staatliche Bernsteinmanufaktur mit ihren enormen Vorräten an Rohbernstein in den Kellern besichtigten. In den oberen Etagen saßen die Arbeiter an ihren Schleifsteinen und formten aus dem „Gold des Ostens“ die wunderbaren Dinge - damals noch ohne Atemschutz und Absaugvorrichtungen. Einige Exkursionsteilnehmer kritisierten diese gesundheitsschädliche Arbeit, und ein böser Brief der Direktion an den Leiter der Exkursion, Professor Brühl, war die Folge.

Solche Kontroversen gab es natürlich nicht bei den Fischweibern am Pregel. Sie wunderten sich allenfalls über die neugierigen „Grünschnäbel“ aus dem Reich.

Weiter ging der Weg ins Samland mit seiner einmaligen Steilküste. Übernachtung in

Palmnicken im Seehotel, damaliger Besitzer Becker, und Besichtigung der bergmännischen Gewinnung des Bernsteins aus der „Blauen Erde“. Die kleinen Bernsteinstücke fischten damals private Fischer mit Keschern aus dem in die Ostsee gepumptem Abwasser des Bergwerks.

Über Groß Dirschkeim, Rauschen und Neukuhren nach Cranzbeek, wo bereits die „Nehrung“, ein alter mit Kohle befeuerter Dampfer vom Oberfischmeisteramt Labiau, auf uns wartete. An Bord nahm uns der famose, immer zu Spaß aufgelegte Oberfischmeister Kiock in Empfang. Für mehrere Tage blieb er unser fachlicher Mentor für die Fischerei auf dem Kurischen Haff.

Ihre Eigentümlichkeiten sind schon so oft beschrieben worden, daß ich hier nicht darauf einzugehen brauche. Jedenfalls verstand er, Sohn dieser urwüchsigen Landschaft, in „Erzählchen“ an Bord und an Land, uns „Grünhörnern“ die Welt seiner Heimat von Wasser und Land nahezubringen.

In Rossitten mit seiner weltbekanntesten Vogelwarte, die uns der Nachfolger von Professor Thienemann, Dr. Schütz, erklärte, wurde in der oberhalb des Orts gelegenen Jugendherberge übernachtet, einer einfachen Holzbaracke mit zweistöckigen Betten, Seegrasmattmatzen und als Zudecke eine Art Pferdewoolach (Satteldecke). Diese Herbergen hatten nicht den heutigen Komfort solcher Häuser. Bettwäsche, Aufenthaltsraum oder ein Jugendherbergsvater - damals unbekannte Begriffe. Männlein und Weiblein waren nur durch eine dünne Wand aus „Schalbrettern“ getrennt. Neugierige wagten auch mal einen Blick durch ein offenes Astloch in das Nebengemach. Man wusch und rasierte sich draußen mit kaltem Brunnenwasser und war durchaus zufrieden.

Die frisch von der primitiven „Räucherherde“ erstandenen Aale und Fludern mundeten uns vorzüglich. Diese Kammer bestand aus einem gut meterhohen, oben offenen Geviert aus Ziegelsteinen im Freien, bei dem jeweils durch Auslassen eines Steins

die notwendige Zug- und Frischluft für den Räucherprozeß entstand. Die Fische wurden an Eisenstangen aufgespießt und quer über die Öffnung der Räucherherde gehängt.

Die Bevölkerung lebte auf der kargen Nehrung nicht gerade im Wohlstand. Der Anteil der Landwirtschaft war nur gering. Man konnte auch nicht täglich Fisch essen. So erweiterte man das Nahrungsangebot, indem man Krähen fing. Das ging so vor sich: Außerhalb des Dorfs auf einer Anhöhe wurde senkrecht ein mehrere Meter langes und etwa ein Meter hohes Netz aufgestellt und gespannt. Als Lockvögel wurden früher gefangene Krähen dazugesetzt. In einer Schilfhütte saß der Fänger auf Anstand. Sobald sich genügend Artgenossen zu den Lockvögeln gesellt hatten, ließ er das Netz in seiner ganzen Länge zur Seite fallen und fing so seine Fleischmahlzeiten. Die gefangenen Krähen sammelte er in einem Weidenkorb ein, nicht ohne vorher jeden Vogel mit einem Biß in den Kopf ins Jenseits befördert zu haben. Daher der Name Krajebiter (Krähenbeißer) für diese Leute.

Der nächste Tag sah uns wieder mit der „Nehrung“ auf dem Kurischen Haff, wo wir den Fischfang mit den Kurenkähnen beobachteten.

An der Einmündung des Skirwiethstroms in das Haff fand eine kurze Begrüßung mit dem litauischen Oberfischmeister statt. Unser Schiff ging unweit Skirwieth vor Anker, mit dem Beiboot der „Nehrung“ wurde an Land übergesetzt. Skirwieth, ein kleines Fischerdorf mit reetgedeckten Häusern, lag damals unmittelbar an der durch den Versailler Vertrag geschaffenen deutsch-litauischen Grenze, ein unberührtes ländliches Idyll in dieser Wiesen-, Wasser- und Moorlandschaft, wie es wohl heute auf der ganzen Welt kaum noch zu finden sein wird.

Das Ibenhorster Elchrevier liegt vor der Tür. Der zuständige Förster führte uns in sein Revier, und von einem hohen Holzturm konnten wir zwei durch den Erlennwald ziehende Elche sehen (d. h., einige Waldarbeiter hatten sie für uns über die Lichtung gedrückt).

Als Kuriosität der Elchniederung stellte uns ein Bauer sein Pferd mit Moorschuh vor, das sind aus Holz gefertigte, dem Huf genau angepaßte, bis zum Kronenrand reichende „Pantoffel“, die mit Stricken bzw. Bändern in der Fesselbeuge gehalten werden. So kann das Pferd auf moorigem Grund eingespannt werden.

Der nördlichste Punkt unserer Reise war erreicht. Wir konnten mit der Organisation unseres braven Kiock durchaus zufrieden sein. Mit der „Nehrung“ steuerten wir unsere letzte ostpreußische Station, Nemonien, an, wo wieder in einer Jugendherberge übernachtet wurde, nicht ohne vorher noch eine Prise Luft aus dem am Wasser liegenden Kolonialwarengeschäft genommen zu haben. Schnaps, Petroleum, Heringe usw. verdichteten sich hier zu einem keineswegs unangenehmen Geruch, der damals in allen derartigen Geschäften zu finden war.

Aufbruch in aller Frühe und letzte Fahrt mit unserer „Nehrung“, die Deime aufwärts zu ihrem Heimathafen Labiau. Herzliche Verabschiedung von unseren ostpreußischen Freunden am D-Zug nach Berlin. Die ganze Familie Kiock hatte sich am Bahnhof eingefunden.



Auf dem Skirwieth: An Bord der „Nehrung“



1929 in Neukuhren: Dr. Quednau (zweiter von links), daneben Professor Brühl



Nur noch Ruine: Reste der Bischofsburg in Georgenburg, Kreis Insterburg



Noch gut erhalten: Das Finanzamt in der Bismarckstraße von Gumbinnen

Täglich erfahren wir von den Schwierigkeiten der baltischen Staaten im Kampf um ihre Unabhängigkeit oder wenigstens Autonomie. Eine besondere Stellung nimmt in diesem Falle Litauen ein. Entstand ein unabhängiges Litauen (mit eigener Währung und eigener Fluggesellschaft, wie zur Zeit in Planung), befände sich Nord-Ostpreußen (Oblast Kaliningrad) als Teil der russischen Föderation in einer Insellage. Die Exklave hätte als einzige offene Nachbargrenze nur die litauische. Die fast wie mit einem Lineal gezogene Demarkationslinie zu Polen weist weder Grenzübergänge für Straßenverkehr noch für Eisenbahnverkehr auf.

Was soll aus Nord-Ostpreußen werden, fragen sich die Verantwortlichen in Moskau und die Regierenden in Wilna. Mehrere Denkmodelle sind von sowjetischer Seite ins Gespräch gebracht worden: eine Freihandelszone, eine autonome Heimatregion für die Wolgadeutschen, Anschluß an Litauen und von einer kleinen Anti-Gorbatschow-Gruppe die Belassung des jetzigen Zustandes unter gleichzeitiger Verweigerung der Autonomie für Litauen.

In Litauen selbst wird die Frage, was mit Nord-Ostpreußen geschehen soll, mit sehr gemischten Gefühlen betrachtet. Das litauische KP-Mitglied Andrius S. (29), ein Computer-Fachmann, äußert sich so dazu: „Obwohl Preußen fast ausschließlich Agrarland ist mit riesigen Kolchosen, müssen wir die dortige russische Bevölkerung mit Milch-, Käse-, Butter- und Getreideprodukten mit durchziehen. Wir bänden uns einen Klotz an den Hals, würden wir uns mit dieser Region auf dem ohnehin steinigen Weg in die gesellschaftliche und nationale Unabhängigkeit belasten. Natürlich wird der Oblast Kaliningrad nach unserer Unabhängigkeit

Nord-Ostpreußen im Angebot?

Exklusivbericht über die Zukunftschancen der gesperrten Region

VON WALDEMAR STILL

isoliert, aber das soll nicht unser Problem sein. Das ist ein Problem zwischen Deutschen und Russen.“

Eine leitende Persönlichkeit aus dem Kaliningrader Kulturverband, in dem sich Bürger für den Erhalt und Wiederaufbau deutscher Kulturdenkmäler einsetzen, sagte: „Glasnost und Perestroika machen in diesem Teil der Sowjetunion nur Tappschritte nach vorn. Unsere große Hoffnung ist eine Öffnung dieses Gebietes und der Stadt für den Tourismus, aber auch für westliche Wirtschaftsinvestitionen, die uns helfen sollen, den Lebensstandard zu steigern und die Menschen zueinander zu bringen.“

Akademienmitglied Dmitri Lichatschow

(über 80 Jahre alt), Vorstandsvorsitzender des sowjetischen Kulturfonds: „Kaliningrad muß zu einer offenen Stadt werden. Alle, die es einst verlassen mußten, sollen es besuchen können. Sie sollen die Gräber ihrer Vorfahren in Ordnung bringen, sie sollen die 150 Massengräber der sowjetischen Soldaten sehen, sie sollen den jetzigen Einwohnern begegnen. Vertrauen muß her!“

Es gibt auch Litauer, die über die Unabhängigkeit hinaus von einem Groß-Litauen träumen. Sie setzen das alte baltische Volk der Prußen gleich mit dem litauischen Volk und betrachten somit Ostpreußen als vom Deutschen Orden kolonisiertes Litauen. So erschien in Wilna 1989 eine großformatige

Ostpreußen-Karte unter dem Titel „Litauisches Gebiet Preußens“. Sie zeigt ein Nord-Ostpreußen, das noch über die sowjetisch-polnische Demarkationslinie hinausreicht, als zu Litauen gehörig. Für fast sämtliche Ortsnamen stehen weder die alten deutschen noch die neuen sowjetischen Bezeichnungen. Stattdessen liest sich alles litauisch: Karaliaučius - Königsberg; Tilze Tilsit, Sventapolis - Heiligenbeil, Pilupenai - Pillupönen.

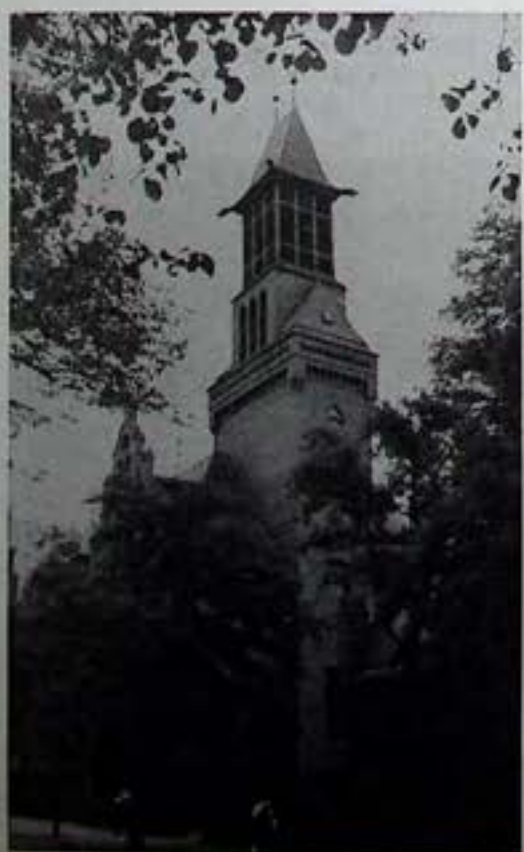
Unverändert wiedergegeben sind die Stadtwappen wie zu deutscher Zeit. Ferner fügt sich unter der Karte ein bemerkenswertes alphabetisches Verzeichnis an, in dem die Ortsnamen erst litauisch, dann preußisch, dann

Freitag/Sonnabend/Sonntag, 15./16./17. September: Bundestreffen der Tilsiter in der Patenstadt Kiel

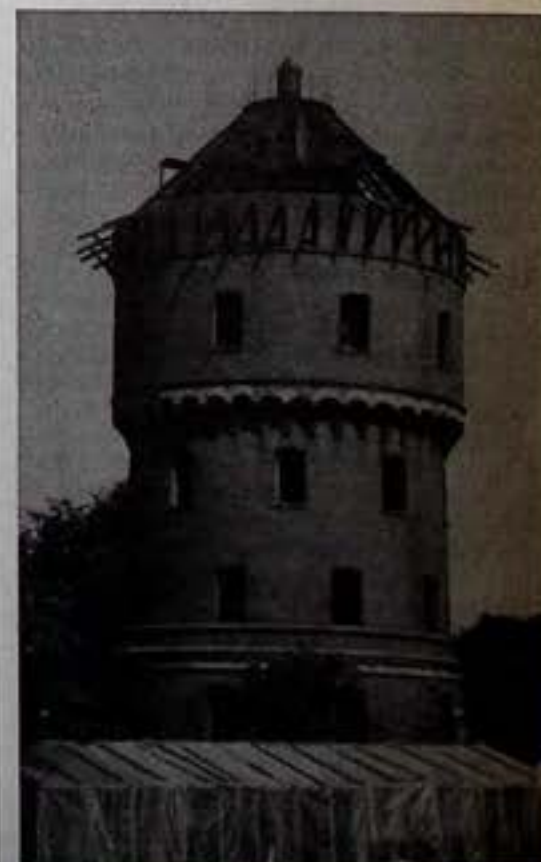
deutsch und schließlich neuzeitlich russisch oder polnisch angegeben sind. Zum Beispiel: Tepliava (Tepliuva, Tapiava, Gvardeisk). Für den Inhalt der Karte zeichnet Algirdas Matulevičius verantwortlich, die Zeichnung fertigte Ramunas Blazys.

Der hintergründige Sinn dieser Karte ist leicht zu durchschauen. Es soll ein historischer Anspruch auf diesen Teil Ostpreußens angemeldet werden. Nebenbei bemerkt, so dreist wie der Begriff „Litauisches Gebiet Preußens“ klingen mag, für lange Zeit hieß die Nordostregion Preußens verwaltungstechnisch „Preußisch Litauen“.

Die „unverrückbaren Realitäten“, die uns seit Brandts Ostverträgen schmackhaft gemacht werden sollten, scheinen auf einmal so unverrückbar nicht. Nicht von „ewig gestrigen Revanchisten“, sondern von sowjetischer Seite wird die Zukunft und der Status Nord-Ostpreußens zur Diskussion freigegeben.



Hinter Grün verborgen: Die Kaiserliche Post in der Alexanderstraße von Memel



Nicht mehr benutzt: Der Wasserturm in der Ragniter Straße von Tilsit

Fotos Still

Ein Schild weist an der Hauptstraße von Horstmar nach Schöppingen zum „Aus-siedlerlager“. Die Straße führt vorbei an alten Schießanlagen zu der ehemaligen holländischen Kaserne, wo seit einigen Wochen wegen der hoffnungslosen Überfüllung des Aufnahme-lagers Gießen eine zweite Anlaufstelle für Flüchtlinge aus Mitteldeutschland eingerichtet wurde. Unschwer schon von weitem zu erkennen ist die Kaserne, vor deren Tor mehrere Pkws parken. An dem Zaun hängen gleich einer Arbeitsvermittlungsstelle handgeschriebene Zettel, die offene Stellen anpreisen. Das regnerisch-stürmische Wetter jedoch läßt an diesem Morgen auf den Ansturm warten, der sich sonst vor den Arbeitsplatzangeboten drängeln soll.

Auf dem Gelände der Kaserne selbst ist von der Ruhe, die in dieser Gegend des Münsterlandes herrscht, nichts mehr zu spüren. Geschäftig laufen die Bewohner zwischen den Wohnbaracken, dem Essens-Saal, der Kleiderkammer des DRK und dem Arbeitsamt, notdürftig in einer Baracke eingerichtet, hin und her. Für Neuan-kömmlinge wirkt diese Unruhe erschlagend, es scheint weder Ordnung noch Organisation zu geben. Doch ein Blick hinter die Kulissen belehrt eines Besseren. Schon beim Eintritt in das „Arbeitsamt“ wird es offensichtlich, daß die Behörden, das „Chaos“ bestens im Griff haben. Alles ist geregelt, auch wenn manch einer der Übersiedler das Warten auf die Regelung seiner Angelegenheiten als ziemlich lästig empfindet. Auch die Warteschlange im Flur der Arbeitsamts-Baracke zeigt hauptsächlich müde und abgespannte Gesichter. Erste Kontakte sind hier kaum möglich. Auf Ansprache reagieren die Flüchtlinge sehr zurückhaltend, wenn das Wort „Presse“ fällt, werden die Gesichter scheu und oft sogar abweisend. Ein Großteil gibt an, Angst vor Repressalien gegenüber der Verwandtschaft in der DDR zu haben, andere sind schon pressenüde, einige beschäftigen sich mit Formularen, haben einfach „keine Zeit“, müssen ihre „Angelegenheiten ordnen“. Von einer spontanen Bereitwilligkeit, Interviews zu geben, ist nichts zu spüren.

Tobias (28) aus Ost-Berlin, Kfz-Schlosser, ist seit einer Woche in Schöppingen. Der erste Streß ist überstanden, er findet Zeit, einige Fragen zu beantworten. Man sieht dem jungen Mann die Anstrengung der letzten Wochen an. Die braunen Augen liegen tief in den Höhlen, der Vollbart wirkt leicht struppig. Stolz verweist er auf den modischen Wollpullover: „Den hab ich bekommen, als es so kalt wurde.“ Einige Zeit braucht er, bis er seine Scheu überwunden hat, dann sprudeln die Ereignisse aus ihm heraus, das Erzählen bringt ihm Erleichterung. Mit unverkennbarem Berliner Dialekt erzählt er seine Geschichte, oft unterbrochen von seinem Freund Michael. „Mir ging es materiell sehr gut, ich habe immer nebenbei gearbeitet und konnte mir alles leisten. Aber politisch habe ich es nicht mehr ausgehalten. Wegen meiner politischen und wirtschaftlichen Meinung hat man mich nicht als Kfz-Meister arbeiten lassen. Das frustet ganz schön, wenn man sich zwei Jahre umsonst auf die Schulbank setzt.“ Mit gesenkter Stimme fügt er hinzu: „Der zweite Grund



Betriebe suchen Arbeitskräfte unter den Übersiedlern: Tatsächlich Schwierigkeiten bei der Eingliederung? Fotos (2) Kröger

Neuer Anfang im Westen

Ein Besuch im Übersiedler-Lager in Schöppingen

VON JUDITH WEISCHER

ist.“ Tobias hatte niemanden eingeweiht. Ein Arbeitskollege schöpfte Verdacht, als sich Tobias so sehr für die Nachrichten interessierte. „Der sagte, ‚Wenn ich wüßte, daß du ein Visum hast, wär es klar, daß du rübermachst‘. Ich hab’ dich gehalten, hab’ noch nicht mal Urlaub genommen.“

In Ungarn sind die Freunde erst nach Budapest zum Malteser-Hilfsdienst gefahren, um sich registrieren zu lassen. Sie brauchten Paßbilder und haben sich dann um die Flucht gekümmert. Es stand fest, daß am nächsten Tag wieder eine Massenflucht starten sollte, doch alles wurde äußerst geheim gehandhabt. „Wir sind hin und her gerannt und haben die Leute gefragt, wo es hingehet. Niemand hat uns geantwortet, die waren alle zu mißtrauisch. Dann haben wir jemanden mitgenommen, weil der behauptete, zu wissen, wo’s langgeht.“ Das Risiko, daß der jemand von der Staatssicherheit sein könnte, war ihnen in der Situation kaum bewußt. In einer Kolonne führen sie zum ersten Treffpunkt, wo dann der zweite, ein Ort namens Farad, bekanntgegeben wurde. „Es war ein Riesenaufmarsch in einer kleinen Nebenstraße. Ungefähr 50 Autos, die Einwohner haben vielleicht gestaunt. Wir wußten, daß drei Spitzel

auf dem Gelände der ehemaligen Kaserne ist es voll geworden. Zwei Reisebusse stehen vor der Baracke, in der die Neuan-kömmlinge registriert werden. Da fällt auch schon die Menschenschlange ins Auge, die geduldig vor dem Eingang wartet. Alle sehr sommerlich gekleidet, mit ihren Reisetaschen oder Rucksäcken unterscheiden sie sich fast nicht von Urlaubern. Der Lagerleiter von Schöppingen überwacht die schnelle Abwicklung der Formalitäten für die gerade eingetroffenen Flüchtlinge. Er stöhnt: „1000 Leute sind jetzt untergebracht. Sie sehen es ja, wir haben Schwierigkeiten die Betten frei zu bekommen, um die Neuen unterzubringen. Wir sind dankbar, wenn sich Verwandte oder Bekannte den Flüchtlingen annehmen, daß sie schnell hier raus können.“

An ein Gespräch mit den gerade Eingetroffenen ist nicht zu denken. Müde wenden sie sich ab. Sie brauchen Zeit, dann gern, aber jetzt wollen sie erstmal Ruhe.

Ein auffallend hübsches Mädchen hat dagegen keine Berührungängste. Antje (18) - von der Ostsee stammend - kann eine besondere Geschichte erzählen. Sie präsentiert ihr Zimmer, ein Raum, in dem fünf Etagenbetten, ein Tisch mit vier Klappstühlen und zwei Spindschränke stehen. Lachend meint sie, „Anfangs war es schon komisch, das Zimmer mit neun Männern zu teilen, aber man gewöhnt sich.“ Sie gibt sich selbstbewußt und offen, obwohl auch sie erst am Vortag eingetroffen ist. „Bei mir stand es vor einem Jahr fest: Machst du es oder nicht? Als bekannt wurde, daß die Grenze geöffnet wurde, hab ich die Nachrichten förmlich aufgesaugt, es wurde immer heißer. Als ich mein Visum hatte, bin ich losgetrampt, über die Grenze mit dem Zug. In Budapest war ich dann erstmal fix und alle, ich mußte eine Woche ins Krankenhaus - die Nerven.“ Sie wühlt

auf dem überfüllten Tisch zwischen Toilettenartikeln und Kleidung nach einer Schachtel Zigaretten. „Dann hab ich mich an eine Straße gestellt, das erste Auto hat direkt gehalten. Naja“, drückt sie herum, „der Typ war ein Türke. Tat tierisch lässig und zeigte auch Verständnis. Er erzählte, daß er öfter über die Grenze fährt, das wär kein Problem. Wir haben dann bis zur Dunkelheit gewartet und sind nach Sopron, weil die Posten da eher ein Auge zu drückten, hab ich gehört. Ich hab’ dann schon einige hundert Meter vor der Grenze die Soldaten gesehen und mich vor dem Vordersitz versteckt, mit einer Jacke drüber. Der Typ hat mir dann immer durchgegeben. Stau, 200 Meter, 100 Meter, 50 Meter, jetzt sei still. Dann hab’ ich das Gespräch mit dem Grenzposten gehört, Stempel, alles klar! Weiter zum Zoll: Der Zöllner hat den Kofferraum aufgemacht, wieder zu, kommt dann zu meiner Tür und macht die auf!“ Antje schluckt, verharret einen Augenblick. „Das Gefühl war Wahnsinn, ich dachte, der zieht mich raus, jetzt ist alles vorbei. Drei Sekunden hat der gekuckt, macht die Tür zu: ‚Gute Weiterfahrt.‘ Ich war erstmal völlig down, wußte nicht, ob ich weinen oder lachen sollte.“ Was Antje nach ihrer überstandenen Flucht erleben mußte, kommt langsam über ihre Lippen: „Der Türke wollte ein Hotel nehmen, ich konnte ihn nicht überzeugen, daß ich sofort nach Wien muß. Da hab’ ich gedacht, der nimmt zwei Einbettzimmer, war natürlich nicht. Und dann ist das Schlimmste passiert - der wollte mit mir schlafen. Ich hab’ die Welt nicht mehr verstanden, ich denk’, was ist denn mit dem! Ich wollte dann mit ihm reden, doch der hat mich fast überfallen. Ich habe dann meine Sachen gegriffen und bin durchs Fenster auf die Straße. Um mein Leben gerannt bin ich, hab’ die Klamotten vor ein Auto geschmissen, das es anhält. So ein junges Typ war das, der hat mich dann nach Wien gebracht.“

Die Flucht verlief bei allen unterschiedlich, obwohl sich die Geschichten ähneln, oft waren die Flüchtlinge bis zu acht Stunden in der Dunkelheit im Wald unterwegs. Auch die Motive gleichen sich, aber aus wirtschaftlichen Gründen fliehen wohl die wenigsten. Die meisten konnten die Lügen des Staates nicht mehr ertragen. „Die Politik mit China war bei mir der Ausschlag“, meint Hans (27) aus Sachsen, der mit seiner Frau geflohen ist und die Kinder zurück lassen mußte. „Was da passierte, war eine Schweinerei. Wenn man die Medien in Ost und West vergleichen kann, läßt man sich nicht länger für dumme verkaufen.“ Viele betonten auch, daß sie es nicht mehr ertragen konnten, zu arbeiten, ohne Erfolg zu sehen. „Und wenn man was gesagt hat, wurde man behandelt wie der letzte Dreck! Sogar die Verkehrspolizei ist nur dazu da, die Leute einzuschüchtern, die lassen einen im eigenen Auto stramm stehen!“

Noch stehen die Flüchtlinge ganz im Bann der ersten Eindrücke, sie sind kaum in der Lage, ihr Tun politisch einzuordnen. Die Suche nach einer Wohnung, das Eingewöhnen in die Lebensgewohnheiten anderer deutscher Länder, und die Eingliederung in den hiesigen Arbeitsprozeß stehen oben an. Immerhin scheint bei einigen Mitteldeutschen schon Klarheit darüber zu bestehen, daß die Wiedervereinigung nicht allein auf west-deutschem Boden stattfinden darf. Doch sicher ist auch, daß in einer absehbaren Folgezeit die verwandtschaftlichen und bekantschaftlichen Bindungen genutzt werden, um dieses Thema, nun angereichert mit vielen Zusatzinformationen aus der Bundesrepublik, neu zu diskutieren. Alljährlich treffen sich Tausende in der Tschechoslowakei, zumeist in Karlsbad oder Prag, um die alten Bindungen nicht abreißen zu lassen, aber auch, um diese Problematik mit neuen Varianten zu erörtern.

„Politisch habe ich es einfach nicht mehr ausgehalten“

war, ich wollte nicht mehr zur Armee!“ Man merkt Tobias an, daß es ihm schwer fällt, offen und laut darüber zu sprechen. Er scheint sich zu schämen. „Seit Oktober habe ich jeden Monat Post von der Armee bekommen, die hab ich ignoriert und weggeschmissen.“

Tobias und sein Freund Andreas haben sehr viel aufgeben müssen in Ost-Berlin. Andreas hatte gerade ein Haus für seine Frau und seine zwei Kinder (8 und 10 Jahre) gebaut, besaß ein eigenes Auto und ein Wohnmobil. „Mein Vater hat einen eigenen Betrieb, in dem ich arbeiten konnte. Wirtschaftlich war ich unabhängig.“ Die Freunde erzählen, wie sie die Flucht geplant und durchgeführt haben. „Drei Jahre haben wir uns mit dem Gedanken beschäftigt. Nach Feierabend haben wir uns in der Werkstatt getroffen und Pläne geschmiedet. Wir mußten sogar die Lüftungen abdichten, damit die Nachbarn nichts hören. Die Angst vor Entdeckung hat uns immer begleitet.“ Abenteuerlich klingt die Vorbereitung, wie ein großer Coup, ein krimineller Schachzug. Dabei wollten die zwei nur ihre Freiheit. Andreas erzählt, daß er lange mit Tobias die Flucht diskutiert hatte, bevor er seine Frau einweihen konnte. „Da mußte ich ganz behutsam sein, wenn sie nicht gewollt hätte, wäre ich nicht gegangen. Zum Glück zeigte sie keine Angst.“

Tobias schildert den Verlauf der Flucht, nicht alles klappte so glatt, wie er es gehofft hatte. Eine Woche nach Andreas fuhr er nach Ungarn, um sich dort mit ihm zu treffen. „Ich bin los, als die erste Massenflucht war, im West-Fernsehen konnte ich das verfolgen. Mein Gott, hatte ich eine Angst, daß die Grenze zu Ungarn schon dicht

unter uns sein sollten, wir bekamen die Anweisung, die kalt zu stellen, wenn sie sich auffällig benehmen sollten! Zwei Kilometer hinter dem Ort, sind wir dann in den Wald und über einen alten Grenzübergang“, berichtet Tobias, „wir hatten alle weiße Fähnchen, damit man unsere guten Absichten erkennt. Immer geradeaus ging es, bis zu einem Schlagbaum, es waren 1000 Meter bis zur Landesgrenze. Ich konnte sehen, wie die Landser gewunken haben, ein Offizier ist weggerannt, wahrscheinlich zum Telefon. Vor dem Schlagbaum haben wir die Wagen abgestellt, uns gesammelt, dann sind wir nur noch gerannt. Ich hatte die kleine Tochter vom Andreas an der Hand, mein Gott.“

Die Anspannung ist dem Erzählenden ins Gesicht geschrieben, er versucht sich zu sammeln, um nicht allzu hektisch zu werden. „Wir sind über ein Feld gerannt, bis blaue Uniformen riefen ‚Kommt hoch, ihr seid frei!‘ Wir sind bis zum letzten Grenzhäuschen gerannt, da waren wir schon lange in Österreich.“ Er lacht befreit, wird lockerer, schwärmt von der Gastfreundschaft der Burgenländer und von der guten Organisation in Wien. Andreas schüttelt den Kopf: „In Wien habe ich die Kleinen nicht aus der Hand geben können, ich habe meine Kinder in der Angst an mich geklammert, habe gedacht, gleich kommt jemand und reißt sie dir aus der Hand. Dann mußst du wieder rüber.“

Beide sind sicher, daß sie bald einen Job bekommen, sie wollen nach Neumünster zu Bekannten, obwohl sie Hab und Gut im Stich gelassen haben, ist für sie die Flucht der einzig richtige Weg gewesen, sie haben in der DDR keine Möglichkeit mehr gesehen.



Flucht-Alltag für Kinder: Spielen zwischen Gepäck am Straßenrand



Fährhaus „Der rote Krug“: Damals ...



... und heute: Gasthaus Walter Ebner in Tawellningken

Was ist für Götter und Menschen Glück, das Glück, dem keines gleicht? O das ist, den eignen Boden sehn, soweit das Auge reicht. Und Gruß und Rede hören wie altvertrautes Wiegenlied und Wege gehn, wo jeder uns wie Kind und Bruder ähnlich sieht." Agnes Miegel schrieb diese Verse kurz nach der Flucht in das erste Buch, das ich wieder von ihr besaß. Sie stammen aus einer der ergreifendsten Balladen der Dichterin „Die Fähre“, in der sie vorauszuahnen schien, was dann unser Schicksal wurde: „Aus der Heimat zu gehn ist die schwerste Last, die Götter und Menschen beugt..."

Es war eine Fähre aus der Elchniederung, die Agnes Miegel zu dieser Ballade anregte: Die Fähre von Tawellningken (später Tawellenbruch). Sie wohnte im Fährhaus, dem „Roten Krug“, so benannt von Gästen, die in dem stattlichen Ziegelbau wohnten. Es waren Künstler, Maler, Dichter, Bildhauer, die in dieser stillen Landschaft Anregung und Erholung suchten. Maler wie Manzau, Kallmeyer, Pathé, der Bildhauer Vordermeyer, der die Elchstandbilder von Tilsit und Gumbinnen schuf, Schriftsteller wie Paul Brock, Sohn der Memelniederung.

Die „Krügersfrau“ – nicht die der Ballade, sondern die Wirtin des Roten Krugs – kann sich noch gut an Agnes Miegel erinnern, als sei es gestern gewesen. Gertrud Ebner lebt heute in Oranienburg. Die 94jährige Ostpreußin hat jetzt die Erinnerung an ein langes und gelebtes Leben aufgeschrieben – es ist eine Chronik geworden, die nicht nur für ihre Familie von Bedeutung ist, sondern für die ganze Elchniederung. Denn Gertrud und Walter Ebner waren ein Ehepaar, das weit über Memel und Moosbruch hinaus bekannt war, ihr schönes Haus war Wirtschaft- und Gesellschaftsmittelpunkt, war ein Stück Elchniederung, durchspült von vielen Fäden, die von dort ausgingen oder dort endeten.

Jeder in der Niederung kannte die Ebners. Und so werden die Erinnerungen der geistig so wach gebliebenen, heute noch mit kritischen Augen das Zeitgeschehen registrierenden, Ostpreußin für viele ein Kapitel Heimatgeschichte sein, in dem sie sich wiederfinden. Für uns alle aber ist es auch ein Zeugnis, wie Land und Dichtung hier miteinander verbunden sind.

Lassen wir Gertrud Ebner berichten: „Wir waren noch nicht verheiratet und Tante Betty führte Walter noch die Wirtschaft, als Agnes Miegel in unser Haus kam. Sie wurde hier zu ihrer Ballade ‚Die Fähre‘ angeregt. Durch ihre Verwandtschaft mit dem Assessor Haslinger, der Inhaber der Firma Mayhöfer war (der die Dampfer gehörten, die wir expediten), war sie zu uns gekommen. Diese Dampfer stellten die Verbindung her zwischen Königsberg, Tilsit und bis zur russischen Grenze. Eine direkte Route gab es von Tawellningken bis Tilsit. In einem Zimmer, dem ‚großen Lokal‘ hing ein Bild, das die Ballade illustrierte, daneben stand der Text. Herr Hasslinger sah es und nahm es mit nach Königsberg, um es von Agnes Miegel persönlich signieren zu lassen. Auch wie es zu diesem Gedicht gekommen war, hat sie darauf vermerkt.“

Die Fähre, wie Agnes Miegel sie sah, war noch aus Holz. Im Frühjahr wurde sie auf Schäden untersucht, geteert, Reparaturen wurden ausgeführt, das Geländer weiß gestrichen. Als einige Kilometer oberhalb der

Fährstelle in Lappien eine Brücke gebaut wurde, konnte die dortige eiserne Fähre außer Betrieb gesetzt werden. Da sie größer war, kauften Ebners die Fähre und ersetzten mit ihr die hölzerne Fähre.

Das Geschäft, daß die Ebners betrieben, war vielseitig. Da war der Gemischtwarenbetrieb, das Schankgeschäft, das Restaurant,

Landkreis Elchniederung:

Die Fähre von Tawellningken

Gertrud Ebner berichtet vom Roten Krug und vom Leben an der Gilge

VON RUTH GEEDE

das Hotel, die Dampferexpedition, die Niederlage der Tilsiter Aktien-Brauerei und – die Fähre.

Gertrud Ebner schrieb weiter: „Die Fähre hat uns ständig in Atem gehalten. Der Fährmann mußte immer auf Posten sein. Auf der gegenüberliegenden Seite des Stromes war eine Glocke befestigt. Sie hing unter einem kleinen Dach, das über einem Ständer angehängelt war. Damit machte sich bemerkbar, wer herübergeholt werden wollte. Man kann sich schon vorstellen, daß die Dichterin Agnes Miegel sich dadurch zu der erwähnten Ballade angeregt fühlte.“

Und auch von den Rufen: Wenn am Abend der Nebel über dem dahinwandernden Strom aufstieg und sich über die Wiesenlandschaft breitete oder nachts Stürme tobten und dann die Glocke erklang oder ‚Hol äwer, hol ääwer‘ gerufen wurde, dann war es schon manchmal ein wenig unheimlich. Man hörte vielleicht noch das Geräusch eines ins Wasser tauchenden Ruders oder das Getrappel von Pferden, ohne in Nebel und Dunkelheit etwas sehen zu können. Manchmal wurde die Stille und die Verzauberung aber auch sehr realistisch unterbrochen, wenn von drüben her ein Ungeduldiger sich mit lautem Geschimpfe bemerkbar machte.“

Der „Rote Krug“ lag – und liegt noch heute! – am linken Ufer der Gilge, dem südlichen Mündungsarm der Memel (der nördliche heißt Ruß). Zwischen diesen beiden Deltaarmen, die in das Kurische Haff münden, dehnt sich ein weites Wiesenland, in denen

stattliche Höfe lagen, große Wirtschaften, die Besitzer waren wohlhabend. Die Fähre war die schwimmende Brücke von hüben nach drüben. An jedem Donnerstag wurde in Seckenburg, das einen Kilometer stromauf liegt, Markt abgehalten. Da kamen die Leute von der anderen Seite, aus Kastaunen, Tawe, Rautenbur, Degimmen (später Bran-

denburg) und noch weiter entfernten Orten. Dann ging die Fähre ununterbrochen hinüber und herüber. Auch am Himmelfahrtstag herrschte Hochbetrieb. Und dann waren es junge Leute: Sie wollten zu den „Meyruher Bergen“, einem höhergelegenen Teil im sumpfigen Niederungswald. Da standen Tannen, Linden und Eichen, und im Frühling wuchsen dort Tausende von Maiglöckchen. Es wurde gesungen, gelacht, gefeiert, und so manch eine Liebesgeschichte begann in den Maiglöckchen von Meyruhen.

Im Herbst kamen die Jagdgäste zur Elchjagd über die Fähre ins Elchrevier. Kaiser und Präsidenten jagten dort, in der Tawellningker Forst lag ja das einst kaiserliche Jagdschloß Pait.

Schwer war es zur Zeit des Schacktarps, wenn die Schollen auf dem Strom trieben und das Eis noch nicht stand. Das Seil war entfernt worden, das Eis hätte es zerrissen. Die Fähre lag im Fährhafen, einer ausgebagerten Ausbuchtung des Stroms. Wenn das Eis hielt, wurde eine Bahn gegossen. Auf beiden Seiten wurde eine Sperrvorrichtung mit roter Laterne aufgestellt. Wer hier herüberging, tat es auf eigene Gefahr. Erst wenn das Eis 30 cm dick war, konnten Fuhrwerke die Bahn benutzen. Das war immer Aufregung und Verantwortung für den Fährmeister Walter Ebner.

Die Fähre wurde von dem Fährmann bedient, ein Angestellter kassierte das Geld. Die Fährgehörten Ebners, der Fährbetrieb war gepachtet. „Walter war der erste, der

aufstand, und der letzte, der schlafen ging. Er konnte kaum eine Nacht durchschlafen. Oft klopfte es ans Fenster, und der Fährmann holte den Schlüssel zur Fähre, die immer angeschlossen war, damit sie kein Unbefugter benutzen konnte.“

Der Fährmann mußte eine Prüfung abgelegt haben, bevor er diese Tätigkeit aufnahm. Trotz aller Vorsicht ist doch manchmal ein Unfall geschehen.“

Den tragischen schildert Gertrud Ebner so: „Einmal hatte der Fährmann die Auffahrtsklappe zu früh losgemacht, und sie glitt nicht, wie es sein mußte, auf den „Priekopp“, den Brückenkopf, sondern schlug ins Wasser. Dabei flog der Baum, mit dem die Klappe befestigt war, wie bei einer Wippe in die Höhe und schleuderte den Mann über Bord. Dabei muß er wohl mit dem Kopf so stark aufgeschlagen sein, daß er das Bewußtsein verlor, er kam unter die Fähre. Trotz sofortiger Wiederbelebungsversuche konnte er nicht mehr ins Leben zurückgerufen werden.“

Dagegen konnte ein Siebzehnjähriger, der aus Tawe kam, gerettet werden. Der junge Arbeitsdienstler wollte nach Tilsit zum Zahnarzt. Er wurde einfach auf das Rad gesetzt und losgeschickt, obgleich er mit den Verhältnissen überhaupt nicht vertraut war. Denn es war kurz vor einsetzen des Schacktarps und die Fahrbahn über das Eis schon für Fahrzeuge gesperrt. Der junge Mann achtete nicht darauf und fuhr in eine große Blänke hinein.

„Ich hatte im allgemeinen gegen Morgen einen festen Schlaf“, erinnert sich Gertrud Ebner. „An diesem Morgen wurde ich aber durch die Hilferufe hellwach. Ich rüttelte meinen Mann wach, der sofort die Leute weckte und die Lampe an der Remise einschaltete, denn es war ja noch dunkel. Glücklicherweise kamen noch zwei Männer aus dem Dorf auf dem Weg zur Arbeit vorbei, die sich an der Rettung beteiligten. Eine ganz lange Leiter wurde auf das Eis geschoben, worauf sich ein Mann so nahe wie möglich an die Blänke heranschlich. Er warf dem Eingebrochenen eine Leine zu und zog ihn dann heraus.“

Auch einer der Söhne von Gertrud Ebner, der kleine „Tolermann“, fiel in die Gilge, die ihn aber trug, bis er gerettet wurde. „Tolermann“ blieb als Soldat im Krieg wie der älteste Sohn Gerhard. Der dritte Sohn, Klaus, und Tochter Inge leben heute in der Nähe ihrer Mutter in Berlin.

Die ferne Heimat ist jetzt für Gertrud Ebner lebendiger denn je: Seit dem Fall der Mauer haben viele alte Nachbarn und Freunde den Weg zu der 94jährigen „Krügersfrau“ gefunden, die nach Krieg und Flucht wieder in ihrem Beruf als Lehrerin arbeitete. Als die junge Gertrud Menzel während des Ersten Weltkriegs nach Gilge kam, war sie die einzige Lehrerin weit und breit.

Nicht lange: Walter Ebner überrumpelte das Mädchen aus Masuren, das einen Teil seiner Kindheit in Spanien verlebte (der Vater, der Chemiker Dr. Menzel, leitete dort eine Zuckerfabrik), mitten auf dem Marktplatz von Seckenburg mit seinem Heiratsantrag. Und von dem Tag ihrer Trauung, am 15. März 1921, wurden sie „die Ebners“, die sich in die Chronik der Elchniederung einschrieben. Walter Ebner starb 1965.

Sie hat noch so viel zu erzählen, die alte Dame in Oranienburg. Nicht nur ihren Kindern, Enkeln und Urenkeln.



Die Fähre von Tawellningken: Von Agnes Miegel in einer Ballade verewigt Fotos Archiv

Die Zeit von 1453 bis 1482 steht ganz unter dem Zeichen des Dreizehnjährigen Krieges, dem sogenannten „Städtekrieg“, der mit dem 2. Thorner Frieden (1466) beendet wurde. Als kleine Episode folgte 1470 der Pfaffenkrieg zwischen den von Polen, dem Papst und dem Domkapitel designierten Bischöfen von Ermland. Der König von Polen, Kasimir IV (1447-1492), griff unter Mißachtung des Indigenatsrechts in diesen Kampf ein, und erklärte dem vom Domkapitel eingesetzten Bischof 1478 den Krieg.

Um zum Teil XI dieser Serie zurückzu-kehren, kam es zu beträchtlichen Konflikten zwischen der Ordensherrschaft auf der einen Seite und den aufstrebenden Städten und den größeren Grundbesitzenden Lehnsherren auf der anderen Seite. Beide Stände teilten eine unverhohlene Abneigung gegen die „Kreuzherren“, weil sie sich durch sie in ihren „angemaßen“ Rechten beeinträchtigt fühlten. Auf der Seite des Ordens verblieben hier und da die Zünfte in den Städten, die kleinen Freien auf dem Land, im Gegensatz zu den oben erwähnten großen Freien, und je nach Lage der Dinge auch die angesiedelten deutschen bzw. preußischen Bauern.

Der Aufstand der dem Preußischen Bund beigetretenen Städte – und dazu gehörten fast alle Städte Preußens – begann mit dem Absagebrief an den Hochmeister am 4. Februar 1454. Innerhalb nur weniger Tage fielen die großen Burgen Danzig, Thorn, Elbing und Königsberg den Aufständischen in die Hände. Die Burgen von Danzig und Elbing verschwanden ganz. Die Nebengebäude von Königsberg und Thorn blieben bestehen. So bedauerlich es klingt, es waren nicht Feinde von außen, die die schönen Bauwerke niederrissen, sondern die Einheimischen selbst. Doch betrachteten die Danziger die Burg sowie so als Zwingburg, die nicht zuletzt auch den Polen als fester Ort zur Beherrschung der Stadt dienen konnte.

Zwischen Danzig und dem Orden

Der nun entfachte Dreizehnjährige Krieg kann als ein Krieg zwischen Danzig und dem Orden bezeichnet werden. Die Polen, die den Bündnern zu Hilfe eilten und dem Orden den Krieg erklärten, wurden zu Anfang des Krieges in der offenen Feldschlacht bei Konitz am 19. September 1454 vom Orden unter Heinrich Reuß von Plauen und dem Söldnerführer Herzog Rudolf von Sagan vernichtend geschlagen. Die Blüte des polnischen Adels lag danieder, der polnische König rettete mit Mühe sein nacktes Leben. Für den Rest des Bürgerkrieges spielten die kleinen polnischen Aufgebote keine wesentliche Rolle mehr. Übrigens hatte Konitz schon einmal eine bedeutende Rolle in der Verteidigung des Ordenslands gespielt. An der tapferen Verteidigung dieser Stadt scheiterte der polnisch-hussitische Feldzug im Sommer 1433.

Der Sieg des Ordens bei Konitz führte zum Umschwung der kleineren Städte und einiger Edelleute. Sie schlossen sich dem Orden wieder an. Auch die Bischöfe von Samland und Pomesanien folgten. Dennoch löste sich der Krieg in lauter Einzelunternehmungen auf; es wurde ein Krieg unter angeheuerten Söldnern auf beiden Seiten, wobei die Nationalitäten-zugehörigkeit belanglos blieb.

Domkapitel übernahm Orden

Mit den Söldnern kam die „Söldnersnot“. Sie wollten bezahlt werden. Der Orden hatte kein Geld, ebensowenig der König von Polen. Aber Danzig hatte es. So streckte Danzig dem König von Polen die Summe vor, die zur Befriedigung der tschechischen Ordenssoldner in der Marienburg ausreichte. Am 8. Juni 1457 zog Kasimir IV. in die verkaufte Marienburg ein. Zum Glück fiel Königsberg bis auf den Kneiphof vom Bund ab. Zunächst erhoben sich die Gewerke der Altstadt und des Löbenicht gegen ihre Räte. Als es zur Konfrontation zwischen ihnen und dem Kneiphof kam, eilten 300 samländische „kleine Freien“ dem Orden zur Hilfe, und bald darauf nötigte Heinrich Reuß von

Das Bartnerland:

Trümmer und Schutthaufen

Teil der preußischen Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart (XII)

VON MANFRED HÜBNER



Die Stadt Schippenbeil 1872: Sie erhielt 1351 die Handfeste durch Hochmeister Heinrich Dusemer

Plauen auch den Kneiphof unter die Botmäßigkeit des Ordens, aber unter den schonendsten Bedingungen. Doch der Krieg ging weiter, denn die Geldnot einzelner Söldnerhaufen dauerte an. Sie saßen in den Burgen und Städten, brandschatzten Freund und Feind, und so entstand ein Krieg aller gegen alle.

Aber wie sah es in den Städten unseres kleinen Bartner Ländchens aus? Beim Abfall der im Bund vereinigten Städte war auch Rößel mit zwei Ratsherren vertreten; aber die Bürgerschaft blieb dem Orden bzw. dem Bischof Franz, der treu zum Orden hielt, verbunden. Da der Bischof abwesend war, übernahm das Domkapitel die Regierung des Landes. Die aber waren auf seiten des Bundes und übersandten dem Bischof am 25. Februar 1454 einen Absagebrief. Von allen bischöflichen Städten blieb nur Rat und Bürgerschaft von Rößel dem Bischof in unerschütterlicher Treue ergeben. Selbst die „großen Freien“ der Umgebung huldigten dem Bischof. Doch es blieb den Rößelern kein Ausweg, als auch die vom Orden gedungenen Söldnerscharen in ihre Stadt aufzunehmen. Sie trauten den Söldnern nicht und zu Recht.

Die Österreicher unter ihrem Hauptmann Martin Frodnacher besetzten Stadt und Burg. Sie spielten sich bald als Herren der Stadt auf, und drückten die Bürger durch Steuern und Auflagen. Es nützte auch nichts, daß der Hochmeister eine Anzahl Ordensritter entsandte, um das Unwesen der Söldner zu steuern. Erst der neue Bischof, Paul von Legendorf, brachte die Söldner zum Abzug. Frodnacher verließ die Stadt endlich am 10. Oktober 1462. Der Chronist schließt mit den Worten „und so kam er (der Bischof) mit viel Mühe und nicht geringen Ausgaben in den Besitz der Stadt und des schmählich beraubten Schlosses“.

Machte sich Frodnacher bei den Rößelern auch unbeliebt, so wurde Rößel Hauptbrennpunkt des Kampfes zwischen Orden und Bündnern. Die Burgen Rhein und Seesten wurden dem Orden wieder untertänig, und von Rößel aus unternahm der kühne Hauptmann Streifzüge nach Rastenburg und Schippenbeil, die zu den Bündnern hielten.

Die Rastenburg waren in diesem Städtekrieg, wie schon 1410, opportunistisch gesinnt. Sie nahmen den Pfleger, Wolfgang Sauer, gefangen, plünderten das Schloß, rissen das neu erbaute Tor auf der Ostseite mit einigen Mauern und der Brücke nieder. Sie fragten in Königsberg bei den Aufständischen an, was sie mit dem Pfleger tun sollten, und bekamen folgende Antwort: „Was aber den Herrn Sauer an-

belangt, so würden sie ohne Zweifel es also machen, daß aufs Frühjahr die Vögel etwas zu essen kriegten; doch ihm ernstlich, wo er es so begehren würde, das Sacrament reichen lasse.“ Der Pfleger wurde aber von den Schustern im Mühlenteich ersäuft.

Nach Rückkehr der Stadt zum Orden blieben die Schuhmacher ein geächteter Stand bis zu Herzog Albrechts Zeiten.

Mit seinen Kriegsunternehmen hatte Rastenburg wenig Glück. 1455 versuchten sie im Verein mit den Wehlauern mit 300 Bewaffneten sich der ordensstreuen Stadt zu bemächtigen. Sie wurden von den Ordensstruppen mit einem Verlust von 50 Toten und 23 Gefangenen zurückgeschlagen. Noch schlimmer erging es ihnen in der Nähe von Bartenstein. Die Stadt war gerade zum Orden zurückgekehrt und besann sich ihrer Tugenden, die sie im

Gerdaun und Nordenburg hielten dem Deutschen Orden die Treue

Es ist wohl anzunehmen, daß die Städte Gerdaun und Nordenburg dem Orden während des ganzen Krieges die Treue hielten. Dasselbe traf für die Städte Barten und Drengfurt zu, die nur bis zur Schlacht bei Konitz beim Bund verblieben, und von Ordensleuten am 16. Juni 1455 besetzt wurden. 200 Mann stark war die Besatzung der Burg Barten, die aus Söldnern und einigen wehrpflichtigen Bewohnern bestand. Die Ordenssoldner waren größtenteils Polen, Böhmen und Schweizer. Sie dienten in Abteilungen zu Pferde und auch zu Fuß, waren mit roten Mützen und weißen Röcken bekleidet, und führten als Waffen Spieße, zweihändige Schwerter, Streitäxte, Armbrüste und ein paar Feuerrohre (Gewehre) mit Ansatzgabeln.

Die Burg Barten wurde während des Krieges wegen rückständigen Solds an einen Söldnerhauptmann verpfändet, ganze Dörfer um Barten, wie Modgarben, Bieberstein und Solnick, wurden Rittersleuten (Söldnern) in Zahlung gegeben. Das war nicht nur die Situation im Bartnerland, sondern überall im Preußenland. So wird berichtet, daß der Menschenverlust in diesem Städtekrieg um die 300 000 für das Preußenland betragen haben soll. Von den 21 000 Dörfern blieben gerade über 3000 gänzlich verarmt übrig. Die Kirchen waren verwüstet und ausgeplündert.

Und selbst der Polenkönig rief mit Trauer aus, als er ringsum Trümmer und Schutthaufen sah: „Oh Du, Herr Gott, ist doch wahrlich das Land nicht viel wert, als es christliches Blut und großes Geld gekostet hat!“

preußischen Freiheitskampf so berühmt gemacht hatte (Teil VI der Serie).

Als die Rastenburg im Verein mit den Schippenbeilern und Friedländern mit 300 Pferden herankamen, wurden sie von diesen fast gänzlich geschlagen, und nur 40 Mann kehrten heim. Das war den Rastenburgern dann doch zuviel, und am 18. Oktober 1461 ergeben sie sich endgültig dem Hochmeister. Der ließ Gnade vor Recht ergehen, bestätigte mittels einer Urkunde alle ihre Privilegien und versprach, die Stadt nicht mit Söldnern zu belegen.

Die Stadt Schippenbeil, die sich noch am selben Tag wie Rastenburg dem Hochmeister ergab, leistete dem Orden im Dreizehnjährigen Krieg acht Jahre lang den erbittertsten Widerstand. 1455 wurde Schippenbeil das erste Mal von den Ordensstruppen unter Heinrich Reuß von Plauen und den Söldnertruppen des Herzogs von Sagan berannt. Sie setzten über die Alle, nahmen die Vorstadt, zogen aber bald wieder ab, „weil es zu regnen anfing“. Im Abzug aber brannte man die Vorstadt, Speicher, Mühlen und was rings um die Stadt war, ab. Im selben Jahr wurde ihnen das Vieh von den Rößelern geraubt.

Die Schippenbeiler machten einen Ausfall zur Rettung des Viehs, wurden aber von den Söldnern aus Seesten und Rhein überrascht, die ebenfalls wegen des Viehraubs eintrafen. Viele der Schippenbeiler wurden erschlagen. Während des Krieges wagten sie keinen Ausfall mehr, sondern eilten, wenn des Ordens Hauptleute vor die Stadt kamen, „auf ihre Mauern und besahen die Haufen; denn sie wußten wohl, daß man sie hier nicht erreichen konnte“.

In den folgenden vier Jahren wird Schippenbeil in jedem Jahr von den Ordensstruppen angegriffen. Aber es widerstand den Angriffen und wurde sogar von den Bündnertruppen unter Otto von Machwitz entsetzt. Schließlich, als es die Tore dem Hochmeister öffnete, heißt es in der Kapitulationsurkunde: „Die Stadt soll den Orden als Oberhaupt anerkennen. 2. Die Gefangenen sollen ohne Lösegeld zurückgegeben werden. 3. Es soll keine Plünderung mehr verstatet werden. 4. Otto von Machwitz, der fünf Jahre in Königsberg vom Orden gefangen gehalten wurde, soll nebst anderen frei gelassen werden. 6. Die polnischen Söldner sollen mit ihren Waffen und Geräten sicher aus Schippenbeil abziehen. 6. Schippenbeil soll eine Ordenbesatzung von 200 Mann zur Sicherheit bekommen.“

Im Thorner Frieden vom 19. Oktober 1466, der den Bundeskrieg beendete, verzichtete der Orden auf die Lande Pommerellen, Kulm und Michelau, auf die bedeutenden Städte Marienburg, Christburg und Stuhm. Er bestätigte endgültig die Lösung des Bistums Ermland aus dem Verband des Ordens und den Übergang der Schutzherrschaft an die Krone Polens. Doch an ihren verbrieften Rechten, u. a. dem Indigenatsrecht, ließen die Ermländer nicht rütteln.

Als der Polenkönig einen ihm genehmen Bischof einsetzen wollte, wählte das Domkapitel einen anderen. Es kam zum Pfaffenkrieg zwischen den beiden Bischöfen, die wieder mit Söldnerhaufen ausgeführt wurden. 1478 erklärte sogar der Polenkönig dem rechtmäßigen Bischof Fabian von Tüngen den Krieg. Er rückte ins Ermland ein. Doch die westpreußischen Stände rieten dem König, Tüngen zu akzeptieren, wenn dieser ihm den Huldigungseid als Bischof von Ermland und Fürst des polnischen Reiches leisten würde.

Der König lenkte ein, doch das Nominationsrecht in Ermland blieb ihm versagt, und der Charakter des Ermlands blieb gewahrt. Gewahrt blieb auch die Unabhängigkeit der westpreußischen Stände und Städte, allen voran Danzig, die alle ihre Privilegien, die sie schon unter dem Orden hatten und viele zusätzliche, von der Krone Polens nochmals bestätigt bekamen. Staatsrechtlich waren Westpreußen und Danzig nur dem König von Polen unmittelbar unterstellt. Es gehörte nicht zum polnischen Staatsgebiet.



Bauerngehöft am Großen Friedrichsgraben
bei Agilla

AGILLA siehe Gilge-Agilla

AGILLA-JUWENDT (KK.Labiau)

Hilfsprediger:

VORRATH, Alfred

1913


BURGSCHAT, Walter

1914



Blick auf die Beek

Foto: Mauritius

TRADITIONS 
Spielvereinigung

Paten V
Verein für Rasenspiele

Anschrift
Walter Hilpert - 2057 Reink
Tel. (0411) 7226011 - Postsche

CRANZ u. SARKAU: (KK. Kbg. - Land II)
(1877). Gehörte vor 1877 zu Rudau,
Hpr. dort mit Sitz in Cranz

Pfarrer:

EBEL, Adalbert Gottl. Im.	1877-1885
VOBIUS, Hch. Otto Walter	1886-1888
HAHN, Friedr. Wilh. Th.	1889-1909
KALLINOWSKY, Arthur	1909-1910
SCHROEDER, Leopold Emil	1910-1914
GRÜTZBACH, Joh. Friedr. E.	1915-1928
LEEGE, Waldemar	1928-1945

Hilfsprediger:

REHBEIN, Gustav L.	1863-1866
FISCHER, Hilfg. Hch. Theod.	1866-1873
JAMROWSKI, Hch. David Herm.	1873-1877

*Frühlingstag
im
Elchwerder*

Aufn. Mauritian



Oberes Bild: Häuser alter, landesüblicher Bauweise in der Elchniederung mit geschnitzten Giebelkrönungen.





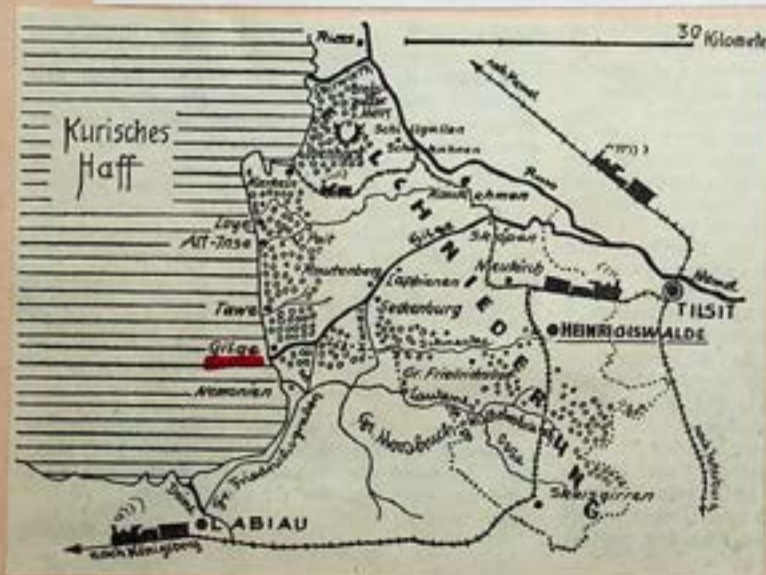
190. Gilge

Gilge

Ziegelbau in gotischem Stil mit runder Altarnische, eingeweiht am 21. September 1851. Statt eines Turmes haben die gestaffelten Ost- und Westgiebel Aufsätze; die Glocke befindet sich im Westgiebel. Der hohe Innenraum hat umlaufende Emporen. Kanzel und Altar bilden ein Ganzes. Aus der alten aus dem 18. Jahrhundert stammenden Fachwerkkirche blieben einige Holzfiguren erhalten. 1851 wurde die alte Orgel repariert und renoviert.

Harnoch, Ulbrich

Abb. 190



GILGE: (KK. Labiau) (1707)

Seit etwa 1684 jeden 3. Sonntag von Labiau aus versorgt, wurde die neu erbaute Kirche am Johannisfest 1707 geweiht und 6 Dörfer von Labiau zu diesem Kirchsp. geschlagen.

Pfarrer:

FALCK, Johann Friedr.	1707-1709
BERLIN, George	1709-1730
DRESLER, Gottfried	1730-1735
POHL, Johann Christoph	1735-1744
GEELHAAR, Carl Friedr.	1745-1775
PÖTSCH, Christian Mich.	1775-1800
GLOGAU, Joh. Friedrich	1800-1806A
	1806-1819
OSTERMEYER, Gottfr. Lebr.	1819-1827
RAPPOLT, George Heinr.	1828-
BRENKE, Joh. Friedrich	1835-1847
SCHULTZ, August Friedr.	1847-1853

Fortsetzung siehe Gilge-Agilla!

GILGE-AGILLA: (KK. Labiau)

SCHLAGER, Friedr. Ludwig	1853-1882
GÖRKE, Daniel Julius	1884-1894
PASTENACI, Theod. Adolf	1894-1902
TAUTORUS, Otto	1902-1913
GAILUS, Valentin	1915
SCHNÖBERG, Herm. K. Gustav	1917-1921
PIPIRS, Emil Franz Theod.	1922-1925
WERNER, Friedrich	1926-1928
ANSKOHL, Martin	1928. V
1.1.1945 unbesetzt.	

Hilfsprediger:

LEPENIUS, Christoph	-1901
---------------------	-------





Einziges Fischerdorf (Bilge).



v.l. " G i l g e "
n.r.: Karl Loreit +
Emil Loreit
Hans Lohleit
Karl Schneidereit
vorn: Fritz Gronau



Das Dampferchen hält für jeden Fahrgast an



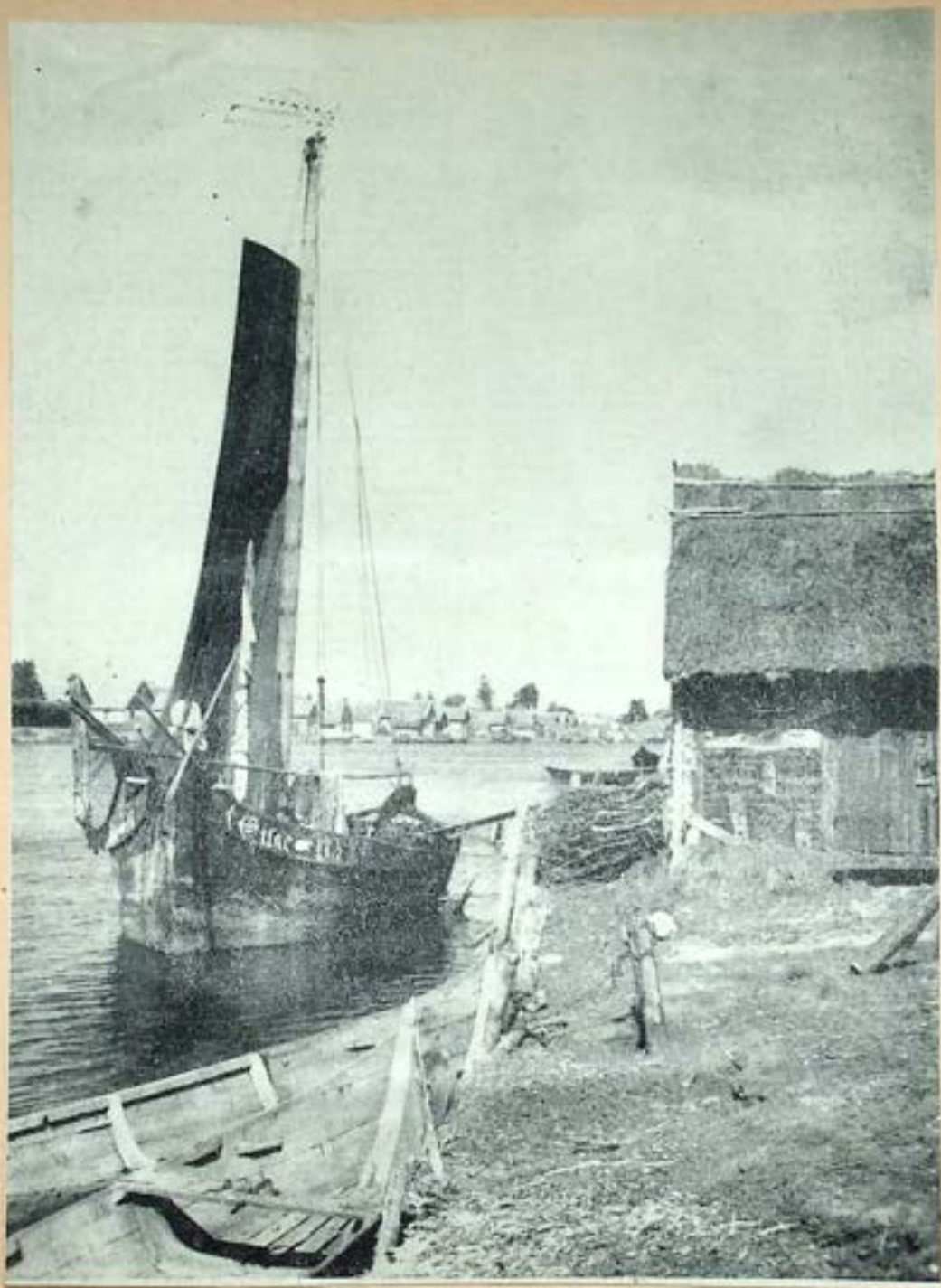
Der Ölgöhran bei Rautenberg.
Das erste Foto gemacht von H. H. & Sohn in Kopenhagen.



An der Gilge

Aufn.: Dargel



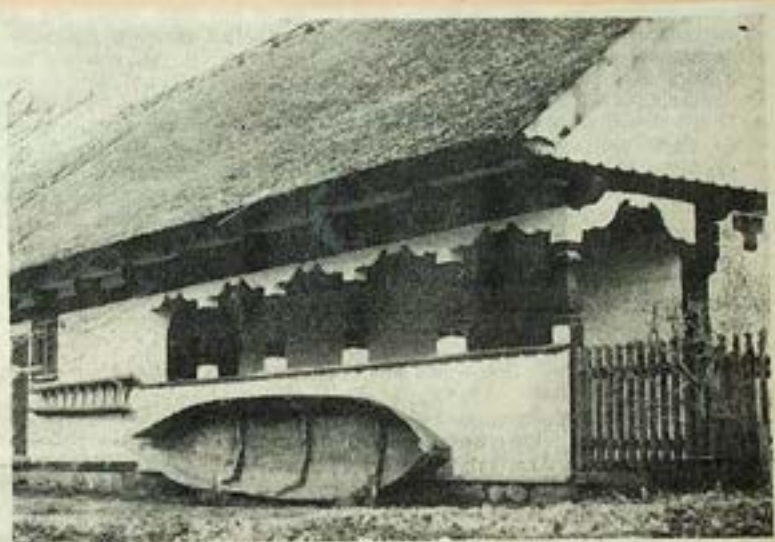


Das farbenfrohe Fischerhaus aus Gilge



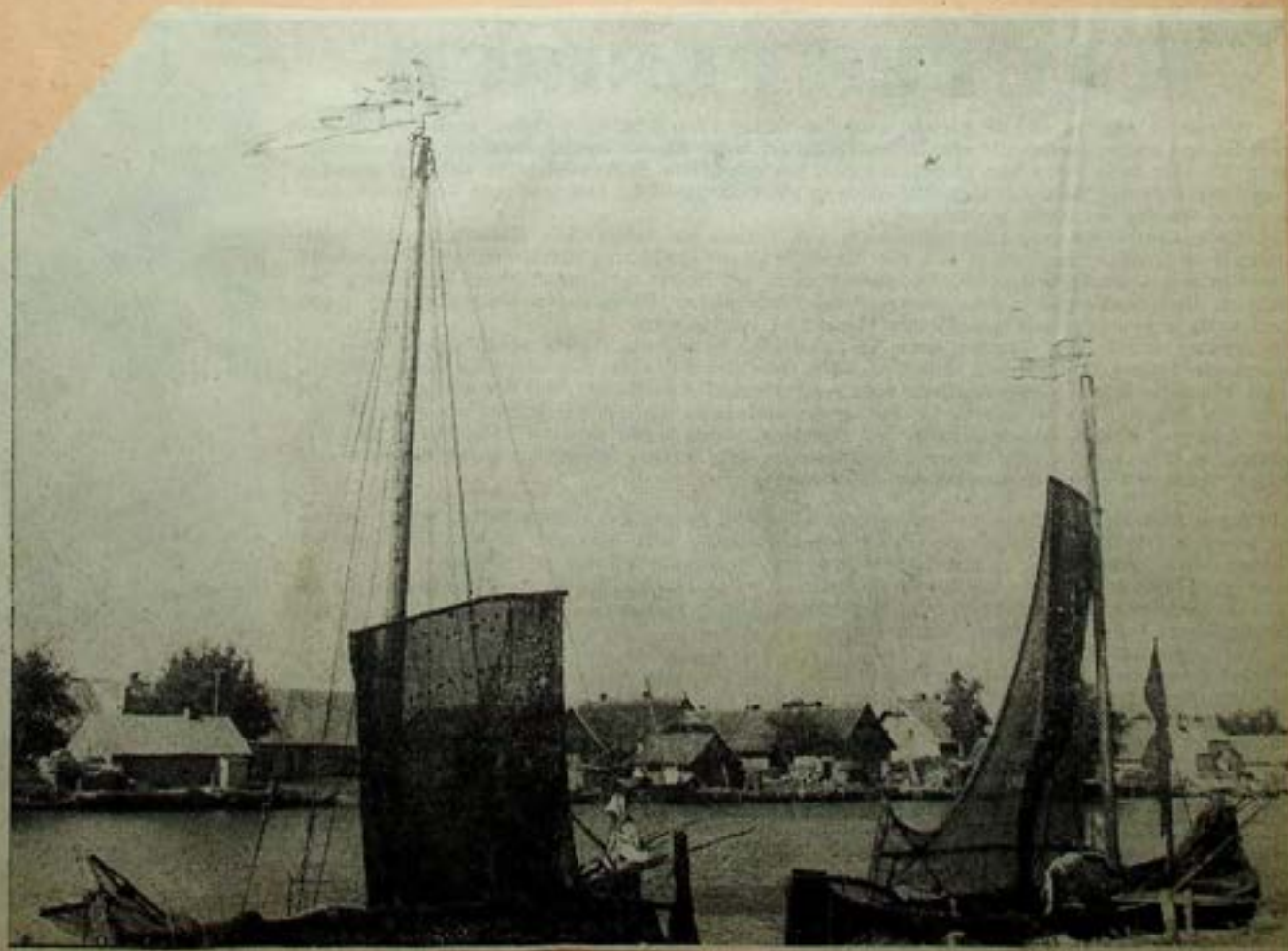
*Ein typisches
Fischerhaus
mit Galerie
in Gilge*

Foto: Sperling



*Blick
über den
Strom
auf Gilge*

Aufn. Mauritius.





Weiß bemützte Fischerhäuser am Strom in Gilge am Kurischen Haff

Foto R. Ne...



Die kleinen Flußdampfer besorgten den Personenverkehr zwischen Labiau und den Dörfern am Kanal, der die Deime mit der Gilge verbindet. Im Vordergrund hat die „Lotte“ festgemacht, von der in unserer Geschichte erzählt wird. Im Hintergrund links sind die Masten eines Kurischen Haffkahnes zu sehen, der anscheinend vor ungünstigem Wind out der Deime liegt.



Diese beiden Aufnahmen zeigen den Ort Gilge, die Kirche und den Friedhof von Gilge; das Foto oben ist eine „Fortsetzung“ der Aufnahme, die wir rechts sehen. Welches Schicksal diese Kirche hatte und welches Bild der Friedhof heute bietet, davon wird in dem Bericht auf dieser Seite erzählt.



Fähre
bei Gilge

Holzschnitt von
Otilie Ehlers-Kollwitz



*Das Dorf
am Strom*

Holzschnitt
von
Ottlie
Ehlers-Köllwitz



Kurenkahn vor dem Dorf Gilge

Foto Mauritius

Eine tapfere Frau

Luise Katherine von Truchseß zu Waldburg hatte großen Anteil an dem Bau des Kanals wie an der Trockenlegung des großen Sumpfgebietes. Auch der Bau der Kirche in Lappinen ist ihr zu verdanken. Sie war eine kluge und geistvolle Frau.

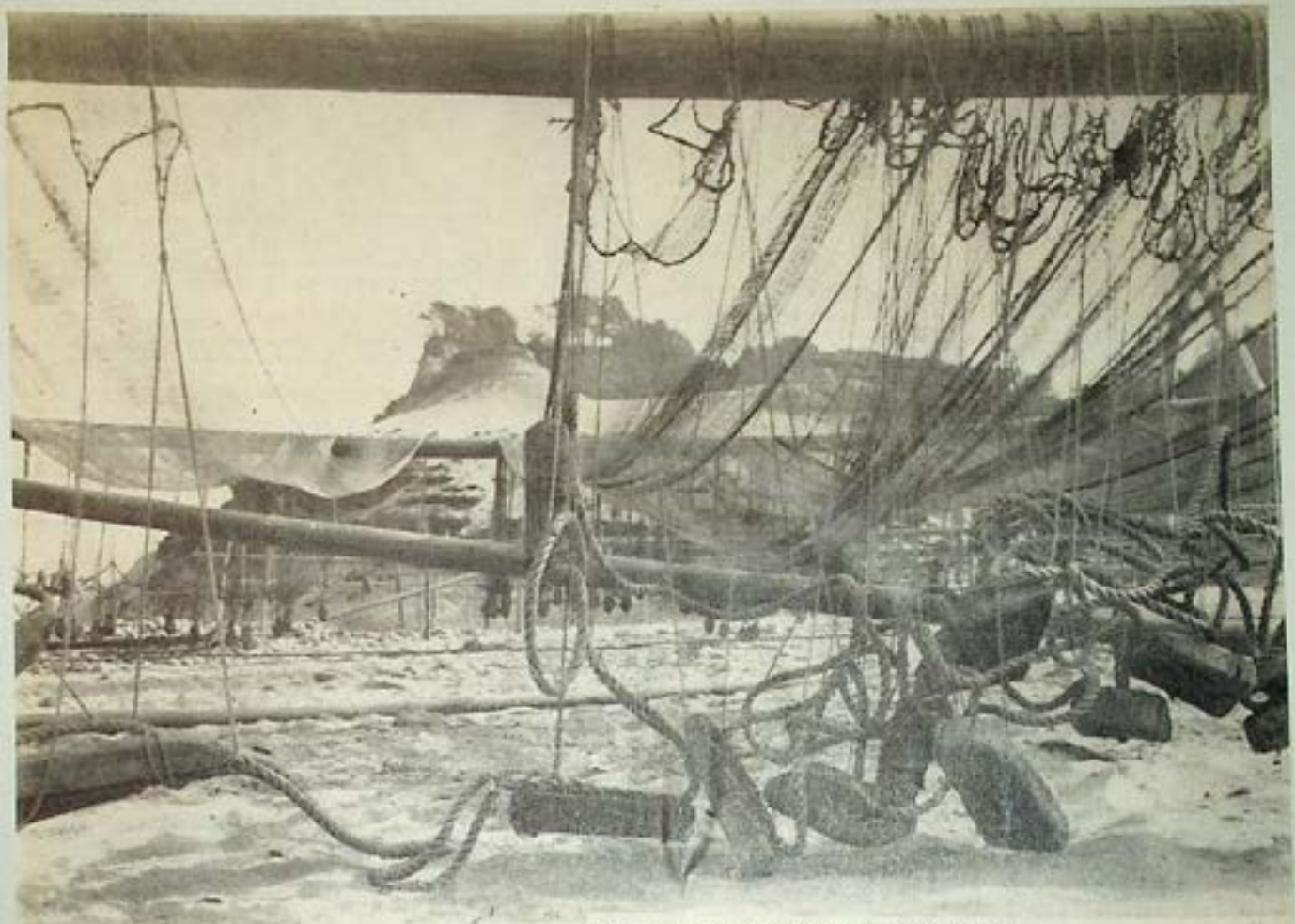
Porträt nach einem zeitgenössischen Gemälde



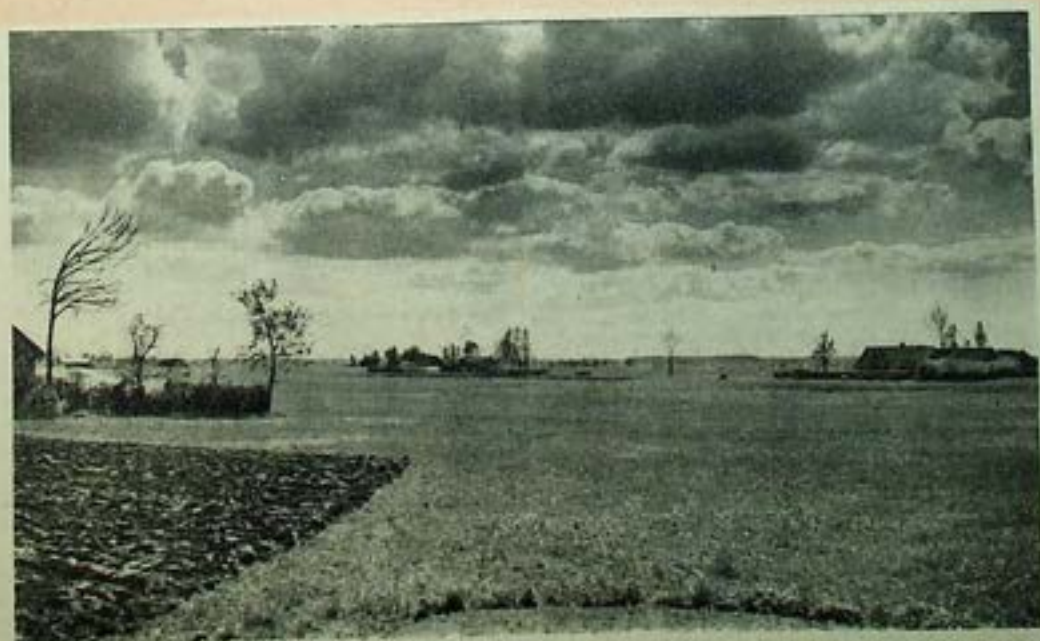
Die Frauen hatten großen Anteil an der schweren Arbeit an Land und zu Wasser — hier der Große Friedrichsgraben
Foto Mauritius

GR.FRIEDRICHSDOFF: (KK.Littauische
Niederung)

Pfarrer:
STRELIS, Michael 1869-1877
WETZKI, Heinrich August 1878-1883
GIRKON, Ernst Friedr. Mart. 1884-1899
GERB, Johannes 1900-1908
KÜSSNER, Eugen 1908-1912
MÜLLER, Georg 1913-1933
JOSWIG, Hermann 1934-1935H
1935-1945



Ein ungewöhnlicher Blick auf den Zwiplenberg Groß-Kuhrens: Die zum Trocknen aufgehängten Netze der Fischer bilden einen eigenartigen Vorhang.



Siedlungen am Rande des Großen Moosbruchs in der Nähe von Mehlauken (Liebenfelde)
 Lithogr.-Bildarchivnat.



Beim Torltrocknen im Großen Moosbruch

Fotos (2) Mauritius



Der Deich ist gebrochen

Von Labiau bis zum Kreuzstrom

Eine Schiffsreise in das Große Moosbruch



Weiterreise. Wir aber Tilsit weitermachen, vorbei an den Wiesen, vorbei an dem Ort Peldszon in die Flußmündung und hinauf auf das Kurische Haff. Linker Hand passierten wir in größerem Abstand das Dorf Labagien und das Dorf Rinderort mit seinem Leuchtturm. An Tonne 1 nahmen wir dann Kurs auf die Nemonienmündung, die wir in fünfzig

Wir führen den Strom hinauf und bald kamen wir an die Nemonienflutschleuse, die weit geöffnet war. Diese Schleuse ist das Verbindungsstück im Deich und soll den bei Westwinden eintretenden Rückstau des Haffwassers abhalten, um ein Überfluten von Wiesen und Weiden zu verhindern. Der Schleusenwärter hatte gerade die über die Schleuse führende Straßenbrücke zugekehrt und erwartete nun uns. Wir legten kurz an, machten ein kleines Palaver, und weiter ging's. Und dann kamen wir an den Kreuzstrom.

Wasserkreuz durch Zusammenflüsse

Der Kreuzstrom wird gebildet von Nemonien, Laukne und Timber. Der von Norden kommende Nemonien macht beim Timberkrug einen scharfen Knick nach Westen (fast 90 Grad), wobei ihn im gleichen Moment der von Süden kommende Timber trifft. In diese Stelle stößt nun noch von Osten her der Lauknefluß hinein, so daß ein regelrechtes Kreuz natürlichen Wassers gebildet wird. Wenn die Wasserläufe hohes Wasser führten, entstanden an der Stelle ko-

Winke. Jedoch wir mußten weiter und steuerten deshalb in den Timber hinein, zunächst nach Franzrode. Nach Erledigung des Dienstgeschäftes ging es weiter den Fluß hinauf und vorbei an Karlsrode und Wilhelmsrode nach dem Kirchdorf Sussemilken, wo eine weitere Gelegenheit zu erledigen war (böse Zungen behaupteten: On Sussemilken bottere se öbbe Stewelschächt). Dann ging es flußabwärts zurück zum Kreuzstrom und in die Laukne bis nach Schenkendorf. Hier machten wir erst Mittag und dann erledigten wir das Dienstliche.

Die Rückfahrt zum Kreuz den Nemonien aufwärts, war das schönste Erlebnis des Tages. Überall auf den Wiesen waren Mädchen und junge Frauen mit dem Ausstreuen oder dem Zusammenbringen und dem Käpsen des Heues beschäftigt. Der süße Duft des Heues erfüllte die Luft, die bunten Kleider und Kopftücher der Mädchen schufen lebhaftige Kontraste im satten Grün der Wiesen, und froher Gesang schallte. Es war ein Bild des Friedens, das nicht nur einen Maler, sondern auch einen Musiker zu frohem Schaffen angeregt hätte. Und die Kinder stellten sich am Fluß auf, zogen die Kleider aus und riefen uns zu: „Onkel, spritz' doch mosi!“ Wenn dann in einer Flußkrümmung die Heckwelle des Bootes an Land schlug und die Kinder davon überschüttet wurden, kreischten sie vor Lust und Freude. Dieses flache Land in seiner Eintönigkeit war eine Kolonie der grenzenlosen



Der Leuchtturm von Rinderort.

Minuten erreichten, vorbei am Molenkopffeuert, hinein in den Strom, der wohl sehr breit war, aber ein enges Fahrwasser hatte. Bald waren wir an einem weiteren Wasserkreuz, das von dem Nemonienstrom, dem Großen Friedrichsgraben und dem Seckenburger Kanal gebildet wurde.



Sara Jesersky
Wer erinnert sich an die Witwe
Tilister!

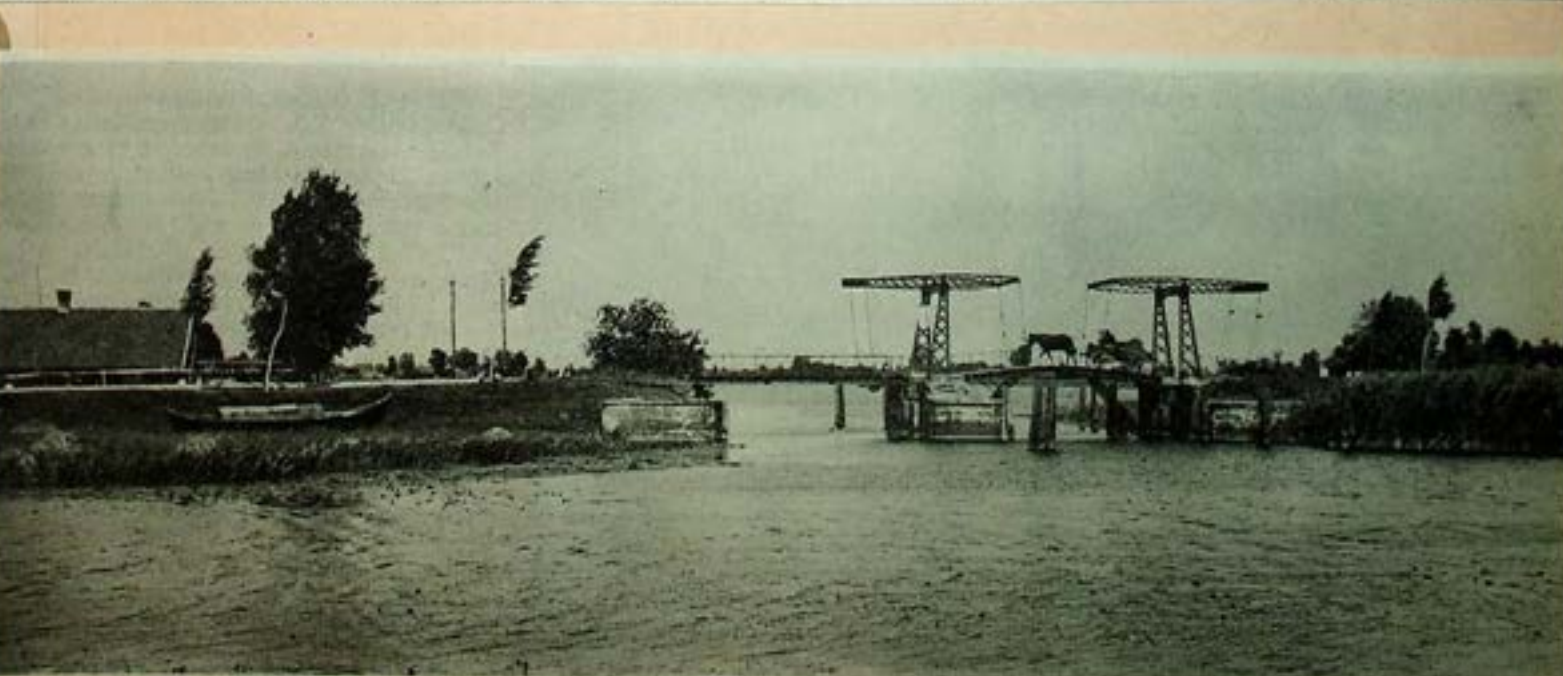
Suche meine Tochter Christel, geb. 14. 12. 1894 in Unterbirkau, Kf. Insultenburg, auf der Tucht



37jährige, 174 cm, schl. hässl., wünscht
Heb. natürl. Landmann zw. Hei-
rat kennenzulernen. Mann 22 Bild-
sch. erb. u. Nr. 13 87 Das Ost-
preußenblatt, Amt-Abt., Ham-
burg 12.
NW. Ostpr. Angestellte, 36 J., ev.,
wünscht Bekanntschaft mit ernst
aufrechtl. Herrn entspr. Alters.
Erlaubt. Bildsch. erb. u. Nr.
13 87 Das Ostpreußenblatt, Amt-
preußenblatt, Amt-Abt., Ham-
burg 12.
Ostpreußen, 28 J., ev., sucht
mit ihrer Au-
g. 1901
am 18. 1. 1901
Wormditt v.
bald darauf
Heirat. Wohnung vorhanden. Zu-
schr. erb. u. Nr. 13 87 Das Ost-
preußenblatt, Amt-Abt., Ham-
burg 12.
Wid. 27 J.,
sunder Lebensverhältnisse u. ev.,
Bin gesund, natürl., franz. u. Be-
sprachen nicht erlernt.

Beamer, 35 J., ev., m. Wohnung
Graun Düsselort, sucht liebe-
Lebensgefährtin b. 20 J. Bildu-
sch. erb. u. Nr. 13 87 Das Ost-
preußenblatt, Amt-Abt., Ham-
burg 12.
Bin alleinst. Witwer, Rentner, ev.,
1,68, suche ev. Frau v. 60 b. 65 J.,
da ich nicht mehr einsam fühle,
zw. spät Heirat. Wohnung vorh.
Zuschr. erb. u. Nr. 13 706 Das Ost-
preußenblatt, Amt-Abt., Ham-
burg 12.
Krankenschwester sucht warmherz.
gebild. ev. Ehegatten, in ge-
sund. Posidon, 45 b. 50 J., Witwer
schr. erb. u. Nr. 13 87 Das Ost-
preußenblatt, Amt-Abt., Ham-
burg 12.

unverblüht den Preisprospekt
-Schmerzmittel, Mink. Abt. 810,
Reudburg (Ausschnitten und mit
Abender ersenden genügt.)



Im großen Moosbruch: Erinnerung an ein Gemälde von Vincent van Gogh

Fotos Lährich, Hallensleben

Von Labiau bis zum Kreuzstrom

Eine Schiffsreise in das Große Moosbruch



Vor etwas mehr als 34 Jahren wohnte ich in Labiau. Als an einem Nachmittag mein Chef zu mir kam und Aufträge erteilte, freute ich mich sehr, daß es wieder mit dem von mir geführten Boot in das Große Moosbruch gehen sollte, zum Kreuzstrom.

Früh am Morgen des nächsten Tages sollte die Reise beginnen. Bei Sonnenaufgang war ich auf den Beinen, ergriff nach einem kräftigen Frühstück meine Reisetasche und ging zum Hafen. Herrlicher Sonnenschein strahlte auf die noch ruhende Stadt, Vogelsang und Blumenduft erfüllten die Luft, so bog ich frohgelaunt in die Königsberger Straße ein. Hier prüf ich an der Wohnung eines Kollegen einen verabredetes Zeichen. Er erschien am Fenster, Kaffeebecken und Butterbrot in der Hand, und nickte mir zu. Da meinte jemand hinter mir: „Na, heit de Lorbaß wedder verpennt? Ach nei, er muffelt ja schon!“ Mit dem Mahnenden, Fleischermeister H., wechselte ich einen raschen Händedruck, ging langsam weiter, kam bis zur Gastwirtschaft St. und wurde von dem Wirt begrüßt: „Na, hast du schon die Zähne geputzt?“ Obwohl ich wußte, daß es ihm allein nicht schmeckte, so lehnte ich jedoch im Hinblick auf den frühen und wunderschönen Morgen eine Einladung ab.

Inzwischen war mein Kollege herangekommen und wir setzten nun den Weg gemeinsam fort. Wir betrachteten die Grünanlage bei dem Kriegerdenkmal am Marktplatz, Blumen und Rasen waren kräftig mit Tau bedeckt, was auf einen dauerhaften schönen Sommertag hoffen ließ. Am Eingang zur Damfstraße stießen unsere beiden anderen Gefährten zu uns und in bester Stimmung begaben wir uns zum Wasserbauhafen, wo uns der alte Nachtwächter mit seinem ständigen Gruß empfing: „Joa, joa, foahrt man wedder, se bellke schon!“ Was er damit sagen wollte, blieb uns immer ein Rätsel.

Kurz Nemonienmündung

Nun ging es an Bord. In kurzer Zeit war das Boot fahrbereit gemacht, die Leinen losgeworfen, und wir steuerten in die Deime hinein. Vor



Die Wirtschaft „Bellevue“ bei Labiau

uns lag die wunderschöne Adlerbrücke, unter der wir bald durchfahren, begleitet von dem Gruß des diensttuenden Brückenbeamten Sch.: „Mast- und Schootbruch.“ Ein kurzer Blick nach links zur Gastwirtschaft Bellevue, wo noch alles schlief, ein Blick in den Deimearm, ob ein Schiff käme, ein Blick nach rechts wegen der gleichen Gefahr... Alles klar, und schon befanden wir uns auf dem Wasserkreuz, das durch Deime, Deimedurchstich und dem Großen Friedrichsgraben gebildet wurde. Im Deimedurchstich machte schon ein Schleppzug klar zur Weiterreise. Wir aber fuhren deimeabwärts, vorbei an den Wiesen, vorbei an dem Ort Peldszen in die Flußmündung und hinauf auf das Kurische Haff. Linker Hand passierten wir in größerem Abstand das Dorf Labagionen und das Dorf Rinderort mit seinem Leuchtturm. An Tonne 1 nahmen wir dann Kurs auf die Nemonienmündung, die wir in fünfzig



Der Leuchtturm von Rinderort.

Minuten erreichten, vorbei am Molenkopffeuier, hinein in den Strom, der wohl sehr breit war, aber ein enges Fahrwasser hatte. Bald waren wir an einem weiteren Wasserkreuz, das vom Nemonienstrom, dem Großen Friedrichsgraben und dem Seckenburger Kanal gebildet wurde.

Wir fuhren den Strom hinauf und bald kamen wir an die Nemonienflutschleuse, die weit geöffnet war. Diese Schleuse ist das Verbindungsstück im Deich und soll den bei Westwinden eintretenden Rückstau des Haffwassers abhalten, um ein Überfluten von Wiesen und Weiden zu verhindern. Der Schleusenwärter hatte gerade die über die Schleuse führende Straßenbrücke zugekehrt und erwartete nun uns. Wir legten kurz an, machten ein kleines Palaver, und weiter ging's. Und dann kamen wir an den Kreuzstrom.

Wasserkreuz durch Zusammenflüsse

Der Kreuzstrom wird gebildet von Nemonien, Laukne und Timber. Der von Norden kommende Nemonien macht beim Timberkrug einen scharfen Knick nach Westen (fast 90 Grad), wobei ihn im gleichen Moment der von Süden kommende Timber trifft. In diese Stelle stößt nun noch von Osten her der Lauknefluß hinein, so daß ein regelrechtes Kreuz natürlichen Wassers gebildet wird. Wenn die Wasserläufe hohes Wasser führten, entstanden an der Stelle ko-



Die über die Deime führende Adlerbrücke. Im Hintergrund rechts die Einfahrt in den Großen Friedrichsgraben.

chende Strudel, die sehr gefährlich werden konnten. Hier sind ab und zu sogar Unglücksfälle vorgekommen. Aber an diesem schönen Tag dachten wir nicht an solche Sachen, sondern richteten unser Augenmerk auf die Umgebung und die weite Landschaft.

Bei der Heumähd

Auf den Wiesen hatten sich Männer eingefunden, die mit Sensen das Gras abzumähen begannen. Diese Männer waren für diese Gegend typisch gekleidet. Wegen der Wärme und der schweren Arbeit hatten sie Oberrock und Weste abgelegt, aber die Stiefelhose und die schweren, breiten Holzklumpen hatten sie anbehalten und auf dem Kopf trugen sie eine Mütze, die die Form der späteren RAD-Mützen hatte. Rank und schlank von Gestalt schlangen sie die Sensen durch das Gras, so daß ein leicht pfeifender Laut entstand. Ab und zu richtete sich einer der Männer auf, um mit dem Wetzstein seine Sense zu streichen. Dann sah er wohl zu uns herüber und winkte uns gar zu. Natürlich erwiderten wir die

Wink. Jedoch wir mußten weiter und steuerten deshalb in den Timber hinein, zunächst nach Franzrode. Nach Erledigung des Dienstgeschäftes ging es weiter den Fluß hinauf und vorbei an Karlsrode und Wilhelmsrode nach dem Kirchdorf Sussemikien, wo eine weitere Angelegenheit zu erledigen war (böse Zungen behaupteten: On Sussemikien bottere se önnu Stewelschächt). Dann ging es flußabwärts zurück zum Kreuzstrom und in die Laukne bis nach Schenkendorf. Hier machten wir erst Mittag und dann erledigten wir das Dienstliche.

Die Rückfahrt zum Kreuz den Nemonien aufwärts, war das schönste Erlebnis des Tages. Überall auf den Wiesen waren Mädchen und junge Frauen mit dem Ausstreuen oder dem Zusammenbringen und dem Käpsen des Heues beschäftigt. Der süße Duft des Heues erfüllte die Luft, die bunten Kleider und Kopftücher der Mädchen schufen lebhaft Kontraste im satten Grün der Wiesen, und froher Gesang schallte. Es war ein Bild des Friedens, das nicht nur einen Maler, sondern auch einen Musiker zu frohem Schaffen angeregt hätte. Und die Kinder stellten sich am Fluß auf, zogen die Kleider aus und riefen uns zu: „Onkel, spritz' doch moalt!“ Wenn dann in einer Flußkrümmung die Heckwelle des Bootes an Land schlug und die Kinder davon überschüttet wurden, kreischten sie vor Lust und Freude. Dieses flache Land in seiner Eintönigkeit war eine Kolonie der grenzenlosen

Wonne geworden, die ihren Bewohnern wohl nur einmal im Jahr beschied wurde.

Am Molenkopffeuier bei Gilge

In Petricken war für diesen Tag die letzte Anlegestelle. Nach Erledigung unseres Geschäftes, das bis in die späte Nacht dauerte, übernachteten wir und fuhren am nächsten Morgen flußabwärts bis zum Seckenburger Kanal, durch diesen hindurch in die Gilge, hier stromab bis in das große Dorf Gilge, wo es noch für uns zu tun gab. Dann ging es am Molenkopffeuier vorbei auf das Haff und wieder in den Nemonien bis zum Großen Friedrichsgraben, hier hinein bis Juwendt, wo noch ein Dienstgeschäft unser harrte. Aber dann ging es ohne Aufenthalt heimwärts. Bald hatten wir die Drehbrücke bei Grabenhol erreicht, fuhren unter ihr durch und dann winkte die vertraute Adlerbrücke und der Hafen.

Eine schöne Reise war zu Ende. Oft werde ich noch an sie denken!

Franz Schories



Bilde von Vincent van Gogh

Fotos Löhrich, Hallensleben



Am Großen Friedrichsgraben

Foto: Mauritius

HEINRICHSWALDE: (KK.Litt.Niederung)
(27.2.1686.) Bis 1738 adl., dann
kgl. Gehörte zur Insp. Tilsit.

Pfarrer:

PAULI, Friedrich	1686-1694
PUSCH, Johann Christian	1694-1731
FLEISCHMANN, Carl Julius	1731-1777
SCHWARTZ, Daniel Heinrich	1767-1777A
	1777-1780
KOPPE, Heinrich Bernhard	1780-1796
STEINBERG, Carl Gottlieb	1797-1808
FÖRSTER, Bernhard August	1808-1831
SCHNELLER, Johann	1832-
KÖHLER, Otto David	1853-1882
SCHNEIDER, Johann Albert	1882-1886
COLBERG, Carl Rud. Theodor	1886-1895
MERTENS, J.F. Emil	1896-1925
ELLINGER, Bruno	1925-1941
unbesetzt	1945

Hilfsprediger:

RADEMACHER, Georg Jac. Jul.	1849-1852
JONAS, Leo	1852-1853
PIPIRS, Emil Franz Theod.	1889-1890
SAMLAND, Karl Hermann	1892-1895
LAUTSCH, Friedrich	1901
SCHULZ, Alfred Eugen Wilh.	1901-1905
CHRISTOLEIT, Joh. Eduard E.	1906-
KÖHLER, Ernst	1909-1911
KAMINSKI, Alfred	1912-1914
MODEREGGER, Franz	1920
GENNRICH, Paul Wilhelm	1928-
SIEBERT, Gerhard	1932

HAFFSTROM: (KK.Königsberg-Land I)
Adl. Die Kirche stand schon 1349,
als das Große Hospital in Königs-
berg/Pr. mit dem Dorf dotiert wur-
de. Unterstand früher der Insp. d.
OHPR.

Pfarrer:

LEUCKNER, Johann	war 1545
STIEFEL, Michael	1551-1557?
WILDIVS, Christoph	war 1567
WEISNER, Michael	1579/1583
FORQVER, Martin	?1587-1588
GRÄTSCH, Franciscus	1600/1612
PLÖNSCIUS, George	1621/1630
AYSLINGER, Melchior	
REGIUS, Johann	1642-
OHLIUS, Johann	1648-1676
OHLIUS, Jacob Heinrich	1675-1676A
	1676-1696
RASCH, Johann Bernhard	1696-1717
KÖSLING, Johann Friedr.	1717-1721
KIRCHNER, Christian	1721-1748
PASSARGE, Martin Theodor	1749-1807
GEBAUHR, Christ. Phil. Eman.	1794-1807A
	1807-1810
HASSEL, Johann Friedrich	1811-1819
BÜTTNER, Benjamin Samuel	1820-1832
WAECHTER, Carl Leonhard	1833-1873
HOFFMANN, Ludwig Fr. Ad.	1873-1885
HAASE, Carl Rudolf Matth.	1885-1897
FRICZEWSKI, Franz Wilhelm	1897-1932
EBERS, Winfried	1933-1935
STEINBACH, Herbert	1935-1943
unbesetzt	1945

Hilfsprediger:

SCHINZ, Erich	1937-
---------------	-------



Kirche in Inje am Kurischen Haff



Mit Schilfrohr gedeckte Fischerhäuser in Inse am Kurischen Haff.

Aufn. Oczeret



Winterblick auf Inse
in der Eichniederung

Aufnahme: Neiß





Kirche zu Inse

Fischerkahn mit hochgezogenem Netz. Die Kirche auf dem gegenüberliegenden Ufer ist ein achteckiger Zentralbau mit einem Dachreiter, wie er in Alt-Inse stand, dessen Vorbild die Kirche zu Lappinen (Rauterskirch) war.



Land der Stille

Wenn Ostpreußen im allgemeinen als Land der Stille bezeichnet wird, so traf dieser Begriff in besonderem Maße auf die stillen Fischerdörfer im Delta des Memelstromes zu. Auch hier – auf der Festlandseite – trugen die Fischerkähne den Kurenwimpel.

Aufn.: Dr. Laaser



Im Delta des Memelstromes

In den Dörfern des Memeldeltas waren die Mündungsarme oftmals zugleich die Dorfstraßen. Die stimmungsvolle Aufnahme stammt aus Inse.

Aufn.: Dr. Laaser

INSE: (KK.Litt.Wiederung) Gehörte bis 1579 zu Kuntzen, dann bis 1684 selbständig, hierauf filia von Kallninken, bis es 1810 wieder selbständig wurde.

Kirche wurde 1583 erbaut.

Pfarrer:

HINK, Georg	1578/1579D
HEYDIN	war c. 1597
EITECKONOLLIS, Oswald	1582-1597* -1582D
NEUMANN, Elias	1591-1597A 1597-1600?
WEISNARIS, Simon	1605-1608
KRAUSE, Andreas	1608-1621
DREIHR, Andreas	1609-1615A
PRATORIIUS, Gregorius	1615-1621A 1621-1629
PRATORIIUS, Christoph	1627 A
SPERBER, Elias	1630-1665
SPERBER, Christian	1665-1684

* n.a. OSWALD, Johann!

MONICH, Aug. Friedr. Wilh.	1810-1819
SYLLA, Johann Christian	1819-1849
NEIB, Karl Leopold	1845-1849A 1849-1855

HEINEMANN, Robert	1855-1857
HOFFHEINZ, Karl Th. Waldem.	1857-1862
PIPIRS, Janis	1863-1869
WERNER, Richard Otto Rud.	1869-1873
SCHWINDT, Karl August	1873-1878
LEHMANN, Otto Friedr. M.	1878-1883
SCHIMKUS	1885-1887C

GIRKON, Immanuel Friedr.	1888-1893
BOETTCHER, Hans Robert	1893-1900
HARNER, Ernst Albert Paul	1900-1906
RUMPEL, Hermann Rudolf	1906-1914
LUDSUWEIT (Missionar)	1914-1924V
PIPIRS, Arthur Bruno Heinr.	1924-1927
GRÜNER, Eduard Gustav	1928-1932
SZOGS, Kurt	1933-1935
GALDA, Helmut	1939-1945
SCHIEFERDECKER, Hans G.	1941-1942
NICKEL, Alfred	1943-1944

Hilfsprediger:

SZOGS, Kurt	1932
ENNULAT, Harry Otto	1935-1936
GALDA, Helmut	1938
SCHIEFERDECKER, Hans G.	1940-1941

SPERBER, Christian	1684-1718
LÜNEBURG, Johann Heinrich	1717-1718A 1719-1725
SPERBER, Christoph	1726-1752
REGGE, Wilhelm	1751-1752A 1752-1767
SPERBER, Friedrich	1767-1783
HASSENSTEIN, Friedrich	1783-1805
ZIPPEL, Christ. Ferdinand	1805-1810
ZIPPEL, Karl Wilhelm Aug.	1810-1815
OSTERMEYER, Nathan. Friedr.	1815-1827
LEGNICK, August Ferdin.	1827-1861
HITZIGRATH, Abr. Friedr. Rob.	1861-1868
REIMANN, Eduard Rudolf	1868-1877
SCHWINDT, Karl August	1878-1882
DIECKMANN, Wilhelm	1883-1890
BÖMELEIT, Emil Otto	1891-1907
GERHARDT, Karl Fr. Ewald	1908-1932
DUMSCHAT, Arno	1934-1945

Hilfsprediger:

RESKE, Willy	1941-1943
--------------	-----------



e, Taufstein (17. Jhdt.)

Bänke im Innern.
(Nach Wiedemann, „Haus und Kirchbauformen“.)



Inse

Abb. 376—378

Achteckiger hölzerner Zentralbau mit Laterne, nach 1700 errichtet. Der Innenraum hat eine flache Decke, die auf toskanischen Säulen ruht. In nördlicher Richtung steht der Kanzelaltar, in der Mitte des Raumes der achteckige granitene Taufstein aus dem 17. Jahrhundert. Die Orgel wurde 1857 erbaut. Die Kirche hat eine Glocke.

Dehio-Gall, Harnoch, Boetticher, Mskr. Doskocil; „Der Kreis Elchniederung“ Bd. 1, Hannover 1966

MÜLLER, Samuel
 HAHN, Benedikt
 BEHREND, Johann
 BERKUN, Jacob
 GRÜNDLER, Joh.
 1791-1792
 1792-1797
 1797-1798
 1798-1842
 1842-1843
 1843-1882
 1882-1890
 1890-1891
 1891-1901
 1901-1926



376. Inse



377. Inse, Taufstein (17. Jhdt.)

378. Inse



Rinde zu Inse.
 (Mit Bildent „Haus und Kirchhofkirche“)

KALLNINKEN u. INSE: (KK.Heydekrug)
 Inse wurde erst 1684 filia von K.
 Seit 1810 war es wieder selbständig.
 Seit 1919 gehörte K. zum KK.litt.
 Niederung.

Pfarrer:

SPERBER, Christian	1684-1718
LÜNEBURG, Johann Heinrich	1717-1718A
	1719-1725
SPERBER, Christoph	1726-1752
REGGE, Wilhelm	1751-1752A
	1752-1767
SPERBER, Friedrich	1767-1783
HASSENSTEIN, Friedrich	1783-1805
ZIPPEL, Christ. Ferdinand	1805-1810
ZIPPEL, Karl Wilhelm Aug.	1810-1815
OSTERMEYER, Nathan. Friedr.	1815-1827
LEGNICK, August Ferdin.	1827-1861
HITZIGRATH, Abr. Friedr. Rob.	1861-1868
REIMANN, Eduard Rudolf	1868-1877
SCHWINDT, Karl August	1878-1882
DIECKMANN, Wilhelm	1883-1890
BÖMELEIT, Emil Otto	1891-1907
GERHARDT, Karl Fr. Ewald	1908-1932
DUMSCHAT, Arno	1934-1945

Hilfsprediger:

RESKE, Willy	1941-1943
--------------	-----------



Inse

Abb. 376-378

Achteckiger hölzerner Zentralbau mit Laterne, nach 1700 errichtet. Der Innenraum hat eine flache Decke, die auf toskanischen Säulen ruht. In nördlicher Richtung steht der Kanzelaltar, in der Mitte des Raumes der achteckige granitene Taufstein aus dem 17. Jahrhundert. Die Orgel wurde 1857 erbaut. Die Kirche hat eine Glocke.

Dehio-Gall, Harnoch, Boetticher, Mskr. Doskocil; „Der Kreis Elchniederung“ Bd. 1, Hannover 1966

LAND DER STILLE

Hoch oben im nördlichsten Winkel Ostpreuens, dort, wo der Memelstrom befreit von der Enge seiner Deiche eigenwillig in vielerlei Rinnen einen Weg zum Kurischen Haff sucht, liegt das Land der Stille.

Weit dehnt sich die Ebene mit kenden Grasmatten und den Rohrfeldern, bis hinüber zu den auf moorigem Grund, in denen

Graue Nebel wachsen aus tausend weiche schweigende Wälder durch an feuchten Stämmen der Eichen deren Wipfeln der geheimnisvoll Storch horstet und der Uhu nächtlich

Früheste Vorzeit ist in der Memel lebendig geblieben! Stille und Unberührtheit lagert über den St. die Pfahlbauten der ersten Siedler haben, die einst im 12. Jahrhundert zur Wahlheimat machten.

Das Dorf Inse ist noch ein Zeitalter, und seine in achteckiger kleine Kirche war ein Wahrzeichen des. Es ist unbekannt, ob es hier Dach im Strom spiegelt. Acht das Gotteshaus zu Lappienen, von dessen Turm man sieben Türmchen der Umgegend sehen

Flach hockten die Holzhäuser der langgestreckten Fischerdörfer auf der Erde der Memelniederung. Die baustaunen Rohrdächer, deren Giebel den Wasser zugekehrt waren, trugen da noch die Zeichen eines alten Brauches: die gekreuzten Pferdeköpfe. Dachüberhänge schützten und stützten artigen, säulengeschmückten Kolonnaden Hintergrund die kleinen, halbrunden

Manche Häuser hatten noch eine Freistelle. Hier stand der Freifuß über deren beißender Rauch den nie raum anfüllte, ehe er durch ein ins Freie gelangte. Schwarz gab abzug über dem Herd. Hier hingen Räucherwaren, die der abziehende Qualm konservierend umspielte.

Bunt war die Stube der Fischer... Vielleicht als Ausgleich für das Grau des Alltags... Grün waren die Schränke und Truhen, die Stühle und Bretter. Bunte Blumen rankten sich auf diesem Untergrund zum fröhlichen Reigen. Alter Hausrat, durch viele Generationen gehütet und gepflegt, vervollständigten das Bild ländlicher Behaglichkeit — bis alles ein Opfer der Zerstörung wurde...

Draußen warteten die Mühlen des schweren Broterwerbs. Hinter den Häusern versackten die kleinen Gemüsegärten in der nassen Erde, die zu schmalen, hohen Beeten gehäuft war. Wasserglänzende Furchen lagen dazwischen. Hier warteten die Frauen vom Frühjahr bis zum Herbst herum und betreten ihren Acker, der immer fruchtbar war, aber sich nur schwer seine Schätze abringen ließ. Ein Erzeugnis dieser trüchtigen Erde war die scharfe „litauische Zwiebel“, die hauptsächlich angebaut wurde und auch im Winter Brot brachte, wenn die rote Frucht in kleinen Kähnen auf die Märkte der Provinzstädte gebracht wurde.

Auf den quetschnassen Wiesen fiel das üppige Gras unter den Händen der Mäher. Alle Hände regten sich und trugen die Ernte zusammen, denn wenn das Stauwasser des Herbstes kam, mußte das Heu längst auf seinen Pfahlgerüsten liegen. Hartnäckige Westwinde zerrten dann daran und drohten die Früchte harter Arbeit zu zerstören, denn erst im Winter konnte vielfach über Eis eingefahren werden — was übrigblieb...

Hier ruhten niemals Menschenhände. War das Land versorgt, dann rief das Haff! In stolzer Reihe fuhren flache Keitelkähne hinaus. In den schwarzen, bunten Maststrahlen flatterte das



Altes Bauernhaus in der Memelniederung

Foto: Landesbildstelle Hessen

schlagen durfte.
Walter Sperling



Der Große Friedrichsgraben als verbindende Wasserstraße zwischen Memel und Ostsee

LAND DER STILLE

Hoch oben im nördlichsten Winkel Ostpreußens, dort, wo der Memelstrom befreit von der Enge seiner Deiche eigenwillig in vielerlei Rinnen einen Weg zum Kurischen Haff sucht, liegt das Land der Stille.

Weit dehnt sich die Ebene mit ihren ertrinkenden Grasmatten und den schwankenden Rohrfeldern, bis hinüber zu den Erlenwäldern auf moorigem Grund, in denen der Elch haust.

Graue Nebel wachsen aus tausenden Gräben, welche schweigende Wälder durchziehen, kriechen an feuchten Stämmen der Bäume hoch, in deren Wipfeln der geheimnisvolle schwarze Storch horstet und der Uhu nächtlich klagt.

Früheste Vorzeit ist in der Memelniederung lebendig geblieben! Stille und landschaftliche Unberührtheit lagert über den Stätten, wo einst die Pfahlbauten der ersten Siedler gestanden haben, die einst im 12. Jahrhundert diese Gegend zur Wahlheimat machten.

Das Dorf Inse ist noch ein Zeuge dieser Zeit, und seine in achteckiger Form gebaute kleine Kirche war ein Wahrzeichen dieses Landes. Es ist unbekannt, ob es heute noch sein Dach im Strom spiegelt... Achteckig war auch das Gotteshaus zu Lappienen an der Gilge, von dessen Turm man sieben weitere Kirchtürmchen der Umgegend sehen konnte.

Flach hockten die Holzhäuser der altersgrauen, langgestreckten Fischerdörfer auf der schwarzen Erde der Memelniederung. Die breiten, windzerzausten Rohrdächer, deren Giebel dem blinkenden Wasser zugekehrt waren, trugen hier und da noch die Zeichen eines alten, germanischen Brauches: die gekreuzten Pferdeköpfe. Die tiefen Dachüberhänge schützten und stützten die eigenartigen, säulengeschmückten Kolonnaden, in deren Hintergrund die kleinen, halbgeteilten Türen lagen.

Manche Häuser hatten noch eine offene Feuerstelle. Hier stand der Freifuß über der Flamme, deren heißer Rauch den niedrigen Küchenraum anfüllte, ehe er durch ein Loch im Dach ins Freie gelangte. Schwarz gähnte der Rauchabzug über dem Herd. Hier hingen Netze und Räucherwaren, die der abziehende Qualm konservierend umspielte.

Bunt war die Stube der Fischer... Vielleicht als Ausgleich für das Grau des Alltags... Grün waren die Schränke und Truhen, die Stühle und Bretter. Bunte Blumen rankten sich auf diesem Untergrund zum fröhlichen Reigen. Alter Hausrat, durch viele Generationen gehütet und gepflegt, vervollständigte das Bild ländlicher Behaglichkeit — bis alles ein Opfer der Zerstörung wurde...

Draußen warteten die Mäher des schweren Broterwerbs. Hinter den Häusern versackten die kleinen Gemüsegärten in der nassen Erde, die zu schmalen, hohen Beeten gehäuft war. Wasser-glänzende Furchen lagen dazwischen. Hier warteten die Frauen vom Frühjahr bis zum Herbst herum und betreuten ihren Acker, der immer fruchtbar war, aber sich nur schwer seine Schätze abringen ließ. Ein Erzeugnis dieser trächtigen Erde war die scharfe „litauische Zwiebel“, die hauptsächlich angebaut wurde und auch im Winter Brot brachte, wenn die rote Frucht in kleinen Kähnen auf die Märkte der Provinzstädte gebracht wurde.

Auf den quetschnassen Wiesen fiel das üppige Gras unter den Händen der Mäher. Alle Hände regten sich und trugen die Ernte zusammen, denn wenn das Stauwasser des Herbstes kam, mußte das Heu längst auf seinen Pfahlgerüsten liegen. Hartnäckige Westwinde zerrten dann daran und drohten die Früchte harter Arbeit zu zerstören, denn erst im Winter konnte vielfach über Eis eingefahren werden — was übrigblieb...

Hier ruhten niemals Menschenhände. War das Land versorgt, dann rief das Haff! In stolzer Reihe fuhren flache Keitelkähne hinaus. In den schwarzen, bunten Mastrahmen flatterte das Heilmattuch. So war es dort Sitte seit alters her, ein Wappen mitzuführen.

Grau und still liegt das Haff, wenn es schön ist; aber wenn der Nordwest über die Nehrung fegt, dann jagen kurze Wellen mit dem Wind um die Wette und bedrohen alles, was nicht einen schützenden Hafen erreichen kann.

Überall, wo Menschen in diesem Land wohnten, hatten sie zu kämpfen. Die einsamen Erlenwälder bargen tausend Gefahren, denn der schwankende Grund war trügerisch. Mit dem Kahn fuhr der Forstmann auf schmalen, pech-schwarzen Moorgräben sein Revier ab. Elche standen wohl auf den Laufdämmen und blickten ihm nach; — es war immer selten, daß jemand sich in diesen Urwäldern verirrt.

Mit Bangen sahen die Anlieger alljährlich dem Schack tarp entgegen; die Zeit, in der das Wasser infolge Haffstau und steigendem Grundwasserspiegel aus der Erde quillt und alles in einen riesigen Sumpf verwandelt. Wie kleine Inseln standen dann die Gehöfte darin. Ein kühler Totenbauch lag dann über dem Land; er steigt aus Laken und Brüchen und deckt mit seinem weißen Schleier die Schrecken der Zeit. Kein Weg führte hinaus, wenn der Frost zu gering; kein Kahn schaffte eine Brücke zum Nachbarn. Sumpf und Morast spotteten allen Bemühungen. Hier konnte keiner dem anderen helfen; keinen Trost spenden in Stunden der Bedrängnis.

Bedrückende Ruhe liegt über dem Land während dieser Heimsuchung. Nur kleine Rauchsäulen verrietten, daß das Leben weitergeht — auch in dieser Weltabgeschiedenheit.

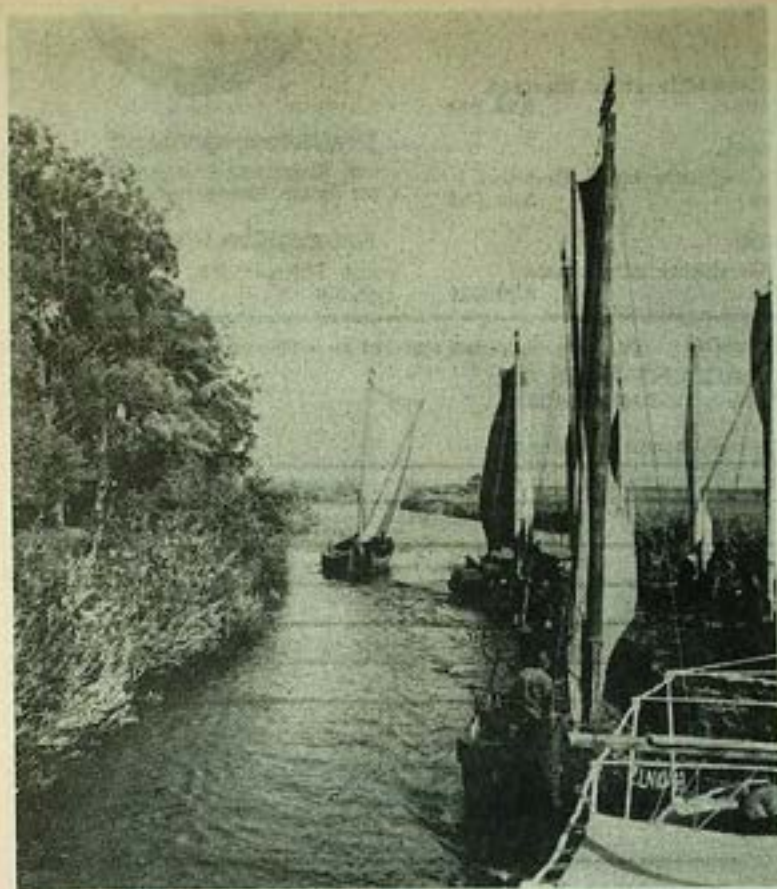
Wälder, Moore und Wiesen! Das ist das Gesicht der Memelniederung, die Heimat Erde war wie jede andere es ist, und die innig geliebt wird von denen, die auf ihr geboren. Ein Land der Stille und Unberührtheit, dessen herbe Schönheit wohl an jedes Herz pochte, das dort schlagen durfte.

Walter Sperling



SPITZEL.
Hans und
 ...setzung schloß;
 ...Erwachsenen zur Ruhe,
 ...Sonntag im Gutshaus
 ...beschlossen wor-
 ...Herrn Friese, der seinen
 ...fragte er, „mit der Ei-
 ...Soldat werden“, sagte
 ...will aufpassen, daß die
 ...nicht holen kommen.“
 ...die Entenjette sagt, die
 ...schon da sein.“
 ...g und Schluß
 ...geht durch die Tür. „Hans,
 ...der lahme Lehrer wird
 ...Fräulein Dornau werden,
 ...und er wird aufpassen,
 ...du, nun ist sie schon fast
 ...st!“ fragte Herr Friese.
 ...auf seinem Pferd hier
 ...der Mutter erzählt, daß
 ...ihm gewesen ist. Er
 ...daß Fräulein Dorneus
 ...ist und daß sie alles für
 ...und die Biela kommt
 ...hat. Das habe ich alles
 ...Sie hat nun einen rich-
 ...mal, sie haben dem gro-
 ...pen geschenkt, die ich





*Segelboote
auf dem
Insefluß*

Foto Hubert Koch



An der Einfahrt nach Inse



Fischerhäuser in Inse — Am östlichen Dortrand vereinigen sich Griebe und Pait zum Insefluß, der in einem Bogen von einem Kilometer Länge das malerische Dort durchfließt. In Inse stand eine schmucke Jugendherberge. — Die Kirche ähnelte der zu Loppienen.



Am Bootssteg in Inse



Abb. 25. Haus in Inse.



An der Fischannahmestelle in Inse



Auf dem
Wege zur
Kirche



Kirche in Inje am Kurischen Haff

Der Küster
von Inje hält
den Klingel-
beutel nach
dem Gottes-
dienst





Im Memeldelta: Sommerstimmung in der Försterei Inse

Foto Mauritius



In der Tilsiter Niederung

In Inse (links) verlief die Dorfstraße auf einem Damm, an den sich auch die Häuser der Fischerbauern lehnten. — Das Hall (rechts) wurde von den Kurenkähnen belebt, die es hier genauso wie auf der Nehrung gab.

Aufnahmen (4): Verfasser



191. Möwenort (Juwendt) / Ludendorff

JUWENDT: (KK.Labiau)(SSB.1.7.1901)
 Hieß seit 1938 Möwenort, seit 1939
 Ludendorff. Gehörte zu Gilge-Agilla.

Hilfsprediger:

RUMPEL, Hermann Adolf	1905-1906
TRAUTMANN, Franz	1906-1910
HARDT, Paul Gustav	1908-1912
unbesetzt	1913
Hammler, Franz	1925
HILDEBRANDT, Johannes	1925-1926
BRAUN, Hermann	1926
SCHENK, Johannes	1926-1928
MURACH, Kurt	1928-1933
PREß, Richard	1933-1936
unbesetzt	1937

Möwenort (Juwendt)/Ludendorff

Abb. 191

Schmucke weiß verputzte Kirche am Großen Friedrichsgraben mit aufgesetztem Glockenturm mit zwei Glocken und hohen schmalen Fenstern. Einfache, geschmackvolle Innenausstattung mit Kanzelaltar und Wandkandelabern mit Fischersymbolen. Der Raum ist flach gedeckt. Die Kirche besitzt eine kleine Orgel und neues Altargerät. Mit dem Kirchbau war 1929 begonnen worden. Die Einweihung fand am 16. August 1931 statt.

Das Dorf Agilla (Haffwerder) hat seit 1936 ein Gemeindehaus mit Schwesternstation und Kindergarten.

Grigoleit, Mskr. Doskocil

Karkeln, Kreis Echniederung. In der Erkenntnis des großen Wertes der Leibesübungen haben die maßgebenden Kreise des Ortes beschlossen, in Karkeln einen Turn- und Sportverein ins Leben zu rufen. Geplant ist die Anlage eines Sportplatzes auf der nahen Weinberginsel, womit die Jugend einen idealen Sportplatz erhalten würde.

Schneiderende, Kr. Echniederung. Von der Entwässerungsgenossenschaft ist für die sogenannten Alernawiesen, die bisher von keinem Deich geschützt wurden, ein großzügiges Entwässerungsprogramm für den Sommer vorgesehen worden. Um die Wiesen vor dem schädlichen Rückstau zu schützen, soll bei Lattamischken eine Brücke mit zwei Wehren errichtet werden, die bei ansteigendem Wasser geschlossen werden und so das Überfluten der Wiesen verhindern. Um das Wasser aus den Gräben auspumpen zu können, wird an Stelle eines Schöpfwerkes eine fahrbare Pumpe mit starkem Dieselmotor angeschafft werden, die dahin gebracht werden kann, wo sie dringend gebraucht wird.

Ibenwerder (Adminge), Kr. Echniederung. Die weltabgeschiedenen Dörfer Ibenwerder und Ekerwiet sind jetzt in das noch in diesem Jahre vom Kulturredamt Insierburg auszuführende Bauprogramm einbezogen worden. Es handelt sich um eine weitere planmäßige Eindeichung und Entwässerung des etwa 2500 Morgen großen Geländes zwischen Ekerwiestrom und Haff und dem Neubau von guten Verkehrsstraßen. Das Dorf Ekerwiet hatte bisher nur einen ganz unzulänglichen Zuweg, und Ibenwerder überhaupt keinen. Im Sommer war es nur auf schmalen Wiesenwegen zu erreichen und im Herbst, Winter und Frühjahr oft monatelang von der Außenwelt abgeschnitten.

Neukiech, Kr. Echniederung. Die Gemeinde soll auch Kanalisation und Wasserleitung erhalten. Die Vorarbeiten werden noch in diesem Jahre durchgeführt. Außerdem wird die Badeanstalt in diesem Jahre bedeutend erweitert.

Geuten (Geudsch), Kr. Echniederung. Bei der Dienstversammlung der Bürgermeister des Kreises überreichte Landrat Stockmann dem Bürgermeister Ambrassat, der sein Amt bereits 40 Jahre bekleidet, eine Ehrenurkunde der Provinzialdienststelle Ostpreußen des Deutschen Landgemeindetages und sprach ihm die Glückwünsche und den Dank der Kreisverwaltung aus.

Ragnit. Die Einwohnerzahl der Stadt hat sich in den letzten hundert Jahren fast verfünffacht. Im Jahre 1800 betrug die Einwohnerzahl 1900, im Jahre 1850: 3000, im Jahre 1875: 3200 und im Jahre 1918: 6500. Heute hat Ragnit rund 10 000 Einwohner.

Argenstue (Norwillischken), Kr. Tilsit. Ihren 101. Geburtstag konnte Frau Christine Schurkus begehen. Der hochbetagten



KARKELN

Fischerdorf und Marktplatz am Kurischen Haff

VON MICHAEL MAINUS



Kurenkahnwimpel aus Karkeln





In der Eichniederung bei Karkeln

Aufn.: Mauritius

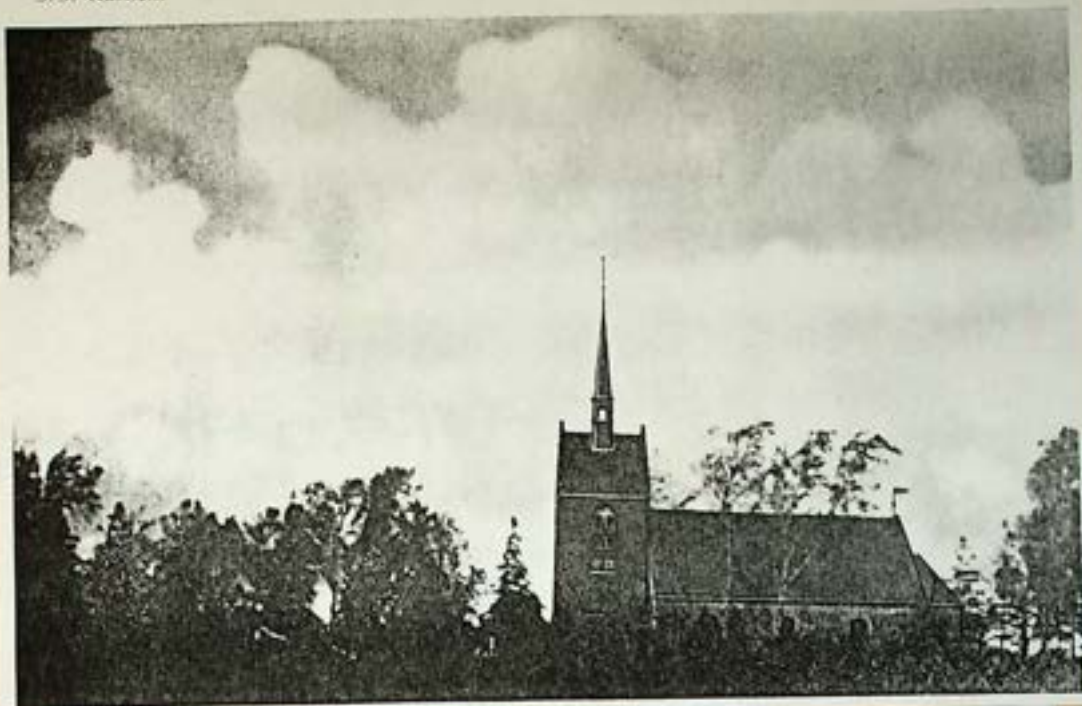


Abb. 375

Karkeln

Zunächst Feldsteinbau ohne Turm, 1722 errichtet, dann 1898/99 mit Chor, Sakristei, Turm und Emporen im neugotischen Stil erweitert. Die Decke über dem Innenraum ist leicht gewölbt. Reste der Ausstattung der älteren Kirche (um 1700) sind erhalten, u. a. ein wertvoller hölzerner Kronleuchter. Kanzel und Altar sind vereinigt. Die Orgel wurde 1898 im Zuge der Umbauarbeiten renoviert.

Dehio-Gall, Harnoch, Boetticher, Ulbrich, Mskr. Doskocil; „Der Kreis Elchniederung“ Bd. 1, Hannover 1966



KARKELN : (KK.Heydekrug). Bis 1644 gehörte K. zu Ruß. Dann selbständig. 1711-1.3.1834 gehörte Karkeln zu Schakuhnen, dann bis 1847 zu Kallninken. Seit 1919 zum KK. Niederung. 1855-1899 war die Präzidentenstelle mit der Pf.Stelle verbunden.

Pfarrer:

PANTELIUS, David	1644-1646
ISING, Gotthard	1652-1665
OLDEROGGE, Michael	1665-1671
GRUNAU, Bernhard	1671-1696
OEHLERT, Christoph	1695 A
BÖHNCKE, Johann	1696 A
	1696-1710
siehe oben	1710-1847
RIEDELBERGER, Joh.Ed.	1847-1855HG
	1855-1856V
	1856-1857
HIRSCH, Louis Hermann	1858-1866
BRINKMANN, Adolf Wilh.	1866-1873
NOETZEL, Emil Alexand.	1874-1879
unbesetzt	1879-1892
KLEIN, Friedr. August	1892-1894
KURCHAT, Karl Otto	1894-1899
EICHHORST, Wilh. Wald.G.	1899-1912
CHRISTOLEIT, Joh.E.E.	1912-1913
TAUTORUS, Otto	1913-1918
LUTHER, Johann	1920-1926
GRÜNER, K.G.Hermann	1926-1929?
unbesetzt	1937
KOLLMANN, Hans	-1944
unbesetzt	1945

Kardeln, meliertes Dorf am Ausfluß des Kardelstromes in das Kurische Haff, 21 km Ost s. s. w. von Heydekrug; lit. Kartle = Wasserweide.

Die Kirche zu K. war anfangs eine Tochterkirche von Ruh. Im J. 1644 wurde sie von Ruh losgelöst und seit 1711 mit Schakunen als Mater vereinigt. Im J. 1838 wurde es Tochterkirche von Kallninken und 1855 selbständig.

Es bestanden in Kardeln drei Kirchen nach einander: Die erste war aus Weidengeflecht und Lehm gebaut; die zweite war von Holz, die letzte, noch stehende stammt von 1772.

Die ev. Pfarrkirche, königl. Patronats, ist ein Bau aus Granitsteinen, mit vier Strebepfeilern an den Ecken und ohne Turm, welcher schon 1799 abgetragen werden mußte. Je drei Fensterachsen im Strebobogen. Wetterfahne von 1772 auf der Westseite. Decke flach von Brettern.

Altar und Kanzel von 1673 sind vereint, doch nicht mehr in ursprünglicher Anlage. Die beiden gewundenen, korinthischen Säulen, welche jetzt die Holzgestalten der Apostel Petrus r. und Paulus l. tragen, haben jedenfalls höher gestanden und das Gebälk über der Kanzel getragen, dann folgte wohl eine ähnliche Säulenstellung darüber; vgl. die Kanzel zu Kemmersdorf, welche auch im Rankenwerk dieser Kanzel sehr ähnlich ist.

U. unten steht eine Holzstatuette der Mutter Gottes mit dem Kinde, r. vermutlich die des Heilandes. Abb. 45.

Die Umänderung hat wahrscheinlich 1772 stattgefunden: hinten an der Kanzel steht: Mahler Rohde 1772 hier gearbeitet an den Altar.

Ein geschnitzter Taufengel hängt vor dem Altar von der Decke.

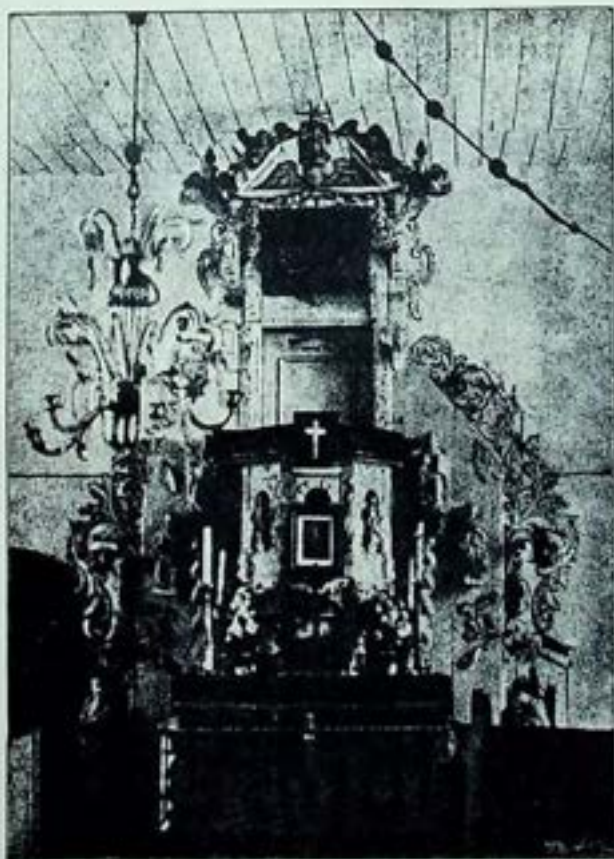


Abb. 45. Altar und Kanzel in Kardeln.

Außer einem Kronleuchter von Glas ist ein origineller Kronleuchter von Holz vom J. 1857. Abb. 46.

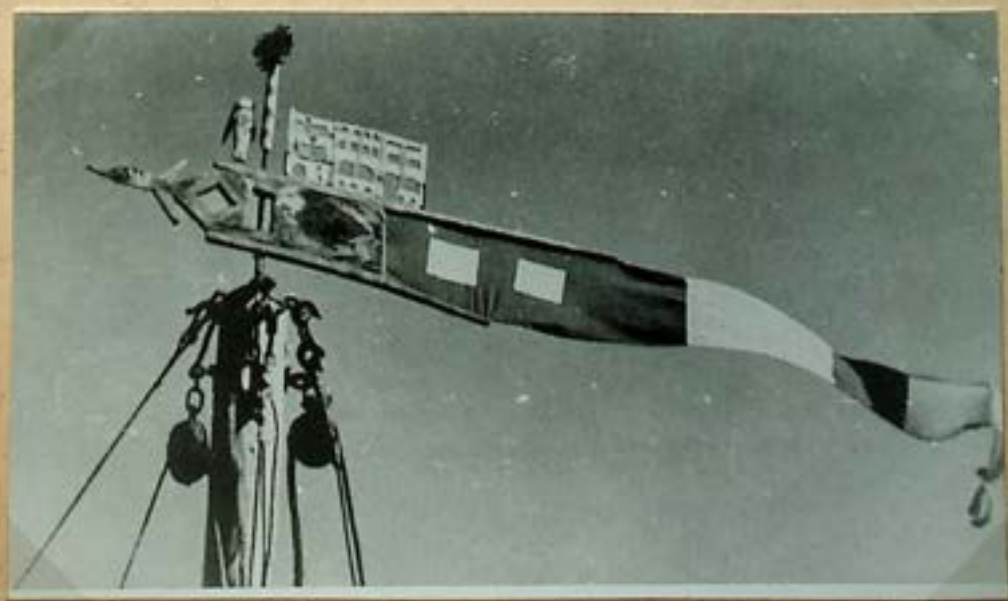
An Altargeräten wäre zu nennen ein glatter Kelch, innen vergoldet: Der Kardelschen Kirchen 1688. Königsberger Arbeit. Jahresbuchstabe B, vom Meister ^{mn} — Großer Kelch; Tilsiter Arbeit. P. K.

Nachrichten über das Kspl Kardeln:

Garnoch, C. und S. 1800 288.

ekrug)
hörte
ig. mit
er zur
orf.
Gehörte
:

-1730
-1768
-1806
-1806A
-1823
-1842





Deutsche Häuser in Karkeln



Kleiner Schwatz auf der Dorstraße in Karkeln



Karkeln lag am Karkelluß – ein Fischerdorf, das große Ähnlichkeit mit den memelländischen Dörfern im Memeldelta aufwies.

Auß. | Verlässer



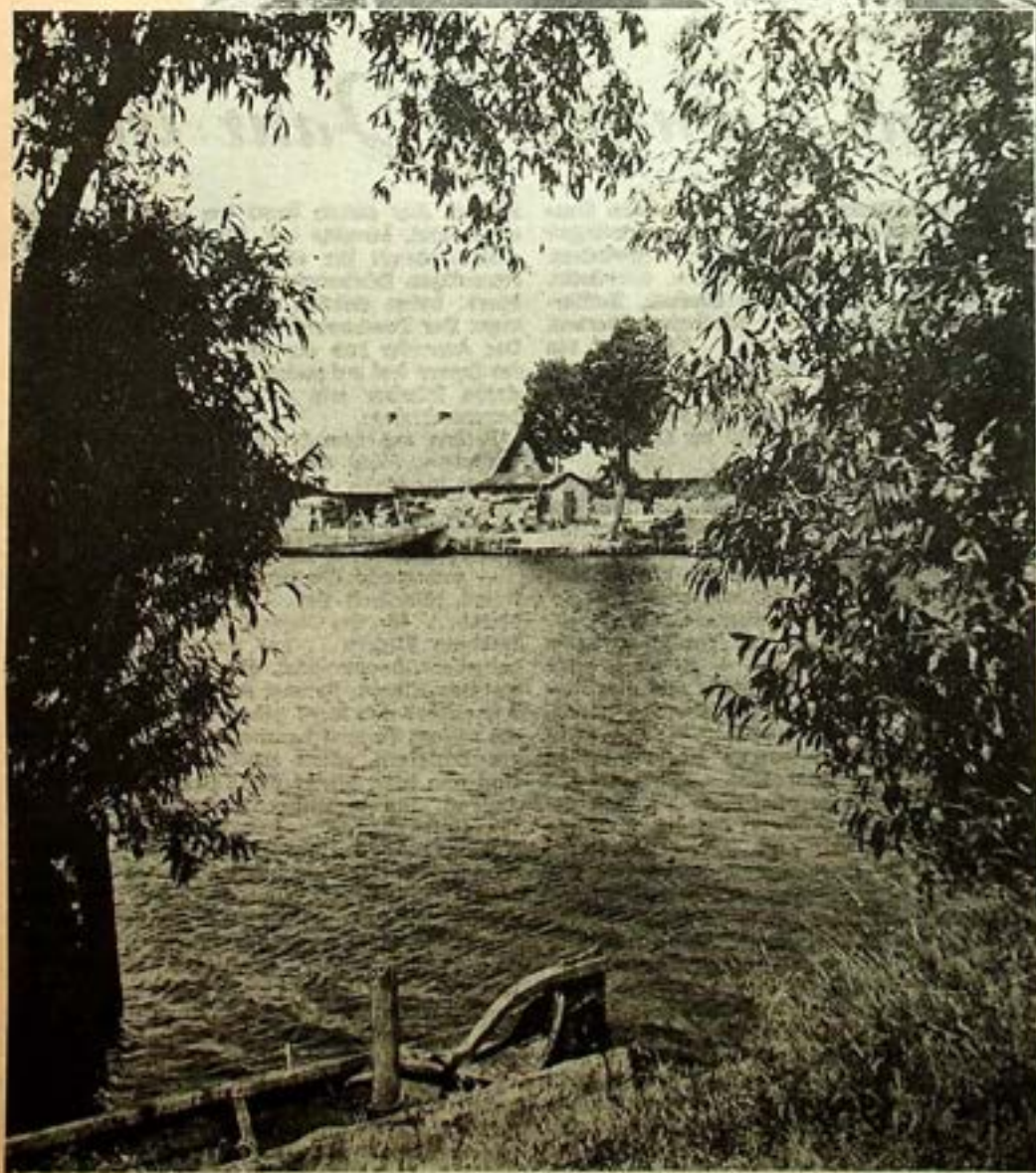
Karkeln war ein reiches Dorf mit Fischern und Gemüsebauern am breiten Strom



Im Sommer 1952



Die beiden Aufnahmen sind wohl die ersten ihrer Art, die in einer Zeitung oder Zeitschrift veröffentlicht worden sind; sie sind im Sommer 1952 in Karkeln in der Memelniederung gemacht worden. Das Foto rechts zeigt das Ehepaar D., bei der Ausfahrt auf dem Karkelstrom zum Fischfang auf das Hall. Am Steuer des Innischen — auf Reparationskonto gelieferten — Bootes sitzt der Vater von D., der einige Zeit später dort oben verstorben ist. Das Motorboot, das hinter dem Boot sichtbar ist, ist das des Fischermeistergehilfen, der in Karkeln wohnte, und der zur Kontrolle auf das Hall hinausfährt. — Die Aufnahme links zeigt Landsmann D. (in der Mitte) mit zwei Russen (links, der Mann mit der Pelzmütze ist der Brigadier); beide stammen vom Kuban. Die Frau ist die Verkäuferin im Magazin, und natürlich treut sie sich über die Schiele, die die dreiköpfige Brigade mit Stellnetzen gelungen hat. Auch im Sommer werden, wie das Foto es zeigt, von den Fischern Wallejacks getragen.



es. Heute ist der
den, jahrelanger
zu erzielen sind.

Blick auf Karkeln

Foto Mauritius



So war es einst: Unser Bild zeigt Fischer in Karkeln beim Sortieren ihres Fanges. Heute ist der Fischreichtum des Kurischen Halls und der Flüsse im Memeldelta verschwunden; jahrelanger, rücksichtsloser Raubfang führte dazu, daß kaum noch nennenswerte Erträge zu erzielen sind.

n Jahr

en. Auf einem Brett
gekettet, knackte ein A
ete, damit Sie alle in
alligen Erlebnisses kom
k, keine siebzig, nein!
Der Zuschauerraum ist
Ausrufer hob die Lein
nnere frei auf mehrere
n Inhaber wie ertappt
usschielten.

ima aus dem fernen
ohen. Was sich sonst
lüsternen Sultans er
es auch nur gewagt
n, hätte doch der Haus
geschliffenen Krumm
samtflecht die schwar
rätselfhaft tief... ein
... für die Jugend b
en Bildern... auf Se
ant, bepumphost, gel
en Kissen. Fatima, sch
über den Kopf gehob
ifere Jugend bearbeit
schleiern, schon ausfü
un hier, hinter der Z
l. „Ein herrlicher Fre
ott geschaffen hat,
jenuß! — Wie sie d
auch? Für nur fünfzig
r Sultan. — „Wirst du
der Ausrufer dem L
ten Hände vor der F
Hintern der Phant

widert trat Fatima
eg, sah zu uns, such
s, wie beschmutzt,
d kein Wort, erst
Lebensgefahr...
nschuld in der Süd
a sich in ihre Gard
festsetzte, festhat
ben keinen Zutritt
im Blau, angeleuch
Sonne, die oberste



Eisberge vor Karkeln — Eine Aufnahme aus dem Jahre 1910





381. Kuckerneese (Kaukehmen)



382. Kuckerneese (Kaukehmen),
Kanzelaltar

Kuckerneese (Kaukehmen)

Abb. 381, 382

1704–1708 entstand der massive Saalbau mit polygonalem Schluß zunächst ohne Turm unter Einfluß Schultheiß von Unfriedts als Nachfolger früherer seit der Reformation nachweisbarer Holzkirchen. Der Turm wurde 1881–1884 errichtet. Am 9. Dezember 1906 wurde die Kirche nach einem Brande wieder eingeweiht. Zur Ausstattung gehören der im barocken Stil gearbeitete Kanzelaltar, die Altarbrüstung, der Taufstein und die Orgel, ein Werk von Goebel-Königsberg. An der Süd-, West- und Nordseite sind Emporen angebracht; die Decke über dem Innenraum ist gewölbt. Aus dem 17. und 18. Jahrhundert ist Altargerät erhalten. Das Geläute besteht aus drei Glocken.

Dehio-Gall, Harnoch, Boetticher, Mskr. Doskocil; „Der Kreis Elchniederung“, Hannover 1966; H. Potschka: Die ostpreußische Kirchengemeinde Kuckerneese. Beiheft zum Jahrbuch der Albertus-Universität XVIII, 1956

KAUKEHMEN: (KK.Litt.Niederung)

Bis 1695 gehörte Plaschken zu K. Bis 1631 und ab 1938 wieder Kuckernese genannt.

Pfarrer:

RADONIUS, Alexander, d.Ä. 1547-1583
RADONIUS, Alexander, d.J. 1579-1583A
1583-1593
HARTWICH, Ambrosius 1593-1602
KOTHMANN, Christoph 1602-1630
BAUMGART, Christoph 1630-1637
LANGHANCHE, Christoph 1637-1656
ENDERS, Christoph 1656
GLASER, Michael 1656-1667
SCHONING, Johann 1667-1677
KLEMM, Johann 1677-1699
VORHOFF, Johann Heinrich 1700-1727
BEHREND, Johann 1728-1749
TARRACH, Johann Christoph 1749-1767
KOR ELLA, Salomo 1767-1809
WITTICH, Herm. Christ. Dav. 1800-1809A
1809-1824
ZIPPEL, Christian Ferdin. 1824-1847
HEINRICI, Carl Friedr. A. 1850-1858
NEIB, Carl Leop. Friedrich 1858-1873
STURIES, Christoph 1873-1891
DENNUKAT, Rud. Ernst Jacob 1891-1905
ALBRECHT, Emil Ludwig 1905-1919
BUSKE, David 1920-1934
BERGATT, Egmont 1934-1937
Vacanz 1937-1938
ZIMMER, Heinz 1938-1940
POTSCHKA, Herbert 1942-1945

Diakonen:

CRESSOVIUS, Laurentius 1557-
RADONIUS, Alexander, d.J. 1580-1583
Vacanz 1583-1655
ROSOCHATIUS, Martin 1655-1692
FÖRSTENAU, Martin 1693-1704
Diakonat eingegangen.

2. Pfarrer: (1874)

MACK, Ludwig Emil 1874-1877
WEIB, Eugen Oskar Theod. 1878-1880
ALBRECHT, Emil Ludwig 1885-1896
BUSKE, David 1896-1920
KIRSCHNER, Bernhard 1920-1921V
BRAUN, Walter Max Emil 1921-1923
GATZ, Eugen Artur 1924
SCHULZ, Alfred 1925-1927V
HOCHLEITER, Kurt Karl Rob. 1927-1930
Vacanz 1934-1935
POTSCHKA, Herbert 1935-1942
SCHUMACHER, Friedrich 1942-1945

Hilfsprediger:

SCHULZ, Joh. Wilh. Georg 1891
FREUTEL, Edwin Ernst 1905-1909*
SCHIEMANN, Bruno W.R. 1931
ZIPPEL, Heinrich 1940-1942**

* wohnte in Skören.

** V.d.l.u.2.Pf.Stelle



Am Markt in Kaukehmen (Kuckerneese)

Fotos (2): Balszuweit



Die Alte Gilge mit der Tilsiter Straße in Kaukehmen

Am schönsten war es abends am Ufer des Rußstromes

Erinnerungen an Kuckerneese — Von Heinz Gruber

Man gelangte nach Kuckerneese über die feste Straße, die von Tilsit oder Heinrichswalde her kam und nach Karkeln und Rauterskirch weiterführte. In Sköpen ermöglichte eine eiserne Brücke die Überfahrt über die neue Gilge. Gleichzeitig trug die Fahrbahn dieser Brücke die Schienen der Kleinbahn.

Oft bin ich als Junge mit dem Fahrrad nach Sköpen gefahren, um am Geländer der Brücke, mitten über dem Fluß stehend, in die gurgelnden Wasser zu schauen. Fast kam man sich dann wie auf einem Schiff vor und die flußabwärts ziehenden Strudel nahmen die kindliche Phantasie mit auf die Reise in die weite Welt der Träume. Auf der Heimfahrt tauchte dann irgendwo über den fernen Wipfeln der Bäume der spitze Kirchturm des Ortes auf.

War man am Kirchhof vorbei, kam man über die Brücke der alten Gilge die Tilsiter Straße entlang in den Ort hinein. Man war zu Hause. Da war der Marktplatz, der sich von der schönen neuen Post an der Kirche vorbei bis zur Hohen Straße hinzog. An jedem Mittwoch füllte sich der Platz mit dem bunten Treiben des Wochenmarktes. Die Bauern der Umgebung waren mit Pferd und Wagen hereingekommen und boten ihre Erzeugnisse zum Kauf an. Fischer von Haff und Strom verkauften den Fang der letzten Nacht. Was für herrliche Fische gab es da: Zander, Hechte, Aale und Quappen wanderten in die Einkaufstaschen der Hausfrauen. Auf anderen Teilen der Marktes wurden lebende Tiere angeboten. Zwischen den Ständen gingen die Hausfrauen umher, kosteten und probierten sorgfältig, ehe sie sich zum Kauf entschlossen.

An der oberen Kopfseite des Marktes, am Anfang der Hohen Straße, stand auf einem Hügel unter zwei mächtigen Fichten mein Geburtshaus. Rechts daneben war früher die Molkerei Sellenheit. Sie wurde später abgerissen und machte dem Gemeindeamt Platz. Ich kann mich nur noch dunkel an diese Zeit erinnern. Sehr gegenwärtig ist mir jedoch die Sprengung des großen Schornsteins. Vor Erregung zitternd standen wir damals auf unserem Hof und sahen, wie sich der Riese nach der Detonation der Sprengladung zur Seite neigte und in der Mitte zerbrechend abwärts stürzte, um in einer großen Staubwolke am Boden zu zerschellen.

Eine neue Schule

Auch für mich begann schließlich die Schulaeit. Die erste Schulklasse, die ich kennenlernte, befand sich im „Hotel Niederunger Hof“, das damals an der Stelle der neuen Post stand. Die nächste Klasse lag im Kantorat, und ich wußte damals noch nicht, daß gerade diese Klasse einmal das Kinderzimmer in unserer Wohnung sein würde, als mein Vater Organist geworden war und wir das Kantorat bewohnten. Dann aber wurde die Hindenburgschule gebaut. An einem regennassen Tage standen wir Schüler um die lehmige Baugrube herum und wohnen

der Grundsteinlegung bei. Mit der Fertigstellung dieses schönen Baues wurde der Schulmiese ein Ende bereitet, und wir kamen in den Genuß dieser modern gestalteten Anlage mit Turnhalle und Lehrküche. Mein Weg jedoch führte weiter zur „Höheren Knaben- und Mädchenschule“. Mein Vater wurde später Organist, und wir zogen, nachdem wir einige Jahre in der Tilsiter Straße gewohnt hatten, in die Wohnung des Kantorats mit dem schönen großen Garten. Oft saß ich dann während des Gottesdienstes neben Vater auf der Orgelbank, streng ermahnt, nur ja nicht mit den Füßen auf die Baßpedale zu treten. Einmal ist mir das doch gelungen. Ich setzte ahnungslos einen Fuß auf die Pedale. Mitten in die Predigt des Pfarrers hinein tönte der Baß der Orgel. Ich möchte nicht wiedergeben, was mein Vater dazu sagte. Der Platz neben ihm blieb mir jedenfalls sehr lange Zeit versagt.

Glückliche Stunden waren es, wenn wir, mit Vaters Fernglas bewaffnet, den Kirchturm bestiegen durften und über die Dächer des Ortes hinweg Ausschau halten konnten.

Von der auf etwa halber Höhe des Turmes gelegenen Plattform sah man, wie schön der Ort eigentlich war. Die Anlage war großzügig. Überall zwischen den Häusern standen Bäume, einzeln oder in Gruppen. Beherrschend war der große, geräumige Marktplatz. Außerhalb des Dorfes wurde die weite Ebene der Wiesen und Felder von den Kopfweiden, die an den vielen Gräben entlang wie an einer Perlenkette aufgereiht standen, belebt. Über den Markt hinweg sah man das Gut Kaplanischken, die Windmühle die Ziegelei und den Damm des Rußstromes. Der Fluß selbst spiegelte sich nur an einer Stelle wider, wo man in eine seiner Windungen hineinschauen konnte. Bei gutem Wetter erblickte man von hier aus den Wasserturm von Tilsit, und wenn man großes Glück hatte, ermöglichte bei ganz klarer Sicht der Feldstecher den Blick bis zur Kurischen Nehrung, deren heile Dünenstreifen wie eine Fata Morgana über dem Horizont zu schweben schienen. Aber nahe dabei, unter dem Turm, war der Ort.

Die Häuserzeilen am Markt entlang wirkten städtisch, und in den Läden, die den Gehsteig säumten, summt während der Blütezeit die Bienen. Hier, zwischen dem Cafe Wittrin und dem Kantorat, flanierte die Jugend auf der „Rennbahn“. Da waren Geschäfte und Lokale. Ein großer Teil des Einkaufsbetriebes wickelte sich hier ab. Auf der anderen Seite neben dem Hügel der Kirche befand sich das „Hotel Deutschlands Haus“. Mit ihm eng verbunden ist die Erinnerung an manches sommerliche Gartenfest oder viele Veranstaltungen im Saal mit anschließendem Tanz. Von der anderen Seite des Turmes blickte man auf die Gasanstalt mit ihren beiden Gasometern. Da waren die Hindenburgschule und der Bahnhof mit dem Kornhaus. Die Kleinbahn, die zwischen Großbritannien und Karkeln oder Rauterskirch verkehrte, wurde volkstümlich als „Feuriger Elias“ bezeichnet. Sie nahm im Güterverkehr eine gewichtige Stellung ein. Der Personenverkehr wurde später



Am Marktplatz in Kuckerneese

von modernen Bussen übernommen, die im Pendelverkehr zwischen Tilsit und Karkeln eingesetzt waren.

Als Kraftmeier konnte man die kleinen Zugmaschinen der Bahn nicht bezeichnen. So mußte schon mal in Sköpen, wo der Haltepunkt der Bahn am Fuße der langen Steigung lag, die den Schienenstrang zur Höhe des Damms emporführte, die Lokomotive ihren Zug noch einmal zurückdrücken, um den nötigen Schwung zur Überwindung der Höhe zu bekommen. Als ich Soldat war, ist mir eine besonders lustige Begebenheit mit der Bahn passiert. Ich war auf Wochenendurlaub von Königsberg her nach Hause gekommen und mußte am Sonntagabend wieder zurück zur Garnison. Der Omnibusverkehr war eingestellt worden, und die Bahn hatte wieder den Personenverkehr aufgenommen. Mit mir im Abteil befanden sich Schüler, die nach Tilsit in ihre Pensionen zurückfahren. Wir schaukelten gemütlich durch die Felder, als die Bahn auf einmal spürbar langsamer fuhr. Einige Schüler blickten aus dem Fenster, um nach der Ursache dieser Bummel zu sehen. Ihr schallendes Gelächter ließ mich ebenfalls aus dem Fenster blicken. Dank einer weitaußholenden Kurve konnte man den Schienenstrang vor der Lokomotive überblicken. Ein Stück Jungvieh, das von seiner Weide ausgebrochen war, lief auf den Schienen vor dem Zug her. Der Heizer stand auf dem Kohlenkasten und warf mit Kohlestücken nach dem aufgeschreckten Tier, das schließlich auf einen über die Schienen führenden

Feldweg auswich und den Zug dumm glosend vorbeiließ. Für Gesprächsstoff war für den Rest der Fahrt gesorgt.

Geschickt war der Ort angelegt. Hier in der Gabelung von Gilge und Kauke hatte man die wenigen leichten Erhebungen der Landschaft zur Gründung einer Ansiedlung wahrgenommen. Die Flüsse waren wohl der einst wichtige Transportweg, wobei die Kauke wohl als Querverbindung zwischen Gilge und Rußstrom diente. Die Eindeichung dieser beiden großen Flüsse schnitt dem Ort den Zugang auf dem Wasserwege zur Außenwelt ab und ließ die Kauke sowie die alte Gilge veröden und verwachsen. Zwischen Wasser und Ufer entwickelten sich breite Gürtel raschenden Schilfes und die großen Blätter der Mummeln mit ihren gelben Blüten breiteten sich auf dem stehenden Wasser aus.

In den Weiden saugen Sprosser

Mich zog es immer wieder zum Rußstrom. Mit dem Fahrrad gab es mehrere Möglichkeiten, dahin zu kommen. So benutzte ich oft den Klockener Weg oder ich fuhr die Labelkstraße hoch. Der kürzeste Weg war natürlich die Hafenstraße, auf der jung und alt im Sommer zum Baden zog. Oft machte an warmen Tagen auch das Postauto für wenig Geld Sonderfahrten zur Badestelle. Der helle, feine Sand am Ufer des Flusses lud zum ausgiebigen Sonnenbad ein.

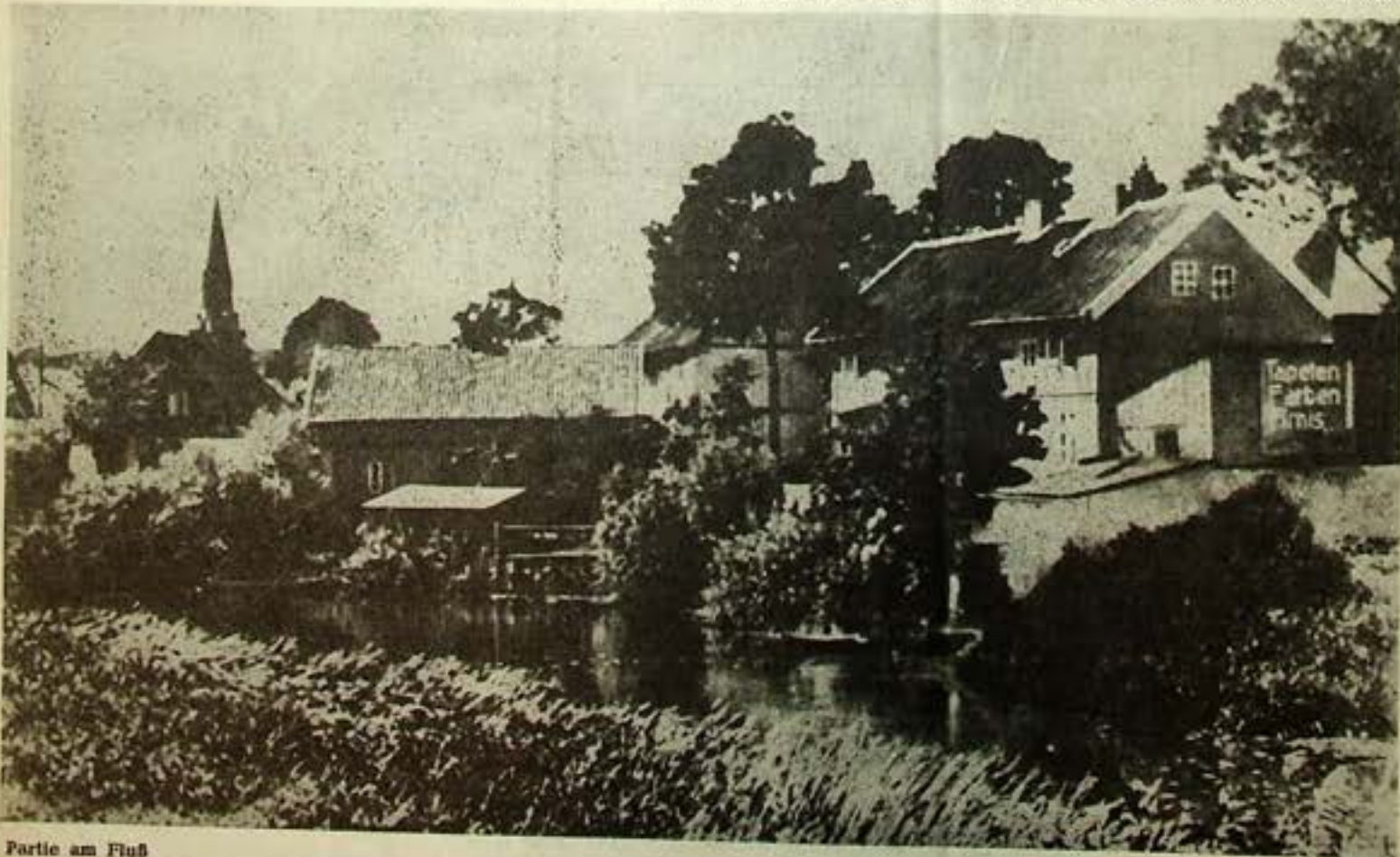
Die Weidenbüsche dienten als Umkleidekabinen. Gelegentlich zogen Schlepper qualmend einige Lastkähne hinter sich her oder einer der Raddampfer bescherte den Bedenden einen zünftigen Wellengang. Obwohl das Baden im Fluß eigentlich ungefährlich war, forderte der Strom doch Jahr für Jahr seine Opfer, die leichtsinnig an gefährlichen Stellen gebadet hatten.

Am schönsten war der Fluß am Abend, wenn unter den schräg stehenden Sonnenstrahlen die Wasseroberfläche das letzte Licht des Tages reflektierte. In den dichten Weidenbüschen, die in langer Reihe das Ufer säumten, schlüpfen die Sprosser. Dann lag ein unbeschreiblicher Friede über der Landschaft. Oft saß ich dann lage still in diesen Anblick versunken an der Kante des Damms. Vor mir lag das stille Vorland des Flusses und hinter mir, jenseits der flachen Wiesen, erhob sich der Kirchturm hoch über die Bäume und Dächer des Ortes. Wenn der Pferdedampfer blühte, waren die weiten Wiesen rötlich gefärbt. Dann war der Sommer da.

Nach Jahren des Glückes brach das Unheil über unsere Heimat herein.

Ein böser Traum, den ich einst während des Krieges als Soldat hatte, wurde wahr. Ich war wieder Kind und ging die Tilsiter Straße hoch dem Postamt zu. Als ich es fast erreicht hatte, stürmten lauter kleine Soldaten in eindeutiger russischer Uniform vom Markt her um die Ecke auf mich zu. Alle waren bewaffnet und machten Anstalten, mich anzugreifen. Versteinert und entsetzt blieb ich zunächst stehen, dann aber drehte ich mich um, und lief davon so schnell ich konnte. Es gab für mich ein Erwachen danach, den Traum vergessen aber konnte ich nicht.

Vergessen kann ich bis heute aber auch nicht das stille Dorf. Ich kann es nie mehr so sehen, wie es einst war. In meiner Erinnerung bleibt es jedoch unvergänglich: Das Märchenland meiner Kindheit.



Partie am Fluß

Fotos (2) Balszuweit

Hamburgische Landesbank
Konto Nr. 192344/010
Landsmannsch. Ostpreußen e. V.

Treuespende für Ostpreußen

Postscheckkonto
Hamburg Nr. 1121
Landsmannsch. Ostpreußen e. V.

KUNZEN, SARKAU u. ROSSITTEN: (KK. Kbg.-Land II) Auf der kurischen Neh- rung, gehörten früher zur Insp.Schaa- ken.

Pfarrer:

WOYSER, Johann	1555-1565
LIEBERMANN, Crispin	1569-
OTTO, Ambrosius	1579-1602
WALTHER, Andreas	1602-1604
BIBER, Paul	1604-1605
ENGELCKE, Friedrich	1605
HEIDENREICH, David	1605-
FESE, Georg	?1610-1621
SCHULTZ, Martin	1621-1630
KERSTEN, Johann	1632-1655
WALDECK, Erhard	1655-1663
LUDOVICI, Johann	1663-1664
BURCKHARD, Michael	1664-1707
BRUNO, Christian	1694-1700A
MÄVIUS, Gallus	1708
WERNER, Laurentius	1708-1710
NAPS, Jacob	1711-1727
KÖSLING, Christian	1727-1752
GAZALI, Johann Casimir	1752-1756
SPERBER, Johann Friedrich	1756-1765
HETIN, Heinrich Wilhelm	1765-1769
PÜTSCH, Johann Paul	1769-1776
HAUSENDORF, Jacob	1776-1779
SCHULZ, Franz Albert	1779-1803
THORUN, Wilhelm Ferdinand	1803-1808

Zu des letzteren Zeit wurde die Kir- che in Kunzen, da sie versandete, nach Rossitten verlegt. Fortsetzung siehe Rossitten u.Sarkau.

EMEINSCHAFT

Memel von 1924 e.V.

verein

e e.V. Mannheim

Bank - Schmiedesberg 15a

Bankkonto: Hamburg 128498

Dreischiffige chorlose Hallenkirche aus verputztem Feldstein vom Ende des 14. Jahrhunderts mit vorgelegtem Westturm aus Ziegeln. Die Unterteilung des Raumes in drei Schiffe und die Einwölbung erfolgten erst nachträglich, das Zellengewölbe ist auf die Mitte des 16. Jahrhunderts zu datieren. In die Seitenschiffe sind Emporen eingebaut. 1871 wurde die Kirche gründlich renoviert und die beschädigte Einrichtung durch eine neue ersetzt. Die Kanzel wurde über dem schlichten Altar an der Ostwand angebracht. Die 1701 von Mosengel erbaute Orgel wurde 1870 durch einen Neubau von Sauer-Frankfurt ersetzt. 1837 wurden die zwei Glocken gegossen.

Dehio-Gall, Harnoch, Boetticher



199. Labiau

LABIAU: (KK.Labiau)

Pfarrer:

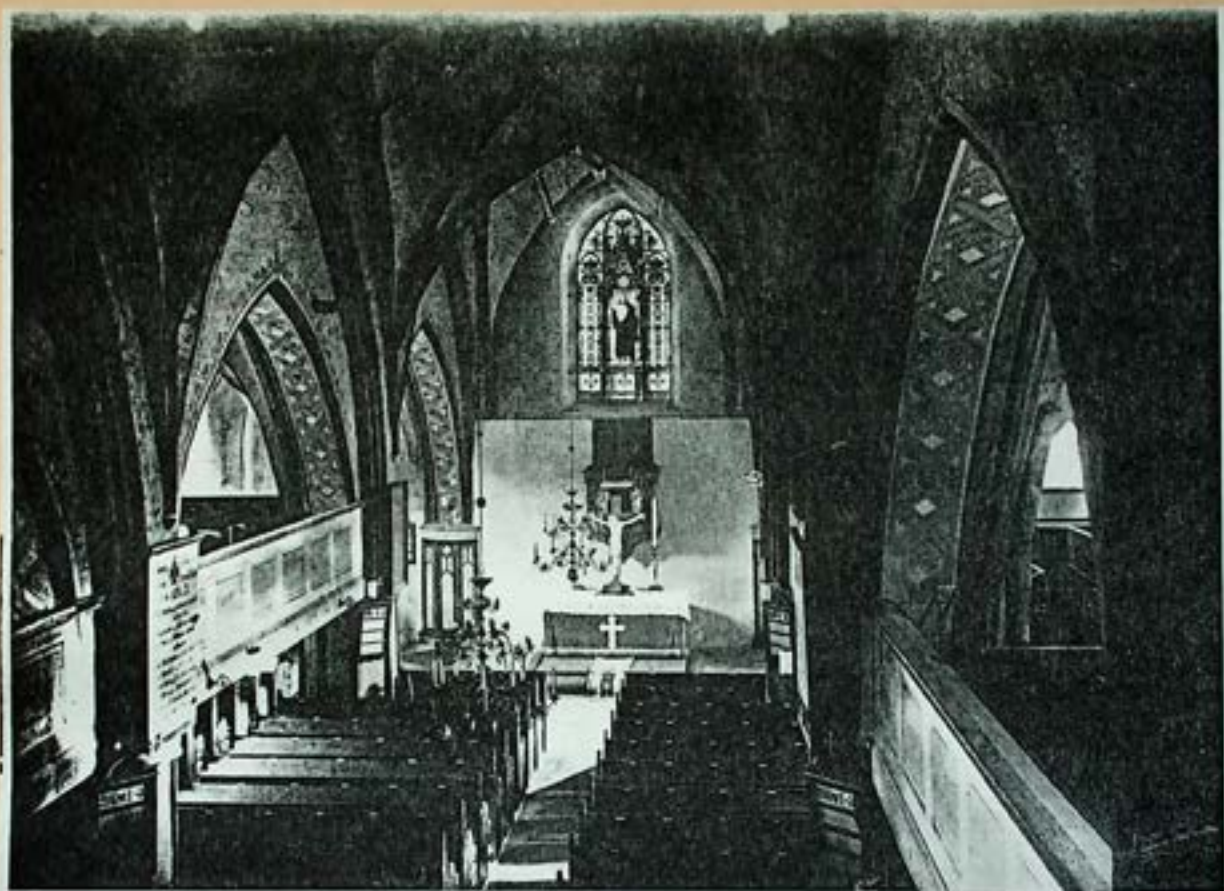
N., Laurentius	war 1532
NN.	war 1535
SCHWARZHORN, Melchior	1541-1545
HANN, Simon	1545-1549
VOGEL, Matthäus	1549-1551
NUTZELIUS, Hieronymus	1551-1552
PUTRIGALLUS, Johann	1552
JUNGHENLEIN, Georg	1552-1562
BRETKE, Johann	1562-1587
LANDENBERG, David	1587
SCHENK, Joachim	1589-1616
WICHMANN, Johann	1616-1638
MATTHIAE, George	1638-1656
SCHRÖTEL, Georg	1656-1691
KLAUSGALL, Johann	1691-1693
WILLAM, Christian	1693-1694
von THEIN, David	1694-1709
MROSOVIUS, Johannes	1710-1713
OEHLERT, Friedrich	1713-1731
GRUBE, Gottfried Friedr.	1719-1723A
BECKHERR, Wilhelm Friedr.	1731-1768
DINGEN, Gottfried	1768-1787
WEIS, Gottlieb Reinhold	1787-1820
REICHEL, Johann Ephraim	1820-1839
HUWE, Ernst Wilh. Gottl.	1840-1866
LEHMANN, Heinrich Elias	1866-1893
KELCH, Max Rud. Gust. Ad.	1893-1894V
NIKOLAISKI, Karl	1894-1924
KERN, Georg	1924-1932
DOSKOCIL, Anton Cäsar	1932-1945

Diakonen u.2. (litth.) Pfarrer:

Die Diakonen waren bis 1719 Rek-
toren der Stadtschule.

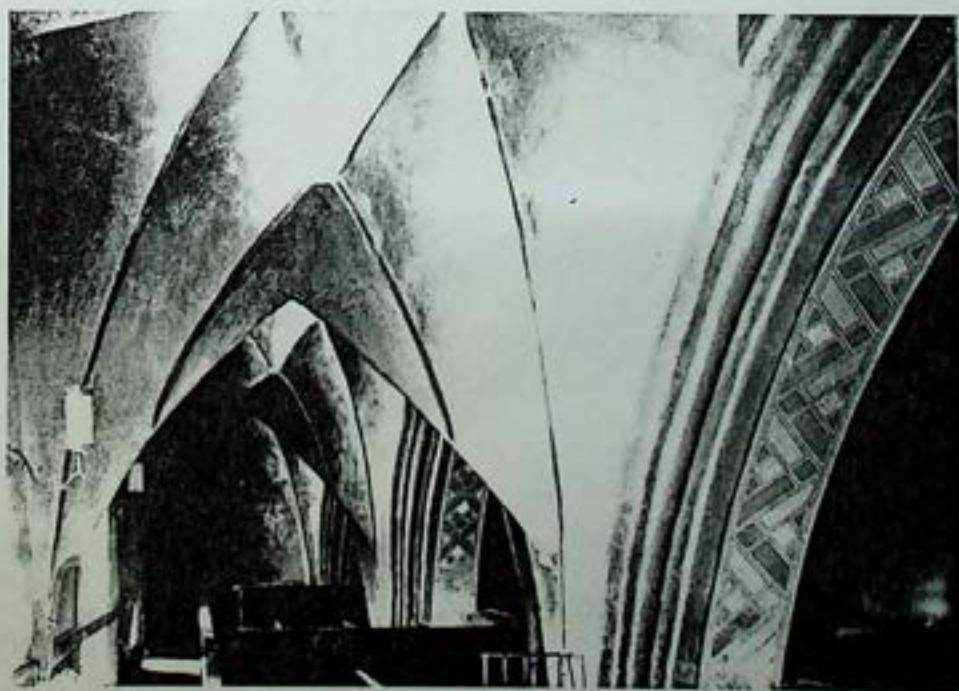
WOLLENBERG, Jacob	1622-1624
CÄSAR, Heinrich	?1624-1627
FABER, Johann	1627-1630
SPERBER, Elias	?1627-1630

MATTHIAE, George	1630-1638
RIESE, Andreas	1639-1643
MEDER, Simon	1643-1677
WILLAM, Christian	1677-1693
NEUBECCIUS, Christian	1693-1695
REHWEND, Petrus	1696-1707
ZIMMERMANN, George Friedr.	1707-1711
SCHULTZ, Gotthelf	1711-1713
GROSMANN, Johann	1713-1719
GRUBE, Gottfr. Friedrich	1719-1723
BECKHERR, Wilhelm Heinr.	1723-1731
WOLFF, Erhard	1731-1736
KLEMM, George Ernst	1736-1741
SCHRÖDER, Johann Jacob	1742-1749
FRIEDAU, Johann?	1749-1760
ORTLIEB, Reinhold	1749-1758
JORDAN, Joh. Christoph	1758-1760
FLEISCHMANN, Friedr. Albr.	1760-1762
POETSCH, Christian Mich.	1762-1775
SCHÖNEICH, Johann	1775-1778
WEIS, Gottlieb Reinhold	1778-1787
NAUGARDT, Friedrich	1787-1796
BULBECK, Karl	1798-1800
MIELKE, Friedr. Wilh. Ferd.	1800-1807
SETTEGAST, Otto Ulrich	1808-1809
RAKOWSKI, Johannes	1809-1821
KRÜGER, Heinrich Adolf	1822-1825
BÖHMER, Christoph	1827-1829
KUWERT, Adolf Gust. Eduard	1829-1832
GLOGAU, Karl Wilh. Otto	1832-1840
WENGER, Ferdinand Ephraim	1840-1849
FUCHS, Johann	1850-1855
ÖHLERT, Otto	1855-1860
LEHMANN, Heinrich Elias	1860-1866
JÄGER, Gottlieb	1867
HOFFHEINZ, Albrecht	1868-1875
MOELLER, Carl Hch. Bernhard	1875-1882
FRIEDRICH, Paul	1887-1896
GEHLHAAR, Richard	1896-1906
HERFORD, Bernhard	1907-1938
VIERZIG, Helmut	1939-1945



200. Labiau, Innenraum

201. Labiau, Gewölbe



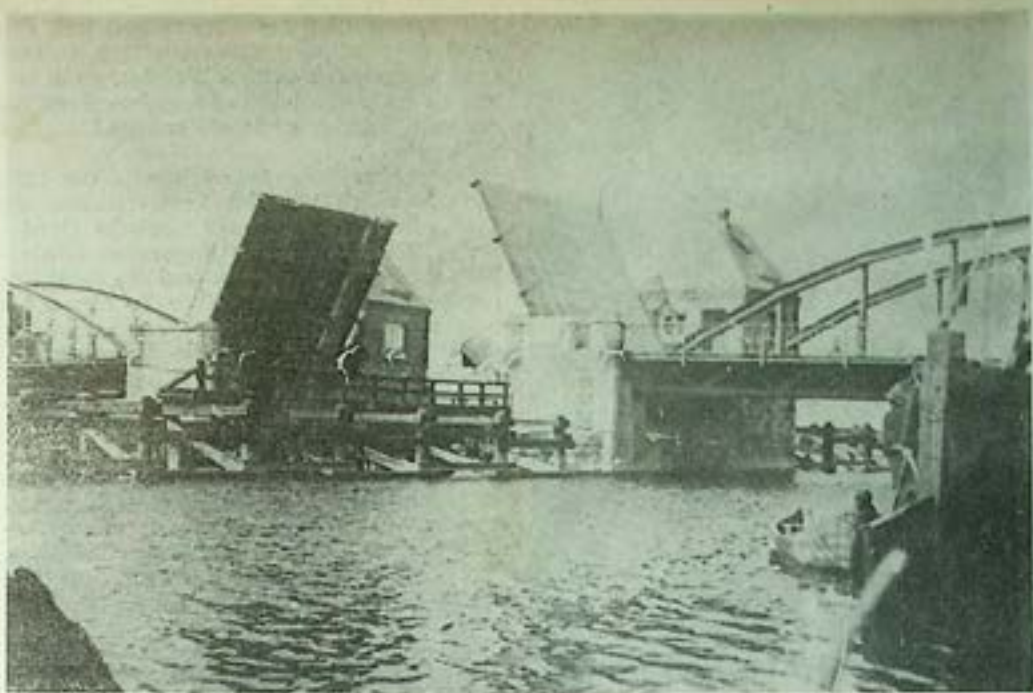


Labiau — Am Hafen

Foto: Anna Siegmund



LABIAU: Blick auf Schloßmuer, Schloßturm und Marktstraße.



Die Adlerbrücke in Labiau war die größte des Kreises

Foto: Archiv



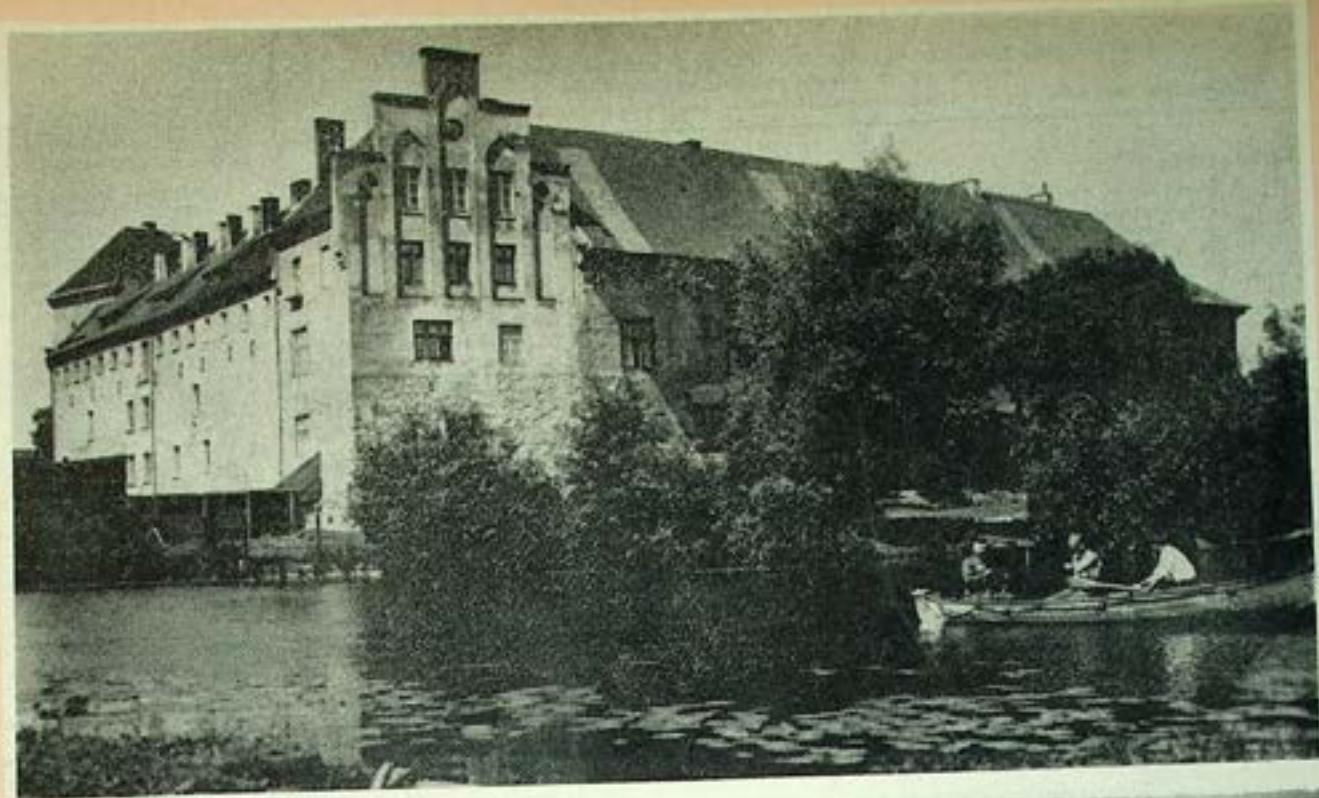
An der Deime bei Labiau

Foto: Anna Siegmund





Mit ihren Kettel- und Kurenkähnen kamen die Bewohner der Halldörfer und der Ortschaften am Großen Friedrichsgraben nach Labiau zum Markt, um Zwiebeln, Gemüse und die begehrten Moorkartoffeln zu verkaufen — und natürlich auch Fische.





LABIAU

An der Pfarrkirche in Labiau

Die evangelische Pfarrkirche in Labiau, eine chorlose dreischifflige Hallenkirche mit einem Außenbau, der in schweren Formen gehalten ist, steht heute nur noch als Ruine da. Turm und Dach sind zerstört, nur Teile der Mauern sind noch vorhanden. Auch die Häuser am Marktplatz, von denen die Aufnahme links einige zeigt, sind zum größten Teil zerstört. Wie es heute in Labiau aussieht, darüber berichtet ein Beitrag auf dieser Seite.



Markt in Labiau

Foto: Koppetsch



Das Ordenshaus Labiau: Auch der Große Kurfürst weilte hier oft

Foto Archiv



An der Marktstraße in Labiau

Foto Archiv





Kähne mit Zwiebeln, Kohl und den prachtvollen Kartoffeln aus dem Moosbruch: Zum Wochenmarkt in Labiau kamen die Landsleute aus nah und fern, um ihre Erzeugnisse zu verkaufen. Die Hausfrauen wußten die Qualität und Preiswürdigkeit ihrer Produkte zu schätzen.

Foto Lenz



Dieses Pferd nahm ein unfreiwilliges Bad in der Deime. Es geschah beim Verladen.

Handel mit Medizin und Gewürzen

Von Ärzten und Apothekern in Stadt und Kreis Labiau in alter und neuer Zeit

Ob den leidenden Menschen in Ostpreußen in grauer Vorzeit „weise“ Frauen oder heilkundige Priester halfen, ist uns nicht bekannt. In der Stadtchronik von Labiau wird 1542 in einem Testament der „Balbier“ Meister Greger erwähnt. Auch seine Nachfolger haben sich der Heilkunst verschrieben. Der Bader Andreas Schötel erhält 1625 einen Betrag von dreißig Mark, weil er einen auf der Jagd von einem Eber übel zugerichteten Wildwart auskurirt hat. Der Bader und Chirurg Bernhard Plöhner will 1708 eine Badestube einrichten, da durch Schröpfen und Aderlassen von unkundigen Leuten viel Unheil angerichtet wird. Er erhält die Erlaubnis, und der Amtshauptmann wird beauftragt, die unfähigen Leute ins Verhör zu nehmen. 1683 gibt es einen Stadtchirurg Lautd, der zugleich Schöpffenmeister ist. Seit Lautd gab es immer einen Stadtchirurgen.

Etwa um die Jahrhundertwende hatten sich in Labiau zwei praktische Ärzte niedergelassen. Hinzu kam der staatlich angestellte Kreisarzt. Die Namen der Kreisärzte sind uns seit 1831 überliefert. Als das Kreiskrankenhaus 1896 eröffnet wurde, gab es dort einen leitenden Arzt nebst Assistenten.

Die bekanntesten Ärzte vor dem Zweiten Weltkrieg waren Dr. Neumann und Nickell. Dr. Neumann kannte sehr viele Familien in der Stadt und in weitem Umkreis, so daß er seine Patienten nicht nur kurierte, sondern mit ihnen auch familiäre und wirtschaftliche Sorgen und Nöte besprach. Er war als Arzt und Bürger sehr geschätzt und beliebt.

Sein Kollege Nickell, der mit ihm zur gleichen Zeit praktizierte, war Junggeselle und nicht gerade gesprächig. Doch war er als Kinder- und Schularzt bei seinen kleinen Patienten beliebt. Täglich ging er zum Dämmerchoppen zum Bahnhof. Im Sommer stand er am offenen Fenster der Bahnhofswirtschaft, ein Glas Bier und einen Klaren vor sich. Die große Brasil angesteckt, genoß er die Ruhe, die hier nach Abfertigung der Abendzüge herrschte.

In Liebenfelde hatte Dr. Schlemminger, der Medizinmann des „Großen Propheten“, seine ausgedehnte Praxis. Er war nicht nur ein tüchtiger Arzt, sondern auch ein geselliger Mensch, der gern einen Skat spielte und an den Übungsabenden des Männergesangvereins, wenn's irgend ging, teilnahm.

In Markthausen hatte der junge und tüchtige Dr. Gütt die Arztpraxis übernommen. Er war nebenbei ein engagierter Politiker, der die Völkische Bewegung leitete und über die Kreisgrenzen hinaus ausbaute. Sein Sohn gelangte zu einer traurigen Berühmtheit, als er sich im Fernsehen für seine gehässigen und maßlosen Angriffe der Heimatvertriebenen verantworten mußte.

Zur Zeit der Vertreibung waren in Labiau zwei Ärzte und in den Dörfern Kaimen, Laukischken, Liebenfelde, Markthausen, Hohenbruch und Gilge je ein Arzt tätig, soweit sie nicht zeitweise zur Wehrmacht einberufen waren. Das Gesundheitsamt leitete Medizinalrat Dr. Haese. Der letzte Leiter des Kreiskrankenhauses war Dr. Boes. Ihm gelang es, in letzter Minute die Verwundeten des Hilfslazarett und seine Patienten vor dem Feinde zu retten.

Einer seiner Vorgänger war Dr. Lack, ein hervorragender Chirurg, der leider jung starb.

Ein kleines Krankenhaus mit 12 Betten, die aber 1945 zum größten Teil mit alten Leuten belegt waren, bestand in Kaimen. Es gehörte der Kirchspielgemeinde. Wenn das Leben eines praktischen Arztes auf dem Lande schon nicht leicht ist, so wurde es ihm in unserem Kreise durch die weiten Entfernungen, die schlechten Wege im Großen Moosbruch, durch Überschwemmungen und Schacktarp noch schwerer gemacht. Aber um so dankbarer wurde seine Hilfe anerkannt. Ein vertrauensvolles Band bestand zwischen Arzt und Bevölkerung.

Die Medizinern, die sie verordneten, mußten die Ärzte selber herstellen. Erst 1698 wird uns von einer Medizinalapotheke in Labiau berichtet. Ihr Inhaber, Daniel Benda, mußte sie aufgeben, da sie sich nicht rentierte, obwohl er auch noch einen Gewürzhandel betrieb. Sein Nachfolger wird Johann Clausgall. Er erhält nach eingehender Prüfung seiner Kenntnisse 1703 eine „allergnädigste Konzession und Privilegium auf eine Medizinal-Apotheke und Gewürzhandel in unserer Stadt Labiau“. Clausgall, der später auch Bürgermeister wird, mißbraucht seine Monopolstellung, denn: „Es ist wahr und am Tage, das vielmals in des Herrn Clausgallen Apotheke sehr schlechte Wahren an Baumöhl, Olyven, Feygen, Rosinen und anderen Sachen anzutreffen gewesen, die man nicht genießen oder in den Mund nehmen können.“ Man setzt dem gerissenen Apotheker einen Gewürzhändler vor, der sein Geschäft stark schädigte.

Vermutlich war auch die Apotheke in Kaimen, die 1893 im Apothekenkalender genannt wird, ein Privileg. Die Apotheken in Laukischken (gegründet 1894) und in Markthausen (gegründet 1898) waren Personalkonzessionen. Die Apotheke in Liebenfelde war eine Realkonzession, die nach 1810 begründet war. Also bestand die Apotheke in Labiau über 100 Jahre allein im Kreise. Die Gilger besaßen zwar keine Apotheke, jedoch hatte ihr Arzt in seiner Arztstation eine Apothekerausstattung, die er mit verwaltete. Hierzu mußte er eine besondere Ausbildung nachweisen. Die Hohenbrucher und umwohnenden Moosbrucher bezogen ihre Medikamente aus der Apotheke in Seckenburg im Kreise Echniederung, da der Weg zu ihr kürzer war als der zur Apotheke in Liebenfelde. Alle Leute kauften ihre Medizin in der „Doktorapotheke“ — und wir Kinder unsere Pfefferminzplätzchen.

Willy Krippelt



Die Adler-Apotheke in Labiau



Die Kirche von Lappienen mit ihrem Rundbau

LAPPIENEN: (K.K.litth.Niederung)

Adl. Kirche 1675 errichtet,
4.10.1684 fundirt. Gehörte früher zur
Insp. Tilsit. Hieß seit 1938 Rau-
terskirch.

Pfarrer:

VOLLHARD, Johann	1667-1699
TITIUS, Johann George	1700-1714
TYDTCKE, Tobias	1714-1725
LÜNEBURG, Heinr. Gottl.	1725-1730
LEO, Johann Friedrich	1730-1759
STAMMER, Johann Gottl.	1759-1775
LEO, George Heinrich	1775-1802
JORDAN, Christian Sam.	1802-1840
ZIPPEL, Joh. Sam. Theod.	1834-1840A
	1840-1866
KONOPACKI, Carl Fr. A. R.	1865-1866A
	1866-1923
BRAUN, Walter	1923-1926
RAFFEL, Bernhard	1926-1934
WELZ, Helmut	1934 H
SZOGS, Kurt	1935-1945



Blick auf Loye am Kurischen Haff

Aufn. Ernst Kuhn



Fischerkähne auf dem Loye-Fluß



An der Loye

Aufnahme: Maurittio



In dem Fischerdorf Loye — Die Kähne sind im Eis festgefroren





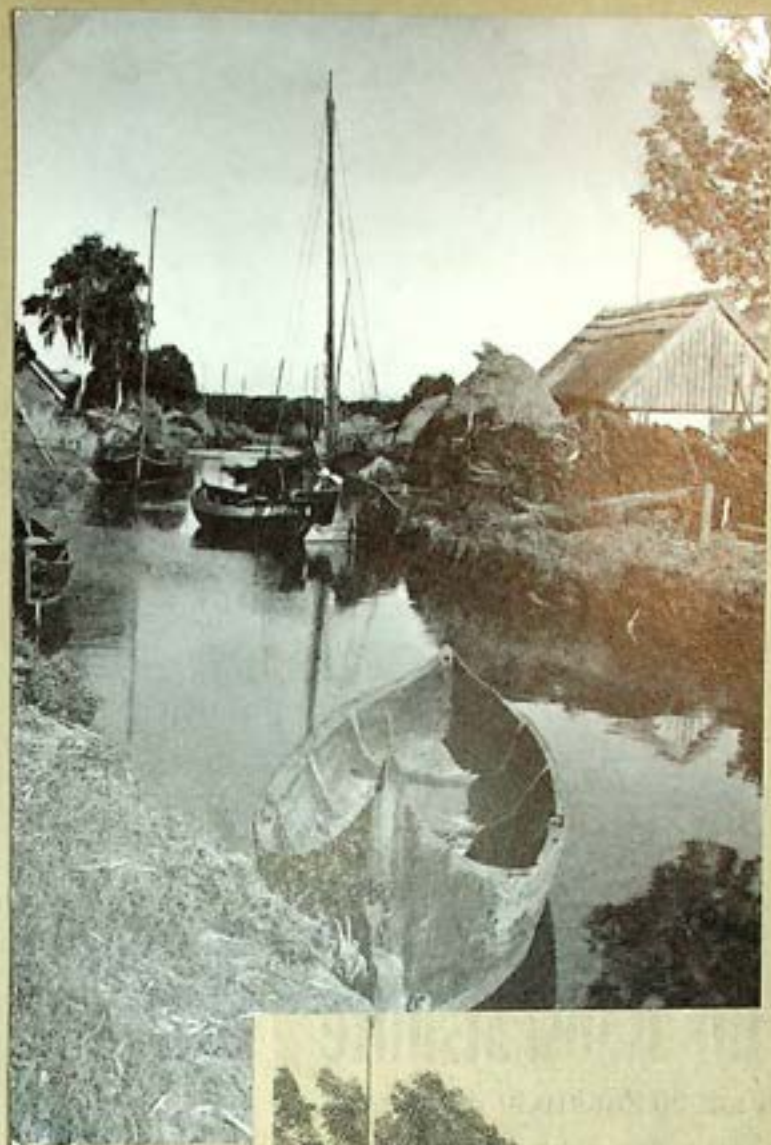
Frauen aus Loye mit neuen Karotten auf dem Weg nach Hause

Foto Sack



Eisberge auf dem Kurischen Haff

Wie schwer unsere ostpreußische Heimat in diesen Wochen unter der Kälte zu leiden hat, zeigt schon die bloße Tatsache, daß tagelang eine Kälte von dreißig bis vierzig Grad herrschte. Auch früher, zu unserer Zeit, gab es so manches Jahr, in dem der Winter durch große Kälte und starken Schneefall besonders streng wurde. Er war dann alles andere als zahm. Welche Gewalt er dann hatte, das zeigten hohe Eisberge, die er auf dem Kurischen Haff aufwürfte, — Eisberge, so wie diese, die wir hier auf den beiden Aufnahmen sehen. Sie standen damals vor Loye, dem in der Elchniederung liegenden Dorf; die ganze Ostküste des Haffes entlang konnte man im Winter ähnliche Eisbildungen beobachten.



Memelniederung: Fischerdorf Loye

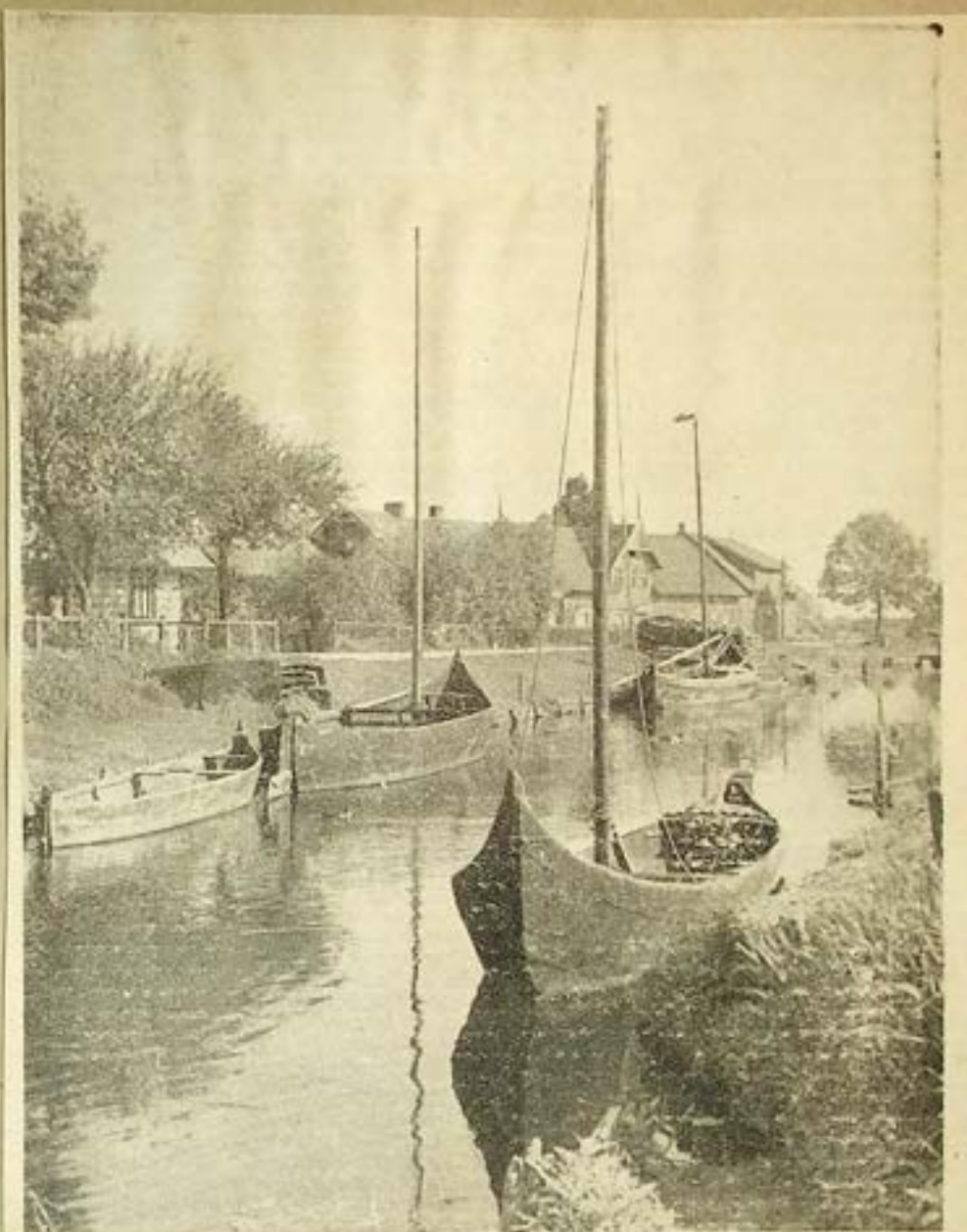


Foto: Horst Sack

Pokallna, Warruß, Skirwieth, Gilge, Inse, Loye, Tawe ...

Das sind einige Namen von Dörfern, die in der schönen Memelniederung liegen. „Und wir kamen aus Pokallna, das is ja fast ein und dasselbe“, sagt unser Landsmann, von dem Charlotte Keyser in dieser Plauderei erzählt. Ja, die Dörfer in jenem schönen, welt-abgeschiedenen Winkel, sie waren in vielem einander so ähnlich. Unsere Aufnahme hier zeigt einen Blick in das Dorf Loye.



Einzelne Grabsteine auf dem Kirchhof
zu Haggirten.
Der Künstler „Fam und Kuchelstein.“

NEUKIRCH: (KK.Niederung)

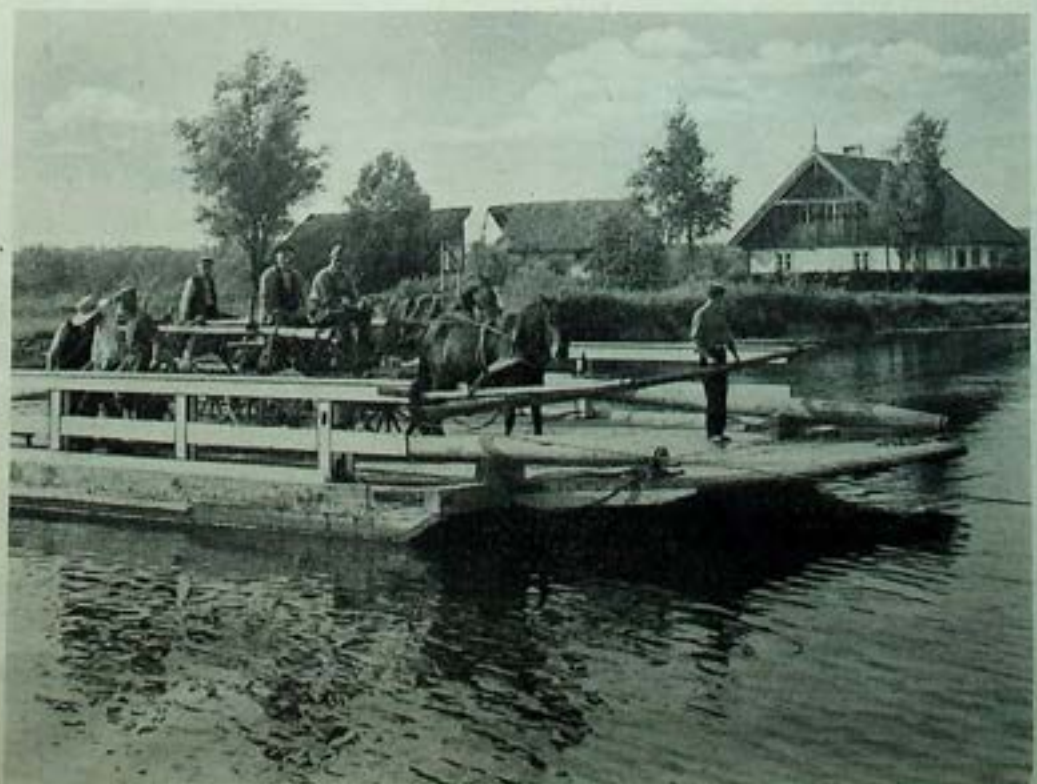
Bis 1770 Joneykischken genannt, auch
Janeykischken!

Pfarrer:

LOWIN, Christian	1771-1783
SPERBER, Friedrich	1783-1804
ZIPPEL, Christian Ferdin.	1804-1805A
MEIER, Johann Christian	1804-1831
ZIPPEL, Andreas Friedrich	1831-1848
KRAUS, Friedr. Ludwig	-1848Pr
ZIPPEL, Johann Gottfr. H.	1849-1851V
LEHMANN, Johann Heinrich	1850-1869
HOFFHEINZ, Daniel Alb. Th.	1870-1894
STEPHANI, Eugen Louis Osk.	1894-1911
LOZEREIT, Johann	1911-1931
KASCHADE, Paul	1932-1945

Hilfsprediger:

HUNDETMARK, Em. Aug. Daniel	1870
KEIL, Ferdinand Adolf	1887-1888
SALOPIATA, Herm. Otto Arthur	1888
HERING, Karl Rudolf Arthur	1889-1890
DEMBOWSKI, Siegfried	1890-1891
KLEIN, Friedrich August	1891-1892
EICHHORST, Walter	1892-1894
RÖSENBERG, Gustav Adolf	1894-1899
DÜMKE, Alfred	1899-1902
HEISLER, Otto Hermann	1902-1903
MÜLLER, Alfred	1903-1905
VETTER, Rudolf Macarius	1903-1905
KNAPP, Paul	1906-1909
MÜLLER, Georg	1910-1913
KRÜGER, Wilhelm	1920
PALUK, Richard Fritz	1926-1927



Das ist die Fähre von Nemonien, wie wir sie in Erinnerung haben. Auch sie existiert heute nicht mehr. Sie fiel den sowjetischen Neusiedlern genau so zum Opfer, wie zahlreiche Gebäude der Gehölze aus unserer Zeit, die nach 1945 abgebrochen wurden.

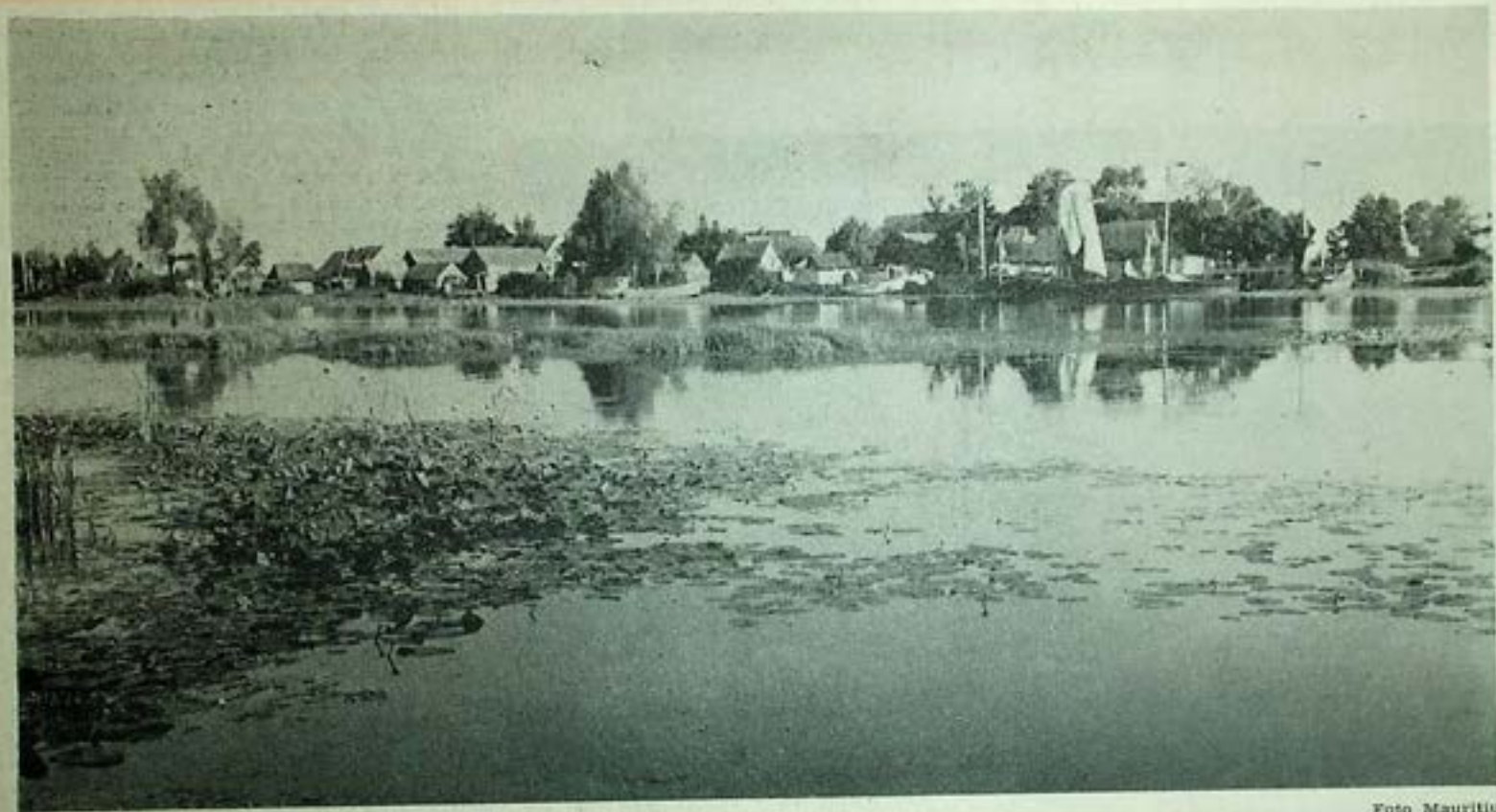


Mit der Fähre über den Nemonienstrom — im Hintergrund das Gasthaus in Jodgallen Foto Rattay



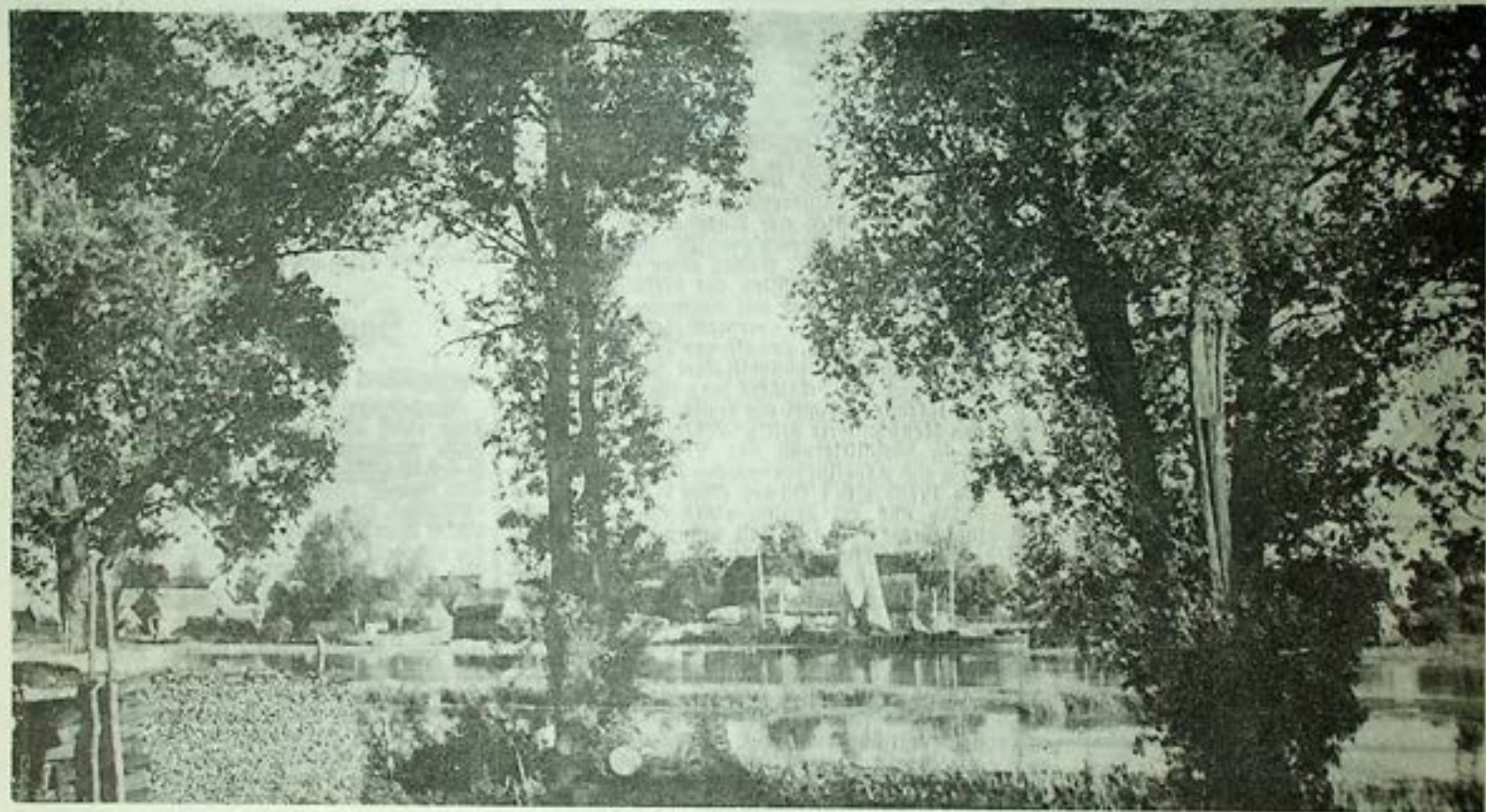
Im Revier von Nemonien

Foto Eva Weber



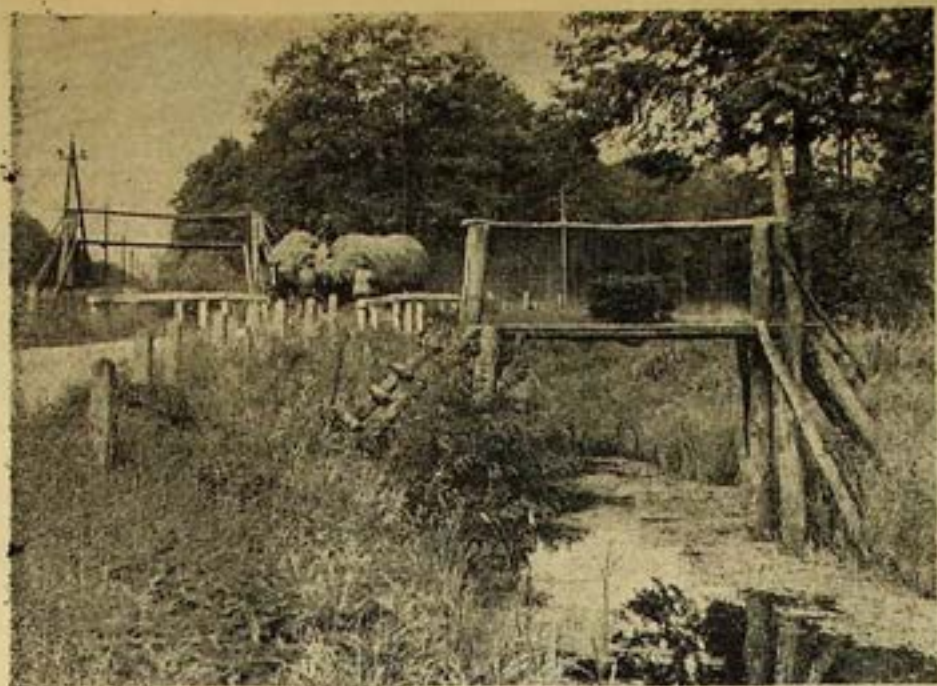
Ein Blick über den Nemonienstrom auf das Fischerdorf Eldwerder

Foto Mauritius



Spät kam der Frühling zu Hause, aber dann mit Macht: Blick auf Nemonien (Elchwerder)

Foto Mauritius



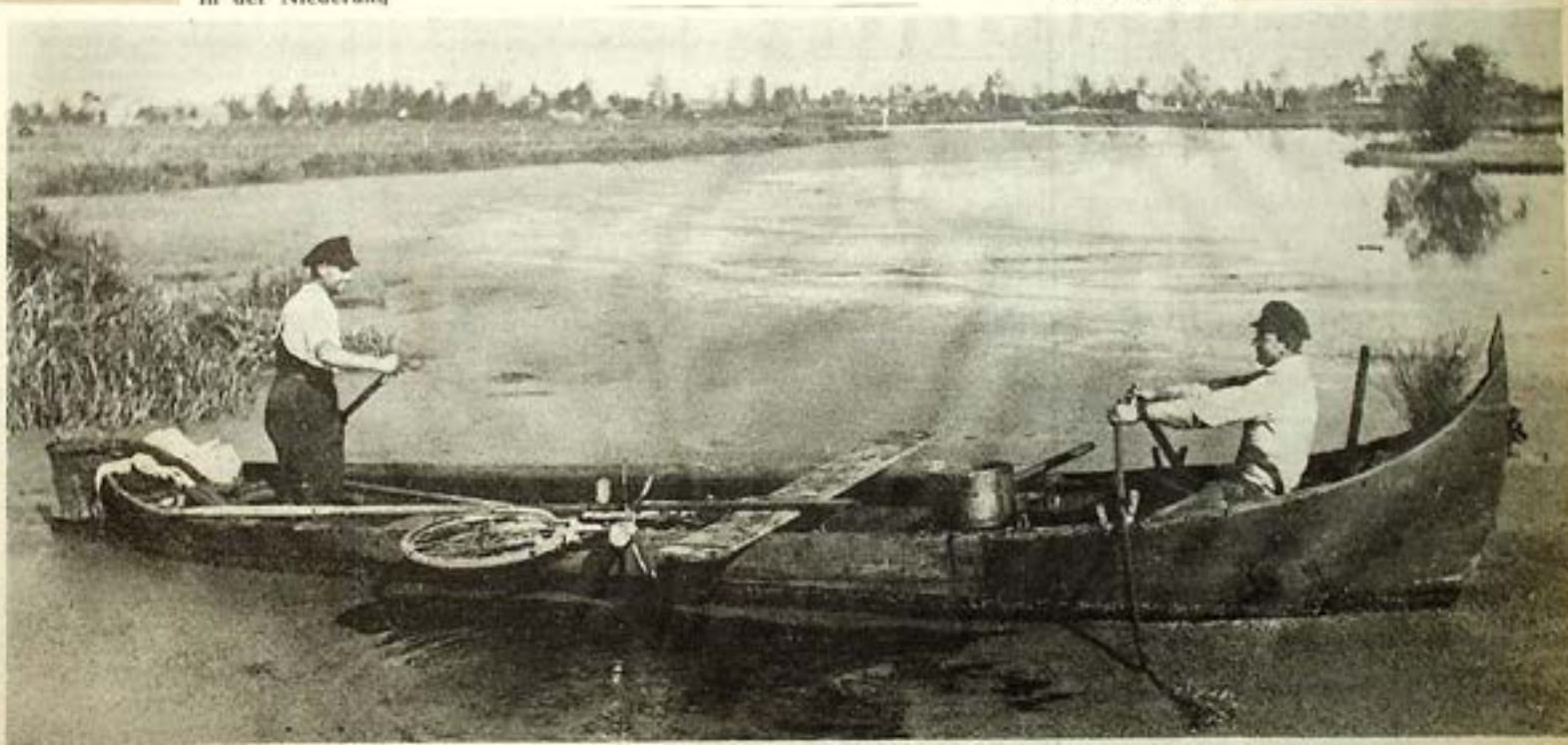
Im Elchwald östlich von Nemonien

Am Hallstrand zwischen Labiau und Karkeln liegen die Hallwiesen und an den Dörfern die Gemüsefelder, dann folgt der weite, bruchige Elchwald. Diese Aufnahme zeigt eine typische Landschaft an der zum Großen Moosbruch führenden Chaussee. Foto: Horst Sack



In der Niederung

Foto Hubert Koch



„Hool Stint“: Fischer in der Niederung fahren zu den nächsten Höfen

Fotos (2) Haro Schumacher

TRADITIONS  GEMEINSCHAFT
Spielvereinigung Memel von 1924 e.V.
Paten Verein
Verein für Rasenspiele e.V. Mannheim

Anschrift
Walter Hilpert - 2057 Reinbek - Schmiedesberg 15a
Tel.(0411)7226011 - Postscheckkonto: Hamburg 128498

PAUL BROCK:

An der Südküste des Kurischen Hafes



Viele Gesichter hatte das Kurische Haff und vielerlei Stimmen; sie alle haben sich mir unvergänglich in die Seele gebrannt.

Einmal — es ist sehr lange her — hat es mich fast an den Rand einer Katastrophe gebracht, das Ungetüm! Es hatte mich, im wahren Sinne des Wortes, in einen Winkel gedrängt und drohte mich zu vernichten. Seitdem — wenn ich den Namen Rinderort oder Kämpken höre, steigt es mir kalt den Rücken empor.

Es war so: im zweiten Jahr des Ersten Weltkrieges, Ende November, lagen wir mit unserem Dreimastkahn auf der Dange in Memel; den Sommer zuvor war ich kreuz und quer über das Haff gesegelt, von Memel nach Labiau, von Windenburg nach Cranzbeek. Ich glaubte es darum zu kennen. Da kam also eines schönen Tages die Kapitänswife der „Condor“ zu uns an Bord; die „Condor“ müsse nach Königsberg in die Werft, und ihr Mann, der Kapitän, sei verhindert; ob ich Lust hätte, den Dampfer hinauszufahren. Eine Stunde Zeit gab sie mir, mich zu entscheiden.

Können Sie sich einen Sechzehnjährigen vorstellen, der Nein sagen wird, wenn man ihm ein Königreich anbietet?

Entschlossen, mein Bestes zu tun, ging ich an Bord, stieg siegesgewiß auf die Brücke, ließ die Leinen loswerfen und rief mein erstes Kom-

mando auf einem Dampfer ins Sprachrohr zur Maschine hinab: „Halbe Kraft rückwärts!“

Die „Condor“ war ein Raddampfer, ein ziemlich alter Kasten, aber schnittig gebaut, mit grün angestrichenen Borden und einem schön nach vorn ausschlagenden Bug, einem Condor mit ausgebreiteten Flügeln als Gallionsfigur. Einsam stand ich auf der Brücke am Ruder; nur noch der Maschinist und die Kapitänswife waren an Bord. Aber ich hatte ein herrliches Gefühl. Die „Condor“ tänzelte wie eine Trakehner Stute; sie gehorchte dem Ruder, daß es eine Lust war.

Hinter Preis und dem Bullwischen Haken begann es dunkel zu werden, und der Wind bruste hart von Nord-Ost auf; die „Condor“ schlingerte fürchterlich in der aufkommenden Dünung. Als ich die Lichter von N i d d e n dwarf Steuerbord hatte, drehte ich nach Süden ab, mich nach dem Kompaß richtend, denn an dieser breitesten Stelle des Haffes waren fortan weder Land noch Lichter zu sehen. „Wenn du bei Niddeden abdreht und Süden ansteuert“, hatte mich mein Vater eiliche Male belehrt, „bekommst du genau die Deimeinfahrt vor den Steven.“

Zweiterlei hatte ich in dieser Nacht gegen mich. Erstens meine Unwissenheit, insofern, als ich nicht darüber belehrt worden war, daß ich bei starkem seitlichem Wind eine gewisse Drift einbezichen mußte; der Dampfer mit seinen hohen Borden wurde um mindestens zwei Grad seitlich aus der Kurslinie gedrückt. Zum anderen legte sich eine für den Blick undurchdringliche Regenwand zwischen Land und Schiff, so daß ich die Lichter der Deimeinfahrt nicht ausmachen konnte.

Plötzlich glaubte ich menschliche Stimmen zu vernehmen — der Wind hatte gerade eine Pause gemacht — und Hundegebell, ein Zeichen dafür, daß wir dicht unter Land waren, aber wo...? Plötzlich hatte ich Grundberührung. „Stopp! — Hart rückwärts!“ rief ich zur Maschine hinab. Der Mond hatte die Freundlichkeit, aus einer Wolkenbank zu treten und mir zu leuchten. Was ich zu sehen bekam, ließ mir das Blut stocken. Ich war in ein Feld von großen Steinen geraten, an denen sich die Wellen gischtend brachen. Bei gestoppter Maschine trieb das Schiff darauf zu. Meine Unerfahrenheit ließ mich in Ratlosigkeit versinken.

Jahre später erst lernte ich die fünfundvierzig Kilometer lange Südküste des Haffes näher kennen: Rinderort, das Fischerdorf südlich der Deimeinfahrt, mit seinem hohen Leuchtturm aus rotem Stein und grünem Geländer, die ver-

schiffte Bucht beim Gut Taktau und das Dorf Kämpken mit seinem winzigen Fischerhafen. Weiter zur Nehrung zu war das Gut Willmanns, und einen halben Kilometer vom Ufer entfernt das Kirchdorf Postnicken. Besonders schön ist mir Pusterort vorgekommen mit seinem bewaldeten Dünen Gelände, dann Steinort, Conradsvitte und Schaaksvitte; schließlich, nahe bei der Stelle, wo die Nehrung ausläuft, die Mündung der Cranzler Beek.

Von Land her konnte ich noch einmal die weit ins Haff hineinreichenden Steinfelder betrachten, durch die nur die ansässigen Fischer mit ihren flachen Keitelkähnen den Weg ins offene Haff hinaus fanden. Zwischen Steinort und Pusterort lagen sie gehäuft. Das Gut Willmanns, auf vorspringender Landspitze, war von Steinen wie von einem Burgwall umgeben. Zwischen Kämpken und Rinderort muß es gewesen sein, wo ich damals mit der „Condor“ hineingeriet. An einem warmen Sommertag, bei Sonnenschein, strahlten Ufer und Haff eine unruhige, wilde, aber bezaubernde Schönheit aus, mit dem grünen Hinterland an die Westküste Irlands erinnernd; im Sonnenglanz schimmerten die feuchten Steine manchmal wie Marmorplatten einer südlichen Inselwelt, in verkleinertem Maßstabe natürlich. Lockend war dieses Bild — wie alles Gefährliche auf der Welt — und von starker Anziehungskraft.

Die Menschen, die hier leben mußten, vor-



Rinderort — über das Gebüsch im Hintergrund links ragt die Spitze des Leuchtturms.

Wiesen, an schmucken Gehöften vorbei. Cranzbeek war der Liege- und Abfahrts- hafen der schnittigen weißen Schnelldampfer, die den Linien- und Bäderdienst nach den Nehrungs- orten bis Memel versahen. Gern und oft bin ich auf der Chaussee nach Cranz gewandert, um dort ein wenig Kurgast zu spielen.

Etwas Seltsames bekam ich einst am Haffufer, gleich neben der Beekmündung, zu sehen: da lagen entwurzelte Bäume am Ufer, und auch aus den Haffwellen ragten Baumkronen heraus. Man sagte mir, die Haffdünung habe sie bei großem Sturm aus dem Bledauer Bruch hierher- getragen.

Sagt man „Bledau“, darf man nicht vergessen, des Besitzers dieses musterhaft geführten Gutes zu gedenken:

An einen Mann, der für Ostpreußen viel getan hat, an den früheren Oberpräsidenten Dr. Adolf von Batocki. Nach dem Assessor-Examen wurde er Landrat des Landkreises Königsberg, 1907 übernahm er den Vorsitz der ostpreussischen Landwirtschaftskammer; im August 1914 wurde er zum Oberpräsidenten von Ostpreußen ernannt. Mit seinem Namen ist der Wiederaufbau der im Ersten Weltkrieg zerstörten Gebiete unserer Heimat eng verknüpft. Im Juni 1919 schied er auf eigenen Antrag aus seinem Amte; setzte sich aber nach wie vor für die Wohlfahrt der Bevölkerung Ostpreußens ein. In Wort und Schrift forderte er die Schaffung neuer Arbeits- und Erwerbsgelegenheiten, die staatliche Unterstützung eines großzügigen bäuerlichen Siedlungs- programm und den Bau von möglichst vielen

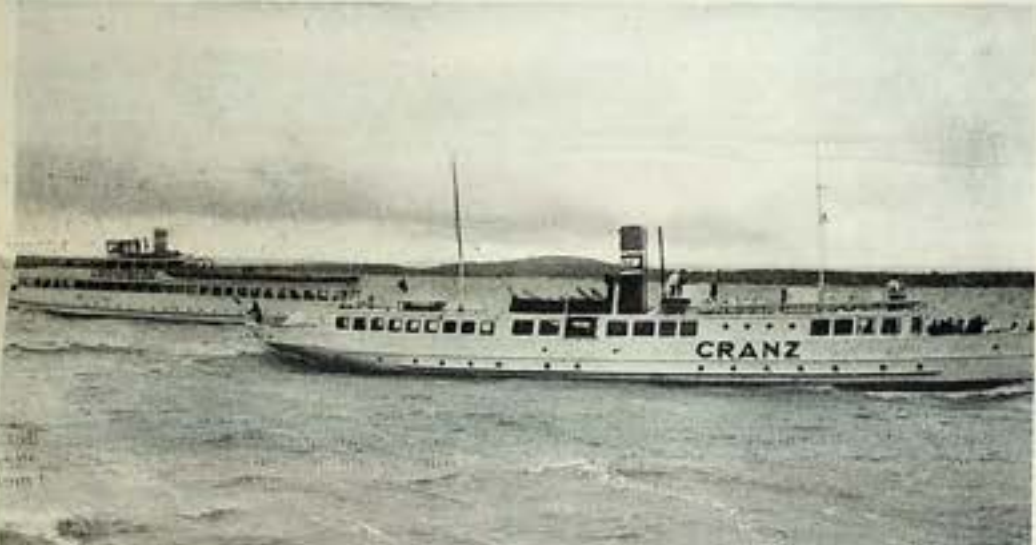
Landarbeiter-Eigenheimen. Er war Kurator und Honorarprofessor der Königsberger Universität; die Porträtbüste dieses in vieler Hinsicht verdienstvollen Mannes stand in ihrer neuen Aula. Adolf von Batocki starb im Mai 1944 auf seinem Gute Bledau — wo er 1858 geboren worden war.

Südostwärts von Bledau liegt Kuikheim in den Grenzen der eben besprochenen Landschaft, und darf deshalb nicht übergangen werden. Dort wurde dem Dichter Simon Dach vom Großen Kurfürsten ein ansehnlicher Hof geschenkt. In einem Gedicht hatte er seinen Landesherrn um die Gnade eines solchen Geschenks gebeten, da er sein Ende nahen fühlte und ihn die Zukunft von Weib und Kindern beunruhigte.

„Von dem großen Theil der Erden
Laß ein kleines Feld mir werden,
Welches mir ertheile Brod,
Nun die Kraft mir wird genommen,
Und auf mich gedrungen kommen,
Beydes, Alter und der Tod.“

Nur zwei Jahre noch durfte er selbst sich des Glückes erfreuen, Besitzer von zehn und einer halben Hufe Landes zu sein. Um seinetwillen bleibt Kuikheim der Spanne eines langen Gedenkens wert.

Immer wird das Kurische Haff, einem gewaltigen Auge gleich, zum Himmel aufblicken, und in seinem Raunen und Rauschen werden — balladenhaft — die Schicksale der Männer und Frauen mitklingen, die es liebten, weil sie an seinen Ufern wohnen durften.



Zwei Dampfer der Postlinie — „Cranz“ und „Cranzbeek“ — begegnen sich. — In den dreißiger Jahren versahen moderne Motorschiffe den Liniendienst zwischen Cranzbeek und Memel.

Aufnahme: Haro Schumacher



Bootsgewimmel an der Küste bei Hallwinkel, westlich der Deimeinfahrt. Aufnahme: Mauritius (3)

Weniger eindrucksvoll, aber geruhsamer war es, in die Cranzler Beek hineinzusegeln, zwischen



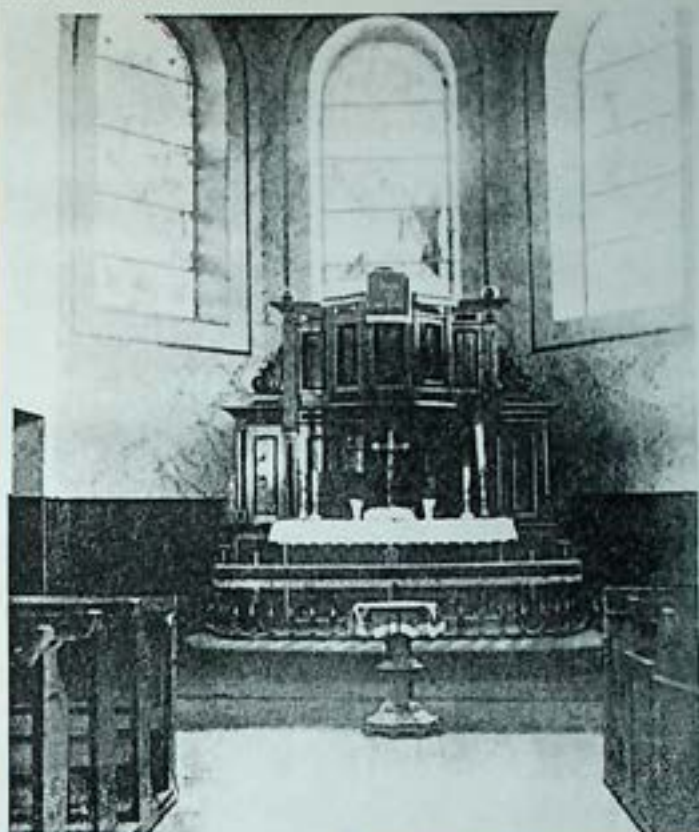
Rinderort am Kurischen Haff

Aufnahme: Maurilius



389. Seckenburg

390. Seckenburg, Innenraum



Seckenburg

1890 nach der Abzweigung von Alt Lappienen errichtetes selbständiges Kirchspiel. Mit dem Bau der Kirche wurde 1891 begonnen: unverputzter Backsteinbau mit halb eingezogenem massivem Turm, der 1896 vollendet war. Der Innenraum mit schlichtem Kanzelaltar ist einfach ausgestattet. Die Orgel wurde von Terletzki-Königsberg 1894 erbaut. Die Kirche hat zwei Glocken.

Grigoleit

Abb. 389, 390



SECKENBURG: (KK.Niederung)(1891)

Pfarrer:
 SALOPIATA, Herm. Otto Arth. 1888-1891
 NICOLAUS, Emil Theodor 1891-1902
 DÜMKE, Alfred 1902-1935
 DAASE, Albert 1935-1945

Das Dorf an der Gilgemündung

Wer einmal in dem abgelegenen Fischerdorf Gilge gewesen ist, für den war es ein Erlebnis, das er nicht so bald vergessen konnte.

Dort fließt der Gilgestrom hindurch, einer der sieben Mündungsarme der Memel. Wer mit dem Kreisomnibus dorthin fuhr, der war höchst anspruchslos. Wenn es zu eng war, der durfte gleich aussteigen, viele andere warteten schon auf

sind die Ställe. Wenn die Haflmücken in Schwärmen tanzten, wenn sich die Sonne im Wasser spiegelte, wenn man das Haflwasser verspürte, dann kann man leicht ins Träumen kommen.

Für die Gilger Schuljugend gab es jährlich im Sommer ein Ereignis. Sie machte einen Ausflug in die Kreisstadt Labiau. Was war ihr die Hauptsache? Nicht das Ritterschloß mit seinem



Am Gilgedamm bei Seckenburg.

Links: Auf der Karte sind die Flußläufe der Alten Gilge und der Gilge skizziert

Darunter: Schloß Rautenburg.

seinen Stehplatz. Wer mit der „Lotte“ hinfuhr, der mußte viel Zeit übrig haben. In Gilge sah man ein Dorf mit zwei Straßen, eine am Südufer und die andere am Nordufer entlang. Die Häuser standen auf der stromab gelegenen Seite. Sie waren aus Holz und an dem Nordufer besonders schmuck mit Säulen an den langen Eingängen. In den Stuben konnte man mit Rosen bemalte Schränke und Truhen sehen. Auf der anderen Seite der Straße am Strom standen die zu den Häusern gehörigen Wirtschaftsgebäude, kleine Ställe für das Kleinvieh, Geflügel, die Netze und anderes Fischereigerät... Und am Ufer lag der Keitelkahn. Sie waren der Stolz der Fischer. Es gab eigene Kahnwerften am Hafl. Jedes Dorf hatte sein eigenes Abzeichen und jedes Haus hatte seinen eigenen lustigen Wimpel. Auf der Straße lagen im Juli und August lange Haufen von Zwiebeln zum Austrocknen, die dann an den Decken der Stuben aufbewahrt wurden. Sie hatten den gleichen Verkaufspreis wie der Weizen. Vor den Häusern waren kleine Gärten mit Blumen. Die Stockrosen und die Sonnenblumen leuchteten schon von weitem. Die Kirche war zurückgebaut und mit einem großen Friedhof umgeben. Während ringsum nur nasser Moorboden war, in dem das Gemüse prächtig gedieh, bestand dieser Platz aus lauter feinem Sand. Den hatten frühere Generationen mühsam auf Keitelkähnen herangeschafft, damit alle Toten ein warmes, trockenes Bettchen haben sollten. Schau dich um! Die Gilge fließt schnell dahin. Auf den Rohrdächern grüßt das Zeichen der gekreuzten Pferdeköpfe. Wie klein und windschief

Museum, auch nicht die großen Läden mit ihren Schaufenstern, sondern die Eisenbahnstation! Dort warteten sie, bis ein Zug ankam oder abging. Daß man auf Eisenschienen durch die ganze Welt fahren kann, das hatten sie sich nicht vorstellen können. Bis 1890 gab es nur einen schmalen Treidelweg neben dem Friedrichsgraben. Erst im Jahre 1930 gelangte ein Wagen auf einer soliden Kunststraße nach Gilge. So erwachte hier viel Eigenes und Selbständiges. Ein Kaufmann malte schöne Bilder, ein Lehrer machte Gedichte. Professor Gerullis aus Königsberg sammelte dort die alten Volkslieder, die Dainas, und übersetzte sie. Ein solches Lied lautet:

Ich ging auf einem Pfad
begegnete einem Mädchen rot und weiß.
Wo das Mädchen rot ist, da glüht sie von weitem,
wo das Mädchen weiß ist,
da ist sie kalt gegen das Anschmiegen.

Ich sagte zu ihr Guten Morgen,
sie gab mir nicht ein Wortchen.
Ich gab ihr meine weiße Hand,
sie gab mir nicht ihr Fingerlein.
Ach Mädchen, Walfischlein,
warum bist du so stolz?

Wenn auf dein schönes Gesicht,
so danke dem lieben Gott,
wenn auf deinen Reichtum,
dann danke dem lieben Vater.

Superintendent i. R. Doskocil

Steisgirren, königl. und adliges Dorf, 19 km Ostl. f. von Heinrichswalde;
lit. Steisgirren = Lichtenhain.

Das Kipl wurde 1693 gegründet und in einer Hütte gepredigt, welche bis 1713 stand, wo ein Sturm sie umwarf. Dann wurde eine Kirche gebaut, die bis 1757 hielt, worauf der Gottesdienst in der Widdem gehalten wurde, bis 1759 die Kirche notdürftig wiederhergestellt war.

Die jetzige ev. Pfarrkirche, königlichen Patronats, ist 1773 gebaut, 29 m l., 15 m br., Sakristei im O., Vorhalle im S., Turm im W. vorgelegt; Feldsteinbau mit vielen Feldsteinbrocken mit Ziegeleden; sieben Fensterachsen, im Stichbogen geschlossen; Thüren im Halbkreis. Bei dem Orkan 1818 war der Turm aus dem Lot gewichen und mußte 1827 teilweise abgetragen und mit einem Notdach versehen werden. Turm aus Ziegeln im Kreuzverbande. Der schlanke, achteckige Dachreiter ist 1850 darauf gesetzt, dessen Spitze mit Zinkblech umkleidet ist.

Im J. 1807 wurde die Kirche in einen Pferdestall verwandelt; Napoleon hatte seine Wohnung in der Widdem.

Kanzel über dem Altar. Die h. Geräte 1807 geraubt.

Nachrichten über das Kipl Steisgirren:

Harnoch, G. u. S. 1890 328 f.

Stallupönen, seit 1722 Immediatstadt und seit 1818 Kreisstadt.

Vorgeschichtliche Altertümer im Rspie Stallupönen:

Enklamen, 4 km w. St. P. M. R. I 1893 Nr. 70.

Stallupönen hat als großes Dorf schon in heidnischer Zeit bestanden. Die landläufige Ansicht, daß sein Name von stalaš (der Tisch) und pienas (ungenießbare Milch) herkomme und dem Umstande seine Entstehung verdanke, daß dem Begründer der Stadt, Friedrich Wilhelm I., hier auf einem Tische Milch vorgesetzt wurde, ist hinfällig.

Moßeil leitet 1892 den Namen Stallupönen von stalaš und upe (Fluß) her, „also etwa: Tischflußortschaft. Diese Deutung führt uns ebenfalls in die altheidnischen Zeiten zurück, da hier, ungefähr an der Stelle des Cabalzar'schen Hotels, ein steinerner Opfertisch neben einem Gößenbilde aufgestellt war, an welchem ein Flüsschen, dessen Lauf sich in und hinter dem Hotelgarten noch ziemlich nachweisen läßt, vorüberfloß. Hier versammelten sich noch bis zum Jahre 1730 am Himmelfahrtstage viele Tausende von Litauern.“ Moßeil, 1892 S.

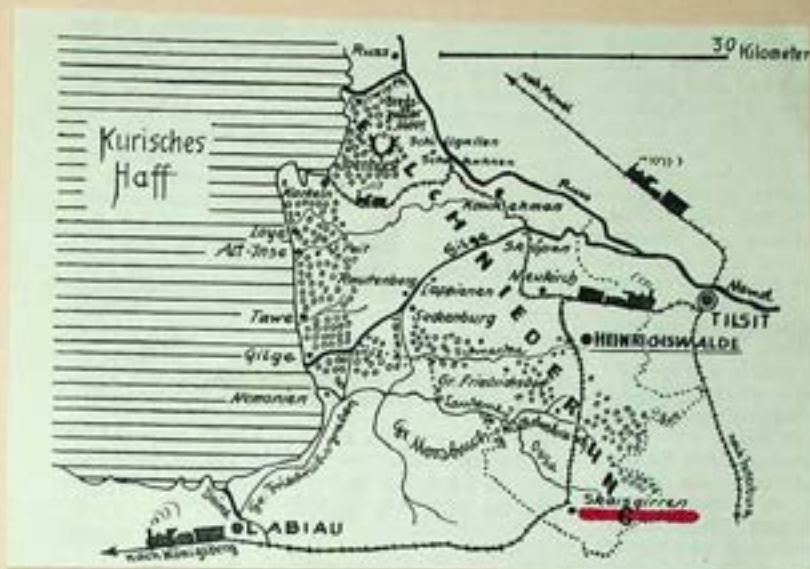
Memelkreise

Zu Hause in Skaisgirren ...

Es war Winter mit starken Schneeverwehungen. Zwei Grundstücksmakler fuhren mit einem Notar im Schlitten zur Beurkundung eines Kaufvertrages in ein mehrere Kilometer weit entlegenes Dorf. Als die Rückfahrt angetreten wurde, war es bereits dunkel geworden. Der Schlitten geriet in einen Schneeberg und kippte um, wobei die beiden Makler und der Notar mitsamt seiner Aktentasche in den Schnee geschleudert wurden. Während sich die beiden Makler schnell wieder aufgerappelt hatten, hatte sich der stark beleibte Notar noch nicht aus dem hohen Schneeberg befreien können. Auf die Frage des einen Maklers, wo denn der Rechtsanwalt geblieben sei, antwortete der andere: „Ach schiet wat dem Rechtsanwalt, aber de Akte.“

Ein Postzusteller hatte sich an einem Abend schon einiges hinter die Binde gekippt, als er noch einmal los mußte, um ein Telegramm zu bestellen. Die Empfängerin wohnte in einem geräumigen Mietshaus, zwei Treppen hoch. Im Hausflur angelangt, stieg der Postzusteller in seinem Duse! die Kellertreppe herunter, statt noch oben zu steigen. Unten im Finstern klopfte er an die Türen des weitverzweigten Kellers und fragte dabei immer, ob hier Frau R., die Empfängerin des Telegramms, wohne. Als er auf seine Fragen keine Antwort erhielt und nirgends geöffnet wurde, wurde seine Verwirrung immer größer, sein Pochen und Rufen immer lauter. Endlich hörte die Frau des Hausbesitzers den Lärm und befreite den Braven aus seiner mißlichen Lage.

M.



Die Kirche zu Skaisgirren [Kreuzingen]

Dieses Bild erhielten wir aus Kanada mit dem folgenden Begleitbrief: Liebes Ostpreußenblatt! Ich bin so weit weg von meinem lieben Ostpreußen und kürzlich hast Du es mir zu Tränen der Freude nahegebracht. In der Folge 18 sah ich eine Photographie von Skaisgirren (Kreuzingen). Ich bin in Gründamm geboren. Oft fuhr ich mit dem Fahrrad die Kieschausee nach Endrefen über Groß-Girrakischken nach Kreuzingen. Über den Buttermarkt zu Dr. Wiemer und anschließend zu Apotheker Amelung. Mein Vater, der Landwirt Albert Szillat, war Schwerekriegsbeschädigter vom Ersten Weltkrieg. So den beschriebenen Weg fuhr ich dreimal in der Woche. Ich erkenne die Häuser aus dem Bild nicht wieder, es ist zu lange her. Dennoch werde ich das Bild einrahmen, denn es ist Heimat und unbeschwerter Jugendzeit, was ich sehe. Vielleicht, liebes Ostpreußenblatt, weißt Du auch von Gründammern und Grünauern, die hier in Kanada leben. Ich wäre glücklich, einen Landsmann oder eine Landsmännin zu finden.

Frau Gerda Goehring, geb. Szillat, 54 Jellwat Drive, Rexdale, Ont., Canada

SKAISGIRREN: (KK.Niederung)(1693)
Gehörte früher zur Insp.Labiau.
Seit 1938 Kreuzingen.

Pfarrer:

MEISNER,Matthäus Wilhelm	1693-1708
SCHIMMELPFENNIG,Adam Fr.	1708-1740
WILDE,Johann Philipp	1741-1776
SCHULTZ,Heinrich Gottl.	1776-1788
REITENBACH,Albrecht Fr.	1788-1797
MIKISCH,Friedrich Ernst	1797-1807
MARKS,Johann Gottlieb	1807-1819
HAHN,Friedrich Leopold	1819-1840
LUCKS,Friedrich Wilhelm	1840-1884
MAROLD,Gottfried Hermann	1885-1892
KÖHLER,Eduard Otto Dav.	1892-1893
GLOGAU,Rudolf Franz Th.	1895-1909
WESSOLLECK,Karl	1909-1937
LEKSZAS,Horst	1937-1940
NEUBERT,Heinz	1940-1945

2. Pfarrer: (1895)

WOHLFROMM,Ernst Rud.M.	1895-1906
REBESCHIES,Karl Eduard	1907-1919
MÜLLER,Gustav	1919-1933
KLINGER,Erich	1933-1943?
SCHULTZ,Gerhard	1943-1945

Hilfsprediger:

STROHMANN,Karl Eduard	1847-1853G
BOETTCHER,Robert Fr.Th.	1854
HECK,Joh.Anton Max	1857-
?HUBERT,Gustav Albert	1859-1862
EBEL,Hermann Cölest.G.	1888-1890
WOEDE,Georg Richard E.	1890-1892
WOHLFROMM,Ernst Rud.Max	1893-1895
SIEGEL,Paul Stanislaus	1894-1896
NEUHOF,Heinz	1939
STREETZ,Kurt	-1940

(Skirwiet II Dorf in der Gemeinde Russ)
Auf alten Karten auch Schirwig-Sckirwiek genannt

Kreis Elchniederung
Vor 1919 und nach 1939 zum Kreis Heydekrug

Siehe auch Kurschat "Das Buch vom Memelland"
Kreisgemeinschaft Elchniederung "Der Kreis Elchniederung"

Bereits 1540 in einer Steuerliste des Hauptamtes Memel als Ortschaft im Kreis Heyhekrug als Schirwig (Skirwieth) erwähnt.
1566 erhielt Hans Wolff erblich zu kölmischen Rechten
1785 Schulgründung in Skirwieth.

Kreis Elchniederung





185. Schaaken

Schaaken

Abb. 184, 185

SCHAAKEN: (KK.Kbg.-Land II)
Kgl. Bis 1894 eigene Insp.

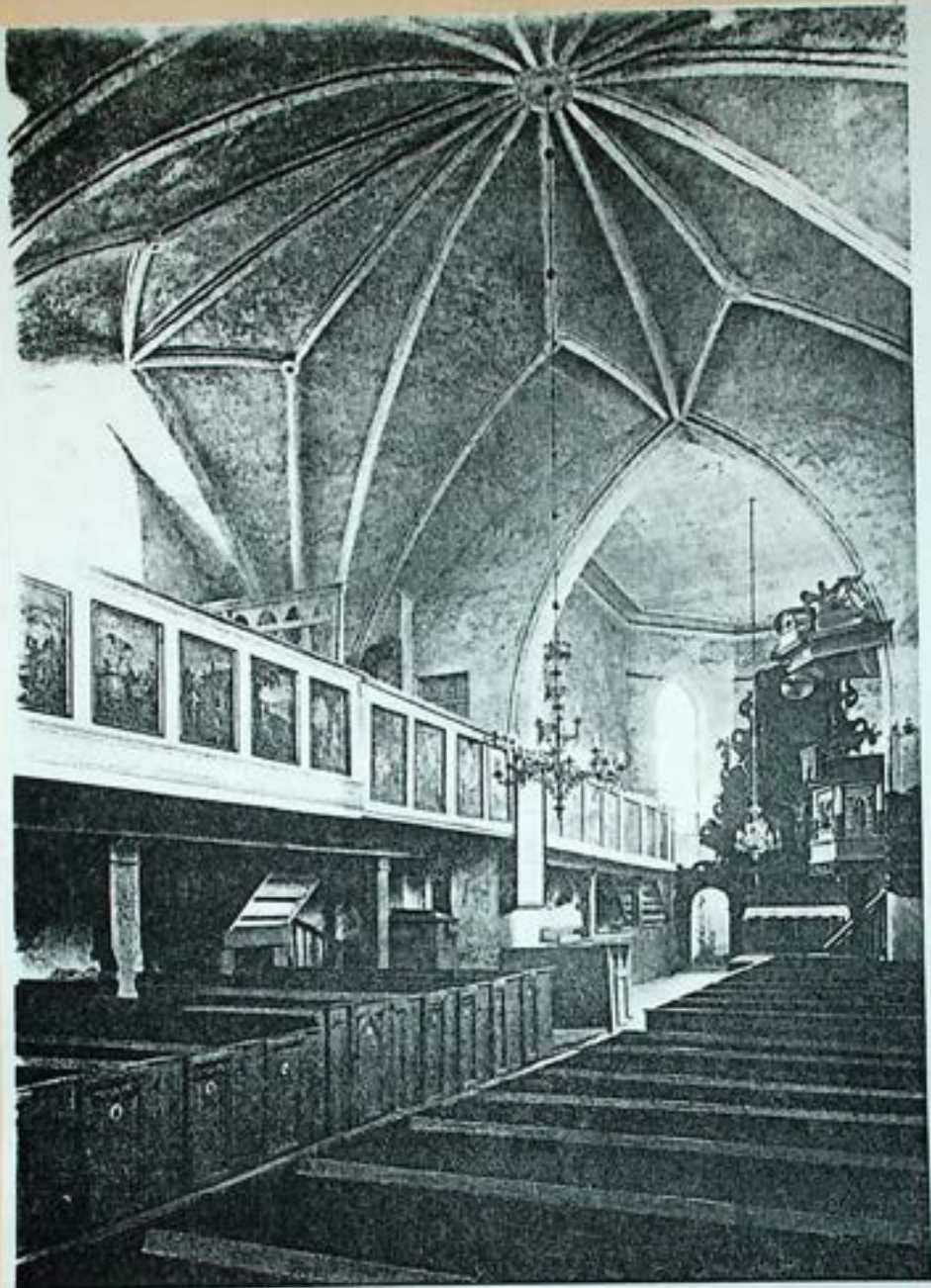
Pfarrer:

N., Heinrich	
N., Thomas	1535-1537
TORNER, Kilian	1537-1544
SCULTETUS, Hermann	1544-1548
MARIUS, Johann	1548-1556
MEYER, Johann	war 1566
CELLINUS, George	1567-1593
NEANDER, Anton	1593-1602
PRÄTORIUS, Adam	1603-1616
LINDINGIUS, Johann	1616-1645
ISING, Johann Christian	1646-1652
RANGER, Laurentius Dav.	1653-1660
WEIB, Christoph	1660-1701
WEIB, Johann Sigismund	1699-1701A 1701-1733
BUSOLT, Johann Christian	1729-1731A 1731-1747
RASCH, George Christoph	1744-1747A 1747-1770
BOROWSKI, Ludwig Ernst	1770-1782
GOLDBECK, Johann Friedr.	1782-1812
VOLKMANN, Johann Wilh.	1812-
SCHLAKOWSKI, Joh. Fr. G. F.	1837-1868
SCHAEFER, Joh. Gottfr. Em.	1868-1870
v. SCHÄWEN, Eduard H. A.	1870-1885
HOFFMANN, Ludw. Friedr. Ad.	1885-1901
DALLWIG, Carl Friedr. J.	1902-1922
KRÖSKE, Leopold	1922-1924
SÄTTLER, E. Johannes	1925-1929
GLAUBITT, Ernst	1930-1947
Diakonen u. 2. Pfarrer:	
WALTER, Christoph	1569-
WEDECKE, Joachim	?1579-1602
LINDINGIUS, Johann	1602-1616
SCHÄFER, Urban	1616-1628
WITZEL, Andreas	1628-1641
FRÖLICH, Christoph	1641-1654
HOLTZEIGEN, Levin	1654-1659
BURKHARD, Michael	1659-1664

Bau aus verputzten Ziegeln und Feldsteinen mit polygonalem Chorabschluß, Turm vom Beginn des 14. Jahrhunderts. Der beschädigte Turm erhielt 1862 einen neuen Helm, das gewölbte Innere der Kirche wurde 1877 erneuert. Chor und Langhaus sind durch einen Triumphbogen getrennt. Erst im 15. Jahrhundert Einziehung von Sterngewölben, der Chor behielt flache Decke. An den Wänden sind Reste alter Malereien erhalten. Die Bemalung der Emporen erfolgte im 17. Jahrhundert. Auf einer gotischen Mensa befindet sich der Altaraufsatz aus dem 17. Jahrhundert. Zwischen korinthischen Säulen zeigt das Hauptbild die Kreuzigung in einfacher Schnitzerei. Aus derselben Zeit stammt die Kanzel. Bei den Altargeräten handelt es sich um Arbeiten aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Die Orgel wurde von Casparini erbaut und im 20. Jahrhundert von Terletzki-Elbing grundlegend erneuert. Die drei Glocken sind aus den Jahren 1736, 1815 und 1869.

Dehio-Gall, Boetticher, Harnoch, Ulbrich; P. Gusovius: Der Landkreis Samland, Würzburg 1966

RANISCH, Heinrich	1664-1675
RÖSE, Christoph	1675-1715
WERNICKE, Erdm. Heinrich	1713-1715A
CLAU, Johann Christian	1715-1733
FEEGE, Martin Christian	1734-1742
MITZEL, Philipp Theodor	1743-1758
ROSENBAUM, Michael	1758-1761
ROSENHAGEN, Joh. Friedrich	1761-1780
STÜRTZ, Joh. Christ. Ernst	1780-1782
FÄRBER, Christian Alb.	1782-1815
KOWALEWSKI, Friedrich	1815-1826A
BORCK, Joh. Carl Friedr.	1826-1832
WEGNERN, Aug. Friedr. Wilh.	1832-1838
GREGOROVIVS, Rudolf C. F.	1838-1845
MERTENS, Adolf Gotthilf	1845-1852?
REINERT, Carl Ernst Ed.	1852-1868
GROPP, Adolf Ferd. Georg	1868-1870
unbesetzt	1870-1890
KÜBNER, Julius Paul	1891-1893V 1894-1899
KROESKE, Leopold	1899-1922
SÄTTLER, Ernst Johannes	1923-1925
GLAUBITT, Ernst	1925-1930
VORONOWICZ, Karl	1931-1935
DIGNATH, Walter	1943-1945
Hilfsprediger:	
BIELLA, Hans	1937



184. Schaaken, Innenraum

Schakunen, meliertes Dorf nahe dem Rußstrom, 18 km Ostl. f. von Heydekrug.

Vorgeschichtliche Altertümer im Rypke Schakunen:

Berkunen, 3 km Ostl. f. w. von S. P. W. R. I 1803 Nr. 66.

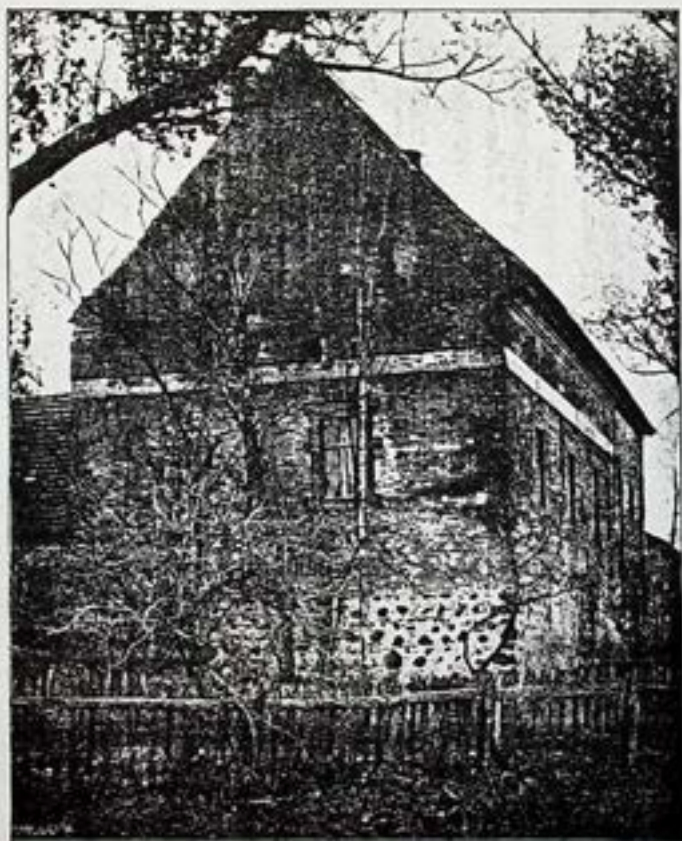


Abb. 83. Haupthaus Saalau.

In S. wurde als Tochterkirche von Ruß 1675 eine Kirche gebaut, die 1711 von Ruß getrennt und zugleich Mutterkirche von Kardeln (bis 1838) wurde.

Die jetzige ev. Pfarrkirche, königl. Patronats, ist 1745 von Feldsteinen mit hölzernem Dachreiter erbaut. Außen und innen einfach.

Zwei zinnerne Altarleuchter: Für die Kirche Schakunen 1830.

Taufstisch sechseckig mit Stuckreliefs: Simeon mit dem kleinen Jesus. — Die Verkündigung Mariä. — Johannes' Taufe. — Christi Taufe. — Flucht nach Ägypten. —

Schafunen, meliertes Dorf nahe dem Rußstrom, 18 km Ostl. f. von Seydekrug.

Vorgeschichtliche Altertümer im Ksple Schafunen:

Perkunen, 3 km Ostl. f. w. von S. P. W. R. I 1893 Nr. 66.

In S. wurde als Tochterkirche von Ruß 1675 eine Kirche gebaut, die 1711 von Ruß getrennt und zugleich Mutterkirche von Karkeln (bis 1838) wurde.

Die jetzige ev. Pfarrkirche, königl. Patronats, ist 1745 von Feldsteinen mit hölzernem Dachreiter erbaut. Außen und innen einfach.

Zwei zinnerne Altarleuchter: Für die Kirche Schafunnen 1830.

Taufstisch sechseckig mit Stuckreliefs: Simeon mit dem kleinen Jesus. — Die Verkündigung Mariä. — Johannes' Taufe. — Christi Taufe. — Flucht nach Ägypten. — Simeon mit Hanna (?). — An den Ecken Löwenköpfe. Oben und unten Kartuschen. — Auf dem Schalldeckel des Taufstisches der Auferstandene (mit den ihn umgebenden Kriegsknechten) auf einem Totenkopfe stehend, mit einer Schlange, die sich um einen Stab in seiner Hand windet. Abb. 86.

Orgelgehäuse mit Barockornamenten der Spätzeit.

In **Schillgallen**, 1 km Ostl. w. Schafunen, der h. Dreieinigkeith geweihte katholische Kirche, unter dem Patronate des Bischofs.

Nachrichten über das Ksple Schafunen:

Garnoch, C. u. S. 1890 290.

CRANZ u. SARKAU: (KK. Kbg. - Land II)
(1877). Gehörte vor 1877 zu Rudau,
Hpr. dort mit Sitz in Cranz

Pfarrer:

EBEL, Adalbert Gottl. Im.	1877-1885
VOBIUS, Hch. Otto Walter	1886-1888
HAHN, Friedr. Wilh. Th.	1889-1909
KALLINOWSKY, Arthur	1909-1910
SCHROEDER, Leopold Emil	1910-1914
GRÜTZBACH, Joh. Friedr. E.	1915-1928
LEEGE, Waldemar	1928-1945

Hilfsprediger:

REHBEIN, Gustav L.	1863-1866
FISCHER, Hilfg. Hch. Theod.	1866-1873
JAMROWSKI, Hch. David Herm.	1873-1877

GR.FRIEDRICHSDORF: (KK.Littauische
Niederung)

Pfarrer:

STRELIS, Michael	1869-1877
WETZKI, Heinrich August	1878-1883
GIRKON, Ernst Friedr. Mart.	1884-1899
GERB, Johannes	1900-1908
KÜSSNER, Eugen	1908-1912
MÜLLER, Georg	1913-1933
JOSWIG, Hermann	1934-1935H
	1935-1945

SECKENBURG: (KK.Niederung)(1891)

Pfarrer:

SALOPIATA, Herrs. Otto Arth.	1888-1891V
NICOLAUS, Emil Theodor	1891-1902
DÜMKE, Alfred	1902-1935
DAASE, Albert	1935-1945

Niederung

Elchniederung

SCHARFENRADE siehe Ostrokollen

SCHARNAU: (KK.Soldau)

Kgl. Gehörte früher zur Insp.
Neidenburg, seit 1919 wieder dort-
hin.

Pfarrer:

MATTHIAS	war 1556.
DEMBZIK, Balthasar	1572-
WILKOWIUS, Johann	1627-
ZOYKA, Johann	?1631-1662
NEUMANN, Michael, d. Ä.	1668-
NEUMANN, Michael, d. J.	1703- A
	-1722
POSNIAWSKI, Simon	1722-1736

- 133

WALTER, Christoph	1709-
WEDECKE, Joachim	?1579-1602
LINDINGIUS, Johann	1602-1616
SCHÄFER, Urban	1616-1628
WITZEL, Andreas	1628-1641
FRÖLICH, Christoph	1641-1654
HOLTZEIGEN, Levin	1654-1659

SCHAKUHNEN u. KARKELN: (KK.Heydekrug)
 Kirche 1675 erbaut. Gemeinde gehörte
 bis 1711 zu Ruß, dann selbständig mit
 Karkeln als filia. Gehörte früher zur
 Insp. Memel. Seit 1938 Schakendorf.
 Karkeln seit 1855 selbständig. Gehörte
 1919-1939 zum KK.Litt.Niederung.

Pfarrer:

KLEMM, Johann	1711-1730
KORTE, Johann Friedrich	1731-1768
LUX, Andreas	1769-1806
ERDMANN, Johann Wilhelm	1803-1806A 1806-1823
PRELLWITZ, Friedrich August	1824-1842
MUELLNER, Friedr. Ludw. Ferd	1843-1851
HASSENSTEIN, Johann Wilh.	1851-1889
EBEL, Herm. Célestin Georg	1890-1901
ENDRULAT, Heinrich	1901-1904
BLEIWEIß, Ernst	1904 V
WESSOLLECK, Karl Gustav F.	1905-1909
SCHEDUIKAT, Moritz Arthur	1909-1911
LEPENIES, Christoph	1912-1931
KLINGER, Erich	1931-1932H 1932-1933
MICKELUHN, Karl	1937 V 1937-1945

Namensänderung der
(Mitteilungen des K)

früher:

Reg. Bez. Kbg.:

Molthainen

Muldschen

Kaymen

Lauknen

Mehlauken

Popelken

Sussemlken

jetzt:

Molteinen

Mulden

Kaimen

Hohenbruch

Liebenfelde

Markthausen

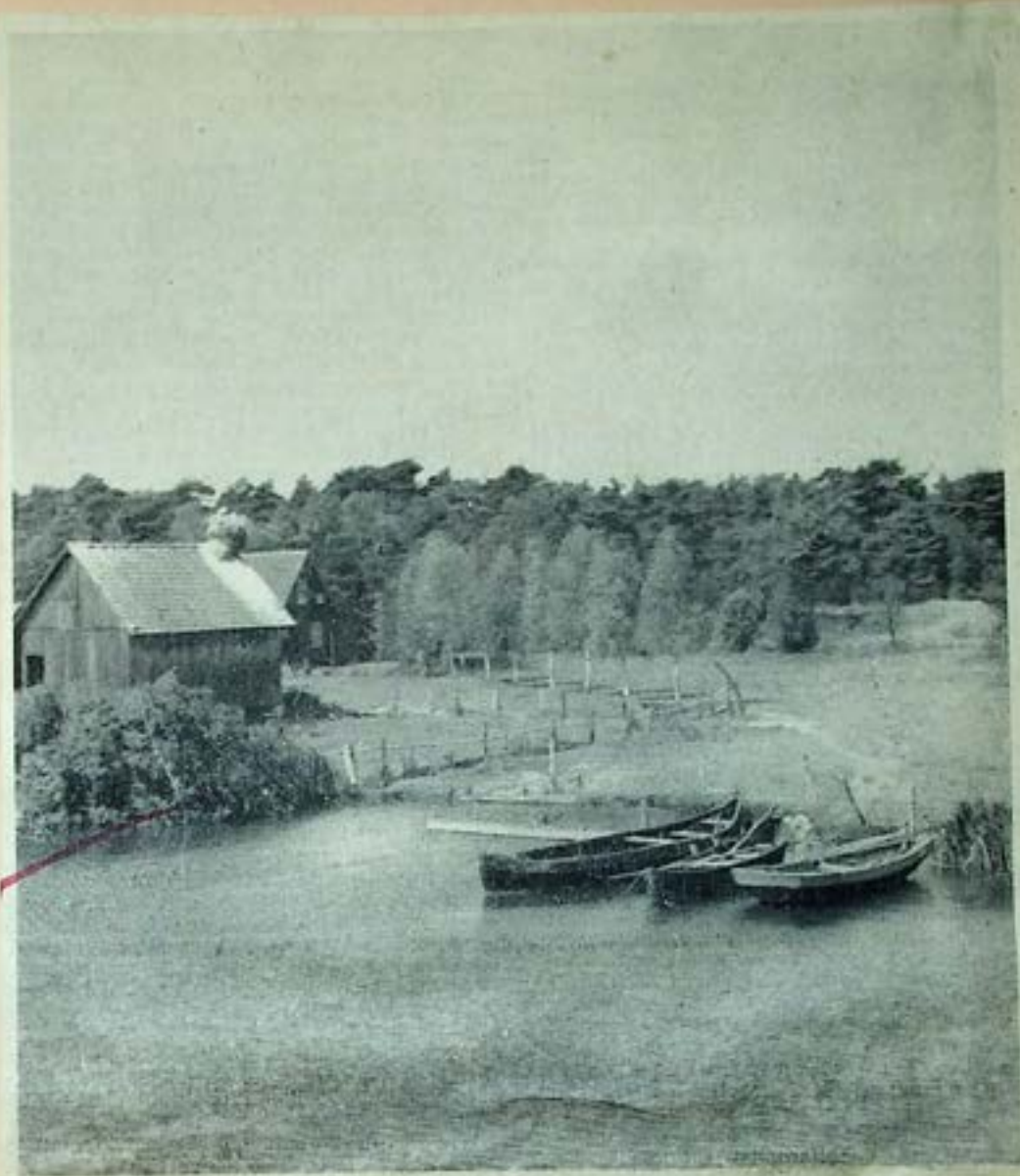
Friedrichsrode

Schenkendorf



Der Gasthof Schipporeit in Schenkendorf, von dem in unserem Bericht erzählt wird

Foto Haubensack



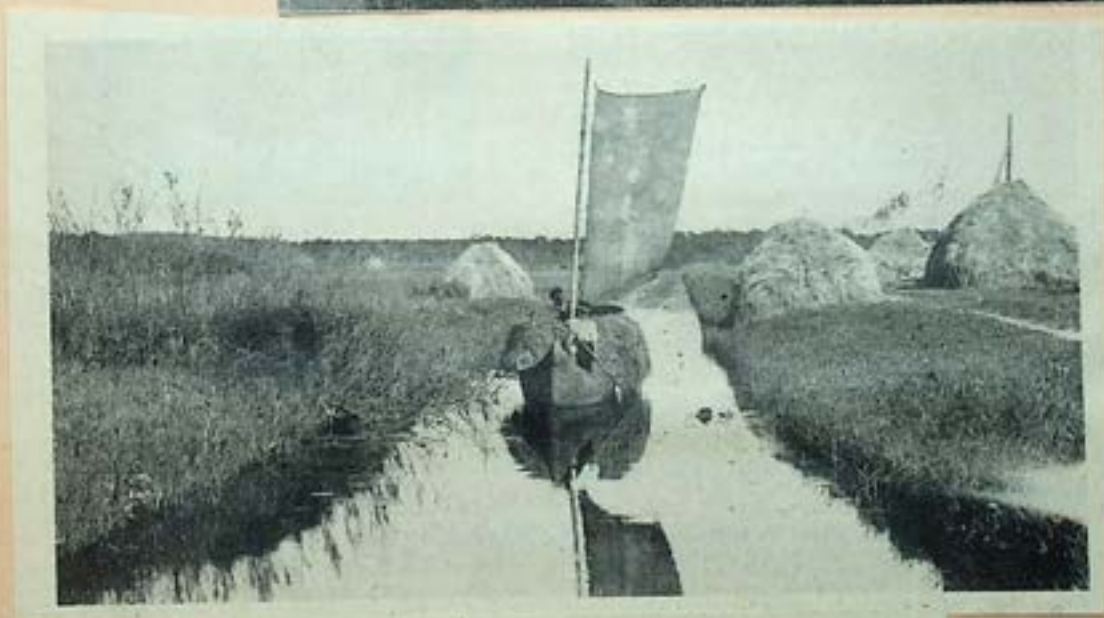
Haffküste bei Schwentlund

Nah bei Cranz liegt das Schwentlunder Hochmoor. Den in dieses Waldgebiet kommenden Kurgästen vermittelte es ein Naturerlebnis, das einen abwechselnden Gegensatz zum Strand- und Badebetrieb bildete. Um Schwentlund bestand einst ein Tief des Kurischen Haffs zur Ostsee. Darüber wird im Rahmen einer Geschichte des beliebten ostpreußischen Seebades auf Seite 11 berichtet.

Aufnahme: Mauritius



Dieses hübsche Foto von
einem Eichkalb gelang Ruth
Hallenleben im
Tawellingker Forst an
der Ostküste des Karischen
Jaffs.



Oben links: Fuder ohne Räder: Der Kahn auf einem Stichkanal bei Tawe hat diesmal Heu geladen.